00099702

00099702

Digitized with financial assistance from

HT Parekh FOUNDATION

An Initiative by HDFC

WITH YOU, RIGHT THROUGH

on 27 November, 2018

F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

99702
00-a-5

Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet

von

Dr. G. L. Kriegk.

Vol 7th

Siebenter Band.

Frankfurt a/M., 1847.
Franz Varrentrapp's Verlag.
Ph. Krebs.

9ta 930
Schlwel
RQ5
940
99702

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Inhalt des siebenten Bandes.

Geschichte des Mittelalters.

III. Das Zeitalter der Kreuzzüge (Fortsetzung).

Seite

III. Geschichte der vornehmsten Staaten Europa's bis gegen die Zeit des dritten Kreuzzuges (Fortsetzung) . 1

4. Französische Geschichte seit Philipp's I. Regierungsantritt 3
5. Englische Geschichte von Wilhelm I. an bis auf den Regierungsantritt Heinrich's II. 19
6. England unter Heinrich II. 38

IV. Der zweite und dritte Kreuzzug und die damit zusammenhängenden Begebenheiten in Deutschland, Italien, England und Frankreich 54

1. Der zweite Kreuzzug und der Orient bis zum Beginn des dritten Kreuzzuges 54
2. Friedrich Barbarossa's letzte Jahre und sein Kreuzzug 72
3. Der Kreuzzug der Könige Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England . . . 81
4. Deutschland und Italien von Friedrich Barbarossa's Tod an bis zur Ermordung Philipp's von Schwaben 94
5. England und Frankreich am Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts . . . 108

V. Die letzten Kreuzzüge und die mit ihnen zusammenhängenden Begebenheiten 131

1. Pabst Innocenz III. 131
2. Frühere Geschichte von Venedig 138
3. Übersicht der byzantinischen Geschichte zur Zeit der ersten Kreuzzüge 142
4. Der vierte oder lateinische Kreuzzug 159
5. Das lateinische Reich in Constantinopel 169
6. Geschichte der Ejubiden und der christlichen Unternehmungen im Orient von Saladin's Tod an bis zur Zeit Ludwig's des Heiligen 190
7. Ludwig's des Heiligen Kreuzzug nach dem Orient . 204
8. Geschichte der Orientalen von der Entstehung des Reiches Chowaresmien an bis auf die Erscheinung der osmanischen Türken in Kleinasien 212
   1. Die Chowaresmier und Ghoriden 212
   2. Die Tataren unter Dschingiskhan und seinen Söhnen bis zum Untergange des chowaresmischen Reiches 218

Seite

3. Die Züge der Tataren nach Europa . . . 231
4. Das mongolische Reich in der ersten Zeit nach Dschingiskhan's Tod und der Untergang des Khalifats. 238
5. Persien, Syrien und Egypten bis zum gänzlichen Untergange der christlichen Macht in Palästina 245

VI. Das Abendland zur Zeit der letzten Kreuzzüge.

Erste Abtheilung. 251
1. Südfrankreich vor dem Albigenser-Krieg . . . 251
2. Der Albigenser-Krieg 255
3. Deutschland und Italien vom Tode Philipp's von Schwaben an bis auf Gregor's IX. Regierungsantritt 270
4. Deutschland und Italien während der Zeit des Pabstes Gregor IX. 279
5. Italien unter Friedrich II. und Innocenz IV. . . 298
6. Italien von Friedrich's II. Tod an bis zum Untergange Manfred's 305
7. Neapel und Sicilien unter den ersten Königen des Hauses Anjou 318
8. Literatur und Bildung der Zeiten der Kreuzzüge bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. . . 340
   1. Schulwissenschaft der Zeit, soweit sie mit dem Leben in unmittelbarer Verbindung stand . . 340
      a) Geschichte 340
      b) Schulstudien 348
   2. Eigentliche Volksliteratur 359
      a) Romanische und romantische Bildung . . 359
      b) Deutsche Literatur und Bildung . . . 367

Zweite Abtheilung 377
1. Italien im Allgemeinen und der Kirchenstaat, Rom, Florenz, Pisa und Mailand insbesondere . . . 377
2. Deutschland im dreizehnten Jahrhundert . . . 392
   1. Dänische Angelegenheiten während der Regierung der Hohenstaufen 392
   2. Die Stedinger und die Inquisitions-Versuche in Deutschland 399
   3. Deutsche Geschichte von der letzten Zeit Friedrich's II. an bis auf die Erwählung Rudolf's von Habsburg 403
   4. Baiern und Östreich in der letzten Zeit vor der Erwählung Rudolf's von Habsburg . . . 416
   5. Die Regierung Rudolf's von Habsburg . . . 421
   6. Adolf von Nassau und Albrecht I. von Östreich 435
3. Geschichte der Reiche England und Schottland bis auf den schottischen König Johann Balliol . . . 453
4. Frankreich von Ludwig VIII. an bis auf Philipp's IV. Regierungsantritt 473
5. Philipp IV. von Frankreich und Eduard I. von England bis zum Anfang des Streites zwischen Philipp und dem Pabst Bonifacius VIII. 482

Geſchichte des Mittelalters.

III. Das Zeitalter der Kreuzzüge.

(Fortſetzung.)

III. Geſchichte der vornehmſten Staaten Europa's bis gegen die Zeit des dritten Kreuzzuges.

4. Franzöſiſche Geſchichte ſeit Philipp's I. Regierungsantritt.

Das franzöſiſche Reich, deſſen Geſchichte oben (Th. VI. S. 61) bis auf den Regierungsantritt Philipp's I. geführt worden iſt, war unter dieſem König ebenſo, wie unter ſeinen nächſten Vorgängern, im Grunde blos auf die Länder Artois, Picardie, Isle de France, Champagne, Orleanois, Maine, Anjou, Touraine, Berry, Nivernois, Bourbonnois und Auvergne beſchränkt; denn in den übrigen Theilen des Reiches galt das königliche Anſehen nur äußerſt wenig oder gar nichts, und ſchon unter Philipp's zweitem Nachfolger trat auch in den Grafſchaften Maine und Anjou, welche damals an England kamen, das nämliche Verhältniß ein. Das Herzogthum Burgund gehorchte kaum, und weigerte nach Philipp's Tode förmlich den Gehorſam; die Normandie war durch Wilhelm den Eroberer mit England verbunden worden; die Bretagne ſtand in der Abhängigkeit der Normannen, war aber ſonſt durch Geſetz, Sprache und Sitten ein ganz für ſich beſtehender Staat; im Süden desſelben lag das Gebiet der Herzoge von Aquitanien und der Grafen von Poitou, die ſich ſehr wenig um den franzöſiſchen König bekümmerten; ſüdlich von dieſen und bis tief in die Provence hinein hatten die Grafen von Toulouſe oder, wie ſie nach ihrem Sitze gewöhnlich genannt werden, die Grafen von St. Giles (St. Aegidius) die Rouergue und die Mark Gothien mit ihren Beſitzungen vereint, und nannten ſich Herzoge von Narbonne; die

Dauphiné und die Provence hatten eigene Herren, und von der Saone an bis nach Montpellier galt noch der Schatten des arelatischen Reiches (s. Th. VI. S. 22) für eine wahre Gestalt. Auch in den übrigen Provinzen gehorchten die Vasallen dem französischen Könige nie länger, als es ihr eigener Vortheil erforderte; wenn er sie angriff, zogen sie sich in ihre Burgen zurück, und warteten, bis die Dienstzeit seiner Leute verflossen und seine schwache Kasse erschöpft war.

Das geringe Ansehen des Beherrschers von Frankreich ward durch Philipp's I. Benehmen noch mehr geschwächt. Gleich anfangs wollte er den einen Sohn des Grafen Balduin V. von Flandern, der seinen Bruder in einer Schlacht getödtet und dessen Land besetzt hatte, für diesen Frevel bestrafen und die Grafschaft Flandern den Kindern des Erschlagenen als den rechtmäßigen Erben erhalten, er ward aber geschlagen und verstand sich dazu, den Räuber im Besitze seines Raubes anzuerkennen. Noch weit mehr schadete er seinem Ansehen durch einen Ehestreit, in welchen er sich aus Leichtsinn verwickelte. Er verstieß 1090 seine Gemahlin, Bertha, um Bertrade, die Gemahlin des Grafen Fulko IV. von Anjou, heirathen zu können, und vermählte sich mit der Letzteren, ohne auf die Kirchengesetze im mindesten Rücksicht zu nehmen. Darüber gerieth er nicht nur mit dem Pabst Urban II., sondern auch mit der französischen Geistlichkeit in einen gefährlichen Zwist. Seine zweite Ehe wurde auf einer Versammlung der Bischöfe des Reiches für ungültig erklärt, er selbst aber, weil er sich zur Trennung von Bertrade nicht verstehen wollte, mit dem Banne belegt (1095). Er trotzte zwar eine Zeitlang der Kirche und ihrem Oberhaupte, sah sich aber doch zuletzt genöthigt, Buße zu thun und das Versprechen zu geben, daß er sich von Bertrade trennen wolle (1104). Nichts desto weniger setzte er auch nachher den Umgang mit dieser fort.

Als Philipp 1108 starb, übernahm sein Sohn erster Ehe, Ludwig VI. oder der Dicke, welcher in der letzten Zeit bereits Mitregent gewesen war, die Regierung allein. Dieser fand das Reich in dem traurigsten Zustande; denn außer daß das königliche Ansehen gegenüber den Vasallen ganz herabgesunken war, herrschte im nördlichen Frankreich, das an Bildung um mehr

als ein Jahrhundert hinter den südlichen Provinzen zurückstand, eine schauderhafte Rohheit der Sitten und ein völliger Mangel an allen moralisch-religiösen Gefühlen. Mord und Raub, Ehebruch, Entführung verheiratheter Frauen, Verachtung des Kirchenbannes und Grausamkeiten, die wir sonst nur bei Huronen oder Irokesen zu finden gewohnt sind, waren an der Tagesordnung; ja, es werden uns sogar von einzelnen Großen des Reiches überraschende Züge eines ganz rohen und offen zur Schau getragenen Unglaubens berichtet, die man in solchen Zeiten ohne irgend eine Verbindung mit Aberglauben nicht hätte erwarten sollen. Indessen war diese Entartung für die Hebung der so sehr gesunkenen königlichen Gewalt in hohem Grade förderlich; denn als weder die geistliche noch die weltliche Macht dem Übel zu steuern vermochte, führte das Übermaß der Verwirrung ganz natürlich auf den Gedanken, durch Unterstützung des Königs eine Änderung zu bewirken, welche ohne die Erhöhung seines Ansehens nicht bewirkt werden konnte. Zu dieser Vermehrung der königlichen Macht trugen außerdem noch viele andere Umstände bei, am meisten aber die in jene Zeit fallende Errichtung der Stadtgemeinden. Die alten römischen Städterechte hatten sich nur im Lande Languedoc, das jedoch nicht zum französischen Reiche gehörte, erhalten, und hier findet sich daher auch die älteste Spur von den drei Ständen, welche bis auf die französische Revolution fortbestanden; überall sonst waren die Städte entweder geistlichen oder weltlichen Herren unterworfen. Der Druck der Gewalt, den diese ausübten, erweckte jedoch in den Bürgern der Städte das Streben nach Freiheit, und der König gewährte ihnen dabei in seinem eigenen Interesse eine kräftige Unterstützung. Weil man nämlich damals ebenso, wie zu allen Zeiten, das Recht selbst nicht zu läugnen wagte, sondern sich nur der Ausübung desselben widersetzte, so konnte der König auch da, wo er sonst keine Rechte hatte, Stadtprivilegien ertheilen, und die Bürger selbst sorgten nachher schon dafür, daß diese Rechte ihnen erhalten würden. Auf solche Weise entstanden im Reiche nach und nach viele Stadtgemeinden, welche zwar gegen ihre Herren noch zu gewissen Leistungen verpflichtet blieben, aber ihre Angelegenheiten durch selbstgewählte Beamte verwalten ließen. Für den König ward dies aus dem doppelten Grunde vortheil-

haft, weil die Freiheit der Städte ohne ihn weder errichtet, noch behauptet werden konnte, und weil die geistlichen und weltlichen Herren von dieser Zeit an oft seiner Hülfe gegen die Städte bedurften; denn mit der größeren Freiheit wuchs auch der Übermuth der Bürger, und benachbarte Große gewährten ihnen nicht selten Hülfe, um entweder eine Stadt an sich zu reißen oder auch ihren eigenen Gegnern wehe zu thun. Dies gab dann dem Könige Gelegenheit, zu gleicher Zeit die Abgaben der Städte und die Gerichtsgelder der Äbte und Bischöfe an sich zu bringen.

Diese Verhältnisse, verbunden mit dem wichtigen Umstande, daß die Könige von Frankreich zum Unterschied von den deutschen Königen ihr ererbtes Herzogthum beibehielten, hoben die Macht und das Ansehen der Krone schon unter Ludwig VI. sehr, selbst noch ehe der Abt Süger Rathgeber desselben ward und nachher durch seine Staatsweisheit vortreffliche neue Einrichtungen schuf. Es zeigt sich daher auch zwischen dem Anfange und dem Ende von Ludwig's Regierung ein recht auffallender Contrast. Im Anfange durfte er mit seiner Krönung und Salbung nicht warten, bis der Erzbischof von Rheims, dem die Verrichtung dieser Ceremonie gebührte, zugegen sein konnte, weil ein Theil der Großen ihn in seiner Macht noch mehr zu beschränken oder wohl auch ganz zu beseitigen hoffte, obgleich er schon zu seines Vaters Lebzeiten von den Ständen als Herrscher anerkannt worden war. Am Ende seiner Regierung dagegen hatte er durch die kluge Art, wie er bald den Vermittler machte, bald als Kämpfer sich in den Streit der kleinen Herren mischte, seine Macht und sein Ansehen so sehr gehoben, daß er auch den mächtigeren Vasallen furchtbar war. Demüthigte er doch sogar den Grafen Theobald von Champagne, Blois und Chartres, der fast ebensoviele Einkünfte und Lehensleute, als der König selbst, hatte und auf die Unterstützung seines mütterlichen Oheims, des Königs Heinrich I. von England, rechnen konnte!

In den letzten Jahren Ludwig's VI. erhielt der Abt von St. Denys, Süger, ein Mann, der jedem Geschäfte gewachsen war, den Haupteinfluß auf die Regierung, und begann die ruhmvolle staatsmännische Thätigkeit, durch welche er nicht nur den Thron gleichsam neu errichtete und begründete, sondern auch in manchen anderen Beziehungen sich um sein Vaterland unsterbliche Verdienste

erwarb. Sügers Geschichte ist gewissermaßen die Geschichte der Befestigung der königlichen Gewalt in Frankreich und der Wiedervereinigung der abgelösten Glieder des französischen Reiches; denn ein Mann, wie Süger, konnte noch in ganz anderem Umfange nützen, als Wibald in Deutschland (s. Th. VI. S. 433 f.), weil er nicht nur, wie dieser, bloßer Staatsmann im Kabinet und auf Versammlungen, sondern auch eigentlicher Kameralist und Staatsökonom war. Er hatte seine erste Bildung auf der Schule von Saumur, einer damals sehr berühmten Lehranstalt, erhalten, und war dann als Mönch in St. Denys der Vertraute seines Abtes geworden. Dieser hatte ihn gebraucht, um die wichtigsten Angelegenheiten seines Klosters beim Pabste auf Kirchenversammlungen und beim Könige zu betreiben, und Süger hatte in seinen Unterhandlungen das Zutrauen Beider gewonnen. Er war nachher als bloßer Mönch Archivar des Klosters, hatte als solcher das Herkommen, welches der Verfassung nach als ein heiliges Vermächtniß der Väter über dem neuen Gesetze stand, stets im Gedächtniß, und verlor es auch später nie aus den Augen. Da er in Zeiten lebte, wo die bloßen Künste des Friedens ohne Kriegserfahrung wenig galten, so ließ er sich von seinem Abt als Probst nach Touri versetzen, und focht drei Jahre hindurch an der Spitze seiner Reisige gegen den Grafen Hugo von Puiset. Dieser schreckliche Tyrann, der in seiner Raubgier und Zerstörungssucht auf nichts Rücksicht nahm, mußte zuletzt Süger's Angriffen weichen, obgleich ihm die Herren in der Normandie, der mächtige Graf Theobald von Champagne und alle anderen gleichgesinnten Nachbarn beistanden; und der König, der den rüstigen Probst dreimal in eigener Person mit seiner ganzen Heeresmacht unterstützt hatte, gewann durch die Vernichtung der Raubhöhlen Hugo's bedeutend an Ansehen. Im Jahre 1123 ward Süger Abt von St. Denys. Er richtete als solcher seine ganze Aufmerksamkeit auf die Finanzen seines Klosters, und war namentlich darauf bedacht, die Güter und Zölle den Händen der Juden, die sie gepachtet hatten, zu entziehen. Da er seit seinem Eintritte bei Hof vom Könige unzertrennlich war, so wurde sein Kloster zugleich ein Mittelpunkt der Geschäfte und des weltlichen Lärms, und der heilige Bernhard tadelte deshalb den Abt-Minister sehr; Süger vermied aber nachher das äußerlich

Anstößige, führte ein stilles, geräuschloses Leben, und suchte die Befriedigung seines Ehrgeizes als Abt lieber in der Ausschmückung seiner Kirche. Dadurch erhielt er zugleich Gelegenheit, die Künste in Frankreich zu beleben und den Sinn für verfeinertes Leben zu wecken, obgleich nicht zu verkennen ist, daß er bei der Verherrlichung seiner Kirche mehr auf die Kostbarkeit des Materials, als auf die Schönheit der Form Werth legte. Er verzierte seine Kirche mit einer großen Masse edler Metalle und Steine, unter denen man jedoch gerade den Diamant vermißt, wahrscheinlich weil ihn die Franzosen damals noch nicht zu behandeln verstanden. Übrigens ist die große Menge der von ihm in St. Denys verwendeten Kostbarkeiten für uns besonders aus dem Grunde merkwürdig, weil sie recht deutlich zeigt, warum die edlen Metalle in Europa mehrere Jahrhunderte lang einen im Verhältniß zu anderen Bedürfnissen sehr hohen Werth behielten. Tausende von Kirchen nämlich verschlangen auf ähnliche Weise große Massen jener Metalle. Doch gewährte dies andererseits auch den Nutzen, daß durch die Seltenheit derselben die zu schnelle Entwickelung des geselligen Verkehrs und des Handels unbemerkt aufgehalten ward.

Als Staatsmann suchte Süger mit einer Klugheit, die ihm in jedem Zeitalter Ehre gemacht haben würde, bald die Städte zu begünstigen, bald sich der kleineren Vasallen gegen die größeren anzunehmen, bald die mächtigen Bischöfe gegen ihre Nachbarn oder umgekehrt diese gegen jene zu schützen. Auch wußte er den Grafen der westlichen Gegenden, welche die Vogtei über die Klöster in Anspruch nahmen, Schranken zu setzen, und selbst die Anmaßung, die sich die geistliche Gewalt in weltlichen Dingen erlaubte, mit Festigkeit zurückzuweisen oder zurückzuhalten. In letzterer Hinsicht hatte er besonders an dem heiligen Bernhard einen furchtbaren Gegner, weil dieser mit dem Feuereifer und der heiligen Begeisterung eines Mystikers ebenso die Staatsmänner, als die Philosophen der Zeit bekämpfte. Süger ließ sich jedoch nicht stören, und als er unter Ludwig's VI. Nachfolger die ganze Reichsverwaltung in seine Hände bekam, setzte er in Beziehung auf die Geistlichkeit Dinge durch, welche selbst in den folgenden Zeiten von den französischen Königen nur schwer erreicht wurden. „In seiner Hand, sagt ein Annalist, lag die Verleihung und der Verlust

der geistlichen Ämter; denn von seiner Zustimmung hing es ab, ob erwählte Priester geweiht, von seinem Winke, ob Äbte in ihre Stellen eingesetzt werden sollten. Ihm gehorchten und unterwarfen sich ohne Haß und ohne Widerstreben die Bischöfe. Sie erschienen, so oft er sie rief, vor ihm, und kehrten mit dem freudigen Gefühle heim, daß sich unter der Geistlichkeit ein Mann gefunden habe, der allein statt Aller die Last der Regierung zu tragen vermöge. Auch der Pabst war so sehr von Achtung gegen Süger erfüllt, daß alles, was dieser in Frankreich verordnet hatte, in Rom als gültig angesehen wurde." Süger suchte übrigens später unter dem Scheine einer blos geistlichen Sache, bei der er jedoch die Reichsregierung nie aus den Augen verlor, auch jenen mächtigen Apostel und Propheten seiner Zeit zu gewinnen, um mit dessen Hülfe dem Unfuge der Großen zu steuern, welche, nicht zufrieden mit weltlichen Würden, auch die geistlichen an sich rissen; wenigstens erreichte er seinen Zweck gegen sie zuverlässig nur durch des heiligen Bernhard redliche Unterstützung. In Rücksicht der politischen Lage Frankreichs bewog Süger den König, seinen Sohn und Nachfolger, Ludwig VII., mit Eleonore, der Tochter und Erbin des Herzogs Wilhelm IX. von Guyenne oder Aquitanien, zu vermählen, um dadurch sowohl diese Provinz, als auch die Grafschaften Poitou und Saintonge, welche ebenfalls dem Herzoge gehörten, an die Krone zu bringen. Diese Ehe war unglücklich, und hatte einen ganz anderen Erfolg, als man erwartet und beabsichtigt hatte; Ludwig VII. wagte zwar, so lange Süger lebte, nicht an eine Scheidung zu denken, er vollzog sie aber nachher doch, und da Eleonore darauf mit dem englischen Thronerben, Heinrich II., eine neue Ehe schloß, so kamen die genannten Provinzen an England. Die Vermählung seines Sohnes mit Eleonore war übrigens die letzte einigermaßen bedeutende Regentenhandlung Ludwig's VI. Er starb kurze Zeit nachher (1137).

Ludwig VII. hatte schon vorher an der Regierung Theil genommen; es trat daher auch mit seiner Thronbesteigung keine Änderung ein, Süger's Einfluß nahm vielmehr zu, und bald wurden alle Geschäfte von ihm allein geleitet. Zu Ludwig's VII. Zeit zeigt sich in Frankreich ein reger Eifer für Baukunst, Malerei und Schnitzkunst, welchen besonders Süger weckte und nährte.

Doch war dieser neu erwachte Sinn für die Künste vielleicht mehr eine natürliche Folge der Umstände, als ein Ergebniß der Bemühungen des weisen Abtes; denn auch die speculativen Wissenschaften, welche Süger keineswegs beschützte, wurden damals von den Franzosen mit neuem Eifer getrieben. Um diese Zeit verbreitete sich nämlich in Frankreich jene neue Philosophie, welche zwar von Sophisten geschaffen war, und durch die Eitelkeit der Gelehrten und der Jugend genährt ward, die aber nichts desto weniger im Gange der Dinge selbst gegründet war, und den menschlichen Geist auf eine neue Weise im Denken übte (s. Th. VI. S. 150 u. S. 328 ff.). Vergebens suchte der heilige Bernhard aus übel verstandener Frömmigkeit das Forschen über Glauben und Wissen zu hemmen und der Gelehrten Eitelkeit zu verfolgen, welche nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur auch damals, wie immer, der Entwickelung des Geistes förderlich war. Seine Verfolgung war doppelt thöricht, weil diese Sophisten-Eitelkeit durch die Richtung der damaligen Bildung und durch den Zustand der Völker Europa's begünstigt wurde. Die neuen Weisen zogen den ganzen Umfang des Wissens in ihren Kreis; Abälard, seine Geliebte und seine Schüler führten den Plato und Aristoteles in den Schulen und Kirchen ein; sie hatten das Denken geweckt, und seitdem dieses erwacht war, mußte es ein thörichtes und vergebliches Unternehmen sein, die rohe Knabenzeit der damaligen Generation zur Muttermilch der Kirche und ihrer Kinderzeit zurückführen und den forschenden Verstand durch die Spielereien des Bilderwesens aufhalten zu wollen. Dies fühlte man sogar in Italien; denn die vornehmsten Geistlichen der römischen Kirche begaben sich nach Frankreich, um aus der neu eröffneten Quelle der Weisheit zu schöpfen.

Übrigens liehen Süger und sein König dem heiligen Bernhard zwar den Arm der weltlichen Gewalt, um gegen den Gang des menschlichen Geistes zu kämpfen, der durch keinen anderen Arm, als den göttlichen, aufgehalten wird; dagegen scheuten sie, wenn es wesentliche Rechte des Reiches galt, weder ihn noch seinen Pabst. Das zeigte sich 1140 bei der Besetzung des erledigten Erzbisthums Bourges. Innocenz II. bestätigte übereilt einen Geistlichen als Erzbischof, welchen Ludwig verworfen hatte; dieser verbot darauf die Einsetzung des päbstlichen Can-

bidaten, und verpfändete seine Ehre, daß derselbe nie zum Besitze gelangen solle. Der heilige Bernhard donnerte, der Pabst schleuderte den Blitz seines Bannes auf den König, und belegte das unschuldige Reich mit dem Interdicte, Graf Theobald von Champagne, der wegen eines anderen Streites mit Ludwig gern die Hand dazu bot, suchte dem Spruche des Pabstes mit den Waffen Nachdruck zu geben, — Alles umsonst. Erst nachdem das Interdict drei Jahre lang auf dem Lande geruht hatte, gelang es dem heiligen Bernhard, die Sache zu vermitteln. Die Bedingungen, unter welchen sich der König mit dem Pabste aussöhnte, sind uns zwar unbekannt; doch wissen wir, daß er sich zur Anerkennung des vorher verworfenen Bischofs verstand.

Gerade als dieser Streit beendigt war, kam die Nachricht von Zenghi's Fortschritten im Orient zu den Bewohnern der westlichen Reiche, und der heilige Bernhard, der sich durch seine Predigten schon damals großen Ruhm erworben und dem Pabste zum Besitz von Rom verholfen hatte, übernahm es jetzt, einen neuen allgemeinen Kreuzzug in den Ländern romanischer Zunge zu verkündigen. Seine Kreuzpredigten hatten zwar den beabsichtigten Erfolg, sie brachten ihn selbst aber später fast um seinen ganzen Ruf der Heiligkeit, weil seine Verheißungen und Prophezeiungen ohne Erfüllung blieben. Übrigens bearbeitete Bernhard die Gemüther zuerst durch Briefe, und durch Reden, die er in verschiedenen Gegenden hielt, dann benutzte er den Umstand, daß der König wegen der Gräuelthaten, die seine Leute in einer Fehde begangen hatten, sein Gewissen gedrückt fühlte, um auch ihn zu einem solchen Unternehmen geneigt zu machen; und erst nachdem auf diese Weise Alles gehörig vorbereitet war, suchte er (1146) auf einer großen Versammlung bei Vezelai ebenso, wie vormals Pabst Urban bei Clermont (s. Th. VI. S. 387), durch den Nachdruck seiner Rede und durch die Feierlichkeit religiöser Ceremonien den Enthusiasmus der geistlichen und weltlichen Großen zu wecken. Der heilige Mann kannte seine Zeit und das Gemüth seiner Landsleute so vortrefflich, daß er selten seine Absicht verfehlte. So auch jetzt; nicht blos die bedeutendsten Vasallen des französischen Königs, sondern auch die Grafen von Flandern, Montferrat und Turin wurden in Vezelai zur Theilnahme am heiligen Kriege fortgerissen,

und Bernhard war, obgleich er eine ganze Masse von Kreuzen hatte mitbringen lassen, zuletzt genöthigt, sein eigenes Gewand zu zerschneiden, um das Verlangen aller derer zu befriedigen, welche von ihm das Kreuz zu empfangen begehrten. Nachdem der Kreuzzug beschlossen war, wurden sogleich die nöthigen Anordnungen für denselben getroffen, und vor allem Andern Unterhandlungen mit dem Kaiser Manuel I. von Constantinopel angeknüpft. Da Manuel ein besonderer Freund der Tempelherrn war, so bediente sich der französische König dieser, um ein freundliches Verhältniß mit den Griechen herzustellen. Er erreichte seinen Zweck vollständig; denn die Franzosen erfreuten sich nachher im griechischen Reiche einer Aufnahme, wie sie in der ganzen Zeit der Kreuzzüge keinem anderen Volke zu Theil ward. Die Regierungsangelegenheiten ordnete Ludwig für die Dauer seiner Abwesenheit so, daß er an die Spitze der bürgerlichen Verwaltung zwei geschäftskundige Geistliche den Abt Süger und den Erzbischof Samson von Rheims, stellte, und ihnen durch eine unter Bernhard's Einfluß gehaltene Versammlung der Reichstände einen Kriegsmann oder, wie die Geschichtschreiber jener Zeit sich ausdrücken, einen weltlichen Degen beigeben ließ. Der Letztere sollte gleichsam als Stellvertreter des Königs und als militärischer Gewalthaber angesehen werden; die beiden Geistlichen aber sollten die Gerechtigkeitspflege leiten und die Aufsicht über die Finanzen, über die auswärtigen Angelegenheiten und über den Klerus führen. Da der von den Reichsständen gewählte Kriegsmann das angetragene Amt verschmähte, so setzte der König, wir wissen nicht, ob mit oder ohne Zustimmung der Stände, den Grafen Raoul von Vermandois als Reichsverweser ein. Die Ernennung dieses Mannes ist deshalb sehr befremdend, weil derselbe damals excommunicirt war, und also die sonderbare Erscheinung eintrat, daß ein von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossener Mann neben einem Abt und einem Erzbischof der Regierung vorstand.

Da die unruhigsten Köpfe des Landes mit dem Könige nach Palästina zogen, so war bis zu ihrer Rückkehr ein Kriegsmann zur Leitung des Staates weniger nöthig, und da auch der Erzbischof Samson nur der höheren Geistlichkeit zu Gefallen, also mehr der bloßen Form wegen gewählt war, so führte Süger das

Ruder des Staates allein. Er lenkte dasselbe mit bewunderungswürdigem Talente. Aus seiner Correspondenz mit dem Könige und den Gliedern des Reiches ersieht man mit Staunen, welche Tiefe staatskundiger Weisheit und welche Geschicklichkeit der Verwaltungskunst mitten in diesen Zeiten roher Verwirrung sich in einzelnen Köpfen entwickelte. Vor Allem verdient bemerkt zu werden, daß er als Mann des Friedens und des Rechtes auch von denen geachtet wurde, welche den Arm des Königs sonst wenig fürchteten. Selbst der mächtigste Große des Reiches, der Graf Gottfried Plantagenet von Anjou, beugte sich vor ihm. Gottfried war erblicher Großseneschall oder höchster Richter und Generalissimus des Reiches, besaß die Länder Anjou und Maine, und hatte als Schwiegersohn des englischen Königs Heinrich I. sogar die Aussicht, Erbe des Throns von England zu werden; nichts desto weniger erkannte er den Abt Süger so vollkommen als seinen Gebieter an, daß sich z. B. in einem seiner Briefe an ihn die Worte finden: „Wisset, daß ich durch Gottes Gnade gesund und der Befehle meines Königs gewärtig bin. Ich bitte daher euch als einen Mann, dem ich mit ganzer Liebe ergeben bin, daß ihr mich, sobald es nöthig sein wird, zum Dienste des Königs ruft. Ihr werdet mich bei allem bereit finden, was ihr verlangt, und ich werde mich noch eifriger zeigen, als wenn der König selbst gegenwärtig wäre."

Süger benutzte die Abwesenheit der Grafen, um die königlichen Rechte auch in den Gegenden geltend zu machen, wo man sie seither misachtet hatte. Ebenso wußte er aus der Schuldenlast, welche die Reichsstände durch die Rüstungen zum Kreuzzug auf sich geladen hätten, für die Vermehrung der königlichen Güter und Rechte Vortheil zu ziehen. Endlich richtete er die Finanzverwaltung und das königliche Hauswesen so ein, daß er nicht blos die beträchtlichen Ausgaben, welche Ludwig auf dem Zuge nach Palästina machte, bestreiten konnte, sondern auch Geld genug übrig behielt, um den Haustruppen des Königs ihren regelmäßigen Sold und besondere Geschenke zu geben, die königlichen Burgen und Festungen in gutem Stande zu erhalten, und sogar eine bedeutende Summe zurückzulegen, die dem Könige nachher sehr zu Statten kam. Zu dem letzteren Zwecke verwendete er alle Straf-

und Lehnkaufgelder, während er die laufenden Ausgaben durch die anderen Einnahmen deckte. Diese bestanden übrigens aus den Prevots-Geldern, d. h. aus den Summen, welche die Prevots oder höchsten Vorgesetzten der Stadtgemeinden für die theils gepachteten, theils blos verwalteten Domainen zu entrichten hatten, ferner aus den Regalien erledigter Bisthümer, von welchen ebenso, wie bei der Übertragung eines Lehens an den nächsten Erben, eine Abgabe bezahlt werden mußte, aus dem sogenannten Tallagium oder derjenigen Steuer, welche theils von unfreien Personen auf den Domainen, theils für die Bebauung gewisser Güter erhoben wurde, aus der alle drei Jahre erhobenen Münz-, Wein- und Brodsteuer und endlich aus dem Schutzgelde der Juden.

Die von Süger hergestellte Ordnung in den Finanzen konnte nur so lange behauptet werden, als die Ruhestörer durch den Kreuzzug entfernt gehalten wurden. Sobald ein Theil von diesen zurückgekehrt war, reichten die bisherigen Maßregeln nicht mehr hin, und Süger konnte sogar durch die Berufung einer großen Ständeversammlung die Ruhe nicht aufrecht erhalten. Er bat daher den König ohne Unterlaß und mit den eindringlichsten Worten, seine Zurückkunft zu beschleunigen. „Wir wenden uns, heißt es in einem seiner Briefe, bittend und flehend an deine erhabene Würde, an deine Liebe und deine wohlwollende Gesinnung und beschwören dich bei dem Bande unserer gegenseitigen Treue, daß du deine Rückkehr nicht länger verschieben und dich vor Gott nicht der Verletzung des Eides schuldig machen mögest, den du bei der Übernahme der Krone geleistet hast.“ Um die Verläumdungen, welche seine Neider bei dem Könige gegen ihn vorbrachten, bekümmerte er sich so wenig, daß wir dieselben in seinen Briefen mit keinem Wort erwähnt finden. Dagegen beschwor er den König, in Rücksicht seines ehelichen Zwistes nicht übereilt zu handeln und wegen der beabsichtigten Scheidung keinen Schritt zu thun, ehe er mit ihm darüber geredet habe; denn Süger ahnte einige der Folgen, welche nachher dreihundert Jahre lang aus dieser Scheidung geflossen sind. Ludwig's Ehe mit der leichtsinnigen Eleonore war nämlich von Anfang an ein Unglück, weil Beide ihrer Natur und ihrem Charakter nach durchaus nicht zusammen paßten. Nichts desto weniger war der König lange Zeit sterblich

in seine Gemahlin verliebt, so daß er sich von ihr sogar auf seinem Kreuzzuge begleiten ließ. Er schadete dadurch sich selbst und seinem Unternehmen nicht wenig; denn ein Theil der Großen ahmte sein Beispiel nach, und da ihre Frauen ein großes weibliches Gefolge mitnahmen, so schwand bald alle Ordnung und Zucht im Heere. Er selbst hatte auf dem Zuge, neben der schwierigen Hut seiner Krieger auf gefährlichen Wegen, die noch viel schwierigere Aufgabe, die Keuschheit eines leichtsinnigen Weibes zu hüten, und beschleunigte dadurch die gänzliche Entzweiung mit ihr. Eleonore wurde bald eines Gemahles überdrüßig, der ihr seiner sittlichen Strenge wegen zuwider war, und von dem sie selbst sagte, er sei kein König, sondern ein Mönch; sie knüpfte unterwegs Verhältnisse mit Anderen an, die ihrem leichtfertigen, sinnlichen Wesen besser zusagten, steigerte dadurch die Eifersucht des Königs, und zerfiel endlich während ihres Aufenthaltes in Antiochia ganz öffentlich mit ihm. Ludwig hielt sie seitdem unter militärisch-polizeilicher Aufsicht, und äußerte bald auch Gewissenszweifel über seine Verwandtschaft mit ihr, an welche bis dahin niemand gedacht hatte. Er war nämlich mit ihr im sechsten Grade verwandt, und so wenig dies nach unseren Begriffen auf sich hatte, so nahm man doch in jenen Zeiten bei ehelichen Verbindungen sogar noch bis zum siebenten Grade Anstoß. Süger's Gewissen war weniger zart, und so lange er lebte, gab er die Scheidungsklage nicht zu. Als er aber gestorben war (1152), nahm der heilige Bernhard es über sich, die Bischöfe, welche dieser Sache wegen von Ludwig versammelt wurden, zu erleuchten. Die Scheidung erfolgte noch in demselben Jahre, und der König war ehrlich genug, auch das Erbe seiner Gemahlin herauszugeben; doch bediente er sich vorher seines Eigenthumsrechtes, um alle Festungen in ihren Ländern schleifen zu lassen, weil er als Oberlehensherr zwar das Recht hatte, die Anlage neuer Befestigungen zu untersagen, die Vernichtung der vorhandenen aber später nicht hätte verlangen dürfen.

Drei französische Fürsten bewarben sich sogleich um die geschiedene Gemahlin des Königs, der Graf Theobald von Champagne und die beiden Söhne des nicht lange zuvor gestorbenen Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou und Maine. Von diesen Bewerbern suchten Theobald und der eine Sohn Gottfried's

ihre Absicht sogar mit Gewalt durchzusetzen, und Eleonore entging kaum ihren Nachstellungen. Sie eilte daher, sich mit dem anderen Sohne Gottfried's, Heinrich Plantagenet, auf den sie ihr Auge geworfen hatte, zu vermählen, und ging schon wenige Monate nach ihrer Scheidung die Ehe mit demselben ein. Heinrich war als Erbe seines Vaters damals der mächtigste Vasall in Ludwig's Reiche; er besaß nicht allein ein bedeutendes und fast ganz unabhängiges Gebiet, sondern er war auch als erblicher Groß-Seneschall der Oberanführer und erste Richter in Frankreich. Außerdem hatte sein Vater Gottfried durch die Vermählung mit Mathilde, der Wittwe des deutschen Kaisers Heinrich V., deren Vater der letzte männliche Sprößling des englisch-normannischen Königshauses war, auch das Recht auf den englischen Thron an seine Familie gebracht. Sein Vater und seine Mutter waren zwar nach dem Tode jenes Königs durch die Usurpation eines Anverwandten, Stephan, von diesem Throne ausgeschlossen worden, ihm selbst ward aber ein Jahr nach seiner Vermählung mit Eleonore die Nachfolge in England feierlich zugesichert. Er hatte ferner von seinem Vater die Normandie geerbt, welche von diesem während des Krieges mit Stephan besetzt worden war. Durch seine Heirath kam er nun auch noch in den Besitz der großen Güter und Fürstenthümer Eleonorens, so daß er seitdem nicht weniger als dreizehn französische Grafschaften in seiner Hand vereinigte. Dies konnte Ludwig unmöglich ruhig mit ansehen. Er griff sogleich zu den Waffen, als er die Nachricht von der Vermählung seines Hauptvasallen und ersten Kronbeamten mit Eleonore erhielt, weil nach dem französischen Lehenrechte die Einwilligung dazu von ihm hätte erbeten werden müssen. Er hatte dabei an dem Könige Stephan von England einen geheimen Bundesgenossen, weil dieser erst kurz vorher gezwungen worden war, die englische Krone mit Ausschluß seines eigenen Sohnes dem jungen Heinrich Plantagenet zu verheißen. So lange Stephan lebte, ward der Krieg mit großer Erbitterung geführt; kaum war er aber gestorben und Heinrich König von England geworden, als ein Frieden geschlossen wurde, in welchem Heinrich alle seine französischen Besitzungen behielt, und sich gegen Ludwig nur zur Leistung des Lehenseides für dieselben verpflichtete. Dieser Frieden

war von kurzer Dauer, weil Heinrich gleich nachher angebliche Erbansprüche seiner Gemahlin auf die Grafschaft Toulouse geltend zu machen suchte, und Ludwig unmöglich zugeben konnte, daß ein schon so mächtiger Vasall durch Gewaltthätigkeiten noch mächtiger werde. Heinrich fand jedoch an dem Grafen Raimund V. von Toulouse, welcher nicht blos Besitzer dieser Grafschaft, sondern auch Herzog von Narbonne und Markgraf von der Provence war, einen Gegner, der ihm gewachsen war, und da zu gleicher Zeit Ludwig durch seine beiden Brüder einen Einfall in die Provinzen Heinrich's machen ließ, so mußte dieser sich bald wieder zum Frieden bequemen und die ganze Sache fallen lassen.

Wenn durch Heinrich's Vermählung mit Eleonore das Ansehen des französischen Königs gesunken war, so hob sich dasselbe wieder in Folge des doppelten Zwistes, in welchen der Pabst Alexander III. zugleich mit dem deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa und mit Heinrich gerieth; denn Alexander wurde durch sein Verhältniß zu diesen beiden Fürsten genöthigt, den König von Frankreich zu schonen und als Mittelsperson in Ehren zu halten. Der Pabst selbst hatte bei seiner Verbindung mit Ludwig den Vortheil, daß Heinrich sich lieber auf jede Weise vor der kirchlichen Gewalt demüthigte, um nur der von Alexander gedrohten Vollstreckung der päbstlichen Bannflüche durch Ludwig vorzubeugen. Ludwig's Nutzen dagegen bestand darin, daß er auf Kosten des deutschen Reiches einige Landschaften an sich ziehen konnte, deren Besitzer bei den ewigen italiänischen Kriegen Friedrich Barbarossa's an dem Schutze des Kaisers verzweifelten, oder auch die eigenmächtigen und heftigen Maßregeln desselben bei der damaligen Kirchenspaltung nicht billigten. Mit Heinrich gerieth übrigens der französische König immer wieder aufs neue in Zwist, obgleich seit dem Jahr 1160 eine von Ludwig's Töchtern mit dem ältesten Sohne Heinrich's vermählt, und eine zweite mit einem anderen Sohne desselben verlobt war. Das Verhältniß der beiden Könige zu einander ward besonders dadurch sehr verwickelt, daß Heinrich bald seine Stellung als Ludwig's Vasall und Seneschall benutzte, um französische Städte oder Gegenden in Anspruch zu nehmen, und bald wieder von keiner Abhängigkeit wissen wollte. Lange Zeit bewiesen beide Könige in ihren Händeln mit einander gleiche

Festigkeit und Gewandtheit. Doch würde Heinrich, der durch die Vermählung seines dritten Sohnes mit der einzigen Tochter des Herzogs Conan IV. von der Bretagne auch dieses Land an sein Haus zu bringen wußte, zuletzt obgesiegt haben, wenn er nicht mit seinen Söhnen Richard und Gottfried in Zwist gerathen wäre. Diese schlossen sich an Ludwig an, und Heinrich mußte 1168 einen Vertrag mit dem französischen Könige schließen, in welchem er seinen Söhnen die französischen Besitzungen abtrat. Der Eine, Heinrich, ward Graf von Anjou und Maine, der Andere, Richard, Herzog von Guienne und Graf von Poitou. Bald nachher entstand über die Söhne des englischen und die Töchter des französischen Königs ein neuer ärgerlicher Streit. Heinrich entfernte die Gemahlin seines ältesten Sohnes von diesem, und über sein Betragen gegen die andere Tochter Ludwig's, die seinem zweiten Sohne versprochen war und demselben noch immer vorenthalten wurde, verbreiteten sich Gerüchte, welche der Ehre der Prinzessin und beider Könige sehr nachtheilig waren. Darüber kam es zwischen Vater und Söhnen, zwischen England und Frankreich zu einem blutigen Kriege. Vergebens bemühte sich der Pabst den Streit zu schlichten. Beide Parteien wütheten grausam gegen einander, bis es zuletzt dem Erzbischof von Sens gelang, sie zum Frieden zu bewegen (1174).

Der Pabst hatte sich die Aussöhnung Ludwig's und Heinrich's besonders aus dem Grunde angelegen sein lassen, weil die Lage der Dinge in Palästina eine neue Hülfe aus dem Abendlande zu erfordern schien, an diese Hülfe aber nicht zu denken war, so lange die beiden Könige mit einander im Streite lagen. Nachdem sie Frieden geschlossen hatten, verpflichteten sie sich zu Nonancourt durch einen förmlichen Vertrag zur Rettung der bedrängten Glaubensgenossen im Orient, und zeigten durch öffentliche Bekanntmachung dieses Vertrages ihren Unterthanen und Vasallen den gefaßten Beschluß an. Ob Ludwig wirklich die Absicht hatte, zum zweiten Male in den Orient zu ziehen, ist ungewiß. Er hatte zwar einerseits so wenig Sinn für den äußeren Glanz der königlichen Würde, daß der französische Hof damals einen sehr auffallenden Contrast mit der Pracht des Kaiserthums bildete, an welche Friedrich Barbarossa die Deutschen gewöhnt hatte; allein

er ſtand dagegen andererſeits in Hinſicht auf perſönliche Tapferkeit keinem Könige ſeiner Zeit nach. Zu dem ſchnellen Entſchluß eines Kreuzzuges wurden er und Heinrich von England wohl beſonders durch die Nachricht bewogen, daß der griechiſche Kaiſer, Manuel I., im Kriege mit dem Sultan von Ikonium bedeutende Vortheile errungen habe. Bald nachher erlitt jedoch Manuel eine entſcheidende Niederlage, und beide Könige fanden zu Hauſe Beſchäftigung genug. Der Zug wurde alſo aufgeſchoben, und als Ludwig 1180 ſtarb, verſchwand die Ausſicht auf die Ausführung des Vertrages von Nonancourt völlig, weil ſein Sohn und Nachfolger, Philipp II., ganz andere Plane verfolgte, durch deren Erreichung er ſich ſpäter den Titel Auguſtus oder Mehrer des Reiches erworben hat.

5. Engliſche Geſchichte von Wilhelm I. an bis auf den Regierungsantritt Heinrich's II.

Das engliſche Reich erlitt durch die Unterwerfung unter die Normannen (ſ. Th. V. S. 281 ff.) eine völlige Umgeſtaltung, deren nächſte Urſache in der Perſönlichkeit Wilhelm's des Eroberers zu ſuchen iſt. Wir beginnen daher die Geſchichte der normanniſchen Herrſchaft in England mit der Schilderung, welche ein Geſchichtſchreiber des zwölften Jahrhunderts von dieſem Könige gibt, und die zwar manche Mängel hat, aber doch zugleich zeigt, wie man noch hundert Jahre ſpäter von ihm dachte. „Wilhelm der Eroberer, ſagt Heinrich von Huntingdon, war tapferer, als alle Grafen der Normandie, mächtiger, als alle Könige von England, und des Lobes würdiger, als alle ſeine Vorgänger (?). Er war zugleich verſtändig und verſchmitzt, reich und habgierig, ruhmwürdig und ruhmbegierig, freundlich gegen die Geiſtlichen und hart, wenn ſie ihm Widerſtand leiſteten. Er warf Fürſten und Grafen in den Kerker, verjagte Biſchöfe und Äbte von ihren Gütern, ſchonte des eigenen Bruders nicht, und duldete keine Widerſetzlichkeit. Selbſt den Mächtigſten raubte er große Schätze von Gold und Silber, und Alle zwang er, ſich durch Burgen zu ſchützen. Wer einen Hirſch oder Eber fing, dem ließ er die Augen ausſtechen, wie wenn er der Vater der wilden Thiere wäre, und um aus dem Neuwald ein Jagdrevier und eine Wohnſtätte des Wildes zu

machen, ließ er die Dörfer und Kirchen niederreißen und die Einwohner verjagen. Da er den Leuten das Ihrige nicht aus Noth, sondern aus allzu großer Habgier wegnahm, so waren Alle im Innersten ihres Herzens von bitterem Groll gegen ihn erfüllt. Er selbst aber lachte ihres Zornes, und jeder mußte seinen Winken gehorchen, wenn er vor ihm Gnade haben und seines Lebens froh bleiben wollte. Ach, wie sehr ist es zu beklagen, daß ein Mensch, obwohl er Staub und Asche ist, so übermüthig werden kann, daß er des Todes uneingedenk sich allein über Andere erhebt! Wilhelm hatte die Normandie von seinen Voreltern ererbt, Maine durch die Waffen erworben und die Bretagne von sich abhängig gemacht, ganz England aber beherrschte er in so ausgedehntem Sinne, daß es dort keinen Morgen Land gab, von dem er nicht gewußt hätte, wem derselbe gehöre und was er werth sei. Auch Schottland und Wales beugte er unter sein Joch. Frieden und Ordnung aber hielt er mit so fester Hand aufrecht, daß damals ein mit Gold beladenes Mädchen furchtlos das englische Reich durchwandern konnte."

Wilhelm's Regierung war eine auf Waffengewalt gegründete Despotie. Er führte in England ein Lehenssystem ein, wie es in keinem anderen Lande Europa's bestand, weil man in dieser Hinsicht nirgends systematisch zu Werke gegangen war, Wilhelm aber mit strenger Folgerichtigkeit und rücksichtsloser Gewaltthätigkeit verfuhr. Er hob und bereicherte seine Normannen auf Kosten der Angelsachsen, und unterdrückte, soweit es ihm nöthig schien, die Volksfreiheit der Letzteren, weil er großer Barone bedurfte, die ein zahlreiches Gefolge unterhielten und ihm für die Districte, über welche sie geboten, haften mußten. Doch ließ er durchaus kein aristokratisches Regiment aufkommen, im Gegentheil, dieselbe harte militärische Gewalt, mit welcher er die Angelsachsen und das eigentliche Volk unter seinen Willen beugte, lastete auch auf den normannischen Großen seines Reiches. Die Letzteren ergriffen daher später unter seinen schwächeren Nachfolgern begierig jede Gelegenheit, sich von dem ihnen auferlegten Joche zu befreien, und da sie dies ohne das Volk nicht zu Stande bringen konnten, so wurden dadurch auf ganz natürliche Weise nach und nach auch die Rechte des Volkes wiederhergestellt und gesichert. Diese Be-

wegungen und Kämpfe geben der Geschichte von England ein eigenthümliches Interesse, welches um so größer ist, je mehr das von Wilhelm eingeführte System und die Art, wie er dasselbe durchsetzte und begründete, mit den übrig gelassenen alten deutschen Formen einer demokratischen Monarchie im Widerspruch stand.

Den Hauptschritt zur Alleinherrschaft that Wilhelm gleich anfangs, als er alles Privateigenthum der angelsächsischen Königsfamilie und der in der Schlacht bei Hastings gebliebenen Anhänger Harald's als Kron-Domaine einzog. Nachher gaben ihm die öfteren Empörungen Gelegenheit und Vorwand, fast alle Familien des angelsächsischen Adels zu vertilgen, seine Normannen in ihre Stellen und Güter zu bringen und sein strenges Feudalsystem neben den alten Gesetzen und Einrichtungen des Volkes einzuführen. Jene Unruhen rief er zwar nicht absichtlich hervor, aber sie ganz zu verhindern, lag wohl gewiß nicht in seinem Grundsatze, da er nicht allein in allen Stücken sehr gewaltthätig verfuhr, sondern auch seine Stelle stets durch Normannen versehen ließ, obgleich er die Heftigkeit und Raubsucht derselben sehr gut kannte. Übrigens nahm er auch seinen Normannen, sobald sie ihre Güter verließen, dieselben wieder hinweg, und ertheilte sie Anderen. Er suchte überhaupt das Ansehen und die Macht des Herrschers auf jede Weise zu befestigen. Darum unterhielt er beträchtliche Schaaren von Söldnern, ordnete den Lehendienst so, daß er jeden Augenblick ein bedeutendes Heer unter die Waffen rufen konnte, zwang die großen Kronvasallen, alle Jahre an den drei hohen Festen an seinem Hofe zu erscheinen (s. Th. VI. S. 311), und änderte selbst das von ihm eingeführte Lehengesetz in allen den Punkten, die ihm nicht gefielen. Die wichtigste von diesen Änderungen bestand darin, daß die Aftervasallen, welche im übrigen Europa nur mit ihren Lehensherren in unmittelbarer Verbindung standen, zwar in dem herkömmlichen Verhältnisse zu den Letzteren blieben, zugleich aber auch der Krone unmittelbar verpflichtet wurden. Dieser einzige Schritt gab den normannischen Königen eine ganz außerordentliche Macht, eine Macht, welche von den französischen Königen erst nach Jahrhunderten erlangt, und von den deutschen Kaisern zwar anfangs besessen, aber nie recht gebraucht worden ist. Während Wilhelm auf diese Weise

die Großen des Reiches, welche im ganzen übrigen Europa zu unabhängigen Fürsten wurden, in ihrer Unterthanenpflicht zurückhielt, suchte er die Macht der Krone auch durch Vermehrung der regelmäßigen Abgaben und durch willkürliche Erpressungen zu verstärken. Neben dem Ertrage der Domainen, den er stets an die Meistbietenden verpachtete, verschaffte er sich noch eine Menge anderer Einkünfte. Jedem Lehenbesitzer ward neben seiner Dienstpflicht eine bestimmte Steuer auferlegt, um den Gedanken, daß sein Gut ein Geschenk des Königs sei, zu erhalten. War der Erbe eines Lehens minderjährig, so kam er unter die Vormundschaft des Königs, der dieselbe oft auch an den Meistbietenden abtrat, und da der Vormund bis zur Volljährigkeit des Mündels alle Einkünfte desselben zu beziehen hatte, so war dieses Recht ein Mittel, den unmündigen Vasallen zu berauben. Der König hatte ferner das Maritagium, oder mit andern Worten die Erbin eines Lehens durfte sich ohne seine Erlaubniß nicht verheirathen, und mußte für diese manchmal bis zu zehntausend Mark bezahlen. Außerdem erkaufte die Erbin zuweilen die Befreiung von einer Verbindung, die der König verordnet hatte, oder auch nur den bloßen Aufschub derselben mit dem größten Theile ihres Vermögens. Bei der Mündigkeit-Erklärung oder beim Wechsel des Lehens mußte man das sogenannte Relievum entrichten. Eine andere Abgabe war das Auxilium. Diese sollte eigentlich nur dann entrichtet werden, wenn der Lehensherr in Gefangenschaft gerathen war, oder wenn sein ältester Sohn den Ritterschlag empfing, oder wenn seine älteste Tochter sich verheirathete; Wilhelm und seine Nachfolger wußten aber hundert andere Vorwände zu finden, unter denen sie dieselbe erhoben. Auch das Scutagium oder Dienstgeld, welches statt des schuldigen persönlichen Dienstes bezahlt ward, bildete eine reiche Quelle des Einkommens für den König. Zu diesen verschiedenen Abgaben kamen noch die Zölle und Wegegelder, die sehr bedeutenden Beträge der Confiscationen, die Einkünfte aller erledigten Bisthümer, die Judensteuer, die Geschenke, die Geldstrafen, die Gebühren für die nach einer bestimmten Taxe ganz öffentlich gewährten Begnadigungen oder für die Verwendung des Königs beim Gerichte, sowie das Münzgeld, das Tallagium (s. oben S. 14) und andere zum Theil ganz

willkürlich erhobene Steuern. Man berechnet die jährlichen Einkünfte Wilhelm's gewöhnlich auf mindestens dreizehn Millionen Gulden oder auf fast acht Millionen preußische Thaler. Es geht aus dieser Summe zugleich hervor, wie reich England damals gewesen sein muß, besonders wenn man bedenkt, daß das Land hundert Jahre später ungeachtet der größten Anstrengungen nicht im Stande war, das Lösegeld für den in Deutschland gefangenen König Richard I. aufzubringen.

Bei der Art von Regierung, welche Wilhelm eingerichtet hatte, bei seinem großen Reichthum und bei der bedeutenden Kriegsmacht, über die er verfügen konnte, glaubte er dem eigentlichen Volke ruhig seine alte Art, sich selbst zu richten und zu verwalten, überlassen zu können, da er in allen Fällen, in denen sein Nutzen ins Spiel kam, seinen Willen mit Gewalt durchsetzen konnte. Er ließ also die alte angelsächsische Einrichtung der Geschworenen bestehen, während er zugleich seinen Baronen die Gerichtsbarkeit über ihre eigenen Leute ertheilte. Durch Beides wurde jedoch sein Ansehen und sein Einfluß eher vermehrt, als vermindert. Es fand nämlich sowohl von den Gerichtshöfen der Barone, als von den Gemeinde-Gerichten, in welchen die Eingesessenen Recht sprachen (s. Th. V. S. 246), eine Berufung an das Grafschaft-Gericht Statt, und in diesem entschied der im Namen des Königs sprechende Graf oder sein Stellvertreter, der Scherif, welcher zugleich die für den König so wichtigen Strafgelder erhob, und schon aus diesem Grunde die beiden anderen Arten von Gerichten im Zaum hielt. Übrigens verlieh dieselbe militärische Gewalt, die den mächtigsten Vasallen fühlbar machte, daß sie Unterthanen seien, nicht nur den vorhandenen Formen der Volksverwaltung und Volksgerichtsbarkeit Festigkeit, sondern sie bewirkte auch, daß der Sinn für Ordnung, Recht und Tugend, auf welchem allein jede freie Verfassung sicher ruhen kann, Wurzel faßte. Es ist deshalb auch sehr zu bedauern, daß wir nicht über alle inneren Verhältnisse des Reiches unter Wilhelm im Klaren sind. Die Beschaffenheit des Bodens und die Vertheilung der liegenden Güter sind uns freilich genau bekannt, da Wilhelm eine sorgfältige Aufzeichnung aller Güter, ihres Werthes, ihrer Besitzer und ihres Ertrages machen ließ, die sich unter dem Namen des Domes-

daybook bis auf unsere Zeit erhalten hat. Dagegen sind die Standesverhältnisse und die persönlichen Rechte des eigentlichen Volkes, aller gelehrten Untersuchungen ungeachtet, dunkel geblieben. Die drei Gattungen freier Leute, welche im Domesdaybook erwähnt und deutlich von den an den Boden gebundenen Unfreien unterschieden werden, lassen sich durchaus nicht mit Bestimmtheit nach ihren Rechten und ihrem Ursprunge nachweisen. Besonders ist es nicht zu ermitteln, in welchem Verhältnisse damals die unter dem Namen Keorle von den Earlen und Thanen unterschiedene freie Klasse des angelsächsischen Volkes (s. Th. V. S. 246) stand, und ob diese freien Bürger und Bauern nicht schon vor der normannischen Eroberung leibeigen geworden waren. Das Letztere würde für gewiß anzunehmen sein, wenn man aus den unter Wilhelm's Namen überlieferten Gesetzen einen Schluß ziehen dürfte; denn diese sind jetzt allgemein als Gesetze Eduard's des Bekenners anerkannt. Dagegen wird aber der eigentlichen Leibeigenschaft, welche von der schon früher vorkommenden Sklaverei wohl zu unterscheiden ist, erst gegen das Jahr 1180 Erwähnung gethan, und man ist daher allgemein der Meinung, daß diese Klasse von Leuten in England erst nach der normannischen Eroberung entstanden sei.

Bewunderung kann man Wilhelm dem Eroberer unmöglich versagen, wenn man gleich keine Achtung oder Liebe für einen Mann hegen kann, welcher, um seine Habgier und Herrschsucht zu befriedigen, jedes Mittel guthieß. Wenn er auch Manches auf der einen Seite zerstörte, so schuf er es dagegen auf der anderen wieder neu, und durch Privatrücksichten ließ er sich nie bewegen, eine alte Einrichtung abzuschaffen, die noch nützlich sein konnte. Freilich riß ihn seine Liebe zur Jagd zu entsetzlichen Grausamkeiten hin. Er bestrafte jede Tödtung eines Thieres in den königlichen Forsten mit dem Leben, verwandelte verschiedene Districte von England in Jagdreviere, und verwüstete in Hampshire eine große Strecke Landes, den sogenannten Newforest oder Neuwald, um auf derselben einen bloßen Wald anzulegen. Jedoch hatte dieses unmenschliche Verfahren bei einem Volke, das an Ordnung und Selbstthätigkeit gewohnt blieb, später auch seine guten Folgen. Solche Grausamkeiten mußten, wenn sie von Wilhelm's Nach-

folgern nachgeahmt wurden, unter schwächeren Regenten notwendig eine Zeit herbeiführen, wo der allgemeine und lebendige Sinn der Nation für Recht und Gericht auch in den Regierungsverhältnissen den Sieg über die todte Gewalt erlangte. Dahin wirkte Wilhelm außerdem auch durch seine große Sorgfalt für Polizei und Sicherheit, sowie ganz besonders durch die Kraft, mit welcher er den großen Vasallen ihre Abhängigkeit vom Herrscher fühlbar machte. Daß er der Nation, wie man mitunter behauptet hat, eine Magna Charta oder einen Freiheitsbrief ertheilt habe, ist ein längst berichtigter Irrthum früherer Zeiten. Mit welcher Festigkeit er sich gegen die Geistlichkeit und ihr Oberhaupt in Rom benahm, ist bereits oben (s. Th. V. S. 280) gezeigt worden. Besonders widerstand er den Anforderungen Gregor's VII. kräftiger, als irgend ein anderer Fürst seiner Zeit (s. Th. VI. S. 260). Zu seinem Rathgeber und Unterhändler bediente er sich des gewandten Theologen und Rechtsgelehrten Lanfranc (s. Th. VI. S. 331), den er 1070 als Erzbischof von Canterbury an die Spitze der englischen Geistlichkeit stellte. Wie nützlich ihm Lanfranc durch seine juristischen Spitzfindigkeiten war, mag eine Anekdote zeigen. Lanfranc gab ihm einst den Rath seinen Halbbruder Odo, welcher zugleich Bischof von Bayeux und Graf von Kent war und gefährlich zu werden drohte, gefangen nehmen und festhalten zu lassen; und als Wilhelm wegen der geistlichen Würde Bedenken dagegen äußerte, sagte ihm Lanfranc: „Nimm ihn nicht als Bischof von Bayeux, sondern als Grafen von Kent gefangen!“ Lanfranc leitete auch die Unterhandlungen in Rom, durch welche zuerst der Pabst Nikolaus II. zur Aufhebung des gegen Wilhelm geschleuderten Bannfluches gebracht und nachher Alexander II. zur Unterstützung desselben bei der Eroberung von England bewogen wurde (s. Th. V. S. 280 u. 283).

Wilhelm hinterließ, als er 1087 starb, drei Söhne, Robert Courthose, Wilhelm II. und Heinrich I. Der älteste von ihnen, Robert, war zwar, wie er auf dem ersten Kreuzzuge bewies (s. Th. VI. S. 395 u. 396), sehr tapfer, er hatte aber einen grenzenlosen Leichtsinn, und zeigte sich in seinem ganzen früheren und späteren Leben als einen Mann, der zu nichts weniger geschaffen war, als zur Beherrschung eines Reiches. Einem so

feinen und schlauen Staatsmann, wie sein Vater aus Instinct war, konnte dies um so weniger entgehen, da er weltklug genug war, um einzusehen, daß die von ihm eingeführte Regierungsart ganz auf Persönlichkeit beruhe. Er ließ daher seinem Sohne Robert zwar die Normandie, die er ihm schon früher versprochen hatte, sorgte aber im Einverständniß mit seinem Vertrauten, Lanfranc, dafür, daß Robert von der Nachfolge in England ausgeschlossen und sein zweiter Sohn, Wilhelm, der ihm selbst durchaus ähnlich war, als König von England anerkannt werde. Doch trug dazu auch der Umstand vieles bei, daß Robert beim Tode seines Vaters abwesend, die beiden jüngeren Brüder aber gegenwärtig waren.

Unmittelbar nach Wilhelm's I. Tode brachen in England bedeutende Unruhen aus, welche theils durch die von Robert erlittene Beeinträchtigung, theils durch den despotischen Charakter des neuen Königs hervorgerufen wurden. Die Mehrzahl der Großen, unter ihnen auch Odo von Bayeux und ein anderer Halbbruder des verstorbenen Königs, nahmen Partei für Robert, und die Sache hätte für Wilhelm II. sehr bedenklich werden können, wenn nicht Robert durch seinen gewöhnlichen Leichtsinn Alles verdorben hätte. Dadurch war es für Wilhelm nicht schwer, die ganze Bewegung zu unterdrücken. Nachdem dies geschehen war, wollte er seinen Bruder auch in der Normandie aufsuchen; die Vasallen legten sich aber in's Mittel, weil sie von beiden Brüdern Lehen hatten, und jedenfalls einem von ihnen hätten aufkündigen müssen. Kaum hatten sie eine Aussöhnung zwischen Robert und Wilhelm zu Stande gebracht, als Beide vereint gegen ihren jüngsten Bruder zu Felde zogen, um diesem seine Besitzungen zu entreißen. Nicht lange darauf ließ sich der unruhige Robert von seinem Bruder als Unterhändler bei dem Könige von Schottland gebrauchen, der den Beherrscher von England als seinen Oberherrn anerkennen mußte. Schon im Jahre 1094 dagegen bekriegte er Wilhelm aufs neue, und diese Fehde dauerte fast so lange fort, bis er das Kreuz nahm und sein Herzogthum auf fünf Jahre an Wilhelm verpfändete. Er erhielt für die ganze Normandie nicht mehr als zehntausend Mark, was zugleich zeigt, wie gering damals der Werth großer Landstriche im Verhältniß zum baaren Gelde war.

Dies geht auch daraus hervor, daß um die nämliche Zeit Gottfried von Bouillon seine Stammherrschaft für eine höchst unbedeutende Summe verpfändete, und daß im Jahre 1177 die Grafschaft Marche für sechstausend Mark an den englischen König Heinrich II. verkauft wurde. Zu derselben Zeit, wo man für ganze Fürstenthümer nur zehntausend Mark gab, zahlte man für ein Streitroß fünfzehn Mark. Robert bestritt die Kosten des Zuges, den er für die Christenheit unternahm, aus seinen eigenen Mitteln, ohne voraussichtlich je im Stande zu sein, dieses Geld wieder zu ersetzen; sein Bruder Wilhelm handelte dagegen nach ganz anderen Grundsätzen. Sowie er schon früher schändliche Erpressungen geübt hatte, um große Schaaren von Soldtruppen halten zu können, so erhob er auch jetzt die Summe, welche er für die Normandie gegeben hatte, von dem verpfändeten Lande selbst. Er raubte also den Normannen das, was Robert sich nur durch Borgen verschafft hatte, ja, er benutzte diese Gelegenheit sogar, um sich auf eine ganz unerhörte Weise zu bereichern; denn er nahm selbst die goldenen und silbernen Geräthschaften und die Edelsteine hinweg, mit denen der fromme Sinn der Vorfahren die Kirchen geschmückt hatte.

Robert kehrte im Jahre 1100 aus Palästina zurück, und vermählte sich unterwegs mit der Tochter eines reichen apulischen Grafen. Er erhielt dadurch nicht nur die nöthigen Summen, um sein Herzogthum auszulösen, sondern es eröffnete sich ihm zugleich auch die Aussicht, das ganze Reich seines Bruders an sich zu bringen, weil Wilhelm um dieselbe Zeit durch einen unglücklichen Zufall auf der Jagd erschossen wurde (1100); er verscherzte aber auch diesmal Alles durch seinen Leichtsinn. Zuerst hielt er sich unthätig in Italien auf, bis die günstige Zeit verflossen und sein jüngerer Bruder, Heinrich I., ihm zuvorgekommen war. Dieser hatte sich nämlich auf die Nachricht von Wilhelm's Tode sogleich des königlichen Schatzes bemächtigt, und war schon nach drei Tagen als König anerkannt worden. Auch jetzt noch hätte Robert die Herrschaft an sich reißen oder seinem Bruder wenigstens lange streitig machen können, wenn er nur einige Festigkeit und Ausdauer besessen hätte; denn er ward, als er endlich in der Normandie anlangte, nicht allein dort mit großem Jubel aufgenommen,

sondern auch in England erklärten sich Viele für ihn. Er erhob zwar die Waffen gegen Heinrich, und landete in England, hatte aber kaum den Krieg angefangen, als er desselben auch schon überdrüßig war, und einen Vergleich einging, in welchem er sein Recht auf die Krone gegen ein Jahrgeld aufgab. Schon zwei Jahre nachher ließ er sich auch dieses abschwatzen, und erst als er seine Anhänger dem Zorne Heinrich's geopfert und seine eigenen Mittel erschöpft hatte, begann er einen neuen Krieg. Er gerieth in Gefangenschaft, und ward endlich auf eine klägliche Weise zur Ruhe gebracht. Sein harter Bruder konnte ihm nämlich zwar nicht das Leben nehmen, weil das damalige Gewohnheitsrecht in England, zum großen Unterschied von den dort heut' zu Tage bestehenden blutgierigen Gesetzen, die Todesstrafe verbot; Robert ward aber dafür geblendet und bis zu seinem, erst achtundzwanzig Jahre später erfolgten Tode in engem Gewahrsam gehalten. Robert's unglückliches Schicksal verfolgte auch seinen Sohn, Wilhelm Clito. Dieser wurde, als er den Nachstellungen seines Oheims glücklich entgangen war, vom französischen Könige, Ludwig VI., und vom Grafen Fulko V. von Anjou mit offenen Armen aufgenommen; Beide führten Jahre lang Krieg, um ihm wenigstens den Besitz der Normandie zu verschaffen, und Ludwig belehnte ihn, als dies nicht gelang, mit der Grafschaft Flandern, welche damals fast ebenso bedeutend war, als dieses Herzogthum. Wilhelm ward aber, da er unaufhörlich mit inneren und äußeren Feinden zu kämpfen hatte, seines Lebens nie froh, und starb 1128 in der Blüthe seiner Jahre.

Sowie die Thronbesteigung Heinrich's eine Anmaßung gewesen war, so bestand seine ganze Regierung aus einer zusammenhängenden Reihe von Grausamkeiten und Bedrückungen. Er soll zwar gleich anfangs der Nation eine Magna Charta oder ein Freiheits-Privilegium ausgestellt haben, in welchem er den willkürlichen Erpressungen seines Vaters, sowie allen Eingriffen in die Rechte der Vasallen entsagte; allein abgesehen davon, daß dies nicht einmal gewiß ist, so hat er jedenfalls sein Versprechen nicht gehalten, und namentlich die vielen, zum Theil ganz willkürlichen Abgaben, welche Wilhelm der Eroberer eingeführt hatte, eher vermehrt, als vermindert. Dagegen steht es außer allem Zweifel,

daß er dem Lande die alte angelsächsische Gerichtsverfassung und die Aufrechterhaltung der Gesetze Eduard's des Bekenners aufs neue zusicherte, obgleich gerade zu seiner Zeit nicht allein die altfranzösische Sprache am Hofe und in allen öffentlichen Verhandlungen herrschend ward, sondern auch die eigentlichen Juristen in England aus normannischen Geistlichen bestanden. Doch waren die Einrichtungen der Angelsachsen und Normannen in ihrem inneren Wesen einander so ähnlich, daß sie schon früh zusammen verschmolzen. Uebrigens kam durch jene normannischen Rechtskundigen eine solche Kenntniß des Rechtes und eine so große Aufmerksamkeit auf Formen in die Gerichtshöfe und aus diesen wieder in das Volk, daß man besonders darin den Grund suchen muß, warum späterhin, als die Engländer wirklich einen bestimmten Freiheitsbrief erhielten, sorgfältiger über denselben gewacht wurde, als in anderen Ländern über ähnliche Privilegien. In England ward nämlich jedermann gewöhnt, auf Worte und kleine Bestimmungen, über welche man im übrigen Europa, außer in Rom, leichtsinnig hinwegschlüpfte, ängstlich zu achten und das einmal Errungene sorgfältig zu wahren. Während so die Regierung Heinrich's dem Volke wenigstens von Einer Seite her nützlich war, verwilderten dagegen die Großen unter dem harten Drucke dieses kriegerischen Despoten völlig, und sanken zu einem Grade der Barbarei herab, wie man ihn nur bei den rohen türkischen Völkern antrifft. Ein Schwager des Königs ließ z. B. einst den Sohn eines anderen Großen, der ihm als Geißel übergeben worden war, blenden, und der König gab dafür seine eigenen Nichten der Rache des Letzteren preis, welcher ihnen die Augen ausstechen und die Nase abschneiden ließ.

Heinrich hatte neben mehreren unehelichen Söhnen nur zwei rechtmäßige Kinder, einen Sohn und eine Tochter, von welchen die Letztere, Mathilde, in erster Ehe mit dem deutschen Kaiser Heinrich V. vermählt gewesen war, von diesem aber keine Kinder hatte. Da er den Sohn schon früh verlor, so suchte er der Tochter das Reich zu verschaffen. Er hielt zu diesem Zwecke 1126 eine glänzende Versammlung der englischen Barone, und erlangte von denselben die eidlich bekräftigte Einwilligung zur Nachfolge der Mathilde. Als zwei Jahre später Wilhelm Clito die wichtige

Grafſchaft Flandern vom franzöſiſchen Könige erhielt, erregte dies bei Heinrich ſo große Beſorgniß, daß er ſich unter jeder Bedingung mit dem alten Grafen Fulko V. von Anjou auszuſöhnen ſuchte, der ihn bisher in Verbindung mit Ludwig VI. zu Gunſten Wilhelm Clito's unaufhörlich bekriegt hatte. Das Mittel der Ausſöhnung war die Vermählung der Mathilde mit Fulko's Sohn, Gottfried, der ſich durch große Schönheit auszeichnete, damals aber kaum erſt aus dem Knabenalter getreten und faſt zehn Jahre jünger als Mathilde war. Weil Gottfried einen Ginſterzweig (planta genest) auf dem Helme zu tragen pflegte, ſo erhielt er von dieſem zufälligen Umſtande den Beinamen Plantagenet, und gab dadurch die Veranlaſſung, daß man die von ihm geſtiftete neue Königslinie das Haus Plantagenet genannt hat.

Die Vermählung der Mathilde mit Gottfried Plantagenet zog dem König gleich anfangs zwiefaches Ungemach zu. Die Großen des Reiches hielten ſich des früher zu Gunſten der Mathilde geleiſteten Eides für entbunden, weil ſie glaubten, daß man zu der Vermählung ebenſo, wie vorher zur Feſtſetzung der Nachfolge, ihre Einwilligung hätte einholen müſſen; und die Ungleichheit des Alters veranlaßte unter dem Ehepaar ſelbſt ſolche Mißhelligkeiten, daß Mathilde bald nach England zurückkehrte, und daß zwei Jahre lang die Verbindung ganz aufgehoben zu ſein ſchien. Doch ward dieſe nachher feierlich erneuert, und Heinrich erhielt auch von einer engliſchen Reichsverſammlung die wiederholte Bekräftigung der über die Nachfolge getroffenen Beſtimmung. Als daher Mathilde einen Sohn, den nachherigen König Heinrich II., gebar, ſchien es keinem Zweifel unterworfen, daß dieſer einſt ſeinem Großvater in der Regierung folgen werde. Gleichwohl trübte bald nachher ein zwiſchen Heinrich I. und ſeiner Tochter ausbrechender Zwiſt, ſowie der Einfluß der Geiſtlichkeit, deſſen ſich ein Anverwandter des königlichen Hauſes ſehr geſchickt zu ſeinem Vortheil zu bedienen wußte, dieſe Ausſicht, und eine von den wenigen menſchenfreundlichen Handlungen Heinrich's ward ſeinem Enkel nachtheiliger, als alle ſeine zahlloſen Härten und Grauſamkeiten. Er nahm ſich nämlich zweier Neffen, der Söhne ſeiner Schweſter und des Grafen Stephan von Blois und Chartres, welche die väterlichen Güter ihren älteren Brüdern hatten über-

lassen müssen, sehr freundlich an, und gab dem Einen, Heinrich, der in den geistlichen Stand getreten war, zuerst die reiche Abtei Glastonbury und dann das Bisthum Wincheſter, den Anderen aber, Stephan, belohnte er nicht blos mit der Grafschaft Mortain in der Normandie, sondern er verschaffte ihm auch die Hand der einzigen Tochter des Grafen Eustach von Boulogne, welche die reichste Erbin des Landes war. Diese brachte ihrem Gemahl außer der Grafschaft Boulogne noch viele andere Güter und Herrschaften mit, und da sie eine Nichte der Königin war, so erhielt Stephan auch einen sehr großen Einfluß am Hofe. Ebendeshalb hatte Heinrich besonders darauf gedrungen, daß Stephan sich vor allen Baronen feierlich verpflichte, Mathilde und ihren Sohn als die allein rechtmäßigen Erben des Reiches anzuerkennen. Stephan hatte diesen Eid geleistet, und dachte auch wohl schwerlich daran, ihn je zu brechen, bis sich Heinrich kurz vor seinem Tode mit Mathilde und Gottfried Plantagenet entzweite. Dadurch ward Mathilde von aller Verbindung mit den Engländern abgehalten, Heinrich begab sich sogar selbst in die Normandie, um jeden Einfluß, den seine Tochter von Anjou her hätte haben können, abzuschneiden, und Stephan faßte sogleich den Entschluß, diese Verhältnisse zu benützen, um die Krone an sich zu reißen. Er konnte seinen Zweck um so leichter erreichen, als Heinrich noch während des Zwistes mit Mathilde in der Normandie starb (1135). Ehe noch Mathilde nach England kommen oder ihr Halbbruder, Robert von Gloceſter, der ihre Partei ergriffen hatte, für sie handeln konnte, bemächtigte sich Stephan der königlichen Schätze, legte schnell feste Burgen an, und warb große Schaaren von sogenannten Brabanzonen oder Söldnern aus Flandern und aus der Bretagne, welche damals den Kriegsdienst als ein Handwerk ansahen, und sich bald diesem, bald jenem Herrn verkauften. Auch kam ihm wohl der Umstand sehr zu Statten, daß seine hochbejahrte Mutter, die wegen ihrer Frömmigkeit bei den Engländern in großem Ansehen stand, damals noch lebte. Die Zustimmung der Geistlichkeit und die Krönung durch den Erzbischof von Canterbury verschaffte er sich theils durch den Einfluß seines Bruders, Heinrich von Wincheſter, theils aber auch durch einen Meineid. Einer seiner Anhänger nämlich, Hugo Bigod, der Seneschall des Reiches,

betheuerte im Angesicht aller Barone eine offenbare Lüge, indem er schwor, daß er zugegen gewesen sei, als der verstorbene König den Großen die zu Gunsten der Mathilde und ihres Sohnes übernommene Verpflichtung freiwillig erlassen habe.

Schon drei Wochen nach Heinrich's I. Tode war Stephan allgemein als König anerkannt. Obgleich dabei der Einfluß seines Bruders und seiner Mutter mitwirkte, so ist doch der Hauptgrund wohl in dem Umstande zu suchen, daß der unerträgliche Druck der drei letzten Könige einen Freiheitsbrief wünschenswerth machte, und daß der neue König, der sich ohne den fortdauernden guten Willen der Barone, des Volkes und der Geistlichkeit nicht im Besitze des Reiches behaupten konnte, ein solches Privilegium gleich anfangs versprochen hatte. Er erließ und beschwor dasselbe 1136 in einer feierlichen Reichsversammlung zu Oxford. Da unter der militärischen Tyrannei seiner Vorgänger vorzüglich die Geistlichkeit zu leiden gehabt hatte und Stephan's Bruder, der Bischof Heinrich von Winchester, die Seele des ganzen Unternehmens gegen die Ansprüche der Mathilde gewesen war, so ward in der von Stephan ausgestellten Acte besonders für den Klerus gesorgt; doch wurden auch die anderen Klassen der Staatsbürger nicht übergangen. Stephan versprach, die Einkünfte der erledigten Bisthümer nicht in Anspruch zu nehmen, sondern sie jedes Mal sogleich wieder nach den bestehenden kanonischen Vorschriften besetzen zu lassen; er gelobte ferner, niemals die Waldungen eines Geistlichen oder Laien willkürlich an sich zu reißen, um sie dann, wie Heinrich gethan hatte, nur gegen Lösegeld wieder zurückzugeben, er beschwor die Abschaffung der nicht unbedeutenden Steuer, welche unter dem Namen des Danegeldes (s. Th. V. S. 261) von seinen Vorgängern jedes Jahr regelmäßig erhoben worden war; er gelobte endlich noch manches Andere, hielt aber nachher, wie ein Chronikschreiber des folgenden Jahrhunderts hinzufügt, nichts von allem, was er versprochen hatte. Ueberhaupt waren die nächsten Folgen seines Freiheitsbriefes keineswegs erfreulich, weil sogleich alle englischen Barone und Bischöfe nach dem Beispiele des Königs ihre Burgen befestigten, und ganz besonders Mathildens Halbbruder, Robert von Gloceſter, der, um seine großen Güter zu retten, dem neuen König ebenfalls gehuldigt hatte, sich durch die

Errichtung bedeutender Festungswerke zu einem künftigen Kriege vorbereitete. Bis auf diese Zeiten hatte man in England von Privatkriegen wenig oder gar nichts gewußt, außer wenn die Britten in Wales, die Schotten und die Grenzhüter eine Fehde begannen; seit Stephan's Privilegium aber sah es dort ebenso aus, wie in den anderen Ländern Europa's. „Die weltlichen und geistlichen Großen, heißt es in einer Chronik, bauten Burgen, besetzten sie mit teuflischem Volke, unterdrückten Bürger und Bauern, und peinigten jedermann, um Geld zu erpressen; ja, sie brandschatzten Städte, und zündeten sie nachher nichts destoweniger an. Man konnte einen ganzen Tag lang reisen, ohne eine lebendige Seele zu finden; die Städte waren verlassen, die Felder unbebaut. Nie litt ein Land größeres Elend. Sah man in einer Stadt zwei oder drei Reiter aus der Ferne herankommen, so liefen die Einwohner aus Furcht vor den Räubern sogleich davon. Unter Stephan's Regierung ward dies immer ärger, und die Leute erklärten laut, daß Christus und seine Heiligen schliefen." Dies ist der Unterschied zwischen einer monarchisch-militärischen und einer aristokratisch-militärischen Regierung. Als Stephan dem Unwesen steuern wollte, schlossen die unruhigen Barone eine allgemeine Verbindung gegen ihn, und an ihre Spitze trat Robert von Gloceſter, der bei seiner Huldigung den sonderbaren Vorbehalt gemacht hatte, daß er dem Könige nur so lange zur Treue verpflichtet sei, als derselbe seine Versprechungen halten und seine Würde behaupten werde. Zu gleicher Zeit fiel auch der schottische König, David I., in England ein. So bedenklich auch die Lage des Königs war, so wußte er sich doch zu helfen. Er gewann durch sein äußerst kluges Benehmen die Geistlichkeit, und erhielt durch den Einfluß derselben die Oberhand über die Empörer. Dann warf er sich mit seiner ganzen Macht auf die Schotten, erfocht einen vollständigen Sieg über sie, und nöthigte sie dadurch zum Frieden. Das entscheidende Treffen mit den Schotten ist unter dem Namen der Standarten-Schlacht in der Geschichte bekannt, weil die Engländer sich in derselben um ein Caroccium oder um einen Fahnenkarren sammelten, welcher ihr heiliges Reichs-Palladium enthielt. Was bei der Gelegenheit von englischen Geschichtschreibern berichtet wird, gibt uns zugleich genaueren

Aufschluß über den Ursprung und die Verbreitung dieser im Mittelalter gebräuchlichen heiligen Wagen, die uns besonders aus den Kriegen der Lombarden bekannt sind (s. Th. VI. S. 184. u. 289). „Die Engländer, heißt es nämlich, errichteten auf der Mitte eines Wagens einen Schiffsmast, den sie die Standarte nannten, und an dessen Spitze sie ein silbernes Gefäß mit den Leibern Christi und Petri, sowie zwei heilige Fähnchen befestigten, damit Christus durch die Gegenwart seines Leibes ihr Führer in dem Kriege wäre, den sie für die Vertheidigung der Kirche und des Vaterlandes führten." Jene Schlacht ist übrigens auch dadurch interessant, daß wir bei der Gelegenheit recht deutlich den Unterschied zwischen den ihrer ursprünglichen Sitte treu gebliebenen Bergschotten und den ritterlich bewaffneten Normannen erkennen. Die Ersteren, welche nach einem von Alters her in Anspruch genommenen Rechte das Vordertreffen bildeten, waren nur halb bekleidet, und drangen mit bloßen Angriffswaffen auf die gepanzerten und deshalb unverwundbaren Schaaren der Normannen ein.

Die glänzenden Vortheile, welche Stephan über die Schotten errungen hatte, ermuthigten ihn, endlich einmal auch der Geistlichkeit, die er seither aus Politik geschont hatte, die Spitze zu bieten; er verwickelte sich aber dadurch in einen langwierigen und blutigen Bürgerkrieg, der ihn fast um die Krone gebracht hätte. Es war besonders die zunehmende weltliche Macht der Geistlichen und der Misbrauch, den sie mit ihren Einkünften trieben, wodurch Stephan sich bewogen fand, sein königliches Ansehen gegen sie zu richten; denn auch die Bischöfe hatten angefangen, feste Burgen zu erbauen und von ihnen aus König und Volk zu bedrohen. Stephan hoffte ihnen dies nun leichter wehren zu können, weil die ganze englische Nation schon damals die Vorstellung kriegerischer Geistlichen ebensowenig ertragen konnte, als sie sich später je daran gewöhnt hat. Auch gelang es ihm in der That, den Bischöfen alle ihre Burgen wegzunehmen. Indessen war damit für ihn selbst nichts gewonnen, da sich von dem Augenblick an, wo er mit den Geistlichen zerfallen war, seine ganze Lage völlig änderte. Während er nämlich seither seine Hauptstütze in der Geistlichkeit gehabt hatte, wandte sich diese jetzt der Mathilde und ihrem Sohne zu; es bildete sich auf diese Weise eine furchtbare Partei, welche öffentlich und im Stillen

die Macht und das Ansehen Stephan's untergrub; ja, sein eigener Bruder, der Bischof von Wincheſter, welcher ſich mehr vom Geiſte ſeiner Körperſchaft, als von der Liebe zu ſeinem Bruder leiten ließ, trat an die Spitze ſeiner Feinde, und ward dem Könige um ſo gefährlicher, als dieſer ſelbſt ihm kurz vorher die Ernennung zum päbſtlichen Legaten in England und dadurch eine noch größere Bedeutung verſchafft hatte.

Mathilde ſäumte nicht, aus dieſen Umſtänden Nutzen zu ziehen. Sie landete 1139 in Begleitung des Grafen Robert von Gloceſter an der engliſchen Küſte, und begann einen blutigen und verheerenden Krieg mit Stephan. Den Jammer dieſes bürgerlichen Krieges, in welchem alle Städte für den König Partei nahmen, können die Zeitgenoſſen nicht ſchrecklich genug ſchildern. Stephan bekämpfte die erbitterten Gegner mit ſeinen rohen Brabanzonen, und ſchon nach zwei Jahren war das ganze Land ſo erſchöpft, daß ſich beide Theile, um einem allmäligen Untergange zuvorzukommen, entſchließen mußten, Alles an einen einzigen Wurf zu ſetzen. Den Anlaß zur letzten Entſcheidung gab die Belagerung der Stadt Lincoln, deren Bewohner, wie alle Bürger, zu den eifrigſten Anhängern Stephan's gehörten und durch Robert von Gloceſter enge eingeſchloſſen worden waren. Sie verabredeten mit Stephan, der von London aus herbeiziehen ſollte, einen unerwarteten gleichzeitigen Angriff auf das Belagerungsheer, um auf dieſe Weiſe Robert und folglich auch Mathilde zu vernichten. Der ganze Plan ſcheiterte jedoch, weil Stephan durch einen angeſchwollenen Fluß mitten im Marſche aufgehalten wurde, und Robert dadurch Zeit erhielt, die nöthigen Verſtärkungen an ſich zu ziehen und dem Könige mit ziemlich gleichen Kräften entgegen zu gehen. Es kam an der Trent zu einem entſcheidenden Treffen, in welchem beide Theile mit großem Muthe fochten; Stephan ſelbſt erfüllte nicht nur alle Pflichten eines Anführers, ſondern bewies ſich auch als tapferen Streiter, er ward aber nichts deſto weniger beſiegt und ſogar gefangen genommen (1141).

Jetzt wurde Mathilde als Königin anerkannt, und der Streit wäre vielleicht für immer entſchieden geweſen, wenn nicht die Standhaftigkeit der Anhänger Stephan's und noch weit mehr der Übermuth der neuen Herrſcherin ſehr bald eine andere Wendung

der Dinge herbeigeführt hätte. Mathilde verſtand ſich unter keiner Bedingung, ſelbſt nicht als man ihr verſprach, Stephan zur Auswanderung zu bewegen, zur Freilaſſung desſelben; ſie wies ſogar die Verwendung Heinrich's von Wincheſter für den Sohn Stephan's zurück, obgleich dieſer einflußreiche Biſchof in ihrem eigenen Intereſſe jede Rückſicht verdient hätte. Sie wollte endlich die Regierung ganz ſo führen, wie ihr Vater, und verlor dadurch alle Popularität. Man verlangte nämlich allgemein die Herſtellung der Geſetze Eduard's des Bekenners, weil die normanniſche Eroberung und die Despotie der drei letzten Regenten den Engländern die ſächſiſchen Geſetze werther gemacht hatte, oder vielmehr weil die Nation ſich noch wenig vom Naturzuſtand entfernt hatte, und deshalb die Unordnung unter den letzten angelſächſiſchen Königen weit weniger drückend fand, als die gewaltthätige Gerechtigkeit, von der ſie jetzt beſchützt ward. Selbſt die Normannen ſtimmten, ſobald ſie mit einem ihrer Könige unzufrieden waren, in das allgemeine Geſchrei um die Wiederherſtellung der ſächſiſchen Geſetze ein. Mathilde nahm aber durchaus keine Rückſicht darauf, und brachte durch ihre Unbeſonnenheit und Härte die ganze Nation, beſonders aber die Bürger der Städte und Heinrich von Wincheſter gegen ſich auf. Jene ſahen mit Schrecken die militäriſche Despotie Heinrich's I. erneut, und vermißten immer ſchmerzlicher ihren ſeitherigen Schützer; Heinrich von Wincheſter aber fühlte, daß er ſeine Staatsklugheit zu weit getrieben habe, als er von ſeines Bruders Partei zur Gegenpartei übergegangen ſei. Die Unzufriedenheit kam zuerſt in London zum Ausbruch (Sommer 1142). Die Bürger dieſer Stadt, welche ſchon damals ein großes Gewicht in die Waagſchaale legten, griffen plötzlich zu den Waffen, und ſuchten die Königin, welche ihren Wohnſitz unter ihnen aufgeſchlagen hatte, gefangen zu nehmen; der Anſchlag mißglückte zwar, er gab aber das Signal zur allgemeinen Erneuerung des Krieges. Ein glücklicher Zufall ſtellte gleich nachher das Gleichgewicht der Parteien wieder her; Robert von Gloceſter nämlich, der einzige Mann, welcher die Sache der Königin auf offenem Felde behaupten konnte, ward von Stephan's Anhängern gefangen genommen und gegen dieſen ausgetauſcht.

Der Krieg wurde darauf Jahre lang mit neuer Heftigkeit fort-

geſetzt. Er war weniger drückend für Stephan, welcher als der reichſte Mann in England jeden Verluſt immer wieder erſetzen konnte, als für Mathilde, deren Gemahl, Gottfried, ſich 1144 der Normandie bemächtigte, und ſeine Vaſallen, wie ſein Vermögen nicht aufs Ungewiſſe hin in England verwenden wollte. Gottfried mochte außerdem wohl fürchten, daß ſein Sohn Heinrich, den er auf Bitten Robert's nach England geſchickt hatte, über das engliſche Reich ſein Stammland vergeſſen, und dieſes einmal als bloße Provinz behandeln könnte; wenigſtens ließe ſich eine ſolche Beſorgniß aus der ängſtlichen Sorgfalt ſchließen, mit welcher er die Verfaſſung, die Geſetze und die Gewohnheiten der Grafſchaft Anjou auch für die Zukunft ſicher zu ſtellen ſuchte. Genug, er rief 1150 ſeinen Sohn und ſeine Gemahlin aus England zurück, und Robert ſetzte den Krieg allein fort. Auch dieſer ſtarb wenige Monate nachher, und Stephan hatte nun ſo lange Ruhe, bis der junge Heinrich nach dem Tode ſeines Vaters (1151) ſich nicht nur in Anjou und in der Normandie, ſondern auch in den durch ſeine Vermählung mit Eleonore von Guyenne und Poitou (ſ. oben S. 16) erworbenen Ländern feſtgeſetzt hatte, und dann (1153) in Verbindung mit den Anhängern ſeiner Mutter einen neuen Angriff auf England machte. Sein Verſuch wurde durch die Verhältniſſe ſehr begünſtigt. Stephan war nämlich nicht nur mit ſeinen eigenen Freunden, ſondern namentlich auch mit der Geiſtlichkeit zerfallen, weil er den Erzbiſchof Theobald von Canterbury, welcher ohne ſeine Einwilligung einer Kirchenverſammlung zu Rheims beiwohnte, aus dem Reiche verbannt hatte. Er war dafür mit dem Interdicte beſtraft worden. Dieſes verachtete er zwar, er konnte aber dagegen auch ſeinen Wunſch, ſeinen Sohn Euſtach als Nachfolger anerkannt zu ſehen, auf keine Weiſe erreichen. Die Geiſtlichkeit, wie alle weltlichen Großen erklärten ungeachtet ſeiner Drohungen, daß ſie zwar ihm ſelbſt ihre Treue bis ans Ende bewahren wollten, als ſeinen rechtmäßigen Nachfolger aber nur den Sohn der Mathilde betrachten könnten. Der Letztere landete 1153 in England, und da gleich nachher Euſtach ſtarb, ſo ſchloß Stephan einen Friedensvertrag, in welchem er Heinrich als künftigen Erben des Reiches anerkannte. Auch die weltlichen und geiſtlichen Größen beſchworen in einer feierlichen Verſammlung dieſen Vertrag, und

als Stephan im nächsten Jahre (1154) starb, folgte ihm Heinrich ohne Widerspruch in der Regierung.

6. England unter Heinrich II.

Heinrich II., mit welchem eine neue Dynastie, das Haus Plantagenet, auf den englischen Thron kam, sah sich gleich anfangs zu einigen gewaltsamen Maßregeln genöthigt. Er schleifte die angelegten Burgen der Großen, und jagte die räuberischen Söldner, welche Stephan in Dienst genommen hatte, aus dem Lande. Leider mußte er aber, um seine französischen Besitzungen behaupten zu können, nicht nur diese verderblichen Miethtruppen wieder anwerben, sondern er erneuerte auch alle Erpressungen und Gewaltthätigkeiten, über welche man sich unter Heinrich I. beschwert hatte. Mit rücksichtsloser Härte behandelte er die Normandie, und zog alle dortigen Lehen ein, welche entweder von seinen Vorgängern verschenkt worden waren oder keinen unmittelbaren Erben hatten; in England aber übte er alle Arten von Bedrückungen, und konnte dieß bei der damaligen Verfassung des Landes, ungehindert thun. Besonders wußte er sich durch die bereits oben (S. 22) angeführten Misbräuche, welche mit den Abgaben getrieben wurden, das nöthige Geld zu verschaffen. Ihm dienten z. B. die Begnadigungen, die Geldstrafen, das königliche Recht über die unmündigen Vasallen und über die Erbinnen von Lehen als reiche Quellen des Einkommens; das Scutagium wurde von dem kriegsdienstpflichtigen Adel bei jeder Gelegenheit ohne Rücksicht auf Bedürfniß und Recht erhoben, diese Steuer war aber so bedeutend, daß sie einmal blos in England nicht weniger als hundert vierundzwanzig tausend Pfund Silber einbrachte. Übrigens sind die ewigen Kriege mit Frankreich, in welche Heinrich durch seine Vermählung mit Eleonore und durch die daraus entsprungene Erwerbung von Guyenne und Poitou verwickelt wurde, für die allgemeine Geschichte nur wegen ihrer letzten Ergebnisse wichtig; viel größere Bedeutung hat dagegen Heinrich's Zwist mit Thomas Becket, sowie seine Unterwerfung von Irland und seine Streitigkeiten mit seinen eigenen Söhnen, weil sich um diese drei Punkte die ganze damalige Geschichte von England dreht.

Heinrich's Zwist mit dem Erzbischof Thomas Becket von

Canterbury ist für jene Zeiten gewissermaßen ein Gegenstück zu den Geschichten des deutschen Kaisers Heinrich IV., hängt aber im Grunde ganz enge mit dem von Becket errathenen Plane des Königs, die Geistlichkeit wieder so, wie früher, von der Krone abhängig zu machen, zusammen. Will man daher den Streit zwischen dem Könige und dem Oberhaupt der Geistlichkeit in England, ohne Rücksicht auf den Privatcharakter beider Männer, blos in Beziehung auf den Staat betrachten, so muß man bis auf Wilhelm den Eroberer zurückgehen. Vor Wilhelm's eisernem Willen hatte sich Alles, selbst Gregor VII., beugen müssen. Er verfuhr ebenso willkürlich und despotisch gegen Bischöfe und Äbte, als gegen Grafen und Barone; sogar der erste Geistliche des Reiches, sein Bruder Odo von Bayeux, welcher zugleich Legat des römischen Stuhles war, wurde, als er sich ihm misfällig bewies, ins Gefängniß geworfen und seiner Schätze beraubt. Wilhelm's Gesetze beschränkten nicht nur den Einfluß des römischen Hofes, sondern auch den Reichthum des englischen Klerus; er schied Weltliches und Geistliches sehr genau von einander, und schloß die Geistlichkeit auf eine schlaue Weise ganz von den Gerichten aus, in denen sie bisher durch ihre gelehrte Bildung und durch ihre Kenntniß des römischen Rechtssystems den Haupteinfluß gehabt hatte. Sein Sohn Wilhelm II., trat, wie überall, so auch hier in des Vaters Spuren. Er war ein Mann, der sich weder um das Sittliche der christlichen Lehre im mindesten bekümmerte, noch auch Hang zum Aberglauben hatte; er fragte daher auch nach der auf die Meinung gegründeten Kirchenzucht nichts, und setzte sich sogar mit einer Dreistigkeit, die man ohne die ausdrückliche Versicherung eines Zeitgenossen jenem Zeitalter schwerlich zutrauen würde, über alle gewohnten Formen hinweg. Als er nämlich nach Lanfranc's Tode den Stuhl von Canterbury Jahre lang unbesetzt ließ, um die reichen Einkünfte desselben für sich zu beziehen, baten ihn die Bischöfe des Landes einst um die Erlaubniß in den Kirchen beten lassen zu dürfen, daß Gott ihn bewegen möge, der Kirche einen Hirten zu geben; er antwortete ihnen aber lächelnd und mit verstelltem Zorn: „Betet, was ihr wollt; ich werde thun, was mir gefällt, und kein Gebet wird meinen Willen wankend machen.“ Niemand hatte ihn besser gekannt und ver-

standen, als Lanfranc, der schlaue Freund seines Vaters, und so lange dieser als Erzbischof von Canterbury Primas des Reiches war, blieben die geistliche und die weltliche Macht in gutem Einverständniß. Als dagegen, vier Jahre nach Lanfranc's Tode, Anselm das Primat erhielt, entstand Zwietracht und Streit. Anselm war von der Hoheit und Würde christlicher Bischöfe eingenommen, eiferte mit Recht, wenn auch vielleicht zu heftig, gegen den Gebrauch geistlicher Güter zu weltlichen Zwecken, und wagte es, seinem Könige zu widersprechen; er mußte dafür, obgleich er bei seinen Zeitgenossen als Theolog, als Philosoph und besonders als Rechtsgelehrter für ein Orakel galt (s. Th. VI. S. 330 f.), das Land räumen. Nach Wilhelm's II. Tode ward ihm freilich die Rückkehr gestattet; die Einigkeit zwischen ihm und dem neuen Könige, Heinrich I., dauerte aber nur so lange, als der Letztere des Erzbischofs gegen seinen Bruder Robert und gegen dessen Anhänger bedurfte. Sobald Heinrich auf dem Throne fest saß, begann der Streit aufs neue, und zwar handelte es sich diesmal um die Investitur (s. Th. VI. S. 262), welche bis dahin noch niemand den englischen Königen streitig gemacht hatte. Indessen benahm sich Heinrich weniger heftig, als sein Vorgänger. Er schickte Gesandte nach Rom, und wenn er auch dem Erzbischof, welcher ebendahin gereist war, anfangs die Rückkehr nach England nicht gestattete, so erlaubte er ihm doch, in dem normannischen Kloster Bec zu verweilen, ja er ließ ihn später sogar nach Canterbury zurückkommen, und verstand sich am Ende zu einer Übereinkunft, weil er in seinen französischen Angelegenheiten des Papstes bedurfte, und sich dadurch gegen diesen zu einer bis dahin unerhörten Nachgiebigkeit genöthigt sah. Er versprach, sich aller der Bedrückungen und Erpressungen zu enthalten, welche sein Vorgänger gegen die Kirche geübt hatte, und entsagte auch der Investitur, erhielt aber dagegen das Zugeständniß, daß die Bischöfe für ihre weltlichen Besitzungen dem Könige nach wie vor den Lehenseid leisten mußten. Aus derselben Ursache, die ihn beim Streite über die Investitur zum Nachgeben bewogen hatte, erlaubte er auch, was noch kein König von England zugegeben hatte, daß der Pabst durch einen Legaten Kirchenversammlungen im Reiche halten lassen könne, und duldete endlich, daß derselbe die beiden

ersten Bischöfe des Landes ihrer Rangstreitigkeiten wegen nach Rom vorlud und über ihren Zwist einen entscheidenden Ausspruch that. Heinrich's Nachfolger, Stephan, ging noch weiter. Er ertheilte nicht nur in seinem Privilegium der Geistlichkeit ganz ungewöhnliche Rechte, sondern erbat auch vom Pabste Innocenz II. die Würde eines päbstlichen Legaten für seinen Bruder, den Bischof Heinrich von Wincheſter, hatte aber bald Ursache, diesen Schritt zu bereuen. Der römische Hof benutzte die günstige Wendung, er mischte sich in alle Verhältnisse der englischen Kirche und ihres Klerus, und dieser wußte sich unter Heinrich's Leitung, im Vertrauen auf Hülfe aus Italien und auf Unruhen im Inneren, ganz und gar der Gewalt des Königs zu entziehen. Nun trat an die Stelle des königlichen Einflusses auf die Wahlen der päbstliche, Sendungen von Legaten wurden gewöhnlich, der Cölibat durchgesetzt, die Appellation in allen nur einigermaßen bedeutenden Processen nach Rom gezogen, kurz, alles Geistliche ungefähr in dasselbe Verhältniß gebracht, in welchem es bei den übrigen europäischen Völkern stand.

Dieses Verhältniß konnte und wollte Heinrich II., welcher Alles auf die Zeiten seines Großvaters zurückzubringen strebte, nicht bestehen lassen. Er wollte auch in den geistlichen Angelegenheiten die unumschränkte Gewalt des Herrschers wiederherstellen, und glaubte darin nicht besser zum Ziele zu kommen, als wenn er seinen ihm ganz ergebenen Kanzler, Thomas Becket, zum Primas von England machte (1162). Die Geistlichen selbst waren mit Becket's Ernennung sehr unzufrieden, weil derselbe seither alle Maßregeln zur Beschränkung ihrer Macht angegeben hatte; sie täuschten sich aber in diesem Manne ebenso sehr, als der König selbst, und nur die alte Mutter des Letzteren hatte, wie man aus dem Briefwechsel Becket's sieht, ihn schon früher durchschaut. Sobald Becket Erzbischof von Canterbury geworden war, hatte er die Wahl zwischen einer schimpflichen Unterwerfung oder einem ehrenvollen Kampfe auf Leben und Tod, er wählte, seinem Charakter und dem seiner Zeit angemessen, das Letztere. Unmittelbar nach seiner Ernennung zum Erzbischof legte er die Kanzlerwürde nieder, entsagte als Haupt des englischen Klerus sogleich allen Weltlichkeiten, und nahm in Kleidung, Essen und Lebensweise ganz

den Charakter eines bloßen Mönchs an, nachdem er vorher in Glanz und Üppigkeit geschwelgt hatte. Erst bei dieser auffallenden Änderung seines äußeren Wandels fing Heinrich an zu ahnen, was Becket im Sinne habe. In offenbaren Zwist gerieth er mit ihm, als er (1163) verlangte, daß das Unwesen des geistlichen Gerichtes aufhöre. Nach der in der letzten Zeit herrschend gewordenen Ansicht nämlich konnte ein Geistlicher nur von seinem Bischofe gerichtet werden, und erst wenn dieser ihm zur Strafe die geistliche Weihe genommen hatte, stand er, und zwar blos für künftige Vergehen, unter der weltlichen Gerichtsbarkeit. Diese Einrichtung, welche jedem Geistlichen, so lange er zum Klerus gehörte, Strafloſigkeit zusicherte, wollte Heinrich abschaffen und dagegen das Gesetz aufstellen, daß ein Verbrecher aus der Geistlichkeit zwar vom Bischof, nachdem dieser ihn schuldig gefunden, seiner Würde beraubt, unmittelbar darauf aber dem weltlichen Gerichte zur Bestrafung überliefert werden solle. Zugleich verlangte er, daß der Klerus das Versprechen gebe, sich den unter seinem Großvater bestandenen Gesetzen zu unterwerfen. Seinen Forderungen widersetzten sich die Bischöfe, Becket an ihrer Spitze, aufs hartnäckigste. Der König war aber wild und furchtbar von Charakter, die weltlichen Großen und selbst das Volk waren in dieser Sache für ihn, er bediente sich daher der Barone, um gesetzlich feststellen zu lassen, was er mit eisernem Willen durchsetzen wollte. In England ward alles, was in geistlichen Dingen irgend Staatssache war, nicht auf sogenannten Kirchenversammlungen, sondern auf den Versammlungen der Reichsbarone festgesetzt, wo die Bischöfe nicht als Geistliche, sondern als Barone des Reichs mit den anderen stimmten. Sie wurden daher (1164) in Clarendon überstimmt, als der König seinen Willen zum Gesetz machen wollte. Selbst Thomas Becket wagte nicht zu widersprechen, er unterschrieb wie die anderen die dort aufgestellten Grundsätze und Verfügungen. Es ward daher dieser Reichstag zu Clarendon entscheidend für die Unterordnung der geistlichen Gewalt unter die Gewalt des Königs und des Volkes. Die Hauptpunkte der für die Geschichte des Mittelalters so sehr wichtigen sechszehn Clarendoner Artikel waren folgende: Die Geistlichkeit ist ganz und gar der königlichen Gerichtsbarkeit unterworfen, und die

höchste Appellation geht an den König; den Bischöfen ist es verboten, ohne Erlaubniß des Königs ins Ausland zu reisen; ohne seine Zustimmung darf fortan kein königlicher Vasall oder Diener mit dem Kirchenbann belegt werden, und kein Excommunicirter braucht für seine künftigen Meinungen Sicherheit zu geben, sondern er ist blos zum Behuf der Lösung vom Banne dem geistlichen Gerichte unterworfen; wenn es bei einem Besitzthume streitig ist, ob dasselbe ein weltliches Lehen oder ein Kirchengut sei, so soll darüber durch zwölf Geschworene entschieden werden; die Güter der Bischöfe werden für königliche Lehen erklärt und den weltlichen Baronieen gleichgestellt; dagegen sollen aber auch die Bischöfe, wenn sich die Pairskammer in einen Kriminalgerichtshof umwandelt, nicht, wie jetzt, aus derselben ganz wegbleiben, sondern nur vor der Erlassung des Strafurtheils sich entfernen; die erledigten Bisthümer und Abteien fallen bis zu ihrer Wiederbesetzung dem Könige anheim, und dieser bezieht dann einstweilen alle Einkünfte derselben; die Wahlen für Beide werden von vornehmen Geistlichen, die der König ernennt, in der Kapelle desselben und mit seiner Zustimmung gehalten, und der Gewählte muß ihm den Lehenseid leisten; endlich darf die Kirche dem Könige kein ihm heimgefallenes Vermögen vorenthalten.

Kaum schien durch die Annahme der Clarendoner Constitutionen der Streit geschlichtet zu sein, als Becket von neuem den Fehdehandschuh hinwarf. Er beschuldigte sich selbst wegen seiner Nachgiebigkeit laut des Verraths an der Kirche, legte das Büßergewand an, und ließ durch den Pabst nicht nur sich selbst von seinem Eid entbinden, sondern auch alle der Krone gemachten Zugeständnisse für ungültig erklären. Weit würdiger benahm sich damals der König; denn er legte zwar auf Becket's Güter Beschlag, hob aber diesen sogleich wieder auf, als der Erzbischof auf kurze Zeit anderes Sinnes wurde, und gab nachher sogar zu, daß derselbe ungekränkt das Reich verlassen dürfe. Heinrich hatte nämlich, sobald Becket zu seiner früheren Widersetzlichkeit zurückgekehrt war, eine Reichsversammlung nach Northampton berufen, und in derselben, durch seinen klugen Oberrichter geleitet, den eigentlichen Streitpunkt gar nicht zur Sprache gebracht, sondern so viele andere Forderungen an den Erzbischof gemacht, daß die

Bischöfe diesen baten, durch die Niederlegung seines Amtes den der Kirche drohenden Sturm zu beschwören, und den Klerus nicht mit den weltlichen Herren, die sich an den König angeschlossen hatten, in einen schwierigen und gefährlichen Kampf zu verwickeln. Thomas hatte dies jedoch nicht nach seinem Sinne gefunden, und da er andererseits auch nicht wagte, es mit dem Könige aufzunehmen, so floh er nach Frankreich (1165). Hier nahm sich sowohl der König Ludwig VII., als auch der Pabst Alexander III, welcher gerade dort verweilte, des englischen Erzbischofs sehr lebhaft an; Heinrich kehrte sich aber weder an den Einen, noch an den Anderen. Er nöthigte vielmehr die englischen Bischöfe, sich von Becket ganz loszusagen und sogar seine Verurtheilung zu unterschreiben. Gegen die vom Pabste gedrohten Maßregeln des Bannes und Interdicts aber sicherte er sich durch die strengsten Verordnungen und Gebote. Jede Correspondenz mit dem Pabste oder mit Becket wurde bei Strafe des Hochverraths untersagt, jeder Versuch, eine päbstliche Bannbulle zu verkündigen, mit der Verbannung des Thäters und seiner ganzen Verwandtschaft bedroht, alle Geistlichen, welche im Ausland verweilten, bei Verlust ihrer Güter und Gefälle aufgefordert, in der kürzesten Zeit nach England zurückzukehren u. s. w. Becket wandte sich an die alte Mutter des Königs, diese war jedoch bei aller ihrer Achtung vor der Geistlichkeit zu eifersüchtig auf die Souverainitäts-Rechte, als daß sie für ihn einen Schritt hätte thun mögen. Auch der französische König und der Pabst konnten ihm nicht helfen; denn die Bemühungen des Ersteren waren sehr zweideutig, und der Andere gerieth der Festigkeit Heinrich's gegenüber in Schwanken. Nichts desto weniger zeigte sich Becket selbst, so oft Heinrich die Hand zu bieten schien, stolzer und hartnäckiger, und alle Versuche zur Aussöhnung mußten daher scheitern. Ganz Europa nahm an dem Streite des Königs mit seinem Erzbischof lebhaften Antheil; die bedeutendsten Gelehrten und Geschäftsmänner machten Reisen und führten Correspondenzen, um die Sache zu vermitteln, die künstlichsten Auswege wurden versucht, und dreimal gelang es den Freunden des Friedens wirklich, Heinrich zur Nachgiebigkeit und zum Versprechen der Vergessenheit alles Geschehenen zu bewegen; jedes Mal vereitelte aber der Trotz des eigensinnigen

Bischofs den Abschluß des Aussöhnungsvertrages. Wenn man übrigens die Briefe, welche damals in dieser Angelegenheit gewechselt wurden, aufmerksam liest, so nimmt man in ihnen ebenso, wie in denen des Abtes Süger (s. oben S. 13) und in der Correspondenz des Kaisers Friedrich II. und seines Kanzlers mit Staunen wahr, welche große Gewandtheit und Staatsklugheit, welchen Reichthum an Auskunftsmitteln und welche genauen Kenntnisse der wesentlichen Rechtspunkte einzelne Männer jener dunkeln Zeit besaßen. Leider war es dessen ungeachtet möglich, daß selbst bei einer Nation, die wie die englische streng auf ihre Verfassung hielt, ein entschlossener Regent Tyrannei und barbarische Grausamkeiten ungestraft ausüben durfte. Heinrich quälte nämlich, um dem Erzbischof recht wehe zu thun, dessen Verwandte auf eine wahrhaft teuflische Art. Er jagte sie alle, Männer und Weiber, ja selbst die Säuglinge nicht ausgenommen, aus dem Lande. Während er auf diese Weise gegen vierhundert Menschen ins Elend stieß, mishandelte er die Söhne und Töchter eines seiner Vasallen, der ihn beleidigt hatte, noch ärger; er ließ die Ersteren blenden und den Töchtern derselben Nasen und Ohren abschneiden.

Bei dem starren Trotze Becket's und dem despotischen Charakter Heinrich's würde es wohl schwerlich je zu einer Aussöhnung zwischen Beiden gekommen sein, hätte nicht der Letztere theils des Pabstes bei seinem Plane, Irland zu erobern, bedurft, theils, wie wir unten sehen werden, seine eigenen Söhne und ihre Mutter fürchten müssen. Diese Umstände bewogen ihn endlich zur Beilegung des Zwistes, und Becket kehrte 1170 wieder in sein Bisthum zurück. Indessen konnte nach der ganzen Lage der Dinge und nach dem Charakter beider Männer die Aussöhnung nicht von Dauer sein. In der That hatte Becket sein Amt kaum wieder angetreten, als er mehrere angesehene Diener des Königs mit dem Banne belegte, weil sie dem Willen ihres Herrn Folge geleistet hatten. Dies konnte Heinrich unmöglich ruhig geschehen lassen. Die Sache nahm aber diesmal durch die frevelhafte Unbesonnenheit einiger Diener Heinrich's eine ganz andere Wendung, als dieser erwartet hatte. Vier Ritter des Königs suchten nämlich den Bischof durch Schrecken zu rühren, und als dieses mislang, rächten sie ihren König auf eine entsetzliche Weise an dem

alten eigenſinnigen Geiſtlichen. Sie drangen mit Schwertern und Streitärten bewaffnet, in Becket's Kirche ein, und ermordeten ihn am Altare ſelbſt (1170). Es iſt ſonderbar und für die Tendenz der Geiſtlichkeit wenig ehrenhaft, daß dieſe die moraliſchen Folgen eines ſolchen Mordes wenig beachtete, während ſie dagegen die politiſche Seite desſelben, wie wir ſehen werden, feſt im Auge behielt und zu ihrem Vortheil ausbeutete. Die Mörder erlitten nämlich keine andere Strafe, als daß ſie eine Pilgerfahrt nach Jeruſalem machen mußten, und erhielten, als ſie dort ſtarben, ein ehrenvolles Begräbniß. Dem König Heinrich ſchadete der Dienſteifer derſelben mehr, als alle Geiſtlichen und ſogar der Pabſt ſelbſt ihm hätten ſchaden können; denn ſie ſtellten durch ihre grauſenhafte That den König als einen Schänder des Heiligthums blos, und machten dagegen den Erzbiſchof zu einem Märtyrer und Heiligen. Der Mord ward dem Könige ſchuld gegeben, und alle Trauer, die er bezeugte, alle ſeine Geſandtſchaften nach Rom, alle Verſuche, ſich vom Verdachte der Theilnahme an demſelben zu reinigen, waren vergeblich. Nur mit Mühe wandte er den Bannfluch von ſich ab, und er ward erſt dann von aller Schuld freigeſprochen, als er einen Vertrag unterſchrieben hatte, der für den Pabſt und den Klerus ebenſo rühmlich und vortheilhaft, als für den König demüthigend war (1172). Heinrich mußte in einer Kirche vor allem Volke ſowohl dieſen Vertrag, als ſeine Unſchuld beſchwören; der Getödtete ward vom Pabſte für einen Heiligen erklärt, Tauſende pilgerten ſchon in den nächſten Jahren nach ſeinem Grabe, und Heinrich ſah ſich 1174 durch die Rückſicht auf ſein eigenes Intereſſe genöthigt, ſelbſt eine Wallfahrt dahin zu machen. Die mit dem Pabſte geſchloſſene Übereinkunft gab der Kirche ihre Unabhängigkeit wieder; doch hatten Heinrich's Rechtsfreunde dabei die Schlauheit gehabt, durch den letzten, gleichſam zufällig angehängten Artikel die königlichen Gerechtſame über die Geiſtlichkeit zu verwahren. Die nächſte Folge war die Einmiſchung des römiſchen Hofes in alle Angelegenheiten des engliſchen Reiches, ſowie die häufige Sendung von päbſtlichen Legaten, die nun auch in England ihre Erpreſſungen bis zu dem Grade übten, daß der Chronikſchreiber Gervaſius von einem derſelben nicht ohne Witz ſagt: er habe den geiſtlichen Auftrag auszurotten und einzupflanzen

vollständig erfüllt; denn er habe alles Geld aus fremden Beuteln ausgerottet und in seine Kisten eingepflanzt.

Noch ehe die Verhandlungen mit dem Pabste zum Ziele gebracht waren, vergrößerte Heinrich das englische Reich durch die Unterwerfung von **Irland**. Die Geschichte dieser Insel beginnt bekanntlich mit einer schönen poetischen Vorzeit, welche in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt ist; denn von Irland aus verbreitete sich die alte gaelische oder schottische Cultur, eine Bildung ohne Luxus, die mit einem Wohlstand ohne Reichthum verbunden war, nebst den Gesängen froher Unschuld und heroischer Begeisterung nach den Hebriden und nach Schottland, wo später alles Frühere ebenso in dem Namen Ossian, wie die Cultur der älteren Inselgriechen in dem Namen Homer, zugleich erhalten und verloren ward (s. Th. V. S. 228 f., 286 f. und 290). Als die Normänner ihre Raubzüge begannen, gingen die letzten Reste dieser ältesten Bildung unter. Schon im fünften Jahrhundert entstand durch die Einführung des Christenthums in Irland eine neue Art von Cultur, welche in Klöstern ihren Wohnsitz aufschlug, und jene gelehrten und unermüdlichen Glaubensboten hervorrief, die in Deutschland und Frankreich ein milderes und gesitteteres Leben schufen (s. Th. V. S. 235 f. u. 360 f.). Auch diese Bildung ging durch die Verheerungen der Normänner bis auf die bloße äußere Form des Christenthums wieder unter, die Verbindung mit der übrigen Welt ward abgeschnitten, und Irland sank seitdem völlig herab. Von der Gemeinschaft mit Rom abgetrennt, durch innere Kriege zerrissen und zuletzt unter fünf Häuptlinge oder, wie man sie nannte, Könige, getheilt, bot Irland einem unternehmenden Nachbarn eine leichte Eroberung dar. Dieser Zustand der Insel, sowie der sehr lebhafte Sklavenhandel, welcher von England nach Irland getrieben ward und nur durch Eroberung unterdrückt werden konnte, war es wohl, was Heinrich II. zuerst auf den Gedanken einer Eroberung des Landes brachte. Er ließ sich 1154 vom Pabste Hadrian IV., einem geborenen Engländer, die Erlaubniß dazu geben. In der damals von Hadrian erlassenen Schenkungsurkunde ward ihm die Befugniß gewährt, Irland mit Waffengewalt der großen Christengemeinde der Lateiner wieder einzuverleiben, und er selbst glaubte durch die

päbstliche Bulle ein größeres Recht zur Eroberung der Insel erhalten zu haben, als ihm die Waffen allein geben könnten. Siebenzehn Jahre lang machte er, dem Rathe seiner Mutter getreu, von diesem Rechte keinen Gebrauch, bis sich ihm endlich 1171 eine sehr günstige Gelegenheit dazu darbot. Einige englische Vasallen hatten den aus seinem Fürstenthum vertriebenen Häuptling von Leicester, Dermot, nicht nur zurückgeführt und wieder eingesetzt, sondern ihm auch noch dazu einen Nachbarstaat unterworfen. Einer von ihnen, Strongbow, war nachher der Schwiegersohn und Erbe Dermot's geworden (1170), und hatte sein Reich gleich nachher noch weiter ausgebreitet. König Heinrich war zu sehr von den seiner Zeit angemessenen Grundsätzen der Staatsklugheit erfüllt, als daß er die unabhängige Herrschaft eines seiner Vasallen außerhalb des Reiches hätte zugeben können. Er verbot daher durch eine Verordnung allen seinen Baronen und Grafen, nach Irland überzusetzen, und befahl denen, die sich bereits dort befanden, bei Strafe des Verlustes ihrer Lehen die Rückkehr. Diese Maßregel verfehlte ihre Wirkung um so weniger, da der Graf Strongbow weder den geringsten Unternehmungsgeist, noch auch einen auf Selbstständigkeit des Charakters gegründeten Muth besaß, und daher den ruhigen Besitz des von seinen Freunden eroberten Landes unter Heinrich's Hoheit einer unsicheren Unabhängigkeit vorzog. Er fügte sich dem Befehle des englischen Königs, und nahm sein irländisches Reich von ihm zu Lehen; Heinrich selbst aber benutzte die Lage der Dinge, um die ganze Insel zu unterjochen. Er rüstete eine bedeutende, mit normannischen Truppen bemannte Flotte, setzte an der Spitze aller Vasallen der Westküste nach Irland über, und machte ohne große Mühe die Insel zu einer Provinz seines Reiches (1171). Nachdem er sich von den Fürsten des Landes hatte huldigen lassen, ordnete er auf einer allgemeinen Versammlung alle Verhältnisse, und befreite besonders die irländische Geistlichkeit von der ihr bis dahin obliegenden lästigen Verbindlichkeit, die Fürsten und Herren der Insel auf ihren Reisen zu bewirthen. Dafür wirkte nachher die Geistlichkeit vorzugsweise zur Begründung der englischen Herrschaft mit. Doch ward die Insel hauptsächlich dadurch in eine englische Colonie umgewandelt, daß sie rüstigen englischen Abenteurern eine Gelegenheit darbot,

ſich auf Unkoſten der einheimiſchen gaeliſchen Bevölkerung mit Gütern zu verſorgen

Da Irland ſich leicht gefügt hatte, ſo fand Heinrich dort wenig Beſchäftigung für ſeine unermüdlich regſame Natur, welche ihn nicht raſten und ruhen ließ, ſondern von einem Ende des Reiches zum anderen, von einer Anſtrengung zur anderen trieb, ſo daß er faſt alle Pferde todt ritt, und manchmal nach der Rückkehr von einer Jagd ſeine Hofleute, mit denen er ſich dann noch Stunden lang ſtehend unterhielt, zur Verzweiflung brachte. Dagegen machten ſeine Gemahlin und ſeine Söhne ihm um ſo mehr zu ſchaffen; denn ſie erregten ihm fünfzehn Jahre lang Unruhen und Sorgen, wiewohl es ſchwer zu ſagen iſt, ob die Urſache davon mehr in dem Leichtſinn, der Veränderlichkeit und der Leidenſchaft ſeiner Gemahlin, oder in dem Könige ſelbſt lag. Heinrich vernachläſſigte nämlich ſeine Gemahlin Eleonore, deren Charakter uns ſchon aus der franzöſiſchen Geſchichte bekannt iſt, nicht nur ganz und gar, ſondern er ging auch von einer Liebſchaft zur anderen über, und unterhielt eine Geliebte nach der anderen auf ſeinen Jagdſchlöſſern. Er entfremdete ſich dadurch, ſowie durch ſein ganzes Treiben und Verfahren überhaupt zugleich ſeine Gemahlin und die vier Söhne, die er von ihr hatte. Den älteſten dieſer Söhne, Heinrich, hatte er ſehr verzogen und vor der Zeit zum Könige krönen laſſen; er hatte ſich über den Stolz des Jünglings, als dieſer im vollen Glanze des königlichen Anſehens ſeinen erſten Hof hielt, thöricht gefreut, ihn dann aber auf einmal mit eiferſüchtigen Augen betrachtet und auf jede Weiſe beſchränkt. Ganz ebenſo verfuhr er mit ſeinen drei anderen Söhnen, dem nachherigen König Richard Löwenherz, dem mit der Bretagne belehnten Gottfried und dem ſpäter unter dem Namen Johann ohne Land berühmt gewordenen Nachfolger von Richard Löwenherz. Er hegte ſie zuerſt mit übertriebener Liebe, ließ ihren wilden Leidenſchaften den Zügel ſchießen, und verdarb beſonders Richard's edle und vortreffliche Natur durch die rohe Geſellſchaft, in welcher er ihn aufwachſen ließ; dann gab er ihnen unabhängige Beſitzungen in Gegenden des Reiches, wo ſelbſt der Geſang der Dichter nur Mord, Blut und Brand athmete, und z. B. einer der berühmteſten von dieſen, Bertrand von Born, durch ſeine furchtbaren Sirventen

oder Spottgedichte die Prinzen gegen ihren Vater, ſowie ein Land gegen das andere aufreizte und, wenn ihm das gelungen war, jubelnd und jauchzend zum Kampfe wie zu einer Hochzeit eilte. Nachdem Heinrich ſeine Söhne zu früh zu Herren gemacht und zugleich den Einflüſſen der wildeſten Rohheit blosgeſtellt hatte, wollte er ſie auf einmal wieder als Kinder behandeln, ihnen ihre Bräute oder Weiber abnehmen, die ihnen eingeräumten Grafſchaften an andere verleihen oder den Rechten ihrer Freunde zu nahe treten. Natürlich griffen ſie zu den Waffen. Ein großer Theil der Barone des Landes war mit den Prinzen befreundet, und unterſtützte ſie gegen ihren Vater; ein anderer hätte auch die Partei Lucifer's ergriffen, wenn dieſer ſie nur in den Krieg geführt hätte. Auch die Könige von Frankreich und Schottland verbanden ſich mit den Rebellen, weil ſie darin eine vortreffliche Gelegenheit erkannten, ihre Reiche auf Koſten der Engländer zu erweitern.

Im Gedränge zwiſchen ſeinen Söhnen Heinrich, Richard und Gottfried, ſeinen meiſten Vaſallen und ſeinen beiden Nachbarn ſuchte Heinrich ſich wieder durch Soldtruppen zu helfen. Er nahm zwiſchen zehn- und zwanzigtauſend Mann der ebenſo tapferen, als grauſamen und raubſüchtigen Brabanzonen in ſeine Dienſte. Der Sold derſelben erſchöpfte zwar ſeine Finanzen, dagegen konnte aber auch ſolchen Leuten unter der Anführung eines Mannes, der mit Blitzesſchnelle von einem Ende ſeines großen Reiches bis zum anderen flog, ſchwerlich irgend ein Lehensherr jener Zeit widerſtehen. Wirklich führte Heinrich auch in Verbindung mit ſeinem natürlichen Sohne, Wilhelm Langdegen, den Krieg ſehr glücklich. Der König von Schottland, Wilhelm, ward in einem großen Treffen beſiegt und gefangen genommen. Die Franzoſen ſchloſſen, nachdem ſie meiſtens den Kürzeren gezogen hatten, 1174 Frieden. Die empörten Vaſallen ſahen ſich bald zur Unterwerfung genöthigt, und auch Heinrich's Söhne verglichen ſich endlich mit ihm, da er nach ſeinem Grundſatze, die Schwächeren unter ſeinen Feinden durch Grauſamkeiten in Schrecken zu ſetzen, die Mächtigen und Furchtbaren aber durch Nachgiebigkeit zu gewinnen, ihnen die beſten Bedingungen anbot. Sie erhielten nicht nur Verzeihung, ſondern es wurden auch jedem von ihnen zwei Feſten und ein

bestimmtes Einkommen angewiesen. Seiner Gemahlin allein wollte Heinrich nicht verzeihen, er ließ sie vielmehr Jahre lang in strenger und harter Haft halten. Niemand kam jedoch im Kriege mit ihm übler hinweg, als der König von Schottland. Dieser erlitt als Gefangener die ärgsten Mißhandlungen, ward von dem Friedensvertrage zwischen Heinrich und seinen Söhnen ausgeschlossen und dadurch aller Vortheile der Verbindung mit ihnen beraubt, und konnte zuletzt seine Freiheit nur durch die härtesten Bedingungen erkaufen; denn er mußte dem englischen Könige den Vasalleneid schwören, und als Bürgschaft für seine Treue in fünf schottische Festen englische Besatzungen aufnehmen (1175). Freilich währte der erzwungene Frieden mit ihm nur so lange, als die Noth, auf die er gegründet worden war; er dauerte aber immer noch länger, als das gute Einverständniß Heinrich's mit seinen Söhnen. Diese lebten auch nachher stets sowohl unter sich, als mit dem Vater in Fehde, und Heinrich sah sich durch die schwankende Treue derselben, sowie der mit ihnen verbundenen Vasallen genöthigt, seine zahlreiche Dienstmannschaft noch lange Zeit zu unterhalten.

Zwei Schritte, welche Heinrich während seines gleichzeitigen Krieges mit inneren und äußeren Feinden gethan hatte, kann man, weil sie seinem Charakter nicht entsprechen, wohl nur aus seiner damaligen Lage erklären. Der erste dieser Schritte war seine oben erwähnte Pilgerfahrt zu Thomas Becket's Grabe, bei der er sich einer schimpflichen Buße unterwarf; denn er wachte nicht allein vierundzwanzig Stunden fastend und betend bei den Gebeinen des Heiligen, sondern er ließ sich zuletzt auch von Mönchen geißeln. Wahrscheinlich hatte er dabei die Absicht, den Pabst, die Geistlichkeit und die große Menge zu gewinnen. Das Zweite war die merkwürdige Verordnung, durch welche er das Strandrecht, das an vielen Küsten der Nordsee bis auf unsere Tage fortbestanden hat, sowohl in seinen englischen, als seinen französischen Besitzungen völlig aufhob. Vermuthlich wollte er damit seinen guten Freunden, den Niederländern und Niederdeutschen, aus deren Jugend er seine Miethtruppen warb, einen Dienst erweisen, da diese Völkerschaften in jenen Zeiten fast allein eine bedeutende Schifffahrt in den Meeren betrieben, welche die Küsten des englischen Reiches bespülten. Übrigens dienten ihm jene

furchtbaren Soldtruppen nicht blos, um seine Söhne im Zaume zu halten, sondern sie gewährten ihm auch den Vortheil, daß er in einer Ausdehnung Herr in seinem Lande ward, wie kein anderer König oder Kaiser jener Zeit. Er war z. B. durch ihre Hülfe so mächtig, daß er im Jahre 1176 seinen Baronen und Grafen in England und in der Normandie alle Festen wegnehmen und diese durch seine eigenen Soldaten besetzen lassen konnte. Mit seinen Söhnen lebte er bis zu seinem Tode in Zwist; doch starb der älteste glücklicher Weise schon im Jahre 1183, ohne Kinder zu hinterlassen, und der Dritte, welcher bald nachher ebenfalls starb, hatte zwar einen Sohn, Arthur, Heinrich befriedigte diesen aber dadurch, daß er ihm die Grafschaft Bretagne zuerkannte, welche Arthur's Mutter ihrem Gemahle zugebracht hatte. Da nun der jüngste von Heinrich's rechtmäßigen Söhnen, Johann ohne Land, beim Tode des ältesten erst siebenzehn Jahre alt war, so hatte der Vater seitdem mehr Ruhe in seiner Familie zu hoffen. Doch setzte Richard die Zänkereien mit ihm fort, und ward für sich allein ein gefährlicherer Feind, als alle drei Söhne vorher gewesen waren; Johann folgte nachher dem Beispiele desselben, und beide Prinzen erhielten an dem neuen Könige von Frankreich, Philipp August, einen kräftigen Verbündeten.

Ungeachtet aller der Verwirrungen und Kriege, welche bis zu Heinrich's Tode kein Ende nahmen, und ungeachtet seiner unvertilgbaren Neigung zu Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten erwarb er sich doch um die bürgerliche Ordnung und um das Gerichtswesen bedeutende Verdienste. Er theilte namentlich das ganze Königreich in sechs Gerichtsbezirke, und ließ dieselben zu bestimmten Zeiten von königlichen Richtern bereisen. Da nun gerade damals königliche Besatzung in alle Burgen der Barone gelegt wurde, so erlitt die Patrimonialgerichtsbarkeit derselben durch diese Einrichtung den Todesstoß. Zu Heinrich's Zeit wurden ferner, unter der Leitung des gelehrten Oberrichters von England, Ralph Glanville, die herkömmlichen Rechte schriftlich abgefaßt, und so zum Gebrauche der Gerichtsbeamten eine Gesetzsammlung gemacht, welche dadurch, daß Glanville ihr seinen Namen vorsetzen mußte, einen officiellen Charakter erhielt. Ein anderer Rechtsgelehrter, dessen sich Heinrich in seinen Geschäften stets be-

diente, der Biſchof Richard von Ely, verfaßte eine Schrift über den court of exchequer oder das Schatzkammergericht, die ſich erhalten hat und über das Gerichtsweſen jener Zeit vieles Licht verbreitet. Heinrich erließ endlich ſehr weiſe Verordnungen über den Heerdienſt, und traf beſonders die kräftigſten Maßregeln, um die Volksbewaffnung für alle Zeiten aufrecht zu erhalten. Er verlieh dadurch den kleinen unabhängigen Gutsbeſitzern, deren es ſchon damals in England eine größere Zahl gab, als in irgend einem anderen Lande Europa's, eine Kraft und Bedeutung, die ſie nirgends ſonſt hatten. Durch dieſe verſchiedenen Verfügungen, welche die Ordnung im Reiche ſicherten und den Bürgern kräftigen Schutz gewährten, erwarb ſich Heinrich auch um die Betriebſamkeit, welche ſchon damals das engliſche Volk auszeichnete, große Verdienſte.

IV. Der zweite und dritte Kreuzzug und die damit zusammenhangenden Begebenheiten in Deutschland, Italien, England und Frankreich.

1. Der zweite Kreuzzug und der Orient bis zum Beginne des dritten Kreuzzugs.

Es war nach dem Untergange von Edessa dem heiligen Bernhard gelungen, die Deutschen und Franzosen so sehr zum Kampf für den Glauben zu begeistern, daß beide Völker den Beschluß faßten, unter der Führung ihrer Könige Konrad III. und Ludwig VII. einen Nationalkrieg gegen die Mohammedaner zu unternehmen. Beide rüsteten ein zahlreiches und gut bewaffnetes Heer, und zu Ende April 1147 traten die Deutschen, zwei Monate später die Franzosen den Zug an. Konrad war von seinem Neffen, dem nachherigen Kaiser Friedrich Barbarossa, von seinem Halbbruder, dem Bischof Otto von Freisingen, von dem Herzog Welf VI. und vielen anderen deutschen Fürsten begleitet, und zog über Ungarn in das griechische Reich. Hier herrschte seit dem Jahre 1143 Manuel I., der mit Irene, einer Schwester von Konrad's Gemahlin, vermählt war und, obgleich die Frömmigkeit und Sittsamkeit eines deutschen Weibes seine sinnliche Natur nicht zu fesseln vermochte, sie doch in Ansehen und Ehre hielt. Außer diesem Bande der Verwandtschaft waren Konrad und Manuel auch durch ihr gemeinschaftliches Interesse in Bezug auf Roger II. von Sicilien (s. Th. VI. S. 417 u. 434) verbunden, und hatten deshalb schon früher lebhafte Unterhandlungen mit einander geführt. Die

Deutschen hätten daher wohl eine gute Aufnahme bei den Griechen erwarten sollen, zumal da Manuel selbst die Abendländer um ihren Beistand gegen die Ungläubigen gebeten, und überdies seinem Reiche eine so kriegerische Stellung gegeben hatte, daß er sich wohl stark genug fühlen mußte, nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Es fand aber gerade das Gegentheil Statt. Freilich war das deutsche Heer auch durch Zahl und Beschaffenheit furchtbar; denn es soll ohne die Leichtbewaffneten und ohne das Fußvolk siebenzigtausend Schwergerüstete zu Pferd gezählt haben; es mußte daher auch bei der bekannten Raubsucht der ritterlichen Schaaren des Westens den Griechen große Besorgniß einflößen, welche Konrad vergebens durch strenge Mannszucht zu heben suchte. Schon in Philippopel kam es zu blutigen Händeln, und bei Adrianopel setzte Konrad's Neffe, Friedrich Barbarossa, die Rücksichten, die man einer fremden Regierung unter allen Umständen schuldig ist, ganz aus den Augen, und betrug sich, wie wenn er in Feindes Land wäre. Auf die Nachricht nämlich, daß einige griechische Soldaten aus Habgier einen kranken Deutschen getödtet hätten, kehrte er nach Adrianopel zurück, brannte das Kloster, in welchem der Kranke Aufnahme gefunden hatte, nieder und begann einen förmlichen Krieg mit den griechischen Truppen. Seit dieser Zeit ward es fast unmöglich, das Zutrauen wieder herzustellen. Alle Gesandtschaften, Briefe und Freundschaftsversicherungen brachten keinen festen Frieden zu Stande, und eine von Manuel gewünschte Zusammenkunft mit dem deutschen Könige konnte nicht Statt finden, weil der Letztere verlangte, der griechische Kaiser solle ihm vor seine Hauptstadt entgegenkommen, eine Höflichkeit, die das griechische Hof-Ceremoniel auf keine Weise zuließ. Unter blutigen Händeln drang Konrad bis vor die Mauern von Constantinopel, schlug seine Quartiere auf einige Tage in dem jetzigen Pera und Galata auf, und setzte dann als Feind des griechischen Kaisers nach Asien über.

Kaum stand das Heer auf asiatischem Boden, als Konrad sich mit seinem Bruder Otto über den Weg nach Palästina entzweite. Er selbst bestand auf dem von den ersten Kreuzfahrern eingeschlagenen kürzesten Weg, welcher durch Phrygien nach Antiochia führte; Otto dagegen verlangte, daß man der Meeresküste

ntlang über Ephesus ziehe, weil dieser Weg ungeachtet seiner größeren Länge den Vorzug habe, daß man auf ihm weniger wegen des Lebensunterhaltes in Verlegenheit kommen werde. Konrad gab nicht nach, und Otto trennte sich daher mit vielen deutschen Fürsten von ihm. Beide Theile gingen, ohne es zu ahnen, ihrem Verderben entgegen. Otto und sein Heer wurden von den argwöhnischen, habgierigen und treulosen Griechen in keine ihrer Städte auf der asiatischen Küste eingelassen, nur schlecht und wegen schweres Geld mit Lebensmitteln versehen, absichtlich in die Irre geführt, und so durch die Tücke der Griechen aufgerieben; nur ein unbedeutender Theil erreichte die Grenze von Syrien. Noch schändlicher war das Verfahren der Griechen gegen Konrad und sein Heer. Im geheimen Einverständnisse mit den Türken von Ikonium, deren Sultan kurz vorher einen zwölfjährigen Frieden mit Manuel geschlossen hatte, führten sie den deutschen König in die öden Gegenden Phrygiens, und verließen ihn dann an einer Stelle, wo der Mangel an Lebensmitteln, die gänzliche Unkenntniß des Landes und zahllose Schaaren der leichten türkischen Reiter, die den schwer bewaffneten europäischen Rittern in jeder Hinsicht überlegen waren, die Deutschen zur Verzweiflung brachten. Konrad mußte sich bald zur Rückkehr entschließen, seine Truppen hatten aber dabei unsägliche Leiden und Schwierigkeiten zu bestehen, und kamen fast insgesammt auf die kläglichste Weise ums Leben. Er selbst zeigte in dieser schrecklichen Lage einen Muth und eine Ausdauer, welche von Freunden und Feinden auf gleiche Weise gepriesen werden. Mit den Ueberbleibseln seines Heeres, das bis auf den zehnten Theil zusammengeschmolzen war, rettete er sich endlich nach Nicäa; allein sogar hier noch wurden die Deutschen von den Griechen schändlich mishandelt; denn sie mußten, um nur ihr Leben zu fristen, den letzten Rest ihrer Habe und zum Theil sogar ihre Waffen verkaufen.

Kurze Zeit vorher war Ludwig VII. mit dem französischen Heere bei Constantinopel angelangt, und von Manuel weit freundlicher aufgenommen worden, weil, wie die griechischen Geschichtschreiber sagen, mit ihm im Ganzen besser auszukommen war, als mit dem riesenstarken Konrad und seinem trotzigen Neffen, welche die Welt in ihrem Arm zu tragen glaubten. Gleichwohl

hatten auch die Franzosen durch die niedrige Gewinnsucht und den erbärmlichen Stolz der Griechen zu leiden. Für die kleinlichen, immer mit Eitelkeiten beschäftigten Seelen der Letzteren war nichts erfreulicher, als daß man bei der Zusammenkunft Ludwig's mit ihrem Kaiser für jenen einen niedrigeren Sessel hingestellt hatte. Übrigens waren sie ebenso bei den Franzosen, wie vorher bei den Deutschen, über den Aufzug von gerüsteten Weibern erstaunt, welche gleich den Männern ohne Quersattel auf dem Pferde saßen. Unter diesen Frauen erregte Eine besonderes Aufsehen, und diese kann wohl keine Andere, als die Königin Eleonore, gewesen sein. Sie prunkte in goldgesticktem Gewande, und ward wegen ihres männlichen Charakters von den Griechen eine zweite Amazonen-Königin Penthesilea genannt. Als der größere Theil des französischen Heeres auf die asiatische Küste übergesetzt war, brachte der Kaiser Manuel die Huldigung, die er schon bei seinem Hülfegesuch an die abendländischen Fürsten gefordert hatte, wieder zur Sprache. Obgleich man anfangs daran Anstoß nahm, so verstand man sich doch nach reiflicher Ueberlegung dazu, weil der Zug durch die unbekannten Länder von Kleinasien ohne die Verbindung mit den Griechen unmöglich gemacht werden konnte. Die Barone Ludwig's leisteten also dem griechischen Kaiser den Eid der Treue, wogegen dieser feierlich versprach, dem französischen Heere kundige Wegweiser zu geben und für den Bedarf an Lebensmitteln möglichst Sorge zu tragen. In Nicäa traf Ludwig mit Konrad zusammen, und beschloß auf seinen Rath, keinen der Wege zu wählen, auf welchen die deutschen Heere aufgerieben worden waren, sondern zwischen Beiden hindurch, aber doch immer in der Nähe der Küste zu ziehen. Konrad schloß sich mit den Resten seines Heeres an die Franzosen an; es entstanden aber bald Mishelligkeiten zwischen beiden Völkern, und der deutsche König konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er an der Spitze eines Heeres stehe, das seiner nicht mehr würdig war. Da er nun zu gleicher Zeit von Manuel die freundlichsten Schreiben erhielt, so trennte er sich in Ephesus wieder von den Franzosen, und kehrte nach Constantinopel zurück, um dort den Winter zuzubringen. Seinen Deutschen überließ er es, sich auf jede beliebige Weise nach Palästina zu begeben, wo er im nächsten Jahre wieder ihre Führung übernehmen

wolle, nachdem auch die niederdeutschen Schaaren, welche dem Kreuzheere hatten folgen wollen, angelangt sein würden. In Constantinopel söhnte sich sein Schwager Manuel völlig mit ihm aus, und sparte weder Geld noch Ehrenbezeugungen, um sich seiner Freundschaft zu versichern.

Die Franzosen zogen von Ephesus über Laodicea. Sie fanden auf diesem Wege zwar Lebensmittel und Futter in reichlicher Menge, geriethen aber ebenso, wie vorher die Deutschen, durch die Treulosigkeit der Griechen und durch die Nachstellungen der leichten türkischen Reiter in große Gefahr. Besonders erlitten sie in der Gegend des Mäander-Flusses, dessen Krümmungen wiederholte Übergänge nöthig machten, bedeutenden Verlust. Kaum hatten sie diese Schwierigkeiten überstanden, als sie unter harten Entbehrungen und anstrengenden Märschen in das vom Lykus durchströmte schluchtenreiche Gebirge kamen, in welchem sie jede Höhe vor sich und zugleich jede kaum erst verlassene Höhe hinter sich von den Türken besetzt sahen. Hier lieferte die Unbesonnenheit des Grafen Gottfried von Rancon, der die Vorhut führte, fast das ganze Heer in die Hände der Feinde. Statt nämlich verabredeter Maßen zu warten, bis die Anderen nachgekommen wären, rückte er weiter vor, und machte es dadurch den Türken möglich, sich in der Mitte der Franzosen auf einer schwer zu ersteigenden Höhe aufzustellen. Alles wäre rettungslos verloren gewesen, wenn nicht die überlegene Tapferkeit und das Beispiel des Königs den Hauptzug gerettet hätte; doch war der Verlust, den die Franzosen erlitten, sehr bedeutend. Auch auf dem weiteren Marsche erlagen Tausende dem Mangel und dem Schwerte der Feinde. Nachdem endlich die geringen Reste des erschöpften Heeres über wilde Gebirge nach der pamphylischen Seestadt Sattalia gelangt waren, geriethen sie in noch größere Noth. Man fand keine Schiffe, die Griechen versprachen und hielten nicht Wort, die Lebensmittel mußten, so schlecht sie waren, mit Gold aufgewogen werden, es entstand Hungersnoth, ansteckende Krankheiten brachen aus, und die den Pfeilen der Türken Entronnenen starben schaarenweise eines kläglichen Todes. Ludwig selbst verließ endlich mit seinen vornehmsten Baronen die Stadt des Jammers, und segelte nach Antiochia. Nach einem Vertrage, den er mit dem griechischen Statthalter von Sattalia,

geſchloſſen hatte, ſollte dieſer gegen eine im Voraus bezahlte Summe Geldes die zurückgebliebenen Kreuzfahrer nach Tarſus geleiten und von da zu Schiffe nach Antiochia weiter befördern; der treuloſe Grieche hielt aber ſein Verſprechen nicht, und Ludwig war ſchon längſt in Paläſtina angekommen, als ſein Heer noch immer in Sattalia mit Hunger und Elend kämpfte, und endlich ohne griechiſches Geleite und unter entſetzlichem Ungemach ſich nach Antiochia durchſchlug. Faſt um dieſelbe Zeit (Frühling 1148) traf auch Konrad zu Schiffe in Paläſtina ein, wo ſich die Reſte der deutſchen Schaaren und ſein Bruder, Otto von Freiſingen, um ihn ſammelten.

Während auf dieſe Weiſe die Heere der abendländiſchen Chriſten zu ihrem eigenen Verderben ohne Plan und Einheit handelten, und ihre griechiſchen Brüder gegen ſie mit den Ungläubigen in Verbindung traten, hatte Nureddin (ſ. Th. VI. S. 414) ſeine Regierung auf Gerechtigkeit und Religion gegründet, und ſich zum Herrn aller der Länder gemacht, welche einſt den Hamadaniden gehört hatten. Nur Damaskus, die alte Hauptſtadt von Syrien, welche damals einen Nachkommen des Atabegen Togtekin (ſ. Th. VI S. 381) oder vielmehr deſſen Miniſter, Anar, zum Gebieter hatte, war ihm noch nicht unterworfen; doch fürchtete Anar den mächtigen Beherrſcher von Aleppo und ſeinen Bruder mehr, als die Chriſten, und Nureddin konnte ſicher erwarten, daß ihm auch jene Stadt früher oder ſpäter heimfallen werde. Das zwiſchen Nureddin und Anar beſtehende Verhältniß erweckte in den beiden abendländiſchen Königen, um welche ſich wieder ein bedeutendes Heer von Deutſchen und Franzoſen geſammelt hatte, die Hoffnung, Damaskus zu erobern und dadurch die Verbindung von Paläſtina mit den Chriſten in Armenien und Edeſſa wiederherzuſtellen. Sie faßten in Gemeinſchaft mit den Großen des Reiches Jeruſalem den Beſchluß, dieſe Unternehmung zu machen, und im Juli 1148 zogen ſie, von dem jungen Sohne der Meliſende, Balduin III. (ſ. Th. VI. S. 413), und den Truppen ſeiner Reichsbarone begleitet, gegen Damaskus. Sie fanden jedoch den Reichsverweſer Anar wohl gerüſtet, und vergebens bewährte Konrad, welcher bei dieſer Belagerung einſt einem Türken mit einem einzigen Hiebe den Kopf ſammt der linken Schulter und dem linken Arme abſchlug,

seinen Löwenmuth. Es kam bei der Eroberung einer so bedeutenden Festung weniger auf die Riesenstärke und persönliche Tapferkeit der Führer, als auf Kenntniß der Gegend und auf geschickte Benutzung der Mittel und Umstände an, und der Ausgang des ganzen Unternehmens hing deshalb hauptsächlich von der Mitwirkung der vielen Nachkommen der abendländischen Eroberer von Palästina und Syrien oder, wie man sie nannte, der Pullanen ab. Gerade diese bewiesen sich aber als Verräther. Durch geheime Versprechungen der Feinde bewogen, gaben sie ihren abendländischen Glaubensbrüdern verderblichen Rath, und vereitelten so nicht nur alle Hoffnungen, welche die ersten glücklichen Angriffe derselben erregt hatten, sondern nöthigten sie dadurch zuletzt auch zu einem schmählichen Abzuge. Noch schmählicher endete der Angriff auf die egyptische Grenzfestung Askalon, den die beiden Könige gleich nachher machten, um den erlittenen Schimpf zu tilgen. Sie fanden vor dieser Stadt die versprochenen Hülfstruppen der Pullanen nicht, und mußten, nachdem sie acht Tage vergebens gewartet hatten, unverrichteter Dinge wieder abziehen. Auf diese Weise erlitten die heldenmüthigsten Kämpfer der damaligen Welt durch den Verrath ihrer Glaubensbrüder kurz nach einander zweimal die Demüthigung, daß sie mit Verlust und Schimpf die einzigen Unternehmungen, welche sie zum Besten ihrer Glaubensgenossen machten, wieder aufgeben mußten. Übrigens mag auch das gegenseitige Verhältniß der beiden Könige, welche ungeachtet des erlittenen Ungemachs ihren Stolz nicht aufgaben, zum unglücklichen Ausgange ihres Kreuzzuges beigetragen haben. Die Deutschen und ihr König schifften sich im Herbste 1148 nach ihrer Heimath ein. Auch die meisten Franzosen verließen damals Palästina; Ludwig selbst aber kehrte, nachdem er den Winter in Jerusalem zugebracht hatte, im Frühling 1149 nach Frankreich zurück. Wegen des mislungenen Zuges, welchen alle Chroniken der Zeit als eine Züchtigung Gottes darstellen, ward der heilige Bernhard von allen Seiten her mit Vorwürfen überhäuft, weil er denselben angeregt und einen glücklichen Erfolg vorausgesagt hatte; er rechtfertigte sich in seinen Predigten und Privatbriefen, sowie in einem besonderen Rundschreiben damit, daß er die Schuld auf die Sünden der Kreuzfahrer wälzte. Übrigens hatte dieser Kreuzzug eine

Verbindung zwiſchen dem griechiſchen und deutſchen Kaiſer zur Folge; ſie ſahen ſich auf Konrad's Heimreiſe in Theſſalonich, und ſchloſſen ein Bündniß gegen Roger II. von Sicilien, welcher damals mit Manuel in offenem Kriege war, und von Konrad als Uſurpator und Reichsfeind angeſehen ward.

In Paläſtina erlitten die Chriſten in der nächſten Zeit eine Widerwärtigkeit nach der anderen. Zuerſt ſchlug und tödtete Nureddin den Fürſten Raimund von Antiochia (ſ. Th. VI. S. 412) in einem Treffen, und verwüſtete deſſen Land; dann nahm er Joscelin II. von Edeſſa (ſ. Th. VI. S. 411 ff.) gefangen, und beſetzte ſeine Burgen. Endlich zerfiel auch der junge König, Balduin III., mit ſeiner Mutter Meliſende, und das kleine Haus Jeruſalem ward durch innere Zwietracht zerriſſen, welche bald in förmlichen Krieg überging. Zum Glück fanden eines Theils die Venetianer ihren Nutzen dabei, ſich der Küſte anzunehmen, und anderes Theils beſaß Balduin alle die Eigenſchaften, welche in jenen ritterlichen Zeiten und in jenen öſtlichen, ſtets von Feinden bedrohten Gegenden einen König auszeichnen konnten. Sein kriegeriſcher Charakter zeigte ſich in vollem Lichte, als er 1153 durch einen kühnen Zug gegen die egyptiſche Feſtung Askalon ſein eigenes Anſehen und den Muth ſeiner Ritterſchaft wieder emporhob. Dieſer Zug gehört zu den glänzendſten Thaten der abendländiſchen Ritter im Oſten, weil eine Feſtung, welche ſchon zu Gottfried's von Bouillon Zeit der vereinigten Macht der europäiſchen Chriſten getrotzt hatte, diesmal der Ritterſchaft des kleinen Reiches Jeruſalem nach ſiebenmonatlichem Kampfe erlag. Doch kamen den Belagerern die beiden Umſtände ſehr zu Statten, daß die Egypter nur ſchlechte Maßregeln zum Entſatze der Stadt ergriffen hatten, und daß Nureddin mit einer anderen Unternehmung beſchäftigt war, durch welche ſeine Macht von den chriſtlichen Grenzen abgezogen wurde. Im nächſten Jahre (1154) eroberte dieſer gefährlichſte Feind der Chriſten die wichtige Stadt Damaskus, und wurde dadurch für das Reich Jeruſalem erſt recht furchtbar; zum Glück konnte er aber den in ſeinen Dienſten ſtehenden kriegeriſchen Kurden nicht ganz trauen, und eine ſchwere Beleidigung, die ſich der damalige Fürſt von Antiochia, Rainold, gegen den Kaiſer Manuel erlaubt hatte, veranlaßte einen Kriegszug des Letzteren nach Syrien.

Doch half Manuel's Erſcheinung dem Reiche Jeruſalem nichts; denn obgleich der Kaiſer in Verbindung mit Balduin gegen Nureddin ziehen wollte, ſo gab er doch, nachdem er den Fürſten von Antiochia gedemüthigt, dieſen Gedanken ſogleich wieder auf, weil die Verhältniſſe im europäiſchen Theile ſeines Reiches ſeine ſchleunige Rückkehr erheiſchten. Balduin ſetzte nachher den Krieg mit Nureddin allein fort; er ſtritt mit abwechſelndem Glücke, machte ſeinem Gegner jeden Fußbreit Landes ſtreitig, und nahm den Ruhm eines trefflichen Königs und Ritters mit in das Grab (1162). Nicht nur ſeine Vaſallen und Unterthanen bezeugten dies durch die allgemeine Trauer bei ſeinem Tode, ſondern ſelbſt Nureddin erkannte ſeine Tüchtigkeit laut und öffentlich an; denn dieſer ſoll die Aufforderung ſeiner Freunde, die Beſtürzung der Chriſten über Balduin's Tod zu einem Einfall in Paläſtina zu benutzen, mit den Worten zurückgewieſen haben: man müſſe dem gerechten Schmerze der Chriſten Theilnahme und Rückſicht gewähren, weil ſie einen König verloren hätten, der unter den Zeitgenoſſen ſeines Gleichen nicht habe.

Balduin's Bruder und Nachfolger, Amalarich I. (1162—1173) trat in ſeine Spuren, und war anfangs noch glücklicher; er bereitete aber durch ſeine Kriegszüge gegen Egypten den Fall des Reiches Jeruſalem vor, weil ſeine Unternehmung ſpäter, wenigſtens mittelbar, der Sturz der Fatimiden und mit dieſem die Erhebung eines neuen Herrſchers herbeiführten, der die chriſtliche Macht in Paläſtina brach. In Egypten war nach dem Tode des Veziers Afdal (ſ. Th. VI. S. 381) die Würde des Khalifen immer mehr ein bloßer Schatten und das Vezierat ein Zankapfel ehrgeiziger Großen und Günſtlinge geworden, welche in ſchnellem Wechſel einander folgten, und ſich im Grunde nur durch größere oder geringere Grauſamkeit und Habgier unterſchieden. Unter dem letzten Fatimiden, Adhed Ledin Allah, ward der Vezier Schawer, nachdem er ſich kaum mit blutiger Gewalt zum Gebieter des Reiches aufgeworfen hatte, durch einen Anderen, Darghām, geſtürzt (1162), und dies führte nicht blos in Egypten, ſondern bis zum Euphrat hin eine gänzliche Veränderung der Dinge herbei. Schawer ſuchte und fand nämlich bei Nureddin Hülfe, und ward durch kurdiſche Miethvölker desſelben zurückgeführt, an deren Spitze die zwei tapferſten Kurden ſtanden, welche

die Geschichte kennt, Schirkuh und sein Neffe Saladin. Dargham hatte sich gegen diesen Angriff durch die Verbindung mit Amalarich, dem er sogar einen sehr bedeutenden Tribut versprach, zu schützen gesucht; noch ehe aber die christliche Hülfe in Egypten anlangen konnte, war er von seinen eigenen Leuten erschlagen worden und Schawer wieder in den Besitz des Vezierats gelangt. Dieser zerfiel bald nachher mit seinen Bundesgenossen, den Kurden, da er die früher eingegangene Verpflichtung, ihrem Gebieter den dritten Theil aller Landeseinkünfte abzutreten, unmöglich halten konnte. Er wandte sich an Amalarich, und erhielt unter denselben Bedingungen, wie sein Vorgänger, die gewünschte Hülfe. Amalarich erschien mit einem Heere und schloß die Kurden enge ein, gewährte ihnen aber nachher einen ehrenvollen Abzug (1164). Die wiederhergestellte Verbindung der Egypter mit den Christen war den syrischen Mohammedanern um so bedenklicher, da die Erstern ihnen schon längst als Schiiten oder Ketzer verhaßt waren, und der König Amalarich sich offenbar nicht mit der Rolle eines helfenden Bundesgenossen begnügen wollte. Sie bewogen daher den Khalifen von Bagdad, eine Art von Kreuzzug gegen Egypten zu verkündigen, und ein großes mohammedanisches Heer brach unter Schirkuh's und Saladin's Führung in das Reich der Fatimiden ein. Ganz Egypten gerieth in Schrecken, und Amalarich, der mit der gesammten Macht seines Reiches zu Hülfe eilte, erschien gewissermaßen als Erretter des Landes; er ließ sich aber seine Unterstützung durch sehr drückende Verpflichtungen bezahlen. Der Khalif mußte sich sogar der unerhörten Bedingung unterwerfen, daß er selbst den geschlossenen Vertrag in die Hand der christlichen Gesandten beschwor (1167). Die Beschreibungen, welche die christlichen Geschichtschreiber bei der Gelegenheit von der Audienz der Letzteren und von dem Inneren des Khalifen-Palastes zu Kairo geben, zeigen uns dasselbe Übermaß von Pracht und Feierlichkeit, das zu allen Zeiten ein wesentlicher Charakterzug orientalischer Höfe war, und selbst beim nahe bevorstehenden Untergange derselben stets mit Ängstlichkeit aufrecht erhalten wird. Amalarich befreite das egyptische Reich bald von seinen Feinden, die sich schon im sicheren Besitze desselben geglaubt hatten. Vor seiner Heimkehr suchte er wieder aus den geleisteten Diensten

Vortheil für sich selbst zu ziehen, überschritt aber dabei jede Rücksicht der Klugheit; denn er ließ sich in dem Vertrage mit Schawer nicht nur einen jährlichen Tribut von hunderttausend Goldstücken zusagen, sondern auch das Recht ertheilen, in Kairo eine Besatzung zu halten und eine eigene Obrigkeit für die dortigen Christen zu ernennen. Bald nachher gerieth er im Gefühle seiner Wichtigkeit sogar auf den Gedanken, sich des geschwächten egyptischen Reiches zu bemächtigen; er brach 1168 erobernd in dasselbe ein, und würde es vielleicht unterworfen haben, wenn nicht die Raubgier und Grausamkeit seiner Soldaten den Vezier zur Verzweiflung gebracht hätte. Dieser entschloß sich nämlich in seiner Noth, bei seinen seitherigen Feinden Hülfe zu suchen, und Nureddin, an den er sich wandte, schickte eiligst ein tüchtiges Heer unter der Anführung derselben Männer, welche Schawer kaum erst mit Hülfe Amalarichs zweimal vertrieben hatte. Der vereinigten Macht Nureddin's und der Egypter war Amalarich nicht gewachsen; er mußte vielmehr gleich nach der Ankunft Schirkuh's und Saladin's in sein Reich zurückkehren.

Auf diese Weise gerieth Egypten, welches schon seit langer Zeit stets eine Beute des Mächtigsten gewesen war, aus der Abhängigkeit Amalarich's in die Gewalt Schirkuh's und seines Neffen (1168). Der Sturz des Veziers, welcher die beiden Kurden früher so schwer beleidigt hatte, war die nächste natürliche Folge dieser Veränderung. Schawer ward unter dem Vorwande verrätherischer Entwürfe auf Befehl Saladin's hingerichtet. An seine Stelle trat zuerst Schirkuh und, als derselbe bald nachher starb (1169), Saladin. Dieser regierte in Egypten eine Zeitlang im Namen des ohnmächtigen Khalifen, vernichtete dann aber auch noch den letzten Schatten der fatimidischen Herrschaft, und gründete als unumschränkter Gebieter von Egypten eine neue Dynastie, die man nach dem Namen seines Vaters, Ejub, die Dynastie der Ejubiden nennt. Zu diesem Schritte ward er keineswegs durch politische Gründe bewogen; denn bei seinem unbestimmten Verhältnisse zu Nureddin, den er noch immer seinen Herrn und Gebieter nannte, würde er aus Rücksicht auf die bloße Staatsklugheit sogar besser gethan haben, seine Macht unter den Namen eines Schattenfürsten zu verstecken. Er ließ sich dabei vielmehr von

einer gewissen religiösen Aengstlichkeit leiten; denn als eifriger Sunnite, der sein ganzes Leben hindurch auf strenge Befolgung der vorgeschriebenen religiösen Verpflichtungen bedacht war, machte er sich ein Gewissen daraus, die schiitische Ketzerei in Egypten länger zu dulden. Aus Schonung für den Fatimiden Adhed, der bei Schirkuh's Tode bereits krank war, ließ er zwar anfangs die abbasidischen Khalifen nicht öffentlich ausrufen, sondern Adhed's Namen nur im Stillen aus der Chotba (s. Th. V. S. 151) ausstreichen. Sobald aber der letzte Fatimide gestorben war (1171), rottete er die schiitischen Lehr- und Betformen des Islam in Egypten aus, und setzte die sunnitischen an ihre Stelle. Auch nahm er sofort das Ansehen eines abbasidischen Beamten an. Seine Stellung gegen Nureddin, welche seit seiner Ernennung zum egyptischen Vezier ganz unnatürlich geworden war, mußte es von dem Augenblicke an, wo er der fatimidischen Herrschaft in Egypten ein Ende machte, noch weit mehr werden, und ein offener Krieg zwischen beiden Herrschern war voraussichtlich nicht zu vermeiden. Auch rüstete sich schon Einer gegen den Anderen, als Nureddin's Tod (1173) Saladin von der Verlegenheit befreite, seinen Herrn und Wohlthäter mit Krieg zu überziehen. Den Griechen in Palästina ward der veränderte Zustand der Dinge in Egypten von Anfang an so bedenklich, daß Amalarich selbst im Jahr 1171 nach Constantinopel gereist war, um den tapferen Kaiser Manuel zu gemeinschaftlichen Maßregeln gegen die jetzt, wie es schien, vereinigt wirkende Macht der Mohammedaner in Egypten und Syrien zu bewegen; er verfehlte aber seinen Zweck, und Saladin wurde gleich nach Nureddin's Tode noch weit furchtbarer, als vorher. Die meisten Generale Nureddin's waren nämlich mit dem Obervormund, welchen dieser seinem noch minderjährigen Sohne gesetzt hatte, unzufrieden, und boten dem neuen Regenten von Egypten die Leitung der Herrschaft an. Saladin erschien sogleich (1174), besetzte Damaskus und andere syrische Städte, und drohte zum Verderben des christlichen Staates in Palästina das ganze Reich Nureddin's mit Egypten zu vereinigen.

Im Todesjahre Nureddin's war auch der König Amalarich gestorben, und sein erst dreizehn Jahre alter Sohn, **Balduin IV.**, in der Regierung gefolgt. Dieser fand zwar einen Theil der

mohammedanischen Fürsten in Syrien, sowie Nureddin's Neffen, der in Mosul herrschte, sehr geneigt, sich mit ihm gegen Saladin zu verbinden; das Glück hatte sich aber der neu aufgehenden Sonne zugewendet, und die Christen selbst erleichterten durch ihre Zwietracht Saladin's Unternehmungen. Ein Theil der Großen des Reiches Jerusalem, unter ihnen sogar einer der höchsten Kronbeamten, der Connetable Humfried von Toron, stand mit Saladin in geheimem Einverständniß; der König selbst ward von der Krankheit des Aussatzes, welche ihn nie mehr verließ, ergriffen, und diese steigerte sich so sehr, daß sie ihn schon nach wenigen Jahren der Regierung unfähig machte; die Reichsbarone riefen daher einige tapfere Fürsten des Abendlandes nach Palästina, sie vermehrten aber dadurch nur die Verwirrung im Reiche und bereiteten sich selbst neue Verlegenheiten. Unterdessen befestigte und erweiterte Saladin seine Macht immer mehr. Anstatt im Namen von Nureddin's Sohn aufzutreten, erklärte er sich gleich nach dem glücklichen Erfolge seines ersten syrischen Zuges für unabhängig, und nahm den Titel Sultan an. Er theilte seine Zeit zwischen strengen Religionsübungen und kriegerischen Beschäftigungen, entfaltete einen ächt ritterlichen Charakter, und machte sich durch Großmuth und Freigebigkeit Christen und Mohammedaner gewogen; sein Ruf und mit diesem sein Ansehen wuchsen daher von Tag zu Tag. Er scheiterte freilich bei einem Angriff auf Aleppo dreimal, und hielt sich seitdem eine Zeitlang ruhig; ein vereitelter Mordanschlag aber, den die Assassinen auf ihn machten, bewog ihn, in das Gebiet des Alten vom Berge einzudringen, und der glückliche Ausgang dieses Rachezuges gab ihm das verlorene Selbstvertrauen wieder. Nach Egypten zurückgekehrt, befestigte er die Hauptstädte des Landes aufs neue, und machte dann zu derselben Zeit, als die unter einander zwieträchtigen Großen von Palästina sich der Mehrzahl nach gegen Nureddin's Sohn gewandt hatten, an der Spitze seiner entschlossensten Schaaren einen Angriff auf Askalon, die Vormauer der Christen an seinen Grenzen (1177). Die Gefahr war dringend, und Balduin brach daher ungeachtet seiner furchtbaren Krankheit und der geringen Zahl von Streitern, die er zur Verfügung hatte, sogleich gegen den Feind des Glaubens auf. Er hielt sich anfangs innerhalb der Festung, und schien nur

zur Vertheidigung derselben entschlossen zu sein; die entsetzlichen Verheerungen aber, welche Saladin's Schaaren in der Umgegend anrichteten, trieben ihn bald zu dem verzweifelten Entschluß, einen offenen Kampf mit der weit überlegenen Macht seines Feindes zu wagen. Er rückte mit seinen Truppen aus der Stadt, und erfocht bei Ramla unweit Askalon einen vollständigen Sieg; das ganze Heer der Feinde wurde bis auf einige hundert Mann getödtet oder gefangen genommen, und Saladin selbst entging kaum der Gefangenschaft. Nichts desto weniger waren die Folgen der Schlacht nur für diesen vortheilhaft. Balduin konnte seinen Sieg nicht benutzen, weil die Hauptmacht seines Reiches auf der entgegengesetzten Seite desselben beschäftigt war; für Saladin dagegen ward die Niederlage bei Askalon ebenso, wie früher die gescheiterten Angriffe auf Aleppo, nur ein neuer Sporn, durch neue Thaten seinen Glaubensgenossen zu beweisen, daß er der von Gott auserkorene Vertheidiger ihrer Lehre sei, für den er selbst sich hielt, und als welchen ihn die mohammedanischen Gottesgelehrten und Dichter schon damals priesen. Bei dem traurigen Zustande des christlichen Reiches hätte er sich desselben sogar schon in den nächsten Jahren bemächtigt, wenn er nicht mit anderen Dingen beschäftigt gewesen wäre. Er wandte sich nämlich nach der unglücklichen Schlacht bei Ramla gegen seine eigenen Glaubensgenossen, unterwarf das glückliche Arabien und bekriegte dann die Nachfolger Nureddin's in Aleppo und Mosul, von welchen einer mit den Christen ein Bündniß geschlossen hatte und ihm dadurch einen erwünschten Vorwand gab, ihn im Namen des Islam selbst anzugreifen. Saladin eroberte 1183 die Stadt Aleppo, und wenn auch sein Versuch gegen Mosul fehlschlug, so war derselbe deshalb doch nicht weniger rühmlich für ihn, weil sich alle anderen Städte am Euphrat und Tigris ihm unterwarfen, und die ganze mohammedanische Welt jener Länder sich um ihn als den Mittelpunkt ihres Glaubens sammelte.

In eben dem Grade, als die Mohammedaner einiger wurden und Saladin seinen Ruhm und seine Herrschaft ausbreitete, sank das kleine Königreich Jerusalem durch zunehmende Zwietracht völlig in Ohnmacht. Die schreckliche Krankheit des Königs Balduin hatte so sehr um sich gegriffen, daß ihm Augen, Hände und Füße bereits

den Dienst versagten, und er, selbst der bestehenden Verfassung nach, die Regierung nicht länger zu leiten vermochte. Seine ältere Schwester, Sibylle, hatte von ihrem verstorbenen Gemahl, dem früher von den Großen des Reiches nach Palästina eingeladenen Markgrafen Wilhelm von Montferrat, einen minderjährigen Sohn, Balduin V., und da dieser der nächste männliche Verwandte des Königs war, so gebührte ihr beim Rücktritte ihres Bruders die vormundschaftliche Regierung. Das Schicksal des Reiches beruhte also darauf, wen sie zum zweiten Gemahl erhalte. Man hatte dies allgemein gefühlt, und sich deshalb nach einem mächtigen Herrn im Occident umgesehen, der dem Reiche Schutz und Hülfe gewähren könne; ja, die Barone hatten sogar bereits dem Herzoge von Burgund die Hand der Sibylle antragen lassen, als der König seine Schwester plötzlich mit dem Ritter Guido oder Veit von Lusignan vermählte (1180). Dieser besaß zwar alle Eigenschaften eines wackeren Ritters seiner Zeit, aber keine einzige, die ihn zu einem Regenten tüchtig machte; denn er hatte weder Einsicht und Erfahrung, noch auch Ansehen und Reichthum. Statt daß daher die Verhältnisse des Reiches einen König erforderten, dem alle Vasallen willig gehorchten, kam in ihm ein Mann an die Spitze des Reiches, welcher keinem einzigen Menschen Vertrauen einflößte. Wie hätte unter einem solchen Regenten der zerfallende Staat der Christen dem drohenden Angriffe eines Saladin widerstehen können! Man fühlte dies, schon als Saladin seinen Zug gegen Mosul und Aleppo unternahm, und es wurde daher auf einem Reichstage von der Geistlichkeit, dem Adel und den Abgeordneten der Bürgerschaft beschlossen, eine allgemeine Vermögenssteuer zu erheben, um der drohenden Gefahr so gut als möglich im Voraus zu begegnen. Von allem baaren und unbeweglichen Vermögen, die Güter der Kirchen und Klöster nicht ausgenommen, sollte je Eins vom Hundert entrichtet werden, und die Besitzer von Dörfern und Flecken sollten außerdem noch von jedem Herde eine bestimmte Summe bezahlen, die sie dann von ihren Bauern nach einer entsprechenden Vertheilung wieder erheben könnten. Auch die Armen mußten zu dieser allgemeinen Steuer verhältnißmäßig beitragen. Zur Erhebung derselben wurden in jeder Stadt vier Bürger gewählt, welche den Beitrag der Einzelnen gewissenhaft

bestimmen, von jedem, der sich durch ihre Anordnung beeinträchtigt glaubte, eine eidlich zu bekräftigende Selbstschätzung abfordern und sich selbst durch einen Schwur zur strengsten Verschwiegenheit verpflichten sollten. Das auf solche Weise erhobene Geld wurde einigen Männern, welche von den Ständen erwählt waren, zur Bewachung übergeben, und durfte durchaus nur zur Vertheidigung des Reiches verwendet werden.

Obgleich man in Palästina, wie diese Steuerverfügung zeigt, die Größe der Gefahr einigermaßen zu würdigen begann, so war doch bei der herrschenden Zwietracht und Verwirrung an keine Rettung zu denken. Das Ruder der Verwaltung ging kurz nachher aus einer kraftlosen und unsicheren Hand in die andere über. Anfangs hatte Veit, zum größten Verdruß der meisten Reichsvasallen, den bedeutendsten Antheil an der Regierung; bald nachher aber weigerte man sich allgemein, unter seinen Fahnen zu dienen, und der König selbst ward ihm abgeneigt. Dieser machte ihn jetzt ebenso zum Gegenstande seiner Verfolgungen, wie er ihn vorher thöricht begünstigt hatte, und übertrug dem Grafen Raimund von Tripolis, einem Feinde Veit's, die Reichsverwaltung, nachdem er seinen erst fünf Jahre alten Neffen, Balduin V., zum König hatte krönen lassen. Bald nachher (1184) starb Balduin IV. und schon zwei Jahre später auch sein Neffe. Raimund hatte gleich nach des Ersteren Tode mit Saladin einen Waffenstillstand auf vier Jahre geschlossen, und hielt als Reichsverweser die Ruhe einige Jahre aufrecht; kaum war aber Balduin V. gestorben, als die Zwietracht um so heftiger wieder ausbrach. Sybille wußte nämlich ihrem Gemahl die Krone zu verschaffen, und stürzte dadurch das Reich in den Abgrund des Verderbens. Die Großen trennten sich in zwei feindselige Parteien, selbst die Großmeister der beiden Ritterorden waren und blieben in ihren Meinungen und Neigungen getheilt, und Raimund ließ durch seine Anhänger den Gemahl der Schwester der Sibylle, Humfried von Toron, zum König ausrufen, weil derselbe noch untüchtiger als Veit war, und sich daher vortrefflich zu einem bloßen Werkzeug eignete. Um das Unglück voll zu machen, erlaubte sich gerade damals ein Reichsvasall einen gewaltsamen Bruch des mit Saladin geschlossenen Waffenstillstandes, und beschleunigte dadurch den Angriff des

mächtigen Sultans auf das gewissermaßen wehrlose Reich. Dies war derselbe Fürst Rainold von Antiochia, welcher früher auch den Kaiser Manuel auf frevelhafte Weise beleidigt und sich dadurch eine arge Demüthigung zugezogen hatte (s. S. 61). Er überfiel eine mohammedanische Karawane, die nach Mekka wallfahrtete, warf die Pilger in Ketten und bemächtigte sich ihrer Habe. Ohne Zaudern schloß jetzt Saladin mit dem Fürsten von Mosul Frieden, und brach mit seiner ganzen Macht gegen das Reich Jerusalem auf (1187). Die gemeinschaftliche Gefahr bewog zwar, noch ehe er erschienen war, Raimund und den König Veit zur Aussöhnung; das zwischen ihnen bestehende Mistrauen wurde aber dadurch nicht aufgehoben, und da überdies schon seit mehreren Jahren auf Raimund der Verdacht ruhte, daß er mit dem Sultan in geheimem Bunde stehe, so war an kräftige und weise Maßregeln von Seiten der Christen nicht zu denken. Sie faßten, als Saladin mit seinem Heere am See Tiberias angekommen war, den Entschluß, ihm ein entscheidendes Treffen zu liefern, obgleich Raimund Alles aufbot, sie durch Gründe zu überzeugen, daß man dem furchtbaren Sultan gegenüber nicht Alles an einen Wurf setzen, sondern sich vertheidigungsweise verhalten müsse. Die Meinung der Unbesonnenen siegte, und es ward am 5. Juli 1187 bei Hittim eine Schlacht geliefert, durch welche Saladin nicht nur den früher von den Christen bei Askalon erfochtenen Sieg verdunkelte, sondern auch die ganze christliche Macht in Palästina vernichtete. Seine Gegner erlitten eine vollständige Niederlage; ihre tapfersten Streiter, sowie fast alle Großen des Reiches wurden entweder niedergehauen oder gefangen genommen. Auch der König fiel in die Hände der Feinde, und von allen Reichsbaronen retteten sich nur drei durch die Flucht. Saladin, der bei diesem glänzenden Sieg ebenso, wie zehn Jahre früher, als er in der Schlacht bei Askalon kaum dem allgemeinen Verderben entgangen war, der Gnade Gottes sein Glück zuschrieb, empfing und behandelte die Gefangenen auf edle und achtungsvolle Weise; nur den Fürsten Rainold, welchem er beim Bruche des Waffenstillstandes den Tod geschworen hatte, hieb er mit eigener Hand nieder, und alle gefangenen Tempelherren und Hospitaliter wurden entweder auf seinen Befehl getödtet, oder einzelne fanatische Mohammedaner kauften sie für

das gewöhnliche Lösegeld, um sich durch ihre Erwürgung ein Verdienst vor dem Gotte des Islam zu erwerben.

Schon vier Wochen nach dem Siege Saladin's war die ganze Küste des Reichs Jerusalem von Tripolis bis Askalon, mit alleiniger Ausnahme der Stadt Tyrus, sowie ein großer Theil des inneren Landes in den Händen der Ungläubigen. Auch Tyrus würde gefallen sein, wenn nicht, wie vom Himmel gesendet, ein Retter erschienen wäre, der wenigstens diese Stadt den Christen erhielt, und die aus dem Abendlande herbeieilenden Pilger um sich vereinigte. Dieser Retter war Konrad von Montferrat, der Bruder von Sibyllens erstem Gemahl. Er hatte schon in Constantinopel als einer der eifrigsten Genossen des Kaisers Manuel den Preis der Tapferkeit errungen, und nachher einen der Nachfolger desselben, Isaak II. Angelus, durch seinen Arm auf dem Thron erhalten, war aber von Isaak mit einem leeren Orden und mit der Ehre, eine kaiserliche Prinzessin zur Gemahlin zu erhalten, belohnt worden; er hatte deshalb, da er seine Verdienste höher anschlug, die Noth der Christen in Palästina und seine Gelübde eines Kreuzzuges zum Vorwande genommen, um sich dem Dienste des Kaisers zu entziehen, und erschien noch zur rechten Zeit in Tyrus, um dasselbe durch seine Tapferkeit zu retten. Nachdem Saladin von Tyrus abgezogen war, und die Übergabe von Askalon gegen das Versprechen, den König Veit im nächsten Frühjahr aus der Gefangenschaft zu entlassen, erlangt hatte, begann er in der Mitte des September die Belagerung von Jerusalem. Schon zwei Wochen nachher war diese Stadt dahin gebracht, daß eine Capitulation eingeleitet wurde, welche am 3. Oktober 1187 die Übergabe zur Folge hatte. Nach dem mit Saladin geschlossenen Vertrage sollten alle Einwohner kriegsgefangene Sklaven sein, doch sollte jeder Mann gegen ein Lösegeld von zehn Goldstücken, sowie jede Frau für fünf und außerdem noch siebentausend Arme für eine runde Summe innerhalb der ersten vierzig Tage aus Jerusalem und Palästina auswandern dürfen. Saladin zog an einem Freitag und noch dazu am Jahrestage der wunderbaren Reise, welche Mohammed von Jerusalem aus durch die Himmel gemacht hatte (s. Th. V. S. 27), in die Stadt ein. Er entweihte sein Glück durch keine jener Grausamkeiten, welche sonst im Orient mit der

Einnahme eroberter Städte verbunden zu sein pflegen. Er verfuhr im Gegentheil sehr milde, ließ die Losgekauften unter einer schützenden Bedeckung und mit aller möglichen Fürsorge nach der Küste geleiten, bewies sich mitleidig und freigebig gegen sie, und schenkte zuletzt auch denen, die sich nicht hatten lösen können, die Freiheit, erlaubte aber nur den syrischen und armenischen Christen, in der Stadt wohnen zu bleiben.

Während Saladin sein egyptisch-syrisches Reich gründete und die christliche Macht im Orient allmälig vernichtete, hatten die Päbste im Abendlande Alles aufgeboten, um den bedrängten Glaubensgenossen Hülfe zu verschaffen. Ihre Bemühungen waren aber vergeblich gewesen. Ludwig VII. von Frankreich und Heinrich II. von England hatten den versprochenen Kreuzzug nicht unternehmen können, und auch der Nachfolger des Ersteren, Philipp August, ward durch seinen Krieg mit dem Letzteren daran gehindert. Erst als Jerusalem zum zweiten Male in die Hände der Ungläubigen gefallen war, kam eine Aussöhnung zwischen beiden Reichen zu Stande, und die Könige derselben gelobten gemeinschaftlich einen Kreuzzug. Auch der deutsche Kaiser, Friedrich Barbarossa, that erst dann das nämliche Gelübde. Noch ehe diese drei Fürsten ihre Rüstungen gemacht hatten, gelang es den Bemühungen des Pabstes, zum Schutze der Stadt Tyrus, welche Saladin aufs neue angriff, und zum Versuch einer Wiedereroberung Palästina's eine sehr große Zahl von Herren und Rittern aus verschiedenen Ländern zusammenzubringen. Diese abendländischen Streiter retteten Tyrus und sammelten sich um den König Veit, welcher sich seitdem auf offenem Felde mit den Ungläubigen messen, und im Jahre 1189 die Belagerung der Festung Ptolemais oder Acre beginnen konnte. Um dieselbe Zeit veranstalteten endlich die drei Hauptnationen Europa's unter ihren Königen, Friedrich Barbarossa, Philipp August und Heinrich's II. Nachfolger, Richard Löwenherz, den glänzendsten Kreuzzug, welcher bis dahin unternommen worden war.

2. Friedrich Barbarossa's letzte Jahre und sein Kreuzzug.

Friedrich Barbarossa hatte durch einen verständigen Frieden mit den Lombarden und durch die Vernichtung Heinrich's des

Löwen sein kaiserliches Ansehen kaum wieder hergestellt und befestigt, als er mit dem Oberhaupt der Kirche und mit einem Theile des deutschen Klerus in Zwist gerieth. Papst war seit Alexander's III. Tode (1181) Lucius III., welcher bald nach seiner Erwählung von den unruhigen Römern aus Rom verjagt worden war, und seinen Sitz zuerst in Veletri und dann in Verona aufgeschlagan hatte. Zwischen ihm und dem Kaiser brach schon im Jahre 1183 ein Streit aus, weil bei einer zwiespaltigen Bischofswahl in Trier Beide gegen einander Partei nahmen. Auch weigerte sich Lucius, die während des Streites zwischen Friedrich und Alexander abgesetzten Bischöfe wieder einzusetzen. Der Kaiser dagegen und sein Sohn, König Heinrich VI., kränkten den Pabst in der Person seines Freundes, des Erzbischofs Philipp von Köln. Dieser, welcher früher dem Kaiser sehr ergeben gewesen war (s. Th. VI. S. 462), hatte nicht nur dem König Heinrich VI. den Gehorsam versagt, als er ihm wegen eines an augsburgischen Kaufleuten begangenen Raubes Rede stehen sollte, sondern er war auch mit dem vertriebenen Herzog Heinrich dem Löwen und dessen Schwiegervater, dem Könige von England, in geheimem Einverständnisse; doch ward er von Heinrich auf schlaue Weise gedemüthigt und mit einer Geldbuße bestraft. Der Pabst selbst wurde besonders dadurch gegen den Kaiser erbittert, daß sich dieser gleich nach dem glänzenden Krontag in Mainz (s. Th. VI. S. 465) nach Italien begab, um seinem Sohne durch die Vermählung mit Constantia den Besitz des neapolitanischen Reiches zu verschaffen und zugleich die Mathildischen Güter, die er als Reichsgut und als einen Theil von des alten Welf Erbschaft besetzt hatte (s. Th. VI. S. 453), sich und seiner Familie zu erhalten. Als daher Friedrich in die Lombardei gekommen war, weigerte sich Lucius nicht nur standhaft, dessen Sohn zum König von Italien zu krönen, sondern er bedrohte auch den Kaiser wegen seines Verfahrens bei dem Trierischen Streite und wegen der Mathildischen Güter mit dem Banne. Er durfte jedoch nicht wagen, seine Drohung auszuführen, weil die Veroneser ihm bedeuteten, daß sie ihn in ihren Mauern nicht dulden würden, wenn er einen geistlichen Proceß gegen Friedrich vornehmen werde. Lucius starb 1185; die Zwietracht zwischen Kaiser und Pabst hörte

aber mit seinem Tode nicht auf, da sein Nachfolger, Urban III. ganz in seine Fußtapfen trat. Indessen konnte Urban ebenso wenig als Lucius die Verbindung Heinrich's mit Constantia und seine Anerkennung als König von Italien verhindern, weil Friedrich die Mailänder durch verschiedene Vortheile fest an sich knüpfte. Die Vermählung ward im Januar 1186 mit dem größten Glanze zu Mailand gefeiert, und Friedrich ließ bei dieser Gelegenheit seinen Sohn durch einen lombardischen Bischof zum italiänischen König krönen. Der neue König von Italien zog sogar in die Gegend von Rom, um in Verbindung mit den rebellischen Römern den Pabst und seine Anhänger zu berauben. Schon damals zeigte er den wilden und barbarischen Charakter, der ihn nachher zum Schrecken und Abscheu seiner Zeitgenossen machte; er ließ z. B. einst einen Bischof, welcher darauf pochte, daß er als Geistlicher nur vom Pabste abhängig sei, prügeln und mit Füßen treten. Friedrich that daher wohl, daß er den heftigen jungen Mann bald nach Deutschland zurückschickte und einstweilen allein in Italien blieb.

In Deutschland hatten unterdessen dreizehn Bischöfe, von welchen Konrad von Mainz, Volkmar von Trier, Philipp von Köln und Berthold von Metz die vornehmsten waren, eine förmliche Verschwörung gemacht. Heinrich sollte ihr Beginnen vereiteln, besaß aber dazu nicht Ansehen und Erfahrung genug, und Friedrich mußte daher selbst über die Alpen zurückeilen. Er unterdrückte in kurzer Zeit die ganze Bewegung. Ein Theil der Bischöfe wurde verjagt, alle anderen außer Philipp unterwarfen sich dem Kaiser, und Konrad von Mainz ließ sich sogar gebrauchen, ein Schreiben der deutschen Geistlichkeit an den Pabst abzufassen, welches allen bisherigen Schritten der Verschworenen geradezu widersprach und dem Pabste jede Hoffnung auf Hülfe in Deutschland raubte. Selbst von der Verbindung mit Philipp ward Urban dadurch abgeschnitten, daß Friedrich alle Pässe, die aus Deutschland nach Italien führen, besetzen ließ. Während sich Urban auf diese Weise von den deutschen Bischöfen verlassen sah, versperrten ihm die Römer ihre Stadt, und als er seinem Zorne gegen den Kaiser durch einen Bannspruch Luft machen wollte, duldeten ihn auch die Veroneser nicht länger bei sich; er konnte daher nichts weiter gegen Friedrich unternehmen, und starb als ohnmächtiger Gegner im Herbste 1187.

Nach seinem Tode hoffte Friedrich, den Erzbischof Philipp leicht unterdrücken zu können. Er richtete einen Kriegszug gegen ihn und gegen die Kölner Bürger, die sich ihres Bischofs mit Eifer annahmen, sowie gegen seine Verbündeten, den König von England und den Bischof von Utrecht; er fand aber unerwartete Schwierigkeiten, weil die lothringische Ritterschaft, auf die er dabei gerechnet hatte, ihm ihre Hülfe verweigerte. Diese glaubte sich zu einem solchen Kriege rechtlich nicht verpflichtet, und kümmerte sich weder um Friedrich's Zorn, noch um seine laute Klage, daß er noch in seinen alten Tagen das kaiserliche Ansehen verachtet sehen müsse. Doch fügten sich Philipp und die Kölner, als bald nachher die Nachricht von der Eroberung Jerusalem's durch Saladin ganz Europa in Bestürzung setzte, und nicht nur die Könige von Frankreich und England, sondern zuletzt sogar der Kaiser von Deutschland trotz seines hohen Alters einen Kreuzzug gelobten. Philipp ward, nachdem er Abbitte gethan hatte, zu Gnaden angenommen, und die Kölner zahlten eine Geldbuße.

Friedrich's Entschluß, im siebenundsechzigsten Lebensjahre einen Kreuzzug zu unternehmen, ging nicht aus ruhiger Überlegung, sondern aus einer plötzlichen Bewegung der Seele hervor. Ein solcher Zug lag durchaus nicht in seinem Lebensplane, und er dachte sogar zu der Zeit, als die Könige von England und Frankreich ihre Rüstungen schon beendigt hatten, und mit ihm über ihren Marsch durch Deutschland Unterhandlungen pflogen, noch nicht entfernt an ein Unternehmen dieser Art. Erst im Frühjahr 1188 ward er durch die begeisterten Worte eines päbstlichen Legaten zur Theilnahme am Kreuzzuge bewogen. Sein Entschluß war also die reine Wirkung des in einer edlen Heldenseele angefachten Feuers der Begeisterung, die Folge des plötzlichen Ausbruches eines heiligen Unwillens. Er führte ihn nachher mit der besonnenen Klugheit eines reifen Alters und mit der reichen Erfahrung eines wechselvollen kriegerischen Lebens aus, so daß sein Kreuzzug die größte Unternehmung war, welche im ganzen Mittelalter von der deutschen Nation als solcher gemacht worden ist, und daß er selbst sich dabei als den ausgezeichnetsten Feldherrn der ganzen Zeit von Karl dem Großen an bis auf ihn bewiesen hat. Dies geht nicht allein aus der Anordnung und Leitung des

Zuges hervor, sondern besonders auch aus dem Umstande, daß mit Friedrich's Tode das bis dahin durchaus rühmliche und für die Feinde wahrhaft furchtbare Beginnen in ein Nichts zerrann. Schon der Schrecken, welchen die Nachricht von Friedrich's Entschluß über Saladin und dessen Umgebung verbreitete, zeigt uns die große Achtung, die des Kaisers Talente und Muth allen Völkern, den gläubigen wie den ungläubigen, eingeflößt hatten; denn die Mohammedaner hielten nach den Berichten ihrer eigenen Geschichtschreiber schon auf die bloße Nachricht von Friedrich's Vorhaben ganz Syrien für verloren, und Saladin selbst erklärte den Kreuzzug des deutschen Kaisers für das Schlimmste, was ihm hätte begegnen können. Übrigens schickte Friedrich vor seinem Aufbruch eine Gesandtschaft an den Beherrscher von Egypten und Palästina, um ihm den Vertrag aufzukündigen, den er als Oberherr der nach dem Orient handelnden Seestaaten Italiens nicht lange vorher mit ihm geschlossen hatte. Auch an den Sultan von Ikonium, mit welchem er schon früher in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, sandte er Abgeordnete wegen des Durchzuges durch Kleinasien, und der Sultan gab nicht nur die besten Versprechungen, sondern er schickte auch eine Ehrengesandtschaft an den Kaiser, welche durch ihren Glanz und ihr zahlreiches Gefolge in ganz Europa Aufsehen erregte. Endlich trat Friedrich auch mit den Beherrschern des ungarischen und griechischen Reiches in Unterhandlung.

Friedrich kannte von dem Kreuzzuge her, den er einst mit seinem Oheim, Conrad III., gemacht hatte, alle Schwierigkeiten des Unternehmens, und hielt es bei seinem hohen Alter für wahrscheinlich, daß er sein Grab im heiligen Lande finden werde; er traf also auch alle seine Maßregeln danach, und verschob seine Abreise bis zum Mai des nächsten Jahres, um Alles aufs Beste vorzubereiten und die deutschen Angelegenheiten seinem Sohne in gutem Zustande zu hinterlassen. Zuerst stellte er sehr weise Bedingungen auf, unter denen man allein an seinem Zuge Theil nehmen könne. Dann nöthigte er Heinrich den Löwen, welcher gleich nach seiner Rückkehr aus der Verbannung mit seinem Nachfolger in der sächsischen Herzogswürde Streit angefangen hatte, der Religion und der Ruhe des Reiches ein Opfer zu bringen,

das man dem strengen Rechte nach von ihm nicht hätte verlangen können. Er ließ ihm die Wahl, entweder mit nach Palästina zu ziehen, oder einem Theile seiner väterlichen Erbschaft zu entsagen oder noch einmal auf drei Jahre das Reich zu verlassen. Heinrich wählte das Letztere, und begab sich wieder nach England. Nachdem durch Heinrich's Entfernung die größte Gefahr für die Ruhe des Reiches beseitigt war, zog Friedrich an die Weser, um die dort errichteten Raubschlösser zu zerstören. Dann schlichtete er die Streitigkeiten, welche zwischen einzelnen Reichsfürsten bestanden. Im Mai des Jahres 1189 brach er endlich nach dem gelobten Lande auf, und zog die Donau hinab nach Ungarn. Sein Heer, aus welchem er gleich anfangs alles Gesindel, das sich zudrängen wollte, fortgejagt hatte, bestand aus dreißigtausend Mann, und unter diesen befanden sich nicht weniger als fünfzehntausend Ritter.

Von dem ungarischen König, Bela III., wurde Friedrich und sein Heer freundlich aufgenommen; ganz entgegengesetzt aber war der Empfang im griechischen Reiche. Dort herrschte Isaak II. Angelus, ein feiger und ängstlicher Mann, der weder dem Verdienste, noch der Geburt, sondern nur dem Zufall seinen Thron verdankte, und wie alle solche Leute sich über sich selbst und seine Lage täuschte. Besonders machte ihn die Verbindung Friedrich's mit den Neapolitanern und Sicilianern, den alten Feinden der Griechen, besorgt. Nach der Art schwacher Menschen widersetzte er sich dem Durchmarsch der Deutschen nicht geradezu, sondern suchte ihnen durch Ränke und heimtückische Maßregeln zu schaden; er ließ die Gesandten Friedrich's verhaften, die Städte schließen, die Märkte sperren, Verhaue anlegen und den Deutschen in Engpässen auflauern, that dann wieder freundlich, schrieb zweideutige Briefe, und versteckte seine Arglist hinter leere Ceremonien. Friedrich lachte der kleinen Anstalten gegen seine bedeutende Heeresmacht, und setzte den Tücken der Griechen Kraft und Festigkeit entgegen, während er zugleich auf dem ganzen Zuge die strengste Kriegszucht einhielt und die Raubgier seiner ritterlichen Schaaren zügelte. Endlich nöthigte ihn die offenbare Verrätherei Isaak's zu Thätlichkeiten. Er nahm Adrianopel mit Sturm ein, besetzte den ganzen Strich bis nach Macedonien hin, ließ sein Heer in demselben wie im eigenen Lande die Winterquartiere aufschlagen, und

schrieb endlich dem griechischen Kaiser förmlich vor, wie viel Schiffe er ihm zur Überfahrt des deutschen Heeres liefern, und an welcher Stelle er es nach Asien hinüber bringen lassen solle. Im März 1190 setzten seine Truppen auf griechischen Schiffen über; er zog aber den Übergang über die Straße der Dardanellen (Hellespont) dem über die Meerenge von Constantinopel vor.

Friedrich hatte eine freundliche Aufnahme von Seiten der seldschukkischen Türken von Ikonium erwartet, er fand aber schon am Mäander dieselben feindseligen Anstalten, welche die früheren Kreuzheere gefunden hatten. Doch täuschten sich die Türken, wenn sie denselben Erfolg davon hofften; denn der Kaiser war auf ihren Angriff gefaßt, und rückte mit solcher Einsicht und Klugheit weiter, daß auch an den gefährlichsten Stellen der Verlust seiner Truppen unbedeutend blieb. Das Beste that dabei die Kriegserfahrung, die sich Friedrich während eines langen Lebens auf dem seiner Nation ungünstigen Boden von Italien erworben hatte, sowie die Tapferkeit der von ihm mit Sorgfalt ausgelesenen Streiter und besonders seine weise Anordnung des Zuges, da er alles Fußvolk nebst den Kranken und dem Gepäcke in die Mitte nahm und die Reiterei zu beiden Seiten her ziehen ließ. Freilich behaupten die abendländischen Geschichtschreiber dieses Zuges, von welchen die meisten demselben persönlich beiwohnten, in vollem Ernste und mit der größten Bestimmtheit, daß auch der heilige Georg an der Spitze himmlischer Streiter den Deutschen mit irdischen Waffen beigestanden habe. Wird doch auch, dem Geiste jenes Zeitalters gemäß, bei der Eroberung Jerusalem's durch Gottfried von Bouillon und bei anderen Unternehmungen der Kreuzfahrer der Erscheinung von mithelfenden Engeln und Heiligen gedacht! Ohne irgend einen bedeutenden Verlust, außer dem von Streitrossen erlitten zu haben, zog auf diese Weise zum ersten Male seit dem Beginn der Kreuzzüge ein ansehnliches abendländisches Heer durch das Innere von Kleinasien. Man wird die ganze Größe des Mannes, welcher dasselbe führte, erkennen, wenn man bedenkt, daß er dabei auf ungebahnten Wegen durch fremde, zum Theil ganz öde Striche zog, daß sein Heer von Hunderttausenden leicht berittener, mit der Gegend genau bekannter Türken umschwärmt war, daß es oft durch Hitze, Hunger und

Durst unsäglich zu leiden hatte, und daß zu jener Zeit an eine militärische Ordnung und Verwaltung, wie wir sie kennen, nicht zu denken war. Auch in der größten Noth behauptete Friedrich die Festigkeit, die aus ächtem Muth, aus angeborener Kraft und aus sicherer Einsicht entspringt. Als sein Heer einst mitten im Lande der Seldschukken alle Vorräthe aufgezehrt hatte und dem Hungertode unrettbar preisgegeben zu sein schien, bot ihm eine feindliche Horde gegen ein Lösegeld von einem Goldstück für jeden Mann freien Abzug und hinreichende Lebensmittel an; er wies sie aber mit den Worten zurück, daß es seine Art nicht sei, sich durch Gold den Weg zu bahnen. In der Mitte des Mai erschien er vor der volkreichen Hauptstadt der Seldschukken, Ikonium, nachdem er sich zuvor durch einen glänzenden Sieg den Zugang zu ihr eröffnet hatte. Sie war nur für den ersten Anlauf befestigt, und wurde daher leicht eingenommen. Der Sultan zog sich aber in die feste Burg zurück, welche in der Mitte der Stadt lag, und hoffte wahrscheinlich, die Deutschen bei der Plünderung der Stadt überfallen oder durch die Belagerung der Citadelle aufhalten zu können. Friedrich vereitelte Beides. Er ließ blos seinen Sohn in die Stadt ziehen, während er selbst mit dem Hauptheere in der Nähe ein Lager aufschlug, und setzte dann, mit der Beute von Ikonium bereichert, seinen Marsch unverzüglich weiter fort. Der Sultan mußte sich vor dem Abzuge der Deutschen sogar dazu verstehen, ihnen Geißeln mitzugeben. Auch in dem Gebiete des christlichen Königs von Armenien, der die Pässe von Cilicien inne hatte und sich anfangs sehr zweideutig benahm, überwanden Friedrich und sein Heer alle Schwierigkeiten. Die strenge Kriegszucht, mit welcher der Kaiser seine zahlreichen Schaaren von jeder Gewaltthätigkeit abhielt, und die Frömmigkeit der guten Deutschen, die ihnen den Charakter eines für den Glauben streitenden Heeres bewahrte, rührte und gewann die Armenier, und während diese nach ihrem schlauen Wesen mit Saladin in Verbindung blieben, nahmen sie sich nichts destoweniger der deutschen Kreuzfahrer an, und geleiteten sie ungefährdet durch die Gebirge von Cilicien.

In diesem Lande erlitten die Deutschen den härtesten Schlag, der sie treffen konnte. Der Kaiser ertrank im Flusse Kalykadnus oder Saleph, als er entweder, wie einst Alexander der Große in

dem nämlichen Lande (s. Th. II. S. 338 f.), unvorsichtiger Weise ein Bad nahm, oder den reißenden Strom durchreiten wollte (10. Juni 1190). Mit seinem Tode verschwand das ganze bisherige Glück wie durch einen Zauberschlag, und es zeigte sich aufs klarste, daß die deutschen Kreuzfahrer bis dahin nur durch die Talente ihres Führers vor dem Schicksale ihrer Vorgänger bewahrt geblieben waren. Von dem schönen Heere Friedrich's kehrten Manche sogleich in die Heimath zurück; die Anderen zogen zwar unter der Führung seines zweiten Sohnes, des Herzogs Friedrich von Schwaben, nach Palästina, allein Viele von ihnen kamen schon auf dem langsamen Marsche dahin um, die größere Zahl der Übriggebliebenen fraß in Antiochia die Pest, und die letzten elenden Reste erreichten erschöpft und ermattet das vor Acre liegende christliche Belagerungsheer. Hier starb ihr Führer schon im ersten Monate des nächsten Jahres. „Wäre Friedrich's treffliches und tapferes Heer, sagt einer der Chronikschreiber jener Zeit, zu seinem Ziele geführt und mit den englischen und französischen Kreuzfahrern in Eins vereinigt worden, welches Volk, welches Land, welcher auch noch so tüchtige König, ja welche Tapferkeit aller orientalischen Könige zusammen hätte der Kraft Italiens, dem Feuer Frankreichs, der Kriegskunst und, was mehr als alles dies ist, dem kühnen Muthe Deutschlands und seinem unbesiegten königlichen Oberhaupte Widerstand leisten können? Aber Gottes Wille, nicht der Menschen Kraft oder Rath regiert die Welt." Das einzige Denkmal des ruhmvollen Zuges war der von des Kaisers edelstem Sohne gestiftete deutsche Ritterorden. Der Herzog Friedrich hatte mit Betrübniß gesehen, daß seine deutschen Landsleute in Syrien und Palästina von den Krankenhäusern und der Unterstützung der Johanniter und Tempelherren ausgeschlossen waren, und daß diese Ritter, so reichlich sie auch in Deutschland und von Deutschen mit Gütern ausgestattet worden waren, selbst ihren deutschen Ordensbrüdern unfreundlich begegneten. Er hatte deshalb vor Acre einen Orden deutscher Ritter gestiftet, welcher anfangs neben jenen beiden anderen Vereinen nur ein geringes Ansehen hatte, später aber durch seine Verdienste um die Verbreitung der christlichen und deutschen Cultur im Nordosten von Europa um so größeren Ruhm erlangte.

3. Der Kreuzzug der Könige Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England.

Von den drei abendländischen Königen, welche den dritten Kreuzzug unternahmen, hatte zwar Friedrich Barbarossa ungeachtet seines späten Entschlusses den Zug zuerst angetreten; die Könige Heinrich II. von England und Philipp August von Frankreich hatten aber schon viel früher das Gelübde des Kreuzzuges abgelegt und zur Erfüllung desselben Anstalt gemacht. Schon vor der Eroberung Jerusalem's durch Saladin hatte der Pabst Lucius III. drei Abgeordnete aus Palästina, welche bei ihm erschienen waren, an jene beiden Könige mit der dringenden Ermahnung geschickt, ihr längst gegebenes Versprechen zu erfüllen. Allein Beide waren gerade damals am wenigsten geneigt dazu. Heinrich war mit seinem Sohne Richard aufs neue in Zwist gerathen, und ließ den Bevollmächtigten des Pabstes durch seine versammelten Stände erklären, daß es für das Wohl des Reiches besser sei, wenn er die Zügel der Regierung nicht aus den Händen gebe und sein Volk gegen die feindlichen Nachbarn vertheidige, als wenn er für das Heil des Orients kämpfe. Philipp August wollte und konnte an einen so fernen Zug ebenso wenig denken. Er hatte den Plan entworfen, sich der englischen Besitzungen in Frankreich zu bemächtigen, und war seit seinem Regierungsantritte mit den Rüstungen für dieses Unternehmen beschäftigt. Das nöthige Geld dazu hatte er sich durch eine in gesetzlicher Form vorgenommene Ausplünderung der Juden seines Landes verschafft. Dieses unglückliche Volk war in jenen Zeiten zu einem steten Wechsel seiner äußeren Geschicke verdammt; bald lebte es in einem durch Geldgeschäfte und Wucher erworbenen Überfluß, bald ward es wieder aus Religionshaß und Habgier aufs grausamste verfolgt, seiner Reichthümer beraubt und selbst mit dem Verluste des Lebens bedroht. Philipp August's Vater hatte die Juden zuerst mit Rechten und Privilegien begabt, dann aus seinem Reiche vertrieben, zuletzt wieder aufgenommen und aufs neue in hohem Grade begünstigt. Philipp August verbannte sie wieder aus Frankreich, weil er ihres Geldes bedurfte. Er ließ sie ohne Gnade über die Grenze treiben, zog ihre unbeweglichen Güter ein, und erklärte alle ihre

Ausstände bei Christen unter der Bedingung für getilgt, daß der fünfte Theil derselben an ihn entrichtet werde. Mit dem auf diese Weise erlangten Gelde warb und rüstete er dann die Heere, an deren Spitze er sich mit dem englischen Könige herumschlug. Er und Heinrich würden ungeachtet ihres Kreuzgelübdes diese Kriege nicht sobald geendigt haben, wenn nicht beide Könige von dem herrschenden Geist ihrer Völker abhängig gewesen wären. Die Nachricht vom Falle Jerusalem's, welche durch päbstliche und genuesische Briefe, sowie durch die Klagen der aus Palästina verjagten Christen überall in einer übertriebenen Form verbreitet wurde, fachte den kriegerischen Glaubenseifer der Engländer und Franzosen wieder an, und die Könige sahen sich gezwungen, der allgemeinen Stimmung wenigstens durch neue Versprechungen nachzugeben. Sie kamen daher bei Gisors an der Grenze der Normandie, wo unter einer alten Rüster die normannischen Herzoge und die Könige von Frankreich von jeher ihre Zusammenkünfte zu halten pflegten, zu einer Unterredung zusammen, und übernahmen, nachdem sie Frieden geschlossen, gemeinschaftlich die Verpflichtung in den Orient zu ziehen (Januar 1188). Ob es ihnen wirklich ernst damit war, oder ob sie blos, wie sie gleich nachher thaten, unter dem Vorwande des Kreuzzuges Steuern erheben wollten, ist schwer zu entscheiden; denn sie knüpften zwar sogleich mit den Deutschen, Griechen und Ungarn Unterhandlungen über den Durchmarsch an, begannen aber auch ihre gegenseitigen Befehdungen wieder, und verwüsteten Einer des Anderen Land mit solcher Wuth, daß damals selbst die heilige Rüster von Gisors umgehauen wurde. Endlich verweigerten die französischen Großen, welche das Kreuz genommen hatten, ihrem Könige den ferneren Dienst gegen alle Christen, und Heinrich sah sich durch die Streitigkeiten mit seiner eigenen Familie außer Stand gesetzt, seinen Nachbarn zu schaden. Beide schlossen also nothgedrungen Frieden mit einander. Kaum war dies geschehen, als Heinrich starb (Juli 1189).

Wäre der Letztere länger am Leben geblieben, so würde der von ihm und dem französischen Könige gelobte Kreuzzug vielleicht nie zu Stande gekommen sein. Allein sein Sohn und Nachfolger, Richard Löwenherz, fühlte sich durch seine ganze Natur gerade zu einer solchen Unternehmung hingezogen. Richard war

in der Heimath seiner Mutter, also in demjenigen Theile von Frankreich aufgewachsen, in welchem damals die ritterliche Poesie der Troubadours blühte. Er selbst gehörte zu dieser Sängerzunft, und vereinigte in seinem Charakter die den Dichtern jener Zeiten und Gegenden eigenthümliche Mischung entgegengesetzter Eigenschaften. Er besaß ein lebendiges religiöses Gefühl, einen wahren Durst nach Thaten und einen unerschütterlichen Heldenmuth, der ihm den Beinamen des Löwenherzigen erworben hat; aber neben diesen edleren Triebfedern walteten auch Rohheit, Grausamkeit, Habsucht, Jähzorn und Wollust in seiner Seele, so daß in ihm sowohl die gute, als die schlechte Seite des Mittelalters personificirt ward, weil er bald des Höchsten und Schönsten, bald des Niedrigsten und Gemeinsten fähig war. Was konnte einen solchen Mann mehr reizen, als die Abenteuer eines ritterlichen Kriegszuges nach dem Orient? Er hatte schon einige Jahre vor seines Vaters Tode das Kreuz genommen, und war kaum König geworden, als er mit Philipp August eine Zusammenkunft hielt und nicht nur, wie sein Vater gethan hatte, einen gemeinschaftlichen Kreuzzug verabredete, sondern auch zugleich einen förmlichen Vertrag über die Zeit und Einrichtung desselben schloß. Man kam überein, im Anfange des nächsten Sommers (1190) aufzubrechen und über Messina, wo die Heere beider Könige sich vereinigen sollten, nach Palästina zu segeln. Der Seeweg ward absichtlich gewählt, weil Richard durch die Unterstützung Heinrich's des Löwen und durch die Aufnahme des verjagten Bischofs von Trier den Kaiser Friedrich Barbarossa und dessen Reichsverweser Heinrich VI. beleidigt hatte, und deshalb den Marsch durch Deutschland bedenklich finden mußte.

Am 16. September 1190 kam Philipp August und acht Tage später Richard Löwenherz in Messina an. Hier waren sie kaum einige Tage zusammen, als der Stolz des Letzteren die Eintracht beider Könige, welche schon vorher nicht groß gewesen war, völlig zerstörte. Indessen wirkten dabei auch die Verhältnisse des Reiches Sicilien mit. Nach dem Tode des letzten normannischen Königs von Sicilien, Wilhelm II. (1189), war die Herrschaft dieses Reiches auf Constantia und ihren Gemahl, Heinrich VI., übergegangen; die Stände wollten aber von einem fremden Ge-

bieter nichts wissen, und huldigten damals dem Fürsten oder Grafen Tankred von Lecce, dem einzigen noch übrigen männlichen Sprößling ihrer königlichen Familie. Tankred war der Sohn Robert's, eines natürlichen Sohnes von Roger II. (nicht aber Halbbruder der Constantia), und Wilhelm II. hatte ihm, weil er der einzige männliche Sprößling der normannischen Familie war, die Grafschaft Lecce gegeben. Da er sich bei der Ankunft Richard's und Philipp August's in seiner Herrschaft noch nicht festgesetzt hatte, so mußte ihn die Erscheinung dieser Könige und die Wahrscheinlichkeit, daß sie in Sicilien überwintern würden, mit großer Besorgniß erfüllen; denn Philipp August stand mit dem deutschen Kaiser und seinem Sohne in freundschaftlichem Verhältnisse, und Richard war ein Bruder von Wilhelm's II. Wittwe, Johanna, welche Tankred ihres Wittwengutes beraubt hatte und in einer Art von Gefangenschaft hielt. Indessen zeigte sich Philipp freundlich und sogar schmeichelnd gegen Tankred, und wurde daher von ihm in die Stadt Messina selbst aufgenommen. Der englische König dagegen verlangte sogleich in drohendem und trotzigem Tone die Freilassung seiner Schwester; Tankred gewährte ihm zwar seine Forderung, ließ aber sein Heer nicht in die Stadt ein, sondern nöthigte ihn vor den Mauern ein Lager aufzuschlagen. Richard begnügte sich nicht mit der Befreiung seiner Schwester, er forderte auch als Witthum für dieselbe eine ansehnliche Grafschaft, sowie einen goldenen Thronsessel, einen großen goldenen Tisch und andere Kostbarkeiten, deren Erwähnung uns aufs deutlichste zeigt, wie glänzend die normannisch-sicilianische Hofhaltung gewesen sein muß. So heftig übrigens dieser Zwist zwischen Tankred und Richard auch war, so wäre er doch wahrscheinlich nicht in offene Feindschaft übergegangen, wenn nicht Richard und seine Ritter das sicilianische Volk beleidigt hätten. Die Bevölkerung der damals reichen und blühenden Insel Sicilien bestand theils aus Leuten von gemischt griechischer und maurischer Abstammung, theils aus Italiänern und Normannen; die Ersteren zeigten sich gegen beide Könige demüthig, die Letzteren aber, welche ebenso wohl als die Kreuzfahrer ritterliche Waffen hatten, ließen sich nichts gefallen. Diese geriethen mit den englischen Rittern und ihrem trotzigen Könige in heftige Streitigkeiten, welche bald

in einen förmlichen Krieg ausarteten. Nachdem bereits mehrere Gefechte Statt gefunden hatten, kam Richard auf den tollkühnen Gedanken, die Stadt Messina zu stürmen, obgleich dieselbe damals fünfzigtausend Einwohner zählte und die Franzosen Miene machten, einen Ort, in welchem sie Gastfreundschaft gefunden hatten, gegen die rohe Wuth des englischen Königs zu schützen. Richard's Kühnheit war jedoch glücklich, weil die Franzosen auf Befehl ihres ruhigeren und kälteren Königs neutral blieben; die Stadt ward von den Engländern genommen und unter einem schrecklichen Gemetzel geplündert. Jetzt gerieth Richard mit dem Könige von Frankreich selbst in Zwist. Er ließ nämlich auf den Mauern von Messina seine Paniere aufpflanzen, und Philipp hielt es als Lehensherr Richard's für eine Beleidigung, daß die Fahnen seines Vasallen auf den Zinnen einer Stadt wehten, in welcher er sein Quartier genommen hatte. Richard verstand sich zwar auf die Vorstellungen seiner Barone dazu, den französischen Fahnen überall einen Platz neben den seinigen zu gewähren und die Hälfte der besetzten Mauern den Franzosen einzuräumen; allein die Zwietracht zwischen beiden Königen dauerte nichts destoweniger fort, bis endlich nach langwierigen Streitigkeiten ein Vertrag zu Stande kam, in welchem sowohl ihre Lehensverhältnisse, als auch ihre Abfahrt von Sicilien genau bestimmt wurden. Auch mit Tankred schloß Richard einen Vergleich, welchen Philipp durch allerlei Hinterlist lange zu verhindern gewußt hatte. Tankred kaufte das Witthum der Königin Johanna mit einer bestimmten Summe ab, und verlobte eine seiner Töchter mit dem Neffen derselben, dem Herzog Arthur von Bretagne.

Ende März (1191) ging Philipp August und nicht lange nachher auch Richard unter Segel. Der Erstere landete nach einer glücklichen Fahrt schon am 13. April an der Küste von Palästina; Richard's Flotte dagegen wurde zwischen Kreta und Cypern durch einen Sturm zerstreut, und da der damalige Beherrscher von Cypern sich gegen die Schiffbrüchigen hart benahm, so beschloß der englische König Rache dafür zu nehmen. Beherrscher der Insel war der griechische Prinz Isaak, welcher sich derselben gewaltsam bemächtigt hatte, und ihre Bewohner mit der Grausamkeit des wildesten Tyrannen behandelte. Von seinen Unterthanen tödtlich

gehaßt, konnte er mit seinen Miethtruppen allein sich gegen eine unüberwindliche Ritterschaft, die einen Helden wie Richard an ihrer Spitze hatte, unmöglich halten; er ward gefangen genommen, und seine Insel von den Engländern besetzt. In Palästina, wohin Richard Anfang Juni's fuhr, war seit der Freilassung des Königs Veit nichts Bedeutendes vorgefallen. Konrad von Montferrat hatte die Stadt Tyrus, von deren Bewohnern er förmlich als Herrscher anerkannt worden war, gegen Saladin glücklich vertheidigt, und sich nachher an den König Veit angeschlossen, welcher die Stadt Acre belagerte und durch die Ankunft vieler europäischen Kreuzfahrer sein Heer bis auf dreißigtausend Mann zu Fuß und zweitausend Reiter hatte anwachsen sehen. Dagegen hatte auch Saladin auf die Nachricht, daß das erste Heer der Abendländer unter Friedrich Barbarossa durch Kleinasien heranziehe, große Schaaren seiner Glaubensgenossen von nah und fern um sich vereinigt. Auf diese Weise hatte um Acre ein Kampf der Ehre und des Glaubens begonnen, der von beiden Seiten her mit gleicher Begeisterung geführt wurde. Es waren fast täglich Gefechte vorgefallen, und man zählt außerdem neun eigentliche Schlachten, welche bis zur Erscheinung des Herzogs Friedrich von Schwaben um den Besitz von Acre geliefert wurden. Die Reste des deutschen Heeres, welche Friedrich herbeiführte, verliehen, so gering sie auch waren, den Christen neue Stärke, und die Belagerung schritt seit seiner Ankunft rascher voran; Friedrich erlag jedoch bald der Wirkung des Klima's, seine Schaaren zerstreuten sich, und kurz vor der Landung Philipp August's brach noch dazu zwischen Veit und Konrad von Montferrat eine offene Feindschaft aus. Veit verlor nämlich seine Gemahlin, und niemand wollte ihn jetzt mehr als König anerkennen; Konrad aber nahm die Krone für sich in Anspruch, und suchte sich dadurch ein Recht zu verschaffen, daß er die mit Humfried verheirathete Schwägerin Veit's entführte und sich antrauen ließ. Der Streit zwischen beiden Fürsten war noch unentschieden als Philipp August mit seinem Heere vor Acre ankam.

Der französische König nahm sogleich für Konrad Partei, weil dieser sein Bundesgenosse und Vasall war, während Veit's Familiengüter in Guyenne lagen, und daher zunächst unter der

Lehensherrschaft Richard's standen. Veit verließ hierauf das christliche Heer und begab sich nach Cypern, um bei Richard Hülfe zu suchen. Dieser war als Lehensherr zu seinem Schutze verpflichtet, und ergriff gern die Gelegenheit, mit einem Scheine des Rechts gegen Philipp August auftreten zu können. Er verlangte, als er bei Acre angekommen war, daß Konrad sich dem Ausspruche des Heeres unterwerfen solle. Dieser wollte jedoch von keinem Gerichte hören, da er seine Sache für ausgemacht und abgethan nahm, und kehrte, Richard's Heftigkeit fürchtend, nach Tyrus zurück. Hier ward er ein Jahr später von zwei Assassinen ermordet, welche, um ihre That ausführen zu können, zum Christenthume übergetreten waren und sich durch erheuchelte Frömmigkeit in sein Haus eingeschlichen hatten. Was den Alten vom Berge zum Morde Konrad's bewogen hatte, ist unbekannt; Richard's Feinde erklärten, wiewohl höchst wahrscheinlich mit Unrecht, diesen für den Anstifter der That. Übrigens verschaffte nachher Richard die erledigte Königswürde dem Grafen Heinrich II. von Champagne, welcher Konrad's Wittwe heirathete, und entschädigte den König Veit mit der Insel Cypern. Zwischen Philipp August und Richard brach von dem Augenblicke an, als Beide vor Acre wieder zusammengetroffen waren, ganz öffentlich die alte Eifersucht und Zwietracht aus; doch war der Erstere jetzt im Nachtheil, weil Richard ihn an allen kriegerischen und ritterlichen Eigenschaften übertraf, und gleich nach seiner Ankunft eine Wendung hervorbrachte, die auf Philipp August's Ruhm einen starken Schatten warf. Richard besaß weit mehr Stärke, Kühnheit und Kampfübung als Philipp, und verstand es, seine wilde Tapferkeit auch dem Belagerungsheere einzuhauchen, so daß schon sechs Wochen nach seiner Ankunft eine Belagerung, welche bereits zwei volle Jahre gedauert hatte und durch Philipp drei ganze Monate hindurch um keinen Schritt weiter gebracht worden war, ihr Ende erreichte. Am 12. Juli 1191 ergaben sich die Vertheidiger der Stadt mit Capitulation. Sie erhielten freien Abzug, mußten aber alle Schätze und Lebensmittel, sowie ihre Waffenmagazine und die im Hafen liegenden Schiffe zurücklassen und außerdem eine Anzahl Geißeln dafür stellen, daß Saladin eine Summe Geldes zahlen, gegen zweitausend gefangene Christen

freilassen, und das heilige Kreuz, welches in der Schlacht bei Hittim in seine Hände gefallen war, zurückgeben wolle. In den Besitz der Stadt und in die gemachte Beute theilten sich Philipp August und Richard. Der Letztere bewies sich damals gegen die abziehende mohammedanische Besatzung und gegen ihren Herrscher weit freundlicher, als gegen seine eigenen Glaubensgenossen. Besonders wurden die Deutschen und ihre ersten Fürsten von ihm auf empörende Weise behandelt, so daß sie ihn von diesem Augenblicke an als den Feind ihrer Nation ansahen, dem sie gelegentlich Gleiches mit Gleichem zu vergelten hofften. Er versagte ihnen nämlich nicht allein allen Antheil an der Beute, sondern erlaubte sich auch gegen den Herzog Leopold VI. von Östreich eine unerhörte Beschimpfung, wiewohl er nach anderen Nachrichten diesen Frevel erst im Anfang des folgenden Jahres bei einer anderen Gelegenheit begangen haben soll. Der Herzog hatte von einem Hause Besitz genommen, und seine Fahne auf demselben aufpflanzen lassen; kaum erfuhr dies Richard, als er Leopold's Leute heraustreiben und seine Fahne nicht nur herabreißen, sondern sogar in den Koth werfen ließ. Leopold war zu schwach, um Rache nehmen zu können; er verließ die Stadt, und kehrte im Beginn des nächsten Jahres nach Europa zurück. Auch alle seine Landsleute und die Italiäner zogen damals aus Palästina ab, weil sie sich bei einem Heere, welches ganz unter dem Einflusse des englischen Königs stand, gekränkt und beeinträchtigt sahen.

Während Richard seine Mitstreiter auf rohe Weise beleidigte, trat er mit Saladin in freundlichen Verkehr. Beide Männer waren sich an Rohheit und Tapferkeit, an Großmuth und Raubgier, an Grausamkeit und augenblicklicher edleker Aufwallung ziemlich gleich, und hatten in den häufigen Gefechten Gelegenheit, Einer des Anderen Gewandtheit und Körperstärke kennen zu lernen; beide kamen sich daher, gleich als Richard bei Acre angelangt war, ritterlich entgegen. Sie wechselten Botschaften, machten sich Geschenke, und traten in ein ganz eigenthümliches Verhältniß zu einander, welches bei Phillipp August nicht nur die alte Eifersucht neu belebte, sondern natürlicher Weise auch Verdacht erweckte. Der Letztere wurde dadurch in seinem schon früher gefaßten Entschlusse bestärkt, unter einem schicklichen Vorwande nach Europa

zurückzukehren. Er ſah ein, daß der Glanz, welchen das Anſehen ſeines Reiches und die Vaſallenſchaft des Königs von England ihm verliehen, nur dazu dienten, dieſen ſeinen Nebenbuhler bei Gläubigen und Ungläubigen höher zu heben, weil ſowohl die Türken und Kurden, als die chriſtlichen Streiter ſich durch die ritterlichen und poetiſchen Eigenſchaften Richard's angezogen fühlten, den königlichen und ſtaatskluge Geiſt Philipp's aber natürlich nicht beurtheilen und ſchätzen konnten. Philipp hatte übrigens auch noch einen beſonderen politiſchen Grund, ſchleunigſt nach Europa zurückzukehren; vor Acre war nämlich der Graf Philipp von Flandern geſtorben, und da dieſer keine Kinder hinterließ, ſo bot ſich für den franzöſiſchen König eine gute Gelegenheit dar, die Grafſchaft desſelben an ſich zu reißen. Er nahm eine unbedeutende Krankheit zum Vorwande ſeiner Heimkehr, und ſchiffte ſich am letzten Juli ein, nachdem er dem Herzog Hugo von Burgund den Oberbefehl über den zurückgelaſſenen Theil ſeines Heeres ertheilt und dem König Richard das eidliche Verſprechen gegeben hatte, daß er während der Abweſenheit desſelben die engliſchen Beſitzungen auf keine Weiſe beeinträchtigen wolle. Gleich nach ſeiner Ankunft in Frankreich begann er mit ſeinem eigenen Schwiegervater, Balduin von Hennegau, welcher als nächſter Erbe des verſtorbenen Grafen von Flandern deſſen Hinterlaſſenſchaft in Anſpruch nahm, einen Krieg, und erlangte wenigſtens ſo viel, daß ihm die Grafſchaft Artois abgetreten ward, welche ſeitdem eine für die jüngeren Prinzen des königlichen Hauſes beſtimmte Beſitzung geblieben iſt.

Gleich nach Philipp's Abreiſe forderte Richard von Saladin die Erfüllung der bei der Capitulation von Acre eingegangenen Bedingungen, beſtimmte ihm mehrere Termine, und ließ ihm endlich ſagen, daß er nach dem Verlauf des äußerſten Termines alle als Geißeln oder Gefangene in ſeiner Gewalt befindlichen Moslemin niederhauen laſſen werde. Saladin, welcher wahrſcheinlich eine ſolche Barbarei nicht für möglich hielt, achtete dieſer Drohung nicht; Richard aber führte ſie wirklich aus, und ließ mit wahrhaft kannibaliſcher Wuth einige tauſend Mohammedaner niederſäbeln: eine Gräuelthat, die von allen chriſtlichen Schriftſtellern jener Zeit bis auf einen einzigen nicht im geringſten misbilligt, ja, von

manchen sogar gepriesen wird. Sie ward von Saladin, der mit Richard ebenso in Grausamkeit, wie zu anderen Zeiten in Großmuth wetteiferte, sogleich mit der Tödtung vieler Christen vergolten, unterbrach jedoch nur für kurze Zeit die freundlichen Berührungen beider Krieger, welche im Kampfe, wie im Verkehr des Lebens ganz für einander geschaffen zu sein schienen. Den Krieg begann Richard erst sechs Wochen nach der Eroberung von Acre wieder. Er ging nicht auf Jerusalem, als das Hauptziel seines Kreuzzuges, los, sondern dachte erst dann an eine Unternehmung gegen diese Stadt, als der Eifer der Ritter erkaltet und viele Streiter heimgekehrt waren. Unter steten Gefechten drang er der Küste entlang bis Askalon vor, mußte aber jeden Fußbreit Landes mit Blut erkaufen, weil Saladin nur Schritt für Schritt zurückwich. Der Sultan schleifte jede Stadt, die er verließ, um es den Christen unmöglich zu machen, dieselben in Waffenplätze zu verwandeln, wie es bereits mit Tyrus und Acre geschehen war. Die Zeit vom Herbste bis zum Frühling des nächsten Jahres (1192) brachte Richard vorzüglich damit zu, daß er zuerst die Festungswerke von Joppe und dann die von Askalon wieder herstellen ließ. Die dadurch entstandene Zögerung wirkte freilich nachtheilig auf diejenigen, welche weder an einen Plan dachten, noch Kriegskenntniß besaßen, sondern blos von ihrem Enthusiasmus getrieben wurden. Dagegen fühlte aber auch Saladin, welch ein furchtbarer Feind ein Mann wie Richard an der Spitze der ritterlichen Streiter des Abendlandes sei; und es mag nicht ungegründet sein, daß Richard's bloßer Namen, der sich unter den Ungläubigen noch lange Zeit nachher als Schreckenswort im Volksgebrauche erhalten hat, auf Saladin's Krieger oft entmuthigend wirkte. Mehr als einmal bebten die türkischen Reiter bei seinem Anblick, und wandten sich unter dem Geschrei: „König Richard kommt!“ zu schleuniger Flucht. Richard kämpfte aber auch in den Gefechten mit einer tollkühnen Tapferkeit, bei der seine Erhaltung nur dann begreiflich ist, wenn man bedenkt, daß ihn die außerordentliche Gewandtheit und Stärke seines Körpers in den Stand setzte, eine schwere, für jede Waffe undurchdringliche Rüstung zu tragen. Der Sultan glaubte endlich einen solchen Mann auf jede Weise vom Kriegsschauplatz entfernen zu müssen, und gab deshalb seinem

Bruder, Adel, Vollmacht zu Unterhandlungen mit ihm. Zwischen Adel und Richard entspann sich bei der Gelegenheit ein freundliches Verhältniß und ein lebhafter Verkehr, die Verhandlungen selbst aber kamen zu keinem Ziele. Einer von Beiden verfiel dabei auf den sonderbaren Gedanken, alle Streitigkeiten durch eine Vermählung Adel's mit Richard's Schwester Johanna, welche dieser aus Sicilien mit nach Palästina gebracht hatte, auszugleichen. Adel und Johanna sollten für Beherrscher von Palästina erklärt werden und von Richard die eroberten Städte, sowie von Saladin den Rest des Landes mit der Hauptstadt Jerusalem erhalten. Nur Saladin sah das Ungereimte und Unthunliche dieses Vorschlages ein, und nahm ihn ebendeshalb zum großen Erstaunen seiner vertrauten Diener und Rathgeber an. Er urtheilte ganz richtig, daß die Sache, wenn man sie ihren Gang gehen lasse, nicht blos an der Schwester Richard's, welche noch gar nicht gefragt worden war, sondern ganz besonders an dem Punkte der Religion und an der Zustimmung der Geistlichkeit scheitern werde. Auch war in der That der sonderbare Plan unter den Christen kaum bekannt geworden, als die Entrüstung darüber sich so allgemein und laut äußerte, daß Richard zu dem erdichteten Vorwand seine Zuflucht nehmen mußte, er habe vorausgesetzt, daß Adel Christ werden würde. Er zeigte übrigens gleich darauf eine ähnliche Unwissenheit und Sorglosigkeit in Betreff der zärteren gesellschaftlichen und religiösen Verhältnisse seiner Zeit, als er einem Anverwandten Saladin's den Ritterschlag ertheilte, und also einen Mohammedaner in eine christliche Verbindung aufnahm, die in der Beschützung des Glaubens und in der den Orientalen und ihren Harem's ewig fremd gebliebenen Galanterie ihren Mittelpunkt und ihr Haupt-Element fand.

Während Richard, soweit es der Krieg zuließ, mit den Ungläubigen in freundlichem Verkehr stand, hatte er mit den Franzosen und ihrem Anführer, den Herzog von Burgund, unaufhörlichen Streit. Lange duldete er ihre Widersetzlichkeit, weil er immer noch hoffte, den gegen die Stadt Jerusalem beabsichtigten Hauptschlag thun zu können. Er ließ sich sogar durch die Nachricht, daß sein Bruder Johann in England und in den französischen Provinzen aufrührerische Bewegungen mache, nicht von seinem

Vorsatze abbringen und zur Rückkehr nach Europa bestimmen. Selbst als ihn der Herzog von Burgund und dessen Gefährten mit beißenden Sirventen (s. S. 49 f.) verfolgten, rächte er sich blos als Dichter durch ebenso bittere Verse. Endlich näherte er sich (Juni 1192) der heiligen Stadt bis auf eine Entfernung von wenigen Meilen; allein in demselben Augenblick, wo er den Gipfel des Ruhms erreicht zu haben glaubte, mußte er mit thränenden Augen seinen Rückzug nehmen, weil die Franzosen die Eroberung von Jerusalem für unmöglich erklärten, und den Zusammentritt eines Kriegsrathes veranlaßten, in welchem durch künstlich gewählte Schiedsrichter der Beschluß gefaßt wurde, daß unter den vorhandenen Umständen der Angriff auf die Stadt unterlassen werden müsse. In dieser peinlichen Lage suchte Richard wenigstens seine Ehre zu retten. Er beschloß, die schutzlosen Christen und die heiligen Örter von Palästina nicht dadurch, daß er sie mitten im Kriege verlasse, der Willkür der Ungläubigen preiszugeben, und fing neue Unterhandlungen an, um von Saladin einen Frieden oder doch einen Waffenstillstand zu erhalten. Während er darauf hinarbeitete, setzte er jedoch den Kampf fort, und in dieser Zeit war es, wo er die berühmteste jener tollkühnen Thaten vollbrachte, die ihm den Beinamen des Löwenherzigen verschafft haben. Er ward nämlich, als er mit nur höchstens tausend Mann und elf Pferden bei Joppe lag, plötzlich von einem mehr als zehnfach überlegenen feindlichen Heere angegriffen, in welchem sich allein siebentausend Mann regelmäßiger Cavallerie befanden. Seine kleine Schaar stellte sich in einer geschlossenen Linie auf, und leistete dem mehrmaligen Andrang der Feinde Widerstand. Er selbst aber konnte sich nicht auf eine ruhige Abwehr beschränken, sondern drang mit den wenigen berittenen Gefährten auf die Feinde ein, durchbrach eine Linie derselben nach der anderen, scheuchte Alles um sich her zurück, rettete einen seiner Begleiter, der vom Pferde stürzte und umzingelt ward, befreite einen anderen, der bereits gefangen war, hieb mit seinem Schwerte Alles nieder, und entkam auf eine fast unglaubliche Weise mitten aus dem Heere der Feinde, die ihn zu Tausenden umgaben und doch nicht anzugreifen wagten.

Bald nach diesem Treffen brachte Richard einen Waffenstill-

stand auf drei Jahre zu Stande, in welchen auch seine Glaubensgenossen in Syrien und Palästina eingeschlossen wurden (1. September 1192). Die Christen blieben im Besitze von Antiochia, Tripolis, Acre, Joppe und von allen anderen Küstenstädten; Askalon aber ward geschleift, und der Zugang zum heiligen Grab allen Christen geöffnet; doch ließ Richard den Franzosen zum Verdruß die Clausel hinzufügen, daß jeder Pilger einen Paß von ihm oder von Heinrich, dem Titularkönige des Reiches Jerusalem, haben müsse. Im Anfange Oktober's schiffte er sich nach Europa ein. Er hatte offenbar die Absicht, noch einmal nach Palästina zurückzukehren, und der schon fünf Monate später (1193) erfolgte Tod Saladin's schien für einen neuen Kreuzzug gute Aussichten zu eröffnen; allein Richard und Philipp August wurden durch die Lage der Dinge in Europa gehindert, sich von neuem in den Orient zu begeben, und aus Deutschland zogen zwar 1197 sehr beträchtliche Schaaren von Kreuzfahrern nach Palästina, die Ungunst des Schicksals aber gestattete ihnen nicht, etwas Bedeutendes auszuführen. Der Pabst hörte indessen nicht auf, die Kreuzzüge als eine heilige Christenpflicht verkünden zu lassen, und der Geist, von dem sie ausgingen, breitete sich in Europa immer mehr aus; Palästina wäre daher wahrscheinlich im Anfange des folgenden Jahrhunderts wieder erobert worden, wenn nicht gerade damals für den Thatendurst der Abenteurer und für den frommen Waffeneifer der Andächtigen in zwei anderen Ländern ein neues Feld eröffnet worden wäre. Im südlichen Frankreich nämlich drohte der päbstlichen Kirche von den unter dem Namen der Albigenser berühmt gewordenen Ketzern Gefahr, und im byzantinischen Reiche ward an die Stelle des griechischen Herrschers ein dem Abendlande und seiner Kirche angehöriger Kaiser gesetzt; in beiden Ländern war also Stoff und Anlaß zum Kampfe für den Kirchenglauben gegeben, und bei der Unterdrückung der Albigenser mitzuwirken oder die im griechischen Reich eingeführte lateinische Rechtgläubigkeit mit den Waffen zu schützen, galt für ein ebenso verdienstliches Werk, als ein Kreuzzug nach Palästina. Nach jenen beiden Gegenden wandte sich daher in der nächsten Zeit der von der Kirche angeregte Eifer der ritterlichen Streiter Europa's, und der Gang der Dinge selbst nöthigt uns, den Blick zunächst

nach den Hauptstaaten des Westens und nach dem griechischen Reiche zu wenden.

4. Deutschland und Italien von Friedrich Barbarossa's Tod an bis zur Ermordung Philipp's von Schwaben.

Die Regierung von Friedrich Barbarossa's Sohn, Heinrich VI., begann mit der Bekämpfung des alten Feindes der Hohenstaufen, Heinrich's des Löwen. Dieser hatte gleich nach Friedrich's Abreise ins gelobte Land sein gegebenes Wort gebrochen, und war im Herbste des Jahres 1189 nach Deutschland zurückgekehrt, um die Abwesenheit des alten Kaisers und so vieler Reichsvasallen zur Wiedererlangung der verlorenen Macht zu benutzen. Sein erstes Auftreten war überaus glücklich und glorreich. Der Erzbischof Hartwig von Bremen, einer der angesehensten Großen von Norddeutschland, sowie viele andere Fürsten in Holstein, Mecklenburg und Sachsen verbanden sich mit ihm, und ehe noch der junge Kaiser seine Truppen zusammenziehen konnte, hatte Heinrich sich bereits Lübeck, Lauenburg und andere Städte unterworfen, seine Residenz Braunschweig neu befestigt und Bardewick, die bedeutendste Handelsstadt im nördlichen Deutschland, dem Erdboden gleich gemacht. Als der Kaiser Heinrich mit der Reichsmacht vor Braunschweig erschien, war die Winterszeit schon eingebrochen, und die heftige Kälte nöthigte ihn bald, sein Heer wieder aufzulösen. Es hatte also das Ansehen, als wenn er den kühnen und verschlagenen Herzog nur nach einem langwierigen Kampfe werde bezwingen können. Dazu hatte er aber keine Zeit, weil der kurz vorher erfolgte Tod des Königs Wilhelm II. von Neapel und Sicilien seine Anwesenheit in Italien nöthig machte. Er suchte deshalb die deutschen Angelegenheiten so schnell als möglich auf friedlichem Wege zu ordnen, und fand Heinrich den Löwen geneigt dazu, weil derselbe sich plötzlich von einem Theile seiner Verbündeten verlassen sah. Philipp von Köln, mit welchem sich der Kaiser kurz vorher wieder ausgesöhnt hatte, übernahm in Gemeinschaft mit dem Erzbischof Konrad von Mainz die Vermittelung, und brachte einen Friedensvertrag zu Stande, in Folge dessen der Herzog wieder zu Gnaden angenommen wurde und die Hälfte

von Lübeck erhielt, sich aber dagegen verpflichtete, die Mauern von Braunschweig an vier Stellen niederzureißen, Lauenburg zu schleifen und seine zwei ältesten Söhne als Geißeln zu stellen. Wahrscheinlich hatte der Kaiser diese Zugeständnisse, welche seine Ehre zu fordern schien, durch einige geheime Versprechungen erlangt; er selbst dachte jedoch nicht daran, sein Wort zu halten, und auch Heinrich band sich nicht an den Vertrag, so daß die Feindschaft schon nach kurzer Zeit wieder ausbrach.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens eilte der Kaiser nach Italien, um von der Verlegenheit Vortheil zu ziehen, in welche der Usurpator des neapolitanischen Reiches, Tankred, damals durch die Ankunft des englischen und französischen Kreuzheeres gekommen war (gegen Ende 1190); er ward aber unterwegs durch die Angelegenheiten der lombardischen Städte und durch den Pabst Cölestin III. so lange aufgehalten, bis sein Freund, Philipp August von Frankreich, Messina wieder verlassen hatte. Cölestin wollte auf keine Weise zugeben, daß die deutsche Kaiserwürde durch den Besitz des Königreichs Neapel in Sicilien noch mehr Gewicht und Ansehen erhalte, und ließ sich selbst die Weihe nicht ertheilen, damit Heinrich die Krönung nicht von ihm verlangen könne. Der Kaiser beschloß, ihn durch das römische Volk zu zwingen, und um dieses zu gewinnen, gab er seine und seines Vaters treueste Verbündeten, die Bewohner von Tusculum, der Rache ihrer Feinde preis. Es bestand nämlich seit dem glänzenden Siege Christian's von Mainz über die feigen Schaaren, die sich damals Römer im alten Sinne des Wortes wähnten (s. Th. VI. S. 451), zwischen Tusculum und Rom steter Streit; das Erstere war aber unüberwindlich, weil es durch eine kaiserliche Besatzung geschützt ward. Die Römer, in deren Gewalt der Pabst war, versprachen dem Kaiser Heinrich, diesen zur Krönung zu zwingen, wenn er seine Truppen aus Tusculum zurückziehen wolle. Heinrich ging auf ihren Vorschlag ein, und opferte eine Stadt, die ohne seinen Verrath von dem elenden römischen Pöbel nie hätte besiegt werden können, der Rachgier ihrer erbittertsten Feinde. Diese fielen mit der Wuth wilder Barbaren über das wehrlose Tusculum her, verstümmelten und tödteten die Einwohner, und brannten die Stadt nieder. Der geringe Überrest der Tusculaner erbaute sich

Laubhütten, und aus diesen entstand nach und nach eine neue Stadt, welche von den Zweigen (frasche), aus denen die ersten Wohnungen errichtet waren, den Namen Frascati erhielt. Die Römer nöthigten den Pabst, sich weihen zu lassen, und Heinrich ward dann von demselben zum Kaiser gekrönt (April 1191). Der Letztere brach von Rom sogleich nach Unteritalien auf, unterwarf sich eine Stadt nach der anderen, und hatte bereits die Belagerung von Neapel begonnen, als seine Truppen, wie so manche deutsche Heere der früheren Zeit, der Wirkung des Klima's erlagen. Tausende wurden in kurzer Zeit durch ansteckende Krankheiten hingerafft, und zu gleicher Zeit kam auch eine Verrätherei des jungen Heinrich von Braunschweig, welcher mit nach Italien gezogen war, an den Tag. Der Kaiser mußte sich daher nicht nur zur Aufhebung der Belagerung, sondern auch zur Rückkehr nach Deutschland entschließen (September 1191). Er brachte nur wenige von denen, die ihn nach Italien begleitet hatten, in die Heimath zurück. Seine Gemahlin Constantia, die sich nach Salerno begeben hatte und von dort aus ihre Rechte auf das neapolitanische Reich wahrzunehmen suchte, fiel in die Hände der Feinde. Die Salernitaner waren nämlich als alte Republikaner der Sache Heinrich's abgeneigt, und lieferten die Königin entweder selbst aus, oder sie ließen es doch geschehen, daß Tankred's Admiral sie in ihrer Stadt gefangen nahm. Tankred behandelte Constantia mit Achtung, und schickte sie auf Ermahnung des Pabstes schon im nächsten Jahre ihrem Gemahl zurück.

In Deutschland fand der Kaiser seinen alten Freund Heinrich den Löwen, dessen Sohn sich durch die Flucht der Strafe des Verraths entzogen hatte, in einen Krieg mit seinen Nachbarn verwickelt. Er unterstützte nicht allein diese, sondern er suchte auch durch eine Verbindung mit Philipp August von Frankreich der welfischen Partei zu schaden. Zu diesem Zwecke beredete er den rheinischen Pfalzgrafen Konrad, einen Bruder Friedrich Barbarossa's, dem französischen Könige seine einzige Tochter zu verloben, welche als wahrscheinliche Erbin der Pfalzgrafschaft und als künftige Besitzerin der großen Allodien ihres Vaters eine reichere Mitgift hatte, als irgend eine andere Prinzessin in Europa. Sie selbst wollte aber von dieser Heirath nichts wissen,

weil ſie ihr Auge auf Heinrich's des Löwen Sohn, Heinrich, geworfen hatte, dem ſie früher einmal zugedacht geweſen war. Sie ſetzte ſich unter dem Beiſtand ihrer Mutter mit ihm in Verkehr, und vermählte ſich insgeheim mit ihm. Dadurch wurde zwar des Kaiſers Plan vereitelt, die Heirath brachte ihm aber dagegen von einer anderen Seite her weſentliche Vortheile. Er ſelbſt ſah darin ein Mittel, ſich von einem Feinde zu befreien, der ihm bei ſeinen Unternehmungen gegen Tankred von Sicilien ſehr läſtig und gefährlich war, und die welfiſche Familie, welche jetzt die Pfalzgrafſchaft zu erwerben ſuchte, fühlte ſich ſowohl durch ihr eigenes Intereſſe, als durch die neue Verwandtſchaft zur Ausſöhnung mit ihm bewogen. Im Frühling 1194 vereinigte man ſich daher über einen förmlichen Vertrag, durch welchen beide Theile ſich mit einander verſöhnten, und der junge Heinrich von Braunſchweig gegen die verſprochene Belehnung mit der Pfalzgrafſchaft ſeine Theilnahme an des Kaiſers italiäniſchen Zügen zuſagte. Die nächſte Folge der zwiſchen den Welfen und Hohenſtaufen geſchloſſenen Verbindung war die, daß den Erſteren bei dem Verfahren des Kaiſers gegen Richard Löwenherz die Hände gebunden waren; wenigſtens kann man nur auf dieſe Weiſe ſich erklären, warum ſie bei der Gelegenheit nicht die Sprache führten, die ihnen als dankbaren Anverwandten des Königs Richard gebührt hätte.

Richard war im Oktober 1192 von Paläſtina nach Dalmatien abgeſegelt, weil er bei ſeinem feindſeligen Verhältniß zu Philipp Auguſt ſich nicht getraute durch Frankreich zu reiſen. Er wollte auf demſelben Wege, welchen kurz vorher ſein Neffe, der Sohn Heinrich's des Löwen, von Neapel aus eingeſchlagen hatte, d. h. durch Dalmatien, Illyrien, Ungarn und Böhmen nach Braunſchweig gehen, um dann ſeine Reiſe durch Niederdeutſchland nach England fortzuſetzen. Auch auf dieſem Wege, den er als Pilger verkleidet machen wollte, hätte er die größte Vorſicht anwenden müſſen; denn er hatte nicht nur in Paläſtina die ganze deutſche Nation beleidigt, ſondern man bedurfte damals auch nach dem herrſchenden Gebrauch und Recht, wenn man nicht als vogelfrei angeſehen werden wollte, überall eines Geleites oder, wie wir ſagen würden, eines Paſſes, ſo daß ſelbſt Leute, wie der Erzbiſchof Philipp von Köln, einen ſolchen nöthig hatten, um aus Rom nach

Deutschland zurückkehren zu können. Richard hatte aber von niemand ein Geleite. Sein Neffe war auf jenem Wege glücklich nach Hause gekommen, weil er der angenommenen Verkleidung getreu geblieben war; Richard dagegen stürzte sich durch seine gewöhnliche Unbesonnenheit ins Verderben, weil er durch sein Benehmen und sein zahlreiches Gefolge die Aufmerksamkeit, sowie durch seinen oft ganz unnöthigen Aufwand die Habsucht reizte. Seine ganze Reise war eine zusammenhängende Reihe von Unvorsichtigkeiten. Er hatte so viele Leute bei sich, daß zwischen Aquileja und Freisingen nicht weniger als vierzehn Ritter seines Gefolges gefangen genommen wurden, und doch würde weder damals noch zu irgend einer Zeit ein Fürst einen solchen Troß fremder Gensdarmen ohne vorhergängige Erlaubniß durch sein Land haben ziehen lassen. Schon in Dalmatien verrieth sich Richard zweimal. Er wurde dadurch genöthigt, sich nach Aquileja zu wenden, von wo er dann durch die Grafschaft Görz, durch Kärnthen und durch das Salzburgische gehen wollte. Der Graf von Görz stellte ihm ebenfalls nach, und Richard entkam nur mit genauer Noth. Gleich nachher ging es ihm im Salzburgischen ebenso. Von da nahm er, um nach Böhmen zu gelangen, einen sonderbaren Umweg, der ihn bis in eine Vorstadt von Wien, der Residenz des von ihm so schwer beleidigten Herzogs Leopold von Östreich, führte. Hier verrieth er sich durch einen kostbaren Ring, an welchem ihn einer von Leopold's Begleitern auf dem Kreuzzuge erkannte. Der Herzog eilte auf die erhaltene Anzeige selbst hinaus, um ihn aufzuheben, und ließ ihn dann in Wien einkerkern (December 1192). Sobald die Verhaftung Richard's bekannt geworden war, erhob sich die allgemeine Stimme so sehr zu seinen Gunsten, daß der Pabst den Herzog von Östreich deshalb sogar in den Bann that. Man sah nämlich in dem Gefangenen nur einen Pilger und Verfechter des Glaubens, faßte dem Charakter jenes Zeitalters gemäß blos die religiöse und moralische Seite der Sache ins Auge, und ließ die politischen Gründe, welche in unseren Zeiten immer als die entscheidenden betrachtet werden, ganz unbeachtet. Heinrich VI. jedoch hörte auf die öffentliche Stimme nicht im mindesten. Er ließ sich den Gefangenen ausliefern, und behandelte ihn sehr hart, nicht nur, weil er in Richard einen Reichsfeind und wegen der

Verbindung desselben mit Heinrich dem Löwen und mit Tankred von Sicilien auch einen persönlichen Gegner erkannte, sondern besonders weil er dadurch ihn und seine Unterthanen zur Bezahlung eines bedeutenden Lösegeldes zu bewegen hoffte. Richard wurde nach der Burg Trifels in Rheinbaiern gebracht, und daselbst in einen furchtbaren Kerker eingeschlossen. Die Engländer bewiesen ihrem gefangenen Könige außerordentliche Theilnahme, und diese Liebe der Seinen hat in Verbindung mit seinem heitern Sinne und der herrschenden Meinung über Heinrich's Verfahren Anlaß zu romantischen Ausschmückungen gegeben, welche den Sagenkreis der ritterlichen Dichtkunst des Mittelalters erweiterten. Die berühmteste dieser poetischen Erzählungen ist die von der Treue seines Freundes, des Sängers Blondel, welcher nach langem Suchen und Irren den Kerker Richard's gefunden, sich verkleidet Eingang zu ihm verschafft und seine Befreiung bewirkt habe. Die Engländer schickten eine Deputation nach Deutschland, die Königin Mutter bestürmte den Pabst Cölestin mit der Bitte um Verwendung, sie führte einen lebhaften Briefwechsel mit demselben, und Cölestin that alles, was er konnte, für Richard; Heinrich ließ sich aber in seinen Absichten nicht stören. Endlich ward der Gefangene selbst seiner Haft müde, und verstand sich nach einigen Unterhandlungen zu der für jene Zeit unermeßlichen Summe von einmalhundert fünfzigtausend Mark, die er als Lösegeld baar zu zahlen versprach, und von welcher Heinrich zwanzigtausend Mark an den Herzog Leopold abgeben sollte. Das Lösegeld mußten nach den Gesetzen der Lehenverfassung der Adel und die Geistlichkeit von England aufbringen, und diese zahlten es mit einer Bereitwilligkeit, welche die Bewunderung der Deutschen erregte. Es wurden die stärksten Auflagen auf alle Klassen des Volkes gemacht, die Gefäße der Kirche angegriffen, und selbst das edle Metall an den Gräbern der Heiligen nicht verschont. Nachdem die Sache als Handelsangelegenheit berichtigt war, wurden Richard und Heinrich gute Freunde; Letzterer beschenkte den Ersteren mit dem Reiche Arelate (s. Th. VI. S. 22), und dieser nahm dagegen ohne Bedenken England vom Kaiser zu Lehen, wahrscheinlich weil er wohl wußte, daß Heinrich sein Recht an England ebenso wenig werde geltend machen können, als ihm selbst die Schenkung eines

Reiches nützte, von welchem der deutsche Kaiser nur den bloßen Titel besaß. Beide legten auch, wie es scheint, nicht mehr Werth auf diese Ceremonien, als dieselben in Wirklichkeit hatten. Zu Ende des Jahres 1193 empfing Heinrich den Theil des Lösegeldes, welcher nach dem Vertrage voraus entrichtet werden mußte; dessen ungeachtet gab er aber den König nicht frei, weil Philipp August von Frankreich und Richard's Bruder, Johann, der nach der englischen Krone strebte, ihm eine größere Summe boten, wenn er Richard noch länger festhalte. Jetzt erhob aber der Anhang des welfischen Hauses in Deutschland seine Stimme, und die Reichsfürsten, welche den Vertrag mit beschworen hatten, machten dem Kaiser die bittersten Vorwürfe, wegen seiner Habgier und Treulosigkeit. Heinrich mußte daher endlich wider Willen seinen Gefangenen freilassen (Februar 1194).

Die von den Engländern erpreßten Summen dienten dem Kaiser, um die Kosten eines neuen Zuges nach Italien zu bestreiten, an welchem die Deutschen als Nation keinen Antheil nehmen wollten. Die Umstände waren für diese Unternehmung günstig: Heinrich der Löwe war alt geworden und hatte sich in die Einsamkeit zurückgezogen, in welcher er ein Jahr später (1195) starb; sein Sohn, der jüngere Heinrich, bedurfte der Freundschaft des Kaisers; durch ein besonderes Glück endlich starb im Februar 1194 Tankred von Sicilien, der einzige Mann, der sich mit Erfolg hätte widersetzen können, und hinterließ als Erben seines Reiches einen unmündigen Sohn. Nur Eines fehlte dem Kaiser, um Neapel und Sicilien schnell und mit leichter Mühe unterwerfen zu können, eine Seemacht. Diese verschaffte er sich auf eine ebenso gemeine Weise, als er sich das nöthige Geld verschafft hatte: er gewann durch Betrug die Genuesen und Pisaner, welche damals zu den mächtigsten Seestaaten der Welt gehörten. Er ertheilte ihnen außerordentliche Rechte und Vortheile, und machte besonders den Genuesen so ungeheuere Versprechungen, daß sie daraus hätten erkennen müssen, wie wenig er daran denke, das Geringste zu erfüllen. Er hatte den Pisanern schon im vorhergehenden Jahre ein großes Gebiet in Mittelitalien eingeräumt, abgabenfreien Handel im ganzen Reiche gestattet, den dritten Theil vom Schatze Tankred's verheißen und noch andere übertriebene Versprechungen

gemacht. Den Genuesen erklärte er sogar, daß er den Zug gegen Sicilien nur seiner Ehre wegen mache, und nach der Beendigung desselben die ganze Insel ihnen überlassen werde. Die durch Habsucht bethörten Handelsleute sahen nicht, daß es blos bei ihm stehe, ob er sein Versprechen halten wolle, und daß er wegen der ewigen Eifersucht beider Seestaaten leicht den Einen vermittelst des Anderen um alle eingeräumten Rechte bringen könne. Sie unterstützten ihn daher, als er 1194 Neapel und Sicilien angriff, mit ihrer ganzen Seemacht. Da er außerdem nicht nur das Recht seiner Gemahlin für sich hatte, sondern auch ein bedeutendes Landheer mitbrachte, so bemächtigte er sich schon in wenigen Monaten des normannischen Reiches. Er entehrte sein Glück durch wahrhaft empörende Willkür und Barbarei. Den jungen Sohn Tankred's ließ er blenden und mit seiner Familie gefangen nach Deutschland schleppen. Viele geistliche und weltliche Großen des Reiches wurden, wegen einer wirklichen oder angeblichen Verschwörung, verhaftet und mit furchtbarer Grausamkeit bestraft. Den verdienten Admiral Margaritone, welcher einst Constantia in Salerno gefangen genommen hatte, ließ Heinrich blenden; Andere wurden gespießet, verbrannt, geschunden oder lebendig in die Erde vergraben. Selbst die Gräber Tankred's und seines Vaters ließ der Wütherich erbrechen, um den Leichen Beider die mitgegebenen Kronen zu entreißen. Ein italiänischer Geschichtschreiber jener Zeit nennt Heinrich wegen dieser Grausamkeiten einen zweiten Nero; ein mohammedanischer Herrscher in Afrika dagegen ließ ihm aus Achtung für das, was man in seinem Lande Festigkeit nannte, Geschenke überreichen. Die große Beute, welche Heinrich und seine deutschen Gefährten damals machten, verräth einen erstaunlichen Reichthum und Luxus der Sicilianer jener Zeit und eine Blüthe der Industrie und des Handels, die auf eine ganz außerordentliche Bevölkerung der Insel zurückschließen läßt. Diese Schätze, mit welchen Heinrich die Reichskammer zu Trifels anfüllen ließ, bilden einen recht auffallenden Contrast mit der deutschen Armuth. Auch erhielt das hohenstaufische Haus unter seinem Sohn durch den Besitz des neapolitanischen Reiches allein mehr Macht und Glanz, als durch seine übrigen weit ausgedehnten Reiche und Provinzen. Als Heinrich nach Deutschland zurückkehrte,

99702

ließ er seine Gemahlin mit ihrem erst wenige Monate vorher geborenen Sohn, dem nachherigen Kaiser Friedrich II., im Reiche ihrer Väter zurück; die Verwaltung desselben aber übergab er, als wenn er den Sicilianern die deutsche Herrschaft recht absichtlich verhaßt machen wollte, dem Bischof von Hildesheim, der den Charakter eines gemischten und, wie alle Bewohner von Südeuropa, beweglichen und reizbaren Volkes durchaus nicht begriff und nicht begreifen konnte. In Oberitalien setzte er seinen Bruder Philipp, dem er bald nachher auch das Herzogthum Schwaben ertheilte, als Reichsverweser über Tuscien, und vermählte ihn mit der Wittwe von Tankred's ältestem Sohne, einer Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelus. Den Genuesen lohnte er, wie schon bemerkt, die geleistete Hülfe auf seine Weise. Er erklärte ihnen die Erfüllung seines Versprechens geradezu für unmöglich, und benutzte ihren Streit mit den Pisanern, um ihnen auch diejenigen Privilegien zu nehmen, deren sie bisher in Sicilien genossen hatten.

In Deutschland gewann er durch die mitgebrachten Schätze die Gemüther der geldarmen Großen, ließ 1196 seinen Sohn noch vor empfangener Taufe zu seinem Nachfolger erwählen, und betrog dann viele Tausende durch einen Meisterstreich seiner schlauen, selbstsüchtigen Politik. In allen Theilen des Reiches nämlich war die regste Theilnahme an dem Schicksale von Palästina erwacht, und Bürger, Ritter und Fürsten rüsteten sich wetteifernd zu einem neuen Kreuzzuge. Diesen Enthusiasmus beschloß Heinrich zur Dämpfung eines Aufstandes zu benutzen, welcher bald nach seiner Abreise aus Italien in Apulien ausgebrochen war. Er stellte sich, als wenn er an jenem Zuge Theil nehmen wolle, und bewog die Kreuzfahrer nach Apulien zu reisen, wo sich alle vereinigen und von ihm die nöthigen Schiffe zur Überfahrt nach Palästina erhalten sollten. Hier dienten sie ihm, um durch den Schrecken ihrer Waffen den Aufstand zu unterdrücken, und wurden dann nach dem Orient entlassen. Er selbst blieb in seinem neapolitanischen Reich, und behandelte dasselbe auch diesmal wie ein erobertes Land. Mit unerhörter Grausamkeit bestrafte er die politischen Vergehungen der Großen; er ließ z. B. in Capua den Grafen Richard von Acerra, einen Schwager Tankred's, am

Schweif eines Pferdes durch die Straßen ſchleifen und dann an den Füßen aufhängen, damit er eines langſamen Todes ſterbe. Dieſes barbariſche Verfahren zog ihm jedoch nicht blos den Haß und Abſcheu ſeiner Unterthanen zu, ſondern es entzweite ihn auch mit ſeiner Gemahlin. Das Verhältniß zu derſelben ging ſogar, wenn man den Angaben einiger Geſchichtſchreiber Glauben ſchenken darf, in förmliche Feindſchaft über. Unter dieſen Umſtänden mußte die Behauptung und Regierung des Reiches Neapel immer ſchwieriger werden, zumal da ſich dasſelbe ſchon längere Zeit in einem Zuſtande befand, der auch dem beſten Herrſcher die Erhaltung der Ordnung und Ruhe faſt unmöglich gemacht haben würde. Die beiden Vorgänger Tankred's waren das Spiel unaufhörlicher Bewegungen an ihrem eigenen Hofe geweſen, und beſonders hatte die lange Regierung Wilhelm's II. faſt alle Ordnung aufgelöſt. Tankred ſelbſt war zwar mit den nöthigen Talenten begabt geweſen, er hatte aber das Scepter zu kurze Zeit geführt, um den unter ſeinen Vorgängern entſtandenen Verwirrungen abhelfen zu können. In Sicilien, deſſen Bevölkerung aus den verſchiedenartigſten und unruhigſten Nationen zuſammengeſetzt war, herrſchte die größte Zwietracht, und die Apulier waren, wie einer der vorzüglicheren Chronikſchreiber des Mittelalters ſich ausdrückt, das unzuverläſſigſte Volk, welches weder zum Kriege Muth und Kraft genug beſaß, noch im Frieden ruhig bleiben konnte, und doch unaufhörlich nach zügelloſer Freiheit ſtrebte. Bei einem ſolchen Zuſtand konnten und wollten die Deutſchen, welchen Heinrich in dieſem fremden Lande alle Gewalt übergeben hatte, natürlich nicht anders als mit dem Schwert und der Geißel in der Hand regieren. Brutalität und Grauſamkeit auf der einen, Haß und Erbitterung auf der andern Seite nahmen von Tag zu Tage zu. Sie hatten ſchon den höchſten Grad erreicht, als Heinrich VI. in Folge eines kalten Trunkes zu Meſſina erkrankte und in einem Alter von zweiunddreißig Jahren ſtarb (September 1197). Da ſein Sohn damals noch nicht drei Jahre alt war, ſo erhielt Conſtantia als natürliche Vormünderin desſelben die Regierung ihres angeſtammten Reiches. Sie glaubte ihren Landsleuten mehr trauen zu können, als den Deutſchen, und wünſchte die höchſt bedenkliche Gährung im Reiche zu ſtillen. Sie gebot

daher vor allen Dingen von Schaaren deutscher Beamten und Kriegsleute, Neapel und Sicilien zu verlassen. Diese kehrten, mit Beute und Lastern beladen, nach Deutschland zurück, wo sie durch die in einem reichen und blühenden Lande angenommenen Sitten den Charakter ganzer Stände und Gegenden verpesteten. Sie waren es auch, welche das ohne allen Zweifel grundlose Gerücht verbreiteten, daß Heinrich durch seine Gemahlin vergiftet worden sei. Diese Leute hatten dieselben militärischen Gesinnungen, wie die Heere Philipp's II. von Macedonien und seines Sohnes Alexander, die Legionstruppen Cäsar's, die Prätorianer der Kaiserzeit, die Soldaten Wallenstein's und die Bonapartisten unserer Tage, und theilten ebenso, wie die Letzteren, ihren Geist einem großen Theile der Nation mit. Es darf uns daher auch nicht befremden, wenn wir in den deutschen Schriften jener Zeit derselben Erscheinung begegnen, wie in der französischen unserer Tage. Otto von Sct. Blasien, also derjenige unter den damaligen deutschen Geschichtschreibern, dem man vor Anderen folgen muß, beurtheilt nämlich den Kaiser Heinrich nicht von der moralischen, sondern von der politischen Seite her. Er sieht in ihm blos den Deutschen, der die Nationalehre förderte und hob. „Auf ewige Zeiten, sagt er unter Andern, werden alle Völker Deutschlands den frühen Tod dieses Kaisers beklagen; denn Heinrich hat sie nicht nur mit den Schätzen anderer Länder bereichert und durch seine kriegerische Kraft allen umwohnenden Nationen furchtbar gemacht, sondern er würde sie auch für immer zum ersten Volke der Welt erhoben und den alten Glanz des Reiches wiederhergestellt haben, wenn ihn der Tod nicht allzu früh dahingerafft hätte."

Heinrich's VI. Tod brachte in Italien und in Deutschland die bedeutendsten Veränderungen hervor. Kaum drei Monate nachher starb auch der Pabst Cölestin III., und einer der größten Männer, welche je die Geschicke der Kirche gelenkt haben, Innocenz III., bestieg im kräftigsten Lebensalter den päbstlichen Stuhl. Dieser vernichtete, wie später ausführlich gezeigt werden wird, sogleich die kaiserliche Oberhoheit in Rom, brachte einen furchtbaren Bund der Städte Tusciens zu Stande, und nöthigte Constantia, nicht nur den Rechten, welche frühere Päbste der Krone von Sicilien zugestanden hatten, zu entsagen, sondern auch dem römischen Stuhle

die vollſtändige Oberlehensherrſchaft über ihr Reich und die Vormundſchaft über ihren jungen Sohn zuzugeſtehen. Auch die Italiäner benutzten die Lage der Dinge, und ſchüttelten gleich nach des Kaiſers Tode das deutſche Joch ab. Heinrich's Bruder, Philipp von Schwaben, welcher den jungen Friedrich zur Krönung nach Deutſchland hatte abholen ſollen und ſchon bis Tuscien gekommen war, konnte nicht wagen, ſeine Reiſe weiter fortzuſetzen. Der junge Prinz blieb alſo bei ſeiner Mutter in Sicilien, und verlor die Rechte, welche die deutſche Nation ihm früher zuerkannt hatte; denn es erhoben ſich ſogleich die Erzbiſchöfe von Trier und Köln, geſchworene Feinde des hohenſtaufiſchen Hauſes, gegen ihn, und ſein Oheim Philipp beſaß, ſo redlich er es auch meinte, nicht Macht und Anſehen genug, um die Anſprüche des Kindes durchzuſetzen. Der Letztere war noch nicht nach Deutſchland zurückgekehrt und hatte ſich durch die Freunde ſeines Hauſes zum Reichsverweſer ernennen laſſen, als die Gegner ſchon die Erwählung eines neuen Königs betrieben. Sie erſahen ſich dazu den Herzog Berthold V. von Zähringen. Dieſer fand jedoch die angetragene Würde gleich anfangs zu koſtſpielig, und trat deshalb, als Philipp ihm elftauſend Mark aus dem Schatz in Trifels verſprach, gern zurück. Nun wählten die Welfen den zweiten Sohn Heinrich's des Löwen, Otto IV., deſſen Bruder, Pfalzgraf Heinrich, damals noch nicht von dem Kreuzzuge zurückgekehrt war, zum deutſchen König. Otto war früher von ſeinem Oheim, Richard Löwenherz, mit der Grafſchaft York und, als ihn die Engländer im Beſitze derſelben nicht duldeten, mit Poitou belehnt worden, und Richard hatte Geld nach Deutſchland geſchickt, um ſeine Erwählung zu befördern. Durch ſeine Ernennung zum König ward Philipp genöthigt, ſein bisheriges Syſtem, nach welchem er nur Stellvertreter ſeines Neffen hatte ſein wollen, aufzugeben und der Aufforderung ſeiner Freunde gemäß die Krone auf ſein eigenes Haupt ſetzen zu laſſen; denn der Streit um die Kaiſerwürde war durch Otto's Wahl eine Sache zweier Familien geworden, er konnte vorausſichtlich nur mit den Waffen entſchieden werden, und dazu war es durchaus nöthig, daß ein König an der Spitze des hohenſtaufiſchen Heeres ſtehe. Philipp nahm alſo den ihm von ſeiner Partei angetragenen Königstitel an. Er ließ ſich in der Stadt

Mainz, deren Bischof noch auf dem Kreuzzuge abwesend war, durch einen italiänischen Erzbischof krönen, nachdem ein päbstlicher Legat ihn von dem Banne gelöst hatte, mit welchem er früher wegen einer in Italien verübten Gewaltthat belegt worden war. Otto dagegen ward in Aachen durch den Erzbischof von Köln, also am rechten Orte und vom rechten Manne, gekrönt, und hatte noch den Vortheil, daß Innocenz seine Zustimmung dazu gab und das Verfahren seines Legaten misbilligte. Otto behauptete sich in Westphalen und am Niederrhein, für Philipp aber erklärte sich der südliche und östliche Theil von Deutschland; auf Seiten des Letzteren stand eine größere Zahl von Reichsfürsten, und durch den Besitz der Schätze von Trifels konnte er den Krieg leichter führen, als Otto.

Deutschland litt in dem Kampfe beider Theile entsetzlich. Gleich anfangs wurden Bonn und andere Städte des Bisthums Köln, sowie die ganze Gegend an der Mosel verwüstet; zu gleicher Zeit wüthete ein verderblicher Krieg in der Wetterau und an der Bergstraße. Bald stieg die Verwirrung eines Landes ohne Richter und Recht aufs höchste, und zum Unglück raffte der Tod auch den Bischof Konrad von Mainz, der nach seiner Rückkehr aus Palästina eine Aussöhnung zu Stande zu bringen suchte, mitten in seinen Bemühungen hin (1200). Sein Tod vermehrte sogar noch den Zwiespalt; denn beide Theile wählten einen Geistlichen ihrer Partei für das erledigte Bisthum. Nach einem mehrjährigen Kampfe neigte sich endlich das Übergewicht entschieden auf Philipp's Seite, und auch der Pabst leitete Unterhandlungen mit demselben ein, da es ihm nicht sowohl darum zu thun war, dem Welfen Otto zum Kaiserthum zu verhelfen, als vielmehr die Deutschen ganz aus Italien zu entfernen und sein Ansehen in deutschen Kirchenangelegenheiten ungeachtet des Wormser Concordats (s. Th. VI. S. 317) immer weiter auszudehnen. Philipp verstand sich dazu, den von seiner Partei gewählten Erzbischof von Mainz aufzugeben, er versprach einem Neffen des Pabstes eine seiner Töchter zur Gemahlin, und nun trat Innocenz zum Erstaunen Otto's, der sich um diese Zeit von seinem Oheim, dem englischen König Johann, neue Hülfsquellen verschafft hatte, auf einmal als Vermittler und Schiedsrichter auf (1206). Er schickte

zwei Kardinäle als Bevollmächtigte nach Deutſchland, um Otto zur Niederlegung der Krone zu bewegen; dieſer wies aber jeden Vorſchlag der Art mit Unwillen zurück. Jetzt warf Innocenz die Maske ab, erklärte ſich beſtimmt für Philipp und ließ ihn öffentlich vom Banne löſen. Dadurch erhielt der Streit eine entſchiedene Wendung, und die Hohenſtaufen würden gewiß obgeſiegt haben, wenn nicht im nächſten Jahre (1208) der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Neffe des von Friedrich Barbaroſſa mit Baiern belehnten Wittelsbachers, den König Philipp zu Bamberg ermordet und dadurch dem Gegner desſelben zur unbeſtrittenen Herrſchaft im Reiche verholfen hätte. Philipp fiel einer bloßen Privatrache zum Opfer. Er hatte dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach früher eine ſeiner Töchter zur Ehe verſprochen, dann aber ſein Wort wieder zurückgenommen. Was nachher zwiſchen beiden Männern vorfiel und die eigentliche Veranlaſſung zu der entſetzlichen That ward, iſt in Dunkel verhüllt. Nach der gewöhnlichen, jedoch nicht im geringſten wahrſcheinlichen Erzählung ſoll Philipp, als der Pfalzgraf ſich um eine andere Prinzeſſin bewerben wollte, ihm an den Vater derſelben einen Brief mitgegeben haben, in welchem er vor dem Überbringer als einem Manne von wildem Sinne warnte; der Pfalzgraf aber ſoll aus Argwohn den Brief erbrochen haben und durch deſſen Inhalt zur Ermordung Philipp's bewogen worden ſein. Über ſein Verbrechen ward nach uralter Weiſe Gericht gehalten, er ſelbſt in die Reichsacht erklärt, ſeine Güter eingezogen und ſein Stammſchloß zerſtört. Von ſeinem Gewiſſen und der Acht verfolgt, irrte er unſtät und flüchtig umher, bis er endlich vom Reichsmarſchall aufgefangen und umgebracht wurde. Doch bewirkten ſeine nächſten Anverwandten neun Jahre ſpäter, daß ſeine Leiche ein ehrliches Begräbniß erhielt. Übrigens hatten außer Otto von Wittelsbach, deſſen Familie eine der angeſehenſten in Deutſchland war, auch noch einige andere Fürſten an dem Morde Philipp's Theil genommen, obwohl man dies zur Ehre der Nation zu verbergen geſucht hat. Nur zwei von ihnen, der Biſchof Ekbert von Bamberg und ſein Bruder, der Markgraf Heinrich von Andechs, werden uns genannt; dieſe wurden, der Eine mit der Abſetzung, der Andere mit der Ächtung beſtraft.

Otto IV. ward gleich nach der Ermordung Philipp's von der

Gegenpartei und vom Pabste als König der Deutschen anerkannt, und befestigte sich durch die Vermählung mit Philipp's Tochter Beatrix im Besitze seiner Herrschaft. Wie nöthig es war, daß die Zwietracht und Verwirrung ein Ende nahmen, kann man aus dem schließen, was ein Zeitgenosse, Otto von St. Blasien, von Philipp's Soldaten berichtet. Diese kehrten nach der Ermordung des Kaisers sengend und brennend in ihre Heimath zurück; hier hausten sie wie wilde Räuber, sie plünderten die Städte aus und steckten sie dann in Brand, beraubten Dörfer und Klöster, und machten das Land so unsicher, das niemand ohne Waffen und ohne starkes Geleite reisen konnte.

5. England und Frankreich am Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.

Als Richard Löwenherz bei seiner Abreise nach Palästina die Verwaltung des Reiches bestellte, ertheilte er von seinen Verwandten nur seiner hochbejahrten Mutter Eleonore gesetzlichen Einfluß auf dieselbe, obgleich er sie nicht zur Reichsverweserin ernannte. Er hatte noch einen rechtmäßigen Bruder, Johann, der in der Geschichte den Beinamen Lackland d. i. ohne Land führt, entweder weil er beim Tode seines Vaters noch kein Lehen besaß, oder weil er später als König durch den Pabst abgesetzt wurde. Außerdem lebten noch ein minderjähriger Sohn seines Bruders Gottfried, Arthur von Bretagne, und zwei uneheliche Söhne seines Vaters, von welchen der Eine, Wilhelm Langdegen, die Grafschaft Salisbury besaß, der Andere, Gottfried, in den geistlichen Stand getreten war. Seinen Bruder Johann ohne Land hatte Richard zwar gleich nach des Vaters Tode von freien Stücken mit einer Anzahl Güter und Grafschaften beschenkt, er fand es aber nicht rathsam, ihn während seiner Abwesenheit an der Reichsverwaltung Theil nehmen zu lassen, sondern verpflichtete ihn vielmehr durch einen Eidschwur, drei Jahre lang England zu meiden und sich in den englisch-französischen Grafschaften aufzuhalten. Die ganze Leitung des Staates legte er in die Hände zweier Geistlichen, des Bischofs von Ely, Wilhelm Longchamp, der sein Liebling war, und des Bischofs Hugo von Durham. Der Erstere, ein herrschsüchtiger, zur Gewaltthätigkeit geneigter

Mann, verdrängte gleich nach Richard's Abreise seinen Collegen, und regierte dann mit solcher Willkür, daß bald große Unzufriedenheit im Lande herrschte. Dies war für Johann, welchem Richard zuletzt noch die Rückkehr nach England gestattet hatte, eine willkommene Gelegenheit, sich in die Reichsgeschäfte zu mischen. Er konnte es um so leichter thun, als seine Mutter damals ungeachtet ihres hohen Alters eine weite und beschwerliche Reise unternommen hatte, um Richard's Braut Berengaria aus Navarra abzuholen und nach Sicilien zu führen. Longchamp wollte nämlich dem Halbbruder des Königs, Gottfried, den dieser seines unruhigen Gemüths wegen auf mehrere Jahre aus England verwiesen hatte, die Rückkehr nicht gestatten, als derselbe zum Erzbischof von York erwählt worden war, trotzte dem Verlangen des Pabstes und der Geistlichkeit, und ließ Gottfried, sobald er gelandet war, verhaften. Dies brachte die allgemein herrschende Unzufriedenheit zum Ausbruch, Klerus und Adel erhoben sich gegen ihn, und Johann stellte sich an die Spitze der Empörung. Es gelang diesem, den verhaßten Reichsverweser aus dem Lande zu treiben und sich selbst in dessen Stelle zu drängen.

Diese Veränderung war wenigstens dem Anscheine nach mit der Zustimmung des Königs geschehen, weil Richard, als er in Messina seines Lieblings Gewaltthaten erfuhr, den Erzbischof von Rouen mit einer Untersuchung gegen ihn beauftragt hatte. Bald nachher zeigten jedoch Johann's Schritte, daß er seines Bruders Ansehen im Reiche zu untergraben strebe. Zuerst trat er mit Philipp August von Frankreich in Verbindung, bewarb sich um die Schwester desselben, und würde sogar der Aufforderung Philipp's, sich mit Ausschluß seines Bruders die englischen Provinzen in Frankreich als Lehen übertragen zu lassen, Folge geleistet haben, wenn ihn nicht seine Mutter Eleonore daran gehindert hätte. Als er auf diesem Wege seinen Zweck nicht hatte erreichen können, verband er sich mit Longchamp, und wollte einen allgemein gehaßten Mann, aus dessen Vertreibung er sich früher ein Verdienst gemacht hatte, in das Reich zurückführen, weil er von dessen Mithülfe Alles erwartete. Seine Freunde machten ihn auf die Gefahr eines solchen Schrittes aufmerksam; aber erst als sie ihren Vorstellungen durch das Anerbieten eines bedeutenden Geldgeschenkes Nachdruck gaben,

folgte er ihrem Rathe. Endlich schloß er, während Richard in Deutschland gefangen saß, mit dem ärgsten Feinde desselben, dem Könige von Frankreich, ein förmliches Bündniß gegen ihn, ließ sich von Philipp August mit den englischen Ländern diesseit des Kanals belehnen, und suchte die dortigen Vasallen, welche seinem Bruder die Treue bewahren wollten, mit Gewalt zur Huldigung zu zwingen. Zugleich machte er in Gemeinschaft mit Philipp dem deutschen Kaiser das Anerbieten, eine bedeutende Summe zu zahlen, wenn derselbe den König Richard noch länger gefangen halte; dieser entging jedoch, wie oben erzählt ward, durch sein glückliches Geschick der Treulosigkeit seines Bruders und der Habgier des Kaisers. Er ließ nach seiner Rückkehr (1194) Johann vor ein Gericht seiner Pairs stellen, und seiner Lehen, sowie der Nachfolge im Reich verlustig erklären. Dieser verließ darauf schändlicher Weise seine seitherigen Verbündeten, veranlaßte sogar selbst die Ermordung der Franzosen, die ihm auf Philipp's Geheiß gefolgt waren, und erhielt zum Preise seines niedrigen Verraths von seinem Bruder die verlorenen Güter und Rechte zurück; denn er war in jedem Betracht zu unbedeutend, um seinem Bruder gefährlich zu sein, und zu elend, um ihm gehässig bleiben zu können.

Mit Frankreich begann Richard gleich nach seiner Rückkehr einen mehrjährigen Krieg, der jedoch keine anderen Folgen hatte, als Mord und Verwüstung. Er war für die Bewohner von Frankreich um so schrecklicher, da zu gleicher Zeit wegen eines Streites über die Länder der Gräfin Ermengarde von Narbonne auch der Süden des Reiches verheert wurde. Diese merkwürdige Frau hatte fünfzig Jahre lang mit großer Einsicht regiert, in eigener Person den Vorsitz bei den Gerichten geführt, und sogar an der Spitze ihrer Vasallen in Schlachten mitgekämpft, besonders aber dadurch großen Ruhm erworben, daß ihr glänzender Hof ein Vereinigungspunkt der Troubadours und ein Hauptsitz der poetischen Liebesgerichte war (s. Th. VI. S. 324 f.). Sie zog sich 1192 nach Aragonien zurück, wo sie zwei Jahre später starb. Ihre Länder hatte sie durch Schenkung an Peter von Lara abgetreten. Diesem ward jedoch die Besitznahme derselben durch die Grafen von Foix und Carcassonne und deren Lehensherr, den Grafen von Toulouse, streitig gemacht. Er suchte und fand Hülfe beim König

Alphons II. von Aragonien, und führte nun mit seinen Gegnern einen mehrjährigen Krieg, in welchem die Länder der Ermengarde schrecklich verwüstet wurden. Während auf diese Weise der Süden des Reiches unsäglich litt, dauerte der verheerende Kampf zwischen Richard und Philipp August im Norden fort, und ward nur von Zeit zu Zeit, wenn die Geduld der Vasallen erschöpft war, durch kurzen Waffenstillstand unterbrochen. Beide Könige benutzten die Waffenruhe jedes Mal, um durch erlaubte und unerlaubte Mittel ihre zerrütteten Finanzen wieder herzustellen. Richard verordnete z. B. im Jahre 1194 eine Abgabe für jedes Turnier, und übte 1196 so arge Erpressungen, daß darüber ein Aufstand in London ausbrach; Philipp bedrückte auf gleiche Weise seine Unterthanen mit Steuern und Lasten, gestattete zum großen Ärgerniß derselben den von ihm früher vertriebenen Juden gegen eine ungeheuere Summe die Rückkehr, und nahm überhaupt, wenn er in Geldnoth war, auf nichts Rücksicht. Eine Waffenruhe auf längere Zeit ward erst dann geschlossen, als die beiden von Innocenz III. mit der Predigt des Kreuzes beauftragten Geistlichen, Fulko von Neuilly und Peter von Capua, sich der Sache annahmen, um einen neuen großen Zug nach Palästina zu Stande bringen zu können. In Folge der Bemühungen dieser beiden Männer ward im Januar 1199, drei Monate vor Richard's Tode, ein Frieden auf fünf Jahre geschlossen. Richard starb, wie er gelebt hatte. Er zeigte in seinen letzten Tagen dieselbe Abwechselung von Großmuth, wilder Begeisterung, hohem Sinn, Rohheit und Barbarei, welche sein ganzes früheres Leben ausgezeichnet hatte, und fand, als er aus Habgier einen Vasallen befehdete, seinen Tod durch die Hand eines Mannes, dessen Vater und Brüder er erschlagen hatte. Dieser brachte ihm in dem Augenblicke, als er mit dem Degen in der Faust die Burg jenes Vasallen erstürmen wollte, eine tödtliche Wunde bei. Richard ließ sterbend die ganze Besatzung der Burg niedermetzeln; nur seinem Mörder schenkte er in einer Anwandlung von Großmuth das Leben und die Freiheit. Beklagt ward Richard von seinen tapferen, aber auch wilden und grausamen Söldnern, die in ihm einen sorgsamen Vater und ein glänzendes Vorbild verloren; noch mehr aber trauerte um ihn die Zunft der ritterlichen Sänger, deren Mitglied er war, und die Klagelieder, in

denen sie seinen Tod beweinten, gehören zu den besten Erzeugnissen der provenzalischen Dichtkunst.

Durch Richard's Tod sank die Schaale der Engländer gegen das französische Gewicht und gegen Philipp's Schlauheit mächtig herab; denn da Richard keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein Bruder, Johann ohne Land, der weder Einsicht und Tapferkeit, noch Grundsätze und Tugend hatte. Johann war noch dazu den Engländern schon längst verhaßt, und seine ersten Regierungshandlungen waren durchaus nicht geeignet, diesen Eindruck zu verlöschen. Gegen seine Nachfolge erhob sich sogleich sein Neffe, der Graf Arthur von Bretagne, nebst den Vasallen von Anjou, Maine und Tourraine, weil nach dem in diesen Ländern herrschenden Herkommen der jüngere Bruder dem Sohne des älteren nachstand. Auch Philipp August erkannte Arthur als rechtmäßigen Erben der englischen Lehen in seinem Reiche an, und es brach darüber ein neuer Krieg zwischen England und Frankreich aus. Indessen kam der französische König bald nachher durch einen Zwist mit dem Pabste ins Gedränge, und Johann wünschte seinen Schwestersohn, den deutschen König Otto IV., um seinen Antheil an der Erbschaft Richard's zu bringen; Beide hatten also ein Interesse, den Krieg beendigt zu sehen, und so ward schon ein Jahr nach dem Beginne desselben (1200) ein Frieden geschlossen, in welchem Johann als Besitzer der englischen Lehen in Frankreich anerkannt wurde, und sich dagegen verpflichtete, seinem Neffen Otto gegen Philipp August's Freund und Verbündeten, den Hohenstaufen Philipp, keine Hülfe zu leisten. Arthur wurde durch diesen Vertrag zwar auf die Bretagne beschränkt und mußte seinem Oheim als Vasallen huldigen, der französische König entzog ihn aber durch eine besondere Clausel der Willkür Johann's und nahm ihn unter seinen besonderen Schutz. Gleich nach dem Frieden wollte sich Johann an den Vasallen in Poitou rächen, welche während des Krieges abgefallen waren, und nahm seine Zuflucht zu einem gerichtlichen Verfahren, welches der Welt zugleich seinen bösen Willen und seine Ohnmacht offenbarte, weil er unter dem Schein und der Form des Rechtes die höchste Ungerechtigkeit verbarg. Er machte nämlich jenen Großen aus dem Beistand, den sie einst ihm selbst gegen seinen Vater geleistet hatten, den Vorwurf der Verrätherei, lud sie deshalb vor sein

königliches Gericht, und rief, da vor diesem Gericht der Beweis durch Zweikampf als ein rechtmäßiger galt, eine Anzahl rüstiger Kämpfer zusammen, gegen welche die Angeklagten voraussichtlich nicht bestehen konnten. Die Letzteren weigerten sich jedoch zu erscheinen, indem sie behaupteten, daß nur sein Vater sie wegen jenes Vorwurfes hätte zur Rechenschaft ziehen können, und da sie fest zusammenhielten, so mußte Johann die Sache fallen lassen. Gleich nachher verletzte er in einem Anfall von Leidenschaft die Pflicht des Lehensherrn, welche man als eine Art von väterlicher Verbindlichkeit ansah, auf unerhörte Weise. Er entführte nämlich die Braut eines seiner vornehmsten Vasallen in Frankreich, und ließ sich dieselbe als Gemahlin antrauen. Wie auf ein gegebenes Zeichen erhob sich sogleich ein großer Theil der Vasallen in Frankreich gegen ihn; König Philipp August nahm sich als Oberlehensherr ihrer an, und auch Arthur von Bretagne trat zu den Empörten über. Johann zog gegen seine verbündeten Feinde zu Felde, und war jetzt zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben besonders glücklich; aber sein Glück brachte ihm selbst Verderben, weil er es auf eine unerhört frevelhafte Weise misbrauchte. Er schlug nämlich seine Gegner beim Schlosse Mirabel gänzlich, nahm die Vornehmsten derselben sammt seinem Neffen Arthur gefangen, und entledigte sich dann des Letzteren durch Mord (1202). Die Art und Weise, wie Arthur, der übrigens seinen Oheim durch eine trotzige Antwort beleidigt hatte, ums Leben gebracht wurde, ist nicht zuverlässig bekannt; nach dem gehässigsten Bericht tödtete ihn Johann mit eigener Hand, nach einer anderen Angabe bediente er sich zur Ermordung desselben seines Waffenträgers, den er dann zur Belohnung mit der Erbin der Baronie Mulgreffe vermählte. Diese schändliche That verschaffte dem französischen Könige völlig das Übergewicht. Philipp August lud als Oberlehensherr den englischen König vor seinen Richterstuhl, und verurtheilte ihn entweder, als er nicht erschien, zum Verluste seiner Lehen, oder benutzte den Umstand, daß Alles von Johann abfiel und selbst die englischen Vasallen ihm die Heeresfolge über das Meer verweigerten, um den Proceß gegen ihn mit der Execution anzufangen. Genug, er besetzte in Zeit von zwei Jahren alles Land, welches Johann im Süden und Westen von Frankreich besaß, und entriß

ihm endlich auch noch die Normandie. Johann sah von England aus den Fortschritten seines Feindes ruhig zu, quälte und bedrückte seine Unterthanen durch schreckliche Willkürlichkeiten, und lebte in schwelgerischer Sorglosigkeit. Endlich schien er eine Anstrengung machen zu wollen; er war aber kaum auf französischem Boden gelandet, und hatte eine Stadt in Brand gesteckt, als er wieder nach England zurückkehrte und sich zu einem Vertrage verstand, nach welchen er von allen seinen größen Besitzungen diesseit des Kanals nur das Erbe seiner Mutter behielt (1206).

Fast um dieselbe Zeit, als Johann durch sein elendes Benehmen im Kriege mit Philipp August die Achtung seiner Unterthanen ganz einbüßte, gerieth er mit dem Pabst Innocenz III. in einen Zwiespalt, der ihm selbst bis zum Ende seines Lebens eine Reihe von Unglücksfällen zuzog, der englischen Nation aber die Grundfesten einer Verfassung verschaffte, die sich später im Fortgange der Zeiten immer mehr ausbildete. Im Jahre 1205 brach nämlich über die Wahl eines neuen Erzbischofs von Canterbury ein heftiger Streit aus. Die Augustiner-Mönche, welche das Kapitel von Canterbury bildeten, nahmen ohne Zuziehung der Suffragan-Bischöfe eine Wahl vor, geriethen aber dabei sowohl unter einander selbst, als auch mit dem Könige in Zwist. Ein Theil von ihnen wählte den zweiten Vorsteher ihres Klosters, die Andern dagegen den vom König empfohlenen Bischof von Norwich. Man überließ mit Zustimmung Johann's dem Pabste die Entscheidung, und sandte vierzehn Mönche an ihn, welchen der König vorher das eidliche Versprechen abnahm, daß sie auf der Anerkennung des Bischofs von Norwich bestehen wollten. Innocenz wußte jedoch die Glieder der Deputation umzustimmen. Sie gestanden ihm ohne Rücksicht auf das Wahlrecht ihrer Mitglieder zu, daß er einen in Rom lebenden Engländer, Stephan Langhton, eigenmächtig zum Erzbischof von Canterbury ernenne (1207). Der König ergrimmte heftig, als er diese Nachricht erhielt, und ließ nach seiner tyrannischen Art den Unschuldigen mit dem Schuldigen leiden. Er verwarf die in Rom geschehene Wahl, verbot jenen vierzehn Mönchen die Rückkehr ins Reich, verjagte ihre Brüder auf die roheste Weise aus dem Kloster, zog die Einkünfte des Bisthums ein, und ließ die Güter desselben durch Laien verwalten. Innocenz bemühte

sich lange vergebens, ihn auf andere Gedanken zu bringen, und belegte, als Johann immer heftiger wurde, das Königreich England mit dem Interdict (März 1208). Dieser Schritt des Pabstes würde indessen schwerlich bedeutende Folgen gehabt haben, wenn nicht Johann durch seine Tyrannei dem ganzen Klerus das Bedürfniß des päbstlichen Schutzes gegen die weltliche Macht recht fühlbar gemacht hätte. Das Interdict wurde daher von der Geistlichkeit mit aller Strenge beobachtet, und zwei Jahre lang fand in England kein Gottesdienst, keine Taufe, keine Communion, überhaupt keine kirchliche Handlung Statt, so sehr auch Johann die Geistlichen wegen ihres Starrsinnes mishandelte. Er verjagte die Bischöfe von ihren Sitzen, warf viele von ihnen in den Kerker, zog die Güter des Klerus ein, und schenkte, als einst ein an einem Priester begangener Raubmord vor ihm zur Klage gebracht wurde, dem Verbrecher die Freiheit mit der öffentlichen Erklärung, daß, wer einen Geistlichen tödte, sein Freund sei.

Da Johann vom Pabste noch Ärgeres, nämlich den Bannfluch und die Entbindung seiner Unterthanen vom Eide der Treue, zu fürchten hatte, so suchte er sich die nöthigen Mittel zum Widerstande gegen ihn zu verschaffen. Er umgab sich mit gemiethetem Rittervolke, nahm seinen Vasallen, um ihrer Treue versichert zu sein, die Kinder als Geißeln weg, übte die ärgsten Erpressungen, und steigerte seine Tyrannei bis zu dem Grade, daß er Alle, die sich ihm widersetzten, ohne Rücksicht auf Gesetz und Recht verfolgte und bestrafte. Dabei trieb er den Misbrauch der schon vorher unerträglichen Jagd- und Forstgesetze aufs äußerste; er ließ die Einhegungen der königlichen Wälder niederreißen und das Wild über das Land streifen, untersagte das Halten von Jagdhunden, und verbot endlich in ganz England das Vögelfangen. Im Jahr 1209 fing er einen Krieg mit dem König von Schottland, seinem Vasallen, an, um eine große Summe Geldes von ihm zu erpressen, und vertheilte dieselbe dann unter seine Raubhelden. Diesen wies er zuletzt England selbst gewissermaßen als Beute an. Seine Despotie vernichtete sogar die Wissenschaften, welche damals in Oxford blühten; denn als er einst einige Mitglieder der dortigen Lehranstalt durch einen Machtspruch aufknüpfen ließ, wanderten alle Lehrer und Schüler, dreitausend an der Zahl, aus der Stadt

und zerstreuten sich nach anderen Orten. Durch solche Tyranneien arbeitete Johann seinem Hauptfeinde, dem Pabst, in die Hände. Dieser übereilte sich nicht, sondern wartete Jahre lang ganz ruhig die Wirkung seines Spruches und des königlichen Frevels ab. Er sah aber bald, daß sogar ein Theil der Leute, auf welche er gerechnet hatte, der Macht huldigte, und daß Geistliche und Gelehrte auch damals um Geld und Lohn bereitwillig waren, der Welt die sogenannten höheren Grundsätze zu predigen und durch dieselben jede, selbst die schlechteste That zu rechtfertigen. Nach diesen Männern war des Königs Grausamkeit Consequenz, seine Verletzung des Rechtes aber Erhabenheit des Geistes, die sich des großen Zweckes wegen über kleinliche Bedenklichkeiten furchtsamer Seelen hinwegsetzte; einer von ihnen, ein angesehener Geistlicher, kleidete diese Ansicht in die Worte ein: das Königthum sei ein Werkzeug der zürnenden Gottheit, der Fürst müsse seine Unterthanen mit eiserner Ruthe regieren, die Vasallen und Großen durch Fesseln knechten und Alle wie ein irdenes Gefäß zerbrechen. Die Despotie des englischen Königs, über welchen der Pabst schon im Jahre 1209 den Bannfluch ausgesprochen hatte, war also nicht ohne Stützen; auch standen ihm einige gewandte und erfahrene Männer zur Seite, und wenn er nachher tief herabstürzte, so war dies ebenso wenig die Wirkung der päbstlichen Macht und des herrschenden Aberglaubens, als seiner eigenen Härte und Grausamkeit, sondern nur die Folge seiner Erbärmlichkeit. Das beweisen unter Andern die glücklichen Züge, welche er 1210 und 1211 nach Irland und nach Wales unternahm. In beiden Ländern ward jeder Widerstand gebrochen und der Willen des Siegers zum Gesetz gemacht. Übrigens bereicherte sich Johann in Irland durch die Einführung der englischen Münze, und den Zug gegen Wales unternahm er blos, um allen Rittern, welche nicht im Heer erschienen, eine bedeutende Geldstrafe auferlegen zu können.

Die von Johann verfolgten Bischöfe waren nach Frankreich entwichen, wo sie von Philipp August mit offenen Armen aufgenommen wurden. Die sämmtlichen englischen Vasallen, über die militärische Tyrannei ihres Königs erbittert, traten ebenfalls mit dem französischen Könige in Verbindung, und der Pabst entschloß sich endlich nach langem Zaudern zu dem äußersten Schritte. Er

erklärte 1212, unter Wiederholung des Bannfluches, Johann für abgesetzt, und schenkte dem Könige Philipp August ein Reich, dessen sich jener durch sein unchristliches Betragen unwürdig gemacht habe. Diese Schenkung war natürlich nur Form, weil Alles darauf ankam, ob Philipp sie durch seine Waffen geltend machen könne. Auch hatte der Pabst selbst keineswegs die Absicht, England in die Gewalt des französischen Königs zu geben; die Schenkung diente ihm vielmehr blos als ein Mittel, den König Johann seinem Willen zu unterwerfen. Er hatte im vorhergehenden Jahre den schlauen Kardinal Pandulf nach England geschickt, angeblich um eine Aussöhnung einzuleiten, in Wirklichkeit aber um Johann auskundschaften zu lassen, und entwarf nach dem von Pandulf gemachten Berichte seinen Plan, welcher ganz auf den Zustand der Dinge in England und auf die Persönlichkeit Johann's berechnet war. Philipp August entbot seine gesammte Kriegsmacht nach der Normandie, Johann dagegen rief die ganze Volksmasse seines Reiches auf, befahl ihr, sich an der Küste zu vereinigen, und nahm alle Schiffe des Landes in Beschlag. Beide Könige bedrohten jeden, welcher ausbleiben würde, mit der härtesten Strafe, die das Mittelalter kannte, nämlich mit der Herabsetzung in die Klasse der sogenannten Wildfänge (s. Th. V. S. 357). Jetzt schickte Innocenz seinen Kardinal Pandulf nebst zwei Tempelherren noch einmal nach England, um seinem schlauen Plane gemäß Johann durch Schrecken unter seinen Willen zu beugen. Vor den französischen Rüstungen brauchte dem Könige nicht bange zu sein; denn England konnte in jener Zeit eine größere Macht aufstellen, als irgend ein anderer europäischer Staat von gleichem Flächenraum, und Johann hatte nicht nur mit dem Grafen Wilhelm von Holland ein Schutzbündniß geschlossen, sondern auch der deutsche Pfalzgraf Heinrich, Otto's IV. Bruder, und der Seneschall Otto's befanden sich damals mit ihren Leuten in England. Pandulf zeigte aber dem elenden und feigen Könige Briefe von denjenigen Großen seines Reiches vor, auf welche er sich am meisten verlassen zu können geglaubt hatte, und deutete ihm den Pabst als den einzigen Schützer gegen seine eigenen Vasallen an. Dies wirkte. Johann ließ sich schrecken. Er zog vor, als Lehensmann des römischen Stuhles seine Tyrannei fortsetzen zu können,

als sich von seinem eigenen Volke zur Beobachtung einer lästigen Verfassung zwingen zu lassen. Nur auf diese Weise ist es zu erklären, daß ein König, der weder von seinen Leuten verlassen, noch auch bereits ernstlich vom Feinde bedroht war, sich unter den härtesten Bedingungen den Geboten des Pabstes unterwarf (1213). Er mußte nicht etwa blos die vertriebenen Geistlichen wieder einsetzen und sich zu einer bedeutenden Entschädigungssumme für die an ihren Gütern verübten Plünderungen verstehen, sondern sogar sein freies Reich unter demüthigenden Ceremonien vom Pabste zu Lehen nehmen und sich gegen denselben zu einer jährlichen Abgabe verpflichten. Natürlich erhielt nun Philipp August vom Pabste die Weisung, den Kampf einzustellen; dieser wollte aber seine Rüstungen nicht vergebens gemacht haben, und fand, wie wir unten sehen werden, die Umstände zu günstig, als daß er hätte gehorchen sollen. Die Antwort, welche er dem päbstlichen Legaten gab, setzt zugleich die damals herrschenden Grundsätze des Staatsrechts und das Verhältniß der Könige jener Zeit zu ihrer Ritterschaft in ein recht helles Licht. Philipp erklärte: er erkenne die päbstliche Oberlehensherrlichkeit über England nicht an, weil Johann gar kein Recht gehabt habe, sich derselben zu unterwerfen; denn kein König könne sein Reich ohne Zustimmung der Großen, welche dasselbe zu schützen verpflichtet seien, in ein Lehen umwandeln, und wenn der Pabst ein solches Unrecht genehmigen und schützen wolle, so gebe er dadurch allen Königen ein unheilvolles Beispiel.

Einen ganz anderen Ausgang, als dieser Streit zwischen Johann und Innocenz, nahm ein ebenso heftiger Zwist, welchen Philipp August früher unter fast völlig gleichen Umständen mit dem nämlichen Pabste gehabt hatte; und die Vergleichung des Verhaltens zweier gleichzeitiger Könige gegen einen und denselben Pabst ist um so interessanter und lehrreicher, da es in der Geschichte nur wenige Fälle gibt, an denen sich so klar und deutlich erkennen läßt, wieviel in dem Gange menschlicher Dinge auf den Charakter der Hauptpersonen ankommt, selbst wenn es sich nicht um bloße äußere Gewalt, sondern um Recht und Gewissen handelt. Philipp August gerieth nämlich über eheliche Angelegenheiten mit Innocenz in einen ebenso bitteren Streit, als Johann über eine Bischofswahl. Beide Könige mußten in diesem Streite den Vorurtheilen

der Zeit nachgeben, oder vielmehr sie mußten sich gefallen lassen, daß sie von Rom zur Anerkennung der Grundsätze des natürlichen Rechts, die sie mit Füßen getreten hatten, gezwungen wurden; allein Beide gelangten in ihrem Kampfe zu einem ganz entgegengesetzten Ziele: Johann verlor Ehre und Ansehen, und ward ein Sklave des römischen Bischofs; Philipp dagegen wußte nicht blos seine Würde und seine weltlichen Rechte gegen jede Beeinträchtigung zu schützen, sondern er vermehrte sie sogar noch durch geschickte Benutzung des päbstlichen Ansehens.

Philipp beschloß nach dem Tode seiner ersten Gemahlin hauptsächlich um des Geldes willen, eine zweite Ehe einzugehen, und wie sein Ahne Heinrich I. und der deutsche Kaiser Heinrich IV. deshalb eine russische Prinzessin erwählt hatten, so wandte er sich nach dem Reiche Dänemark, dessen Beherrscher wegen seines Verhältnisses zu den reichen Handelsstaaten der Ostsee viel baares Geld besaß, ohne desselben gerade zu bedürfen. Er warb um Ingeburg, die Schwester des dänischen Königs Kanut VI., und erhielt sie. Die Trauung ward im August 1193 vollzogen; schon am nächsten Tage aber, als die neue Königin gekrönt werden sollte, verstieß sie der König unter dem Vorwand einer unüberwindlichen Abneigung gegen sie, behielt jedoch das von ihr mitgebrachte Geld. Er hatte damals den Plan gefaßt, die Erbtochter des deutschen Pfalzgrafen Konrad (s. S. 96) zu heirathen, und dieser politische Grund mochte ihn bei jenem auffallenden Schritte wohl ebenso sehr leiten, als das Gefühl, eine ganz ungebildete und nicht einmal seiner Sprache mächtige Frau ihres Geldes wegen zur Gemahlin genommen zu haben. Er versammelte die Bischöfe seines Reiches, um sich durch dieselben scheiden zu lassen, und so elend auch der Vorwand war, unter welchem er die Auflösung einer kaum erst geschlossenen Ehe verlangte, so sehr auch die arme Ingeburg mit Thränen und stummen Bitten die Geistlichen beschwor, die Heiligkeit eines Sacraments gegen Philipp zu vertheidigen, so hatten diese doch zu große Furcht vor ihrem König, als daß sie gewagt hätten, seine Forderung zurückzuweisen. Selbst als der Pabst Cölestin III., welchen Kanut um Hülfe anging, die Sache noch einmal einer großen französischen Synode vorlegte, waren Philipp's Bischöfe, wie sich ein gleichzeitiger

Schriftſteller ausdrückt, ſtumme Hunde, die nicht zu bellen wagten, weil ſie für ihre Haut fürchteten. Der König ſperrte ſogar Ingeburg, weil ſie nicht nach Dänemark zurückkehren wollte, in ein Kloſter ein, wo ſie ſehr hart gehalten wurde. Auch als der kräftige und furchtloſe Innocenz III. Pabſt geworden war und ſich mit Nachdruck für die unglückliche Königin verwandte, nahm Philipp weder auf deſſen Vorſtellungen, noch auf die von ihm aufgeregten Geiſtlichen Rückſicht. Er ſchloß ſogar, da die Tochter des Pfalzgrafen ſich mittlerweile ſeiner Vermählung entzogen hatte, eine andere Ehe, die ihn enge mit dem deutſchen Kaiſer Heinrich VI. verband; er heirathete nämlich 1196 Maria Agnes, die Tochter des Herzogs Berthold von Meran, der als Beſitzer früherer welfiſcher Güter (ſ. Th. VI. S. 463) ein eifriger Anhänger der Hohenſtaufen war. Innocenz zögerte ſehr lange, bis er zu entſchiedenen Maßregeln ſchritt; endlich aber mußte er, von allen Seiten gedrängt, den äußerſten Schritt thun und Frankreich mit dem Interdict belegen (1199). Philipp war jedoch ein anderer Mann, als Johann von England, und obgleich er im Kampfe mit der kirchlichen Gewalt dieſelben Mittel ergriff, wie dieſer, ſo wußte er doch die Sache ganz anders hinauszuführen. Er verjagte alle Geiſtlichen, die ſich unterfingen, das päbſtliche Edict anzuerkennen, von ihren Sitzen und bemächtigte ſich ihrer Güter; er benutzte ſogar ſeinen Streit mit der Kirche als eine erwünſchte Gelegenheit, auch gegen ſeine weltlichen Unterthanen Erpreſſungen zu üben; er entriß nämlich den Baronen, die ſich ungehorſam zeigten, einen Theil ihrer Beſitzungen und trieb von den Bürgern der Städte unerhörte Steuern ein. Selbſt als der Pabſt endlich unter gewiſſen Bedingungen die Scheidung bewilligen wollte, und deshalb durch einen Legaten bereits ein Concilium hatte zuſammenrufen laſſen, fand Philipp nicht rathſam, ſich von ſeinen Unterthanen Geſetze vorſchreiben zu laſſen (1201). Er verließ ganz plötzlich die Kirchenverſammlung, nahm die ebenfalls anweſende Ingeburg hinter ſich aufs Pferd, kehrte mit ihr nach Paris zurück, und behielt ſie ſeit der Zeit bei ſich, ohne ſie jedoch freundlicher zu behandeln. Er entließ damals ſeine zweite Gemahlin keineswegs, ſondern lebte bis an ihren Tod ganz öffentlich in einer förmlichen Doppelehe. Mit dem Pabſte blieb er zwar, ſo lange

Maria Agnes lebte, gespannt, der Bannfluch hatte aber im Ganzen keine Wirkung. Innocenz erklärte sogar nach dem Tode der Maria Agnes (1201) die beiden Kinder derselben für rechtmäßig. Zwölf Jahre später nahm Philipp endlich die unglückliche Ingeburg wieder ganz zu sich, und behandelte sie als seine Gemahlin; er that dies jedoch nicht etwa durch die Warnungen des Pabstes bewogen oder auch aus Pflichtgefühl und Rührung, sondern weil er als kluger Regent der Stimme seines Volkes Gehör gab.

Später suchte Philipp, wie bereits dargelegt worden ist, aus dem päbstlichen Ansehen, um welches er selbst in seiner Angelegenheit sich wenig kümmerte, gegen Johann von England Vortheil zu ziehen. Dieser arbeitete nach seiner schmählichen Aussöhnung mit Innocenz dem gewandten und kräftigen Könige von Frankreich dadurch in die Hände, daß er neuen Schimpf und neue Schande auf sich lud. Der Pabst hatte Johann's Huldigung mit dem Versprechen belohnt, ihn gegen seine geistlichen und weltlichen Großen, die sich bereits zur Erhaltung ihrer alten Privilegien verbündet hatten, zu beschützen, und erließ ihm einen großen Theil der den geplünderten Geistlichen zuerkannten Entschädigungssumme. Dies hatte ganz natürlich die Folge, daß von jetzt an die höhere Geistlichkeit an der Spitze der Unzufriedenen stand; besonders ward der Erzbischof Langhton von Canterbury, welchen Johann in den Tod haßte und sogar durch den Pabst von der Kirchengemeinschaft hatte ausschließen lassen wollen, die Seele aller Bewegungen gegen den König. Innocenz hatte jedoch seine Beschützung des Königs gegen die Nation und gegen den Erzbischof mit bestimmten Worten ausgesprochen, und namentlich in Betreff des Letzteren aufs nachdrücklichste verordnet, daß die Geistlichen bei jedem Anlaß zur Beschwerde gegen den König sich von keinem Menschen zu irgend einem Schritte bewegen lassen, sondern nach Rom wenden sollten. Johann war daher in der nächsten Zeit gegen den Unwillen seiner Großen gesichert, und es mußten erst noch andere Umstände eintreten, ehe die im Stillen bestehende Verbindung derselben sich öffentlich zeigen konnte. Diese Umstände wurden durch Johann's Verhältniß zu Philipp August herbeigeführt. Zwischen Otto IV., dem Gegner des mit Philipp August verbündeten hohenstaufischen Kaisers, und dem englischen Könige ward ein Bund

gegen Frankreich geschlossen, dem auch die Grafen von Flandern und Boulogne, der Herzog von Brabant und andere niederländische Fürsten beitraten, und die Verbündeten drangen von zwei Seiten her in Frankreich ein. Der elende englische König, der die ganze Sache mit großem Lärm betrieben hatte, war nach Poitou und Guyenne, seinen einzigen treugebliebenen Provinzen in Frankreich, gegangen, und rückte von dorther vor, er ward aber gleich anfangs auf eine schmähliche Weise zurückgejagt. Dagegen zog Otto mit der ganzen Macht von Norddeutschland, an welche sich englische Hülfstruppen und die niederländischen Verbündeten angeschlossen hatten, von Nordwesten her ins Land, und traf bei Bovines im Hennegau auf Philipp August. Hier kam es am 27. Juli 1214 zu einer blutigen Schlacht, in welcher die verbündeten Truppen durch ihre Stellung im Nachtheile waren, und überdies die Deutschen den günstigen Augenblick zum Angriff versäumten, weil sie nach einem sonderbaren Begriff von Ehre den französischen König selbst niederwerfen wollten. Die Letzteren, welche im Mitteltreffen standen und nach der Sitte jener Zeit (s. S. 33 f.) ihren Reichsadler auf einem Fahnenkarren aufgepflanzt hatten, stürmten nämlich auf Philipp und seine Schaaren erst dann ein, als die wackersten Milizen desselben, die gerüsteten Bürgerschaften, mit der Oriflamme oder der heiligen Fahne von Frankreich ihm zu Hülfe gekommen waren. Diese wurden zwar auseinander getrieben und der König selbst mit einem eisernen Haken vom Pferde gerissen, nichts desto weniger mußten aber die Deutschen vor den sich aufs neue sammelnden Schaaren der Feinde zurückweichen. Sie setzten, als ihre Verbündeten auf den beiden Flügeln bereits völlig geschlagen waren, den Kampf unter der Leitung ihres wackeren Kaisers noch lange fort, und blieben nebst den tapferen Brabantern allein auf dem Schlachtfelde, von dem sie sich endlich unbesiegt zurückzogen. Die Auflösung und Heimkehr des verbündeten Heeres, eine große Zahl von Gefangenen, reichliche Beute und der Ruhm, eine weit überlegene Macht besiegt zu haben, war der Gewinn, den die Schlacht den Franzosen brachte. Unter den Gefangenen befanden sich auch zwei angesehene Fürsten, die Grafen von Boulogne und Flandern; der Erstere starb in der Gefangenschaft, der

Letztere erhielt seine Freiheit erst nach elf Jahren unter harten Bedingungen.

Der glänzende Sieg bei Bovines, welcher bald nachher einen unter päbstlicher Vermittelung geschlossenen Waffenstillstand zwischen England und Frankreich zur Folge hatte, befreite Philipp August von seinen auswärtigen Feinden. Er diente ihm aber auch zur Bereicherung seiner Staatskasse; denn die gefangenen Grafen und Ritter wurden so lange festgehalten, bis sie, jeder nach seinem Vermögen, das größtmögliche Lösegeld entrichtet hatten. Für Johann von England dagegen war die Schlacht nicht nur in ihren unmittelbaren Folgen, sondern auch durch die Rückwirkung auf seine geheimen Feinde in England verderblich. Der Erzbischof Langhton legte gleich nachher den versammelten Baronen und Bischöfen einen alten Freiheitsbrief vor, erinnerte sie an die Rechte, welche Eduard der Bekenner der Nation ertheilt und Heinrich I. bestätigt habe, und bewog sie zu dem gemeinschaftlichen Eidschwur, daß sie, wenn Johann diese Rechte nicht wiederherstelle, einen förmlichen Krieg mit ihm anfangen wollten. Bald standen sie gegen ihren König in Waffen, und der Bürgerkrieg begann; er ward zuweilen durch einen Waffenstillstand unterbrochen, weil Johann Zeit zu gewinnen und die Sache so lange hinauszuziehen suchte, bis ihm der Pabst geholfen habe. Dieser beauftragte jedoch seinen Legaten, einen gütlichen Vergleich zu Stande zu bringen; zu gleicher Zeit ergriffen die Bürger von London die Partei der Barone, und der König ward von fast allen seinen Dienstleuten verlassen. Johann war also seinen Feinden gegenüber bald völlig machtlos, und mußte sich im Juni 1215 dazu verstehen, die unter dem Namen der Magna Charta berühmte Freiheitsurkunde zu unterzeichnen, oder vielmehr er entschloß sich in seiner Noth, die Empörten durch ein schriftliches Versprechen zu beschwichtigen und dann zu thun, was ihm gefalle.

Die Magna Charta war keine Verfassungsurkunde, sie ist aber im Fortgange der Zeit durch sehr geschickte und verständige Anwendung die Grundlage einer wahrhaft freien Verfassung geworden. Auch ward in derselben nur für diejenigen Klassen der Nation, welche in jenen Zeiten allein auf Recht Anspruch hatten, das Verhältniß zu der Regierung und zur Person des Königs

festgestellt. Die Gutsunterthanen erhielten durch die Magna Charta kein einziges Recht, wie sie denn auch vorher kein einziges besessen hatten. Ihre Zahl hatte sich aber in England sehr vermindert und nahm immer mehr ab, während die Zahl der Bürger der Städte, sowie der kleineren Vasallen und der wenig reichen Freibauern sehr zunahm. Diese freien Bürger und Bauern wurden nebst den Baronen und Bischöfen unter der Gesammtheit aller freien Leute des Reiches einbegriffen, für welche nach dem ersten Artikel der Magna Charta die darin enthaltenen Privilegien bestimmt waren. Allen ward der alte Besitz- und Rechtsstand und der alte Gerichtsgang verbürgt. Auch der Fürst von Wales und der König von Schottland erhielten, weil sie mit den Baronen verbündet waren, ihren Antheil an den verliehenen Rechten und Freiheiten, und wurden, wie jene, auf den Zustand vor Heinrich II. zurückgebracht. Der Inhalt der Magna Charta läßt sich der Hauptsache nach in folgende Worte zusammenfassen: der König verspricht für sich und seine Nachfolger, daß er allen Eingriffen in das bestehende Recht, welche sich die normannischen Könige vor ihm und besonders er selbst erlaubt hatten, entsagen, und das in den angelsächsischen und normannischen Gewohnheiten begründete System der Regierung und Rechtspflege aufs neue in Kraft und Wirksamkeit setzen will. Fragt man nach den einzelnen Artikeln der Magna Charta, so bestanden die wichtigsten derselben darin, daß die Steuern genau bestimmt, der früher damit getriebene Unfug beseitigt, für jede außerordentliche Erhebung die Zustimmung eines Parlaments, d. h. eines aus der höheren Geistlichkeit, den Baronen und den Freeholders oder Freibauern zusammengesetzten Körpers, verordnet, die Freiheit des Handels und Wandels ausgesprochen, willkürliche Verhaftung und Gütereinziehung verboten und das Gerichtswesen auf der alten Grundlage neu und fest gegründet wurde. Dem Plan des treulosen Königs, der augenblicklichen Gefahr durch ein beschriebenes Pergament abzuhelfen und sich später um dasselbe nicht weiter zu bekümmern, begegneten die Engländer durch drei Mittel, welche allerdings der Verfassung ihren Beistand sichern mußten, von denen aber das dritte so beschaffen war, daß es öfters angewendet Anarchie an die Stelle des Despotismus brachte. Auch trat dies in der Folge jedes Mal

ein, wenn man von demſelben Gebrauch machte. Die beiden erſten Mittel waren die Entfernung aller ausländiſchen Diener und Beamten des Königs und die Entlaſſung der fremden Soldtruppen, deren ſich Johann zur Erzwingung des Gehorſams bedient hatte. Das dritte Mittel beſtand darin, daß die Barone aus ihrer Mitte einen Ausſchuß von fünfundzwanzig Männern ernannten, welcher eine förmliche Aufſicht über den König und ſeine Beamte führen, ihn bei jeder Verletzung der Magna Charta verwarnen und, wenn der Beſchwerde nicht innerhalb vierzig Tagen abgeholfen werde, berechtigt ſein ſolle, die Nation zu einem bewaffneten Aufſtand gegen ihn aufzurufen. Dieſe Verfügung ſchien eine Oligarchie in England zu begründen, und würde unter anderen Verhältniſſen die Macht des höheren Adels ungemein vermehrt haben; unter den damaligen Umſtänden aber ward ſie die Urſache großer Freiheiten des Landvolkes.

So feierlich Johann die ihm abgedrungene Urkunde des Landes beſchwor, ſo wenig dachte er daran, die übernommenen Verpflichtungen zu halten. Namentlich erfüllte er denjenigen Punkt nicht, der bei ſeinen geheimen Abſichten der wichtigſte für ihn war: er behielt die fremden Truppen in ſeinem Dienſt, weil er nicht willens war, die Waffen aus der Hand zu werfen und ſich ganz in die Gewalt ſeiner Großen zu geben. Ein neuer Bürgerkrieg war alſo unvermeidlich. Nach dem Rathe ſeiner Söldner und der in ſeinen Dienſten befindlichen Krieger aus den franzöſiſchen Provinzen rüſtete Johann gegen ſeine Unterthanen zugleich geiſtliche und weltliche Waffen. Er befeſtigte ſeine Burgen, verſah ſie mit Lebensmitteln, ließ Maſchinen und Waffen bereiten, berief neue Söldner aus den Niederlanden und aus Frankreich zu ſich, und beſtürmte vor Allem den Pabſt mit dringenden Bitten, ihm als ſeinem Lehensmann Hülfe und Beiſtand zu leiſten. Innocenz nahm ſich ſeiner an, und erließ eine Bulle, durch welche er als Oberlehensherr von England die Magna Charta aufhob und die Vertheidiger derſelben mit dem Bannfluch bedrohte. Die Barone ſcheinen nicht ſo thätig geweſen zu ſein, als Johann und ſeine Miethlinge. Sie hielten fleißig Turniere, während dieſer an die Südküſte zog, um die Ankunft der neu geworbenen Söldner zu erwarten. Als dieſelben angekommen waren, begann er den Krieg

gegen die Großen des Reiches von neuem, und verwüstete ihre Besitzungen mit Feuer und Schwert. Der Pabst gewährte ihm nachdrückliche Hülfe; er sprach über den Haupturheber der Empörung, den Erzbischof Langhton, den Bannfluch aus, und belegte auch die Barone, wenn gleich nicht namentlich, mit derselben Strafe. Die Macht, welche Johann um sich vereinigt hatte oder doch, wie einst Wilhelm der Eroberer, in jenen Zeiten des abenteuernden Ritterthums leicht vereinigen konnte, muß sehr furchtbar gewesen sein; denn die unzufriedenen Engländer verloren das Vertrauen in ihre eigene Kraft, und stürzten sich, um dem drohenden Übel zu entgehen, in eine ebenso große neue Gefahr. Sie wandten sich nämlich von einem Tyrannen an den anderen, von ihrem Könige Johann an den französischen König Philipp August, der nach Recht, Gesetz und Herkommen ebenso wenig fragte, als Johann. Freilich boten sie die Krone, deren sich ihr König durch die Verletzung seines Eides verlustig gemacht hatte, nicht dem französischen König selbst, sondern seinem Sohne, Ludwig VIII., an, und rechneten schon im Voraus darauf, daß dieser sein Hauptaugenmerk auf die ihrem seitherigen Beherrscher noch übriggebliebenen Provinzen in Frankreich richten werde, und daß Johann, sobald ihm die Ritterschaft von Guyenne und Poitou nicht mehr zuströmen könne, ganz in ihrer Hand sei. Sie hatten, wie später ihre Nachkommen im Kampfe gegen die Stuart's, ganz richtig gerechnet. Auch jetzt, wo durch die Verbindung der Engländer mit Philipp August Johann in eine äußerst bedenkliche Lage kam, bewies sich Innocenz als nützlichen Bundesgenossen. Er schickte einen Legaten an den König von Frankreich, und ließ ihm die Einmischung in die inneren Angelegenheiten Englands ausdrücklich verbieten. Philipp, welcher damals des Pabstes bedurfte, half sich damit, daß er List gegen List setzte. Er ließ sich nämlich in Gegenwart des päbstlichen Gesandten von seinem Sohne in dieser Sache den Gehorsam aufkündigen. Im Mai 1216 landete Ludwig bei Sandwich, und im Juni ward er zu London als König von England gekrönt. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit der größten Anstrengung geführt, und England zugleich durch seine Zwietracht und durch fremden Eigennutz seinem Untergange nahe gebracht. Johann behandelte sein Reich wie ein erobertes Land,

seine Miethvölker verübten die empörendsten Gräuel, und der päbstliche Legat in England belegte die zu Ludwig's Partei übergetretenen Geistlichen mit schwerer Strafe, um unter dem Vorwande der Gerechtigkeit seinen und des Pabstes Säckel zu füllen. Über ein Jahr hatte der verheerende Krieg schon gedauert, und es war kein Ende der Übel abzusehen, als Johann zur großen Freude aller Engländer starb (Oktober 1216).

Die Jugend seines Sohnes und Nachfolgers, Heinrich III., der bei des Vaters Tode ein Alter von nur neun Jahren hatte, war ein Glück für England. Der junge König konnte nämlich, wenn er unter eine verständige Leitung kam, den empörten Großen bei weitem besser dienen, als der französische Prinz, der nach seines Vaters Tode durch den vereinten Besitz von England und Frankreich ihnen ohne allen Zweifel überlegen werden mußte. Außerdem waren sie schon vorher mit dem Letzteren und seinen Truppen in Zwist gerathen, während dagegen die vormundschaftliche Regierung in die Hände eines Mannes kam, der sich trefflich in die Umstände zu fügen verstand. Dieser Mann war der Graf Wilhelm von Pembroke. Er hatte als Marschall oder Oberanführer Johann's den jungen König schnell krönen und sich selbst zum vormundschaftlichen Regenten oder, wie der bei den Engländern gebräuchliche Ausdruck war, zum Protector des Reichs ernennen lassen, und trat alsbald mit den feindlichen Baronen in Unterhandlung. Ludwig sah sich in Folge davon von dem größten Theile derer, die ihn gerufen hatten, verlassen, so daß er vom Raube und vom eigenen Gelde leben mußte. Er schloß, um Verstärkungen aus Frankreich zu holen, einen kurzen Waffenstillstand, erlitt aber nachher eine doppelte Niederlage zu Wasser und zu Land. Pembroke war zu verständig, um die verzweifelte Lage desselben anders als zu seiner Entfernung zu benutzen. Er baute dem Feinde goldene Brücken, und schloß (September 1217) einen Vertrag, in welchem beide Theile sich zur Freilassung der Gefangenen verpflichteten, Ludwig gegen die Erstattung der Kriegskosten allen Ansprüchen auf England entsagte, und Pembroke den Anhängern desselben nicht nur eine Amnestie gewährte, sondern ihre Rechte und Freiheiten soweit, als er sich schon früher mit ihnen verständigt hatte, wiederherzustellen versprach. Dadurch, daß Pembroke

den Gegnern des vorigen Königs das Wesentliche ihrer Forderung zugestand, entzog er seinen Mündel auch der Abhängigkeit vom römischen Stuhle; denn das Lehensverhältniß zum Pabste zerfiel in sich selbst, weil es mit dem großen Privilegium der Nation unverträglich war, und weil die Engländer das, was von Johann gethan oder vielmehr gestattet worden war, ebenso wenig anerkannt hatten, als der Pabst ihre Magna Charta. Zum Unglück für den jungen König, dessen ganzes künftiges Schicksal dadurch bestimmt wurde, starb der Protector schon kurze Zeit nachher, als die Ruhe, das Recht und die alte Gerichtsverfassung wieder hergestellt worden waren (1219). —

Während Johann durch sein elendes Treiben sich selbst um seine königliche Ehre und Macht gebracht und, ohne es zu wissen oder zu wollen, die Freiheit der englischen Nation neu begründet hatte, befestigte Philipp August, welcher sieben Jahre länger (bis 1223) lebte, durch seine schlaue Staatsweisheit das Ansehen und die Kraft seines Thrones, und verdiente sich den Beinamen Augustus, den er zwar nur einem schmeichelnden Hofgeschichtschreiber verdankte, der ihm aber, in sofern darunter blos ein Mehrer des Reiches verstanden wird, nicht mit Unrecht geblieben ist. Er hatte sich tückisch dem mit Richard Löwenherz unternommenen Kreuzzug entzogen, um mit Verletzung des geleisteten Eides seinem Feinde daheim zu schaden und die Grafschaft Artois an sich zu reißen. Später (1223) erwarb er durch die Vermählung seines jüngeren Sohnes mit der Erbin von Boulogne auch diese Grafschaft für eine Nebenlinie seines Hauses. Er hatte die unglückliche dänische Prinzessin um des Geldes willen geheirathet und dann sogleich verstoßen, ohne die Mitgift zurückzugeben. Er hatte die Erbärmlichkeit des Königs Johann benutzt, um unter dem Scheine der Gerechtigkeit alle englischen Provinzen außer Poitou und Guyenne an sich zu reißen, und nachher vermittelst seines Sohnes Ludwig die Hand sogar nach England selbst ausgestreckt. Er hatte endlich aus dem unerwarteten Siege bei Bovines den besten Vortheil zu ziehen gewußt. Seine letzten Jahre waren durch rühmliche Sorge für den Kern seines Volkes ausgezeichnet. Er erkannte, daß die Übermacht des Feudaladels und die fast völlig unabhängige Stellung unzähliger Dynasten, welche oft ebenso

viele Tyrannen waren, nur durch einen wohlgeordneten Mittelstand vernichtet werden könne. Er ward daher der Schützer und Wohlthäter dieser Klasse, sicherte die Städte durch Mauern und Wälle gegen den Anfall der Ritterschaft, und baute Straßen, damit Handel und Gewerbe aufblüheten, und zwar ließ er diese Arbeiten nicht durch Frohnden und Erpressungen, sondern mit dem Gelde seiner Ersparnisse ausführen. Schon vorher hatte er in den eroberten englischen Provinzen sich sehr gerecht und uneigennützig bewiesen, obgleich er sonst Recht und Herkommen nur dann achtete und ehrte, wenn es ihm Vortheil brachte. In der Normandie trat er sogar als eifriger Beschützer der Privilegien auf, welche von Johann bedroht worden waren, weil er auf diese Weise die Bewohner eines Landes an sich fesselte, das er mit den Waffen allein schwerlich würde behauptet haben. Er schaffte ferner die erblich gewordene, durch ihre Macht gefährliche Würde eines Großseneschalls (s. S. 13) ganz ab. Seine große, auf seinem Egoismus beruhende Staatsklugheit bewies er endlich besonders auch in dem, was er für die Universität Paris that. Er befolgte nämlich in Rücksicht der Wissenschaften die modernen Grundsätze der Erwerbsklugheit, welche zwar derjenigen Erkenntniß, die den Menschen eigentlich ehrt, Verderben bringt, dagegen aber für die äußeren Interessen des Staates um so vortheilhafter ist. Er bot Alles auf, um jene Lehranstalt zu einer der besuchtesten zu machen, verlieh ihr zu diesem Zwecke große Privilegien, und reizte nicht nur diejenigen Lehrer, welche keinen inneren Sporn kannten, durch äußere Mittel an, sondern that auch dem Unfuge der ausländischen Studenten Vorschub. Als einst die deutschen Studenten in Paris des Weines wegen mit dem Volke in Streit geriethen und der Prevot der Stadt gegen sie einschritt, bestrafte er diesen nebst allen bei der Sache betheiligten Bürgern aufs härteste, und verbot, jemals wieder einen Angehörigen der Universität vor die städtischen Gerichte zu ziehen, damit ja die Studenten nicht auswanderten. An die eigentliche Wissenschaft dachte Philipp bei den der Universität Paris gewährten Vergünstigungen gewiß nicht; es galt ihm vielmehr blos um die Frequenz dieser Schule, welche denn auch zu seiner Zeit ins Unglaubliche stieg. Seine Bemühungen hatten aber den Erfolg, daß in Paris damals die Gelehrten aller Na-

tionen zuſammenſtrömten, und daß dieſe Univerſität ebenſo der Mittelpunkt der theologiſch-philoſophiſchen Beſtrebungen blieb, wie Bologna der Hauptſitz der Rechtsgelehrſamkeit und ſpäterhin auch der grammatiſchen Studien war. Beſonders erhielt Paris dadurch eine Bedeutung für die wiſſenſchaftliche Cultur der mittleren Zeit, daß man in dieſer Stadt zuerſt das Bedürfniß fühlte, die Araber, welche bis dahin die Lehrer der Welt geweſen waren, zu verlaſſen und zu dem griechiſchen und römiſchen Alterthum als der eigentlichen Quelle aller Wiſſenſchaft zurückzukehren.

V. Die letzten Kreuzzüge und die mit ihnen zusammenhängenden Begebenheiten.

1. Pabſt Innocenz III.

Am Ende des zwölften Jahrhunderts hatte Kaiſer Heinrich VI. wie man nicht ganz mit Unrecht behauptete, die Univerſalmonarchie Karl's des Großen oder der Ottone wieder herſtellen wollen; im Anfang des dreizehnten ſuchte Pabſt Innocenz III. das hierarchiſche Syſtem Gregor's VII. oder, mit Dante's Worten, die ſtrenge Theokratie derer, welche Petri Weinſtock zum Schlehſtrauch machen wollten, zu erneuen und hie und da noch weiter auszudehnen. Die Umſtände waren dem Pabſte ſehr viel günſtiger, als ſie dem Kaiſer geweſen waren, ſowie jener ſelbſt ſeinem Unternehmen weit mehr gewachſen war, als dieſer dem ſeinigen. Wollten wir die ungeheuere Thätigkeit des Pabſtes Innocenz ihrem ganzen Umfange nach ſchildern, ſo müßten wir tief in die Geſchichte der Philoſophie jener Zeit, ja in die Geſchichte des katholiſchen Dogma's ſelbſt, des Kirchenrechts und der Kirchenverwaltung eingehen. Dies würde uns jedoch auf ein Gebiet führen, welches außer dem Bereiche der Weltgeſchichte liegt. Dagegen gehört der Einfluß des Pabſtes Innocenz III. auf die damals in Italien eingetretenen Veränderungen, ſein Antheil an dem nach Heinrich's VI. Tod ausgebrochenen Streit über die deutſche Kaiſerwürde und ſein Verhältniß zum vierten Kreuzzug nicht allein der politiſchen Geſchichte an, ſondern ſie bilden ſogar wegen ihrer mächtigen Wirkungen Hauptpunkte derſelben.

Das Verhältniß des Pabstes Innocenz zu der deutschen Kaiserwürde unter Philipp, Otto IV. und Friedrich II. ist theils schon oben berührt worden, theils wird es später in der Geschichte des zuletzt genannten Kaisers dargestellt werden. Hier behandeln wir daher nur die beiden anderen Hauptpunkte der politischen Thätigkeit dieses Pabstes. Italien war in den letzten Zeiten nicht allein wieder das Hauptland der civilisirten Welt geworden, sondern es sollte auch nach den beiden entgegengesetzten Systemen, welche das Mittelalter über weltliche und geistliche Herrschaft aufgestellt hatte (s. Th. VI. S. 438 f.), der Mittelpunkt der Weltregierung sein und bleiben. Das eine dieser Systeme oder das der Ghibellinen war seit Karl dem Großen entstanden, durch die Ottone ausgebildet und von den Hohenstaufen mit Gewalt geltend gemacht worden, und wird von Dante in seinem Werke über die Monarchie philosophisch und in seinem ganzen unsterblichen Gedicht dichterisch vertheidigt; das andere oder das guelfische System ward von Gregor VII. aufgestellt und von allen seinen Nachfolgern behauptet. Nach dem Letzteren sollte Rom der Sitz der Theokratie, der Pabst Hierarch, die Italiäner Werkzeuge der Hierarchie, das Weltliche dienend, das Geistliche herrschend sein. Nach dem Ersteren dagegen sollten die Herrschaft und das Schwert dem weltlichen Arme verbleiben, Rom der Sitz beider Gewalten, Italien und Deutschland Eins sein, die nüchterne Mäßigkeit des Nordens die Lust und Leidenschaft des Südens bändigen, das Schwert dem Misbrauche des Krummstabes zu weltlichen Zwecken wehren und dieser wieder jenes in der Scheide halten. Landeshoheit, hieß es, sei dem Kaiser, göttliches Ansehen in geistlichen Dingen dem Pabste durch ewige Bestimmung der Gottheit angewiesen. Wie schwer im Leben auseinander gehalten wird, was der Verstand scharf und trefflich getrennt hat, kann jeder Mensch an sich selbst erfahren; wir brauchen daher auch nicht zu untersuchen, in wie weit Innocenz das eine jener beiden Systeme verfolgte, sondern wir müssen nur erforschen, was er während seiner Regierung unternahm, und mit welchen Gründen er jeden einzelnen Schritt rechtfertigte.

Innocenz III. gehörte dem Geschlechte der Grafen von Segni an, hatte als ganz junger Mann seine Studien in Paris und Bologna gemacht, erhielt seiner vornehmen Geburt wegen schon

im neunundzwanzigsten Lebensjahre den Kardinalshut, und folgte 1198 als siebenunddreißigjähriger Mann dem Pabste Cölestin III., der erst in einem Alter von fünfundachtzig Jahren den römischen Stuhl bestiegen hatte. Er fand Italien gedrückt und einen Retter und Schützer gegen die Brutalität der Deutschen erwartend, Neapel und Sicilien verwaist und die römisch-christliche Welt mit dem Gedanken an einen neuen Kreuzzug beschäftigt; was konnte für einen raschen jungen Mann aus ritterlicher Familie anlockender sein, als solche Umstände? Schon am Tage nach seiner Erhebung auf den päbstlichen Stuhl that er den ersten entschiedenen Schritt zur Erneuerung des hierarchischen Systems, welches Gregor VII. aufgestellt hatte. Er zwang den Stadtpräfecten von Rom, der bis dahin vom Kaiser die Belehnung erhalten hatte und, wenn auch ohne große Macht, die deutsche Herrschaft in Rom repräsentirte, dem päbstlichen Stuhle den Eid der Treue zu schwören. Nachdem er auf diese Weise die kaiserliche Oberhoheit in Rom vernichtet hatte, wandte er sich in gleicher Absicht nach den einzelnen Städten des Kirchenstaates, über welche ein vom Pabst unabhängiger Senator gesetzt war; er nahm auch diesen in seine Pflicht, und nöthigte die Vasallen und Unterthanen, die demselben geleistete Huldigung aufzukündigen. Dann suchte er die Mathildischen Güter, welche unter deutscher Verwaltung standen, an sich zu ziehen, und vertrieb die beiden deutschen Fürsten, welche in der Mark Ancona und in Spoleto herrschten. So ward er gleich anfangs der Gründer eines selbstständigen päbstlichen Staates. Um ferner die Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens in Mittelitalien unmöglich zu machen, bewog er die tuscischen Städte zur Bildung einer Föderation, wie sie in der Lombardei schon längst bestand; Pisa allein blieb bei dem Kaiser, der es groß gemacht hatte, treu. Die schlauen Tuscier richteten indessen ihren Bund, den man nachher vorzugsweise den guelfischen genannt hat, keineswegs nach den Wünschen des Pabstes ein, so daß dieser seine Bestätigung desselben auf jede Weise durch Clauseln beschränkte, und den Städten seines Gebiets den Beitritt ausdrücklich verbot.

In Sicilien hatte Innocenz schon vorher die Minderjährigkeit des Königs Friedrich II. benutzt, um von der Mutter und Vormünderin desselben die Verzichtleistung auf ein Vorrecht zu erpressen,

welches den Königen des normannischen Stammes von früheren Päbsten zugestanden worden war, und der weltlichen Regierung einen bedeutenden Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten ihres Landes gewährte. Constantia war nämlich durch den eigenthümlichen Zustand eines Reiches, in welchem die Barbarei ihres Gemahles und der Übermuth seiner deutschen Kriegsleute und Beamte die ohnehin zum Aufruhr geneigten Bewohner aufs höchste erbittert hatte, in eine solche Lage gebracht worden, daß sie für sich und ihren Sohn des päbstlichen Schutzes bedurfte. Sie hatte sich daher nach Rom gewandt, Innocenz hatte ihr aber die seit Robert Guiscard's und Roger's I. Zeit gebräuchliche päbstliche Belehnung nur unter der Bedingung gewährt, daß sie jenem Vorrecht entsage. Gleich nachher (1198) starb sie mit Hinterlassung eines Testaments, in welchem sie eine vormundschaftliche Regierung einsetzte und den Pabst an die Spitze derselben stellte. Innocenz übernahm die ihm übertragene Gewalt, zeigte sich aber bald in einem sehr zweideutigen Lichte gegen seinen Mündel. Er schickte einen Legaten nach Sicilien, ließ den Staat ganz und gar nach seinen Vorschriften leiten, und gab seinem Mündel in der Person des Grafen Walter von Brienne einen gefährlichen Nebenbuhler. Walter war mit einer Tochter des Königs Tankred vermählt, und diese hatte gerechte Ansprüche an das Fürstenthum Tarent und an die Grafschaft Lecce, weil ihre Mutter Sibylle sich dem Kaiser Heinrich VI. nur unter der Bedingung ergeben hatte, daß er ihre Kinder mit jenen Ländern belehne. Heinrich hatte jedoch nicht Wort gehalten, und nicht nur Sibylle mit ihren Kindern nach Deutschland abführen lassen, sondern auch ihren Sohn grausam mishandelt. Der Letztere starb in der Gefangenschaft, den Anderen aber verschaffte Innocenz durch seine Verwendung bei Philipp von Schwaben die Freiheit, und dem Grafen Walter ertheilte er die Belehnung mit Lecce und Tarent. Man würde alles dies als bloße Sache der Gerechtigkeit ansehen müssen, wenn nicht Walter, was dem Pabste nicht unbekannt sein konnte, ohne allen Zweifel noch weitere Absichten gehabt hätte. Offenbar wollte Innocenz dadurch, daß er Walter herbeizog, das normannische Reich in seinem Inneren schwächen, um es auf diese Weise auch in Zukunft von sich abhängig zu erhalten. Die schlauen Sicilianer

merkten jedoch seine Absicht, und verbanden sich mit dem Herzog Marquard von Ancona, der bereits unter Heinrich VI. eine Rolle in Sicilien gespielt hatte und beim Tode der Constantia dahin zurückgekehrt war. Da Marquard noch von früher her großen Anhang im Reiche hatte und ein sehr gewandter Mann war, so hätte er dem Pabste sehr gefährlich werden können, wenn ihn nicht das Schicksal hinweggerafft hätte; er hatte bereits den größten Theil von Sicilien unterworfen, als er 1202 starb. Seine Brüder setzten zwar den Kampf fort, und einer von ihnen, Diephold, nahm sogar Walter von Brienne, welcher gleich nachher an einer Wunde starb, gefangen; der Pabst war aber klug genug, nicht Alles aufs Spiel zu setzen. Er schloß 1206 mit Diephold einen Vertrag, gewährte ihm einen Antheil an den Reichsgeschäften, und behauptete dadurch seinen Einfluß in Sicilien, selbst als die für seine stellvertretende Regierung bestimmte Zeit verflossen war.

Unterdessen hatte Innocenz auch einen neuen Kreuzzug, für welchen damals die Aussichten sehr günstig waren, zu veranstalten gesucht. Saladin's Söhne, die sich in sein großes Reich getheilt hatten, geriethen gleich nach seinem Tode unter einander in Zwietracht, und wären nicht die christlichen Fürsten und Orden, welche in Palästina noch festen Fuß hatten, ebenso uneinig gewesen, als die Mohammedaner, so hätte man schwerlich eine passendere Zeit zu einem neuen Kreuzzuge finden können, als das Jahr 1197, wo das von Heinrich VI. zu seinen Zwecken in Unteritalien misbrauchte deutsche Kreuzheer an der syrischen Küste landete. Dieses bedeutende Heer, dessen Führung der Kanzler des Kaisers, Konrad von Würzburg, hatte, war anfangs sehr glücklich; bald vereitelte aber die Treulosigkeit und Eifersucht der syrischen Barone, die Habgier der Deutschen und besonders der Tod des Kaisers Heinrich den ganzen Erfolg des Unternehmens. Die Reichsfürsten eilten nach Hause, um beim Streite der beiden Gegenkaiser Philipp und Otto ihre Rechte und Besitzungen zu vertheidigen, und der König Amalarich II. von Jerusalem schloß mit den Ungläubigen einen neuen Waffenstillstand auf drei Jahre (1197). Die Lage der Dinge in Palästina blieb, wie sie gewesen war, und es schien nur ein neuer Peter von Amiens nöthig zu sein, um Jerusalem zum

zweiten Male den Ungläubigen zu entreißen. Diese günstigen Umstände wollte Innocenz nicht unbenutzt lassen. Er unterstützte gleich im ersten Jahre seiner Regierung die Kreuzprediger, welche bereits aufgetreten waren, mit seinem ganzen Ansehen und Einfluß, sandte Schreiben und Legaten an die Könige, Fürsten und Bischöfe seiner Kirche, und traf Maßregeln, um das zu einem neuen, allgemeinen Kreuzzug nöthige Geld herbeizuschaffen. Die Rolle eines neuen Apostels und Herolds vom heiligen Kriege hatte bereits seit dem Jahre 1195 der Pfarrer Fulko von Neuilly übernommen, der sich schon längst ebenso sehr durch seine Kanzelberedsamkeit und seinen Eifer gegen Wucher und Unzucht, als durch den Ruf der Heiligkeit und durch seine Wunderthaten berühmt gemacht, und besonders durch eine Scene mit Richard Löwenherz großes Aufsehen erregt hatte. Er hatte diesen nämlich einst ermahnt, seine Kreuzfahrt nicht eher zu beginnen, als bis er seine drei Töchter, die Hoffahrt, die Habgier und die Wollust, versorgt habe; Richard war ihm aber die Antwort nicht schuldig geblieben, sondern hatte lachend zu seiner Umgebung gesagt: „Wohlan denn, ich will die Ermahnung dieses Heuchlers befolgen und meine Töchter verheirathen! Die Hoffahrt gebe ich den übermüthigen Tempelherren, die Habgier den Cistercienser-Mönchen und die Wollust den Bischöfen.“ Fulko predigte mit einem wahren Feuereifer das Kreuz, und ihm schlossen sich zum gleichen Zwecke die berühmtesten Zöglinge der Pariser Universität an, welche später fast insgesammt theils als Gelehrte, theils als Staatsmänner die erste Rolle in Europa spielten, die nachherigen Kardinäle Stephan Langhton und Robert Courçon, Beide Studiengenossen und Freunde des Pabstes Innocenz, Walter von London, Johann von Nivelle, Peter von Roucy, Eustachius von Flay und mehrere Andere. Innocenz war kaum Pabst geworden, als er sich der Bestrebungen seiner Freunde aufs nachdrücklichste annahm. Er erklärte ein Zehntel seiner Einkünfte für den Kreuzzug geben zu wollen, legte dem ganzen Klerus der abendländischen Kirche eine Einkommensteuer von dritthalb Procent auf, und als man argwöhnte, er wolle diese Gelder an sich ziehen und im Interesse des päbstlichen Stuhles verwenden, erließ er die Verfügung, daß die Bischöfe selbst mit Zuziehung eines Tempelherrn und Johanniters das ein-

genommene Geld an die Kreuzfahrer ihres Sprengels zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse vertheilen sollten. Endlich schickte er auch seine Legaten aus, um das Kreuz zu predigen. Diese waren jedoch in ihrem Geschäfte nicht eben sehr glücklich. Besonders machte der nach Frankreich gesandte Kardinal Peter von Capua kein Glück, weil er zugleich in Betreff der ehelichen Angelegenheiten Philipp August's einen Auftrag hatte, der sich mit dem Zwecke, einen großen französischen Kreuzzug zu Stande zu bringen, nicht wohl vereinigen ließ. Peter sollte den König von Maria Agnes trennen und zur Wiederannahme der Ingeburg bewegen; das konnte bei Philipp's Charakter auf friedlichem Wege nicht geschehen, beim Zwiste zwischen Pabst und König aber war an einen von Reichswegen zu unternehmenden Kreuzzug nicht zu denken. Die diplomatischen Feinheiten, welche beim päbstlichen Kabinet nicht, wie sonst im Mittelalter überall, dem Schwerte weichen mußten, brachten auch diesmal zwei einander widerstreitende Dinge zu Stande. Der Pabst ließ durch seinen Legaten die Sache der Ingeburg in seinem Sinne betreiben, und übertrug dagegen die andere Angelegenheit dem Prediger Fulko. Mit der Vollmacht des Pabstes versehen, begab sich Fulko zuerst in die Provence, um auf einer Kapitelversammlung des einflußreichen Cistercienser-Ordens für seinen Zweck zu wirken. Dann kehrte er in das eigentliche Frankreich zurück, und suchte auf einem glänzenden Turnier in Champagne die Gemüther der mächtigsten Großen zu erregen (1199). Seine begeisterten Reden hatten eine solche Wirkung, daß alle dort versammelten Fürsten und Herren theils sogleich, theils einige Zeit nachher das Kreuz nahmen. Unter diesen waren der Graf Thibaut (Theobald) von Champagne, der Graf Ludwig von Blois und Chartres, die Grafen Simon von Montfort und Rainold von Montmirail, der Bischof von Troyes, der Marschall der Champagne, Gottfried von Villehardouin, der uns eine Beschreibung des Zuges hinterlassen hat, und andere Große. Einige Monate nachher traten auch der Graf Balduin von Flandern und Hennegau, sowie der Graf Hugo von St. Paul mit ihren Vasallen dem Heere der Kreuzfahrer bei, und verliehen demselben eine sehr wichtige Verstärkung. Die verbündeten Fürsten und Ritter beschlossen, zur See nach Palästina zu

gehen, da die Erfahrungen der früheren Kreuzzüge von einem Zuge zu Land abschreckten. Doch fehlte es an den nöthigen Schiffen. Es ward ein ganzes Jahr mit Berathungen zugebracht, wie man die Überfahrt machen sollte. Endlich kam man überein, eine Deputation von sechs Rittern abzuschicken, welche mit den italiänischen Seestaaten einen Vertrag wegen des Transports des Kreuzheeres schließen sollte. Die verständigsten Männer der Kreuzfahrer wurden zu dieser Gesandtschaft ausersehen. Sie wandten sich nach Venedig, weil Genua und Pisa in einen blutigen Krieg mit einander verwickelt waren, und dieser Umstand gab dem Unternehmen eine ganz unerwartete Wendung.

2. Frühere Geschichte von Venedig.

Als im fünften Jahrhundert die Gothen unter Alarich und die Hunnen unter Attila das obere Italien verheerten (s. Th. IV. S. 510 und 525), suchten viele Einwohner auf den kleinen Inseln Zuflucht, welche an der Mündung der Brenta die Lagunen-Küste des Meeres bilden und nur durch schmale Kanäle von einander getrennt sind. Sie lebten dort anfangs als arme Fischer unter einer demokratischen Verfassung, und auf einer jeden Insel bestand eine besondere Republik. Als jedoch der Handel sie bereicherte und Oberitalien von den Longobarden besetzt ward, fühlten sie das Bedürfniß der Vereinigung und des gegenseitigen Schutzes; sie wählten sich daher am Ende des siebenten Jahrhunderts ein gemeinschaftliches Oberhaupt, welches unter dem Titel Dux oder Doge d. i. Herzog die allgemeine Volksversammlung hielt, die Lenker und Richter der einzelnen Republiken ernannte, die vom Volk erwählten Geistlichen einsetzte, und als höchster Richter Appellation ertheilte. Sein Sitz war auf der Insel Rialto. Zur Zeit Karl's des Großen, wo der werdende Staat bald den Lateinern, bald den Griechen schmeicheln mußte, wanderten edle Geschlechter aus den benachbarten Gegenden ein, und nun entstanden die ersten Elemente einer Aristokratie; denn es wurde durch einen Volksbeschluß festgesetzt, daß anstatt der Volksgemeinde zwei jährlich neu gewählte sogenannte Tribunen die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit handhaben sollten. Doch blieb der Doge der einzige Oberrichter.

Um diese Zeit ward auch der Handel und Reichthum der Venetianer zuerst bedeutend; denn ihr Gewissen war das weiteste, so daß sie sogar die Haupt-Sklavenhändler im mittelländischen Meere wurden. Sie trieben den Zwischenhandel zwischen den Mohammedanern in Afrika, Spanien und Sicilien einerseits und den griechischen, slavischen, deutschen und lombardischen Anwohnern des adriatischen Meers andererseits. Bald unterwarfen sie sich auch die Seeküste von Istrien und machten in Dalmatien Eroberungen. Solche Unternehmungen wurden von kriegerischen Dogen gern veranstaltet, und dienten ihnen als ein Mittel, den Wettstreit der mächtigeren Familien, welche ebenso, wie der Adel anderer italiänischen Städte, beständig unter einander in Streit lagen, auf den Kampf mit auswärtigen Feinden zu richten. Besonders war die dalmatische Stadt Zara ein stetes Ziel ihres Strebens. Schon am Ende des elften Jahrhunderts war der Reichthum und die Seemacht der Venetianer so bedeutend, daß man es vorzüglich ihrer Hülfe zuschreiben muß, wenn die griechischen Kaiser, zu denen sie sich aus guten Gründen (s. Th. VI. S. 117 u. 194 f.) gern hielten, den Angriff Robert Guiscard's auf ihre Staaten vereitelten (s. Th. VI. S. 282). Ein Zeitgenosse sagt bei dieser Gelegenheit von ihnen in poetischen Worten: „Reich an Schätzen und reich an Zahl wohnen die Venetianer im Wasser des Meeres selbst, so daß man bei ihnen nur auf Kähnen von einem Hause zum andern gelangen kann, und kein Volk ist tüchtiger zum Seekampfe, keines geschickter in der Leitung der Schiffe. An sie wandte sich daher Alexius, als ihn das tapfere, des Krieges zur See wohl kundige Volk der Normannen angriff." Zum Dank für die geleistete Hülfe ertheilte Alexius den Venetianern nicht blos ausgedehnte Handelsprivilegien in seinem Reiche, sondern er gestand ihnen auch den Besitz von Dalmatien und Kroatien unter griechischer Hoheit zu. Der damalige König von Ungarn, Kaloman, erkannte, obgleich er eben erst Dalmatien unterworfen hatte, die Erweiterung ihrer Macht wenigstens diplomatisch an, indem er in einem besonderen Vertrage zugab, daß der Doge von Venedig den Titel eines Herzogs von Dalmatien und Kroatien führe. Kurz darauf (1112) finden wir die Venetianer nicht nur im Besitze von Zara, sondern sie drangen auch im Kampfe mit den Ungarn

bis nach Belgrad vor. Während ſie in dieſen Gegenden heftige Kriege führten, benutzten ſie den im Abendland erwachten Eifer für die Kreuzzüge zu ihren eigennützigen Abſichten. Sie bereicherten ſich durch den Transport der Kreuzfahrer und durch den neu belebten Handel mit dem Orient, und erwarben Vorrechte, Zölle, Häfen und halbe Städte an den ſyriſchen Küſten (ſ. Th. VI. S. 401). Auch im griechiſchen Reiche mußte ihnen Kalojohannes die von ſeinem Vater Alexius eingeräumten Rechte wider Willen beſtätigen und ſogar erweitern, und Manuel I. ertheilte ihnen, als er von den Normannen unter Roger II. bedrängt war, unbeſchränkte Zoll- und Handelsfreiheiten. Nachher gab Friedrich Barbaroſſa's Streit mit den Lombarden den ſchlauen Kaufleuten Gelegenheit, ihren Einfluß bedeutend zu vermehren, weil ſie zuerſt die Städte gegen den Kaiſer aufreizten, dann die Rolle der Vermittler übernahmen und endlich ihre Stadt zum Kongreß-Orte machen ließen (ſ. Th. VI. S. 450 u. 457).

Kurz vorher (1171) waren ſie mit dem griechiſchen Kaiſer in einen heftigen Streit gerathen, und der daraus entſtandene Krieg iſt beſonders deshalb merkwürdig, weil er die erſte bedeutende Verfaſſungsveränderung in Venedig herbeiführte. Der Doge Vitali Michieli II. rüſtete nämlich vermittelſt einer außerordentlichen Steuer eine Flotte von hundertzwanzig Schiffen aus, und fuhr mit derſelben nach dem Archipelagus. Hier ließ er ſich durch angebotene Unterhandlungen von den Griechen täuſchen, verlor darüber Zeit und Gelegenheit, büßte dann durch die auf der Flotte ausbrechende Peſt ſeine meiſten Streiter und Schiffe ein, und mußte unverrichteter Sache nach Venedig zurückkehren, wohin er unglücklicher Weiſe auch die Peſt einſchleppte. Das Volk glaubte in ſeiner Verzweiflung, Michieli habe ſich der ihm anvertrauten Gewalt zum Verderben des Staates bedient; es empörte ſich, ermordete ihn, und beſchloß, nicht nur die Macht der Dogen durch ein ihnen zur Seite geſetztes Collegium zu beſchränken, ſondern auch eine gänzliche Veränderung der Verfaſſung vorzunehmen (1172). In ſechs Monaten war dieſe neue Staatseinrichtung entworfen, angenommen und eingeführt. Die eigentliche Beſchaffenheit derſelben liegt im Dunkeln, wie denn überhaupt die Verwaltung und Verfaſſung des venetianiſchen Staats mit ihren Collegien, Gerichten, Ämtern und

Wahlen zu allen Zeiten ein so künstlich und labyrinthartig zusammengesetztes Ganzes bildet, daß man darüber in der Kürze und ohne Bezugnahme auf gelehrte Untersuchungen nicht reden kann. Die Hauptsache der nach Vitali Michieli's Tod eingeführten Veränderung bestand darin, daß man durch die Einsetzung einiger Behörden, welche die Gewalt des Dogen bewachen und beschränken sollten, den Grund zur aristokratischen und oligarchischen Verfassung der späteren Zeiten legte. Es ward ein aus vierhundertachtzig Mitgliedern bestehender, jährlich neu erwählter großer Rath eingeführt, welcher gewissermaßen als Repräsentant der Volksversammlung die Beschlüsse des Dogen zu genehmigen oder zu verwerfen hatte, und außerdem band man dem Dogen durch einen ihm zur Seite gesetzten kleinen Rath oder durch die sogenannte Signorie die Hände. Ob auch die furchtbare Macht der Vierziger oder der sogenannten Quarantie, welche die höhere Instanz für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten und das eigentliche peinliche Gericht für alle Hauptverbrechen war, und bald einen Haupteinfluß auf die Regierung erhielt, damals schon eingeführt wurde, ist ungewiß. Die Wahl des Dogen, die bisher durch das Volk geschehen war, ward seit jener Zeit von dem großen Rath vorgenommen. Aus den 1172 eingeführten Einrichtungen entwickelte sich nachher die Herrschaft einer strengen Aristokratie, sowie aus dieser wieder eine furchtbare Oligarchie. Doch zeigen die Verhandlungen mit den Abgeordneten der französischen Kreuzfahrer, daß schlaue Dogen noch eine Zeitlang in diesen Einrichtungen selbst ein Mittel fanden, ihre Absichten durchzusetzen. Auch wagte man die Demokratie damals noch nicht ganz abzuschaffen; denn bei wichtigen Angelegenheiten mußte noch immer die ganze Volksgemeinde ihre Zustimmung geben, und diese behauptete auch bei der Wahl des Dogen eine Art von Bestätigungsrecht durch Acclamation, so daß der neue Doge dem Volke mit den Worten: „Dies ist euer Doge, wenn es euch so gefällt!“ vorgestellt werden mußte.

Übrigens söhnten sich die Venetianer kurz vor der Ankunft der Kreuzfahrer mit dem griechischen Reiche völlig aus. Schon der Kaiser Manuel I. hatte Ursache gehabt, sein Verfahren gegen Venedig zu bereuen; der dritte von den Kaisern, welche ihm kurz nach einander folgten, Isaak Angelus, schloß sogar die engste Ver-

bindung mit der Republik, und bestätigte ihr alle früher ertheilten Privilegien, und der vierte dieser Kaiser, Alexius III., gewährte den Venetianern noch größere Rechte und gänzliche Freiheit von Abgaben in seinem Reiche.

3. Übersicht der byzantinischen Geschichte zur Zeit der ersten Kreuzzüge.

Alexius I., mit welchem eine neue Dynastie, die Familie der Komnenen, den Thron des sinkenden griechischen Reiches bestiegen hatte (s. Th. VI. S. 224), war die ganze Zeit seiner Regierung hindurch (1081—1117) mit inneren Empörungen und auswärtigen Kriegen beschäftigt. Der Westen des Reiches ward von dem Normannen-Herzog Robert Guiscard und von dessen Sohne Boemund, sowie zwanzig Jahre später noch einmal von dem Letzteren bedroht (s. Th. VI. S. 280 ff., 288 f. u. 410). Im Norden mißhandelten die wilden Petschenären und Kumanen die Provinzen häufig durch verheerende Einfälle. Im Osten gingen beträchtliche Striche Landes an die Seldschukken von Nicäa und Ikonium verloren (s. Th. VI. S. 360). In eine ganz neue Lage kam das Land durch die Kreuzzüge der Abendländer, welche unter Alexius ihren Anfang nahmen. Diese entfernten einerseits die von Osten her drohende Gefahr auf längere Zeit, und hoben das Ansehen des Reiches wieder empor. Andererseits waren sie aber den Griechen auch im hohen Grade nachtheilig. Sie vermehrten nicht blos die fremden Miethvölker im Reiche, sondern ganz besonders auch die Zahl der in der Hauptstadt ansässigen Ausländer, und der Staat litt dadurch ebenso sehr, wie das Anwachsen des Pöbels in London für England verderblich wird. In Constantinopel waren schon früher ganze Straßen von Venetianern, Pisanern und Genuesen bewohnt, welche ihre eigenen Gerichte hatten; Türken und Arabern bildeten daselbst gewissermaßen einen besonderen Handelsstaat; und nun ließen sich auch noch sehr viele Kreuzfahrer, statt nach Palästina weiter zu ziehen oder auf der Rückreise in ihr Vaterland heimzukehren, daselbst nieder. Durch diese zunehmende Mischung der Bevölkerung ging der Nationalcharakter immer mehr zu Grunde, die Regierung ward immer schwieriger, und die Rolle des Oberbefehlshabers der Truppen erhielt eine steigende Wichtigkeit.

Barbarische Hülfsvölker hatten dem Kaiser Alexius den Weg zum Throne gebahnt (s. Th. VI. S. 222); durch Barbaren behauptete denselben sein Sohn und Nachfolger Johannes oder Kalojohannes, dessen bester und zuverlässigster Diener der türkische Befehlshaber seiner Truppen war. Als nachher Johannes jüngerer Sohn, Manuel I., sich mit Verdrängung seines Bruders der Krone bemächtigte, bediente er sich desselben türkischen Feldherrn, um vom Kaiserthum Besitz nehmen zu lassen. Weder unter Kalojohannes noch unter Manuel, welche selbst große Generale waren, fühlte man das Gefährliche dieser Verhältnisse; nichts desto weniger ward aber unter ihrer Regierung vorbereitet, was gleich nach Manuel's Tod eintrat, daß nämlich die Offiziere, der gemischte Pöbel der Hauptstadt und die Armee, welche dem, der sie bezahlte, folgte, die eigentlichen Herren des Reiches waren. Übrigens schützte Kalojohannes, dessen kriegerische Thätigkeit wir bereits in seinem syrischen Feldzuge kennen gelernt haben (s. Th. VI. S. 412), das Reich nach allen Seiten hin mit kräftiger Hand, und übte im Inneren eine bei byzantinischen Kaisern seltene Milde.

Manuel I., welcher von 1143 bis 1180 regierte, zog gleich anfangs eine große Zahl abendländischer Ritter an sich, deren Tapferkeit er ehrte und nachahmte, und unter denen er selbst für den tapfersten und gewandtesten Ritter der Christenheit galt. Der berühmteste von diesen fremden Kriegsgenossen Manuel's war Konrad von Montferrat, welcher sich in Constantinopel zu jener Heldenkraft heranbildete, die er nachher im Kampfe mit Saladin bewährte (s. S. 71 u. 86). Manuel's Regierung war fast nur eine einzige Reihe von Kriegen, zu welchen ihn die Lage seines Reiches nöthigte, und die ihn bald in Europa, bald in Asien beschäftigten. Für seine häufigen Feldzüge in Kleinasien legte er, um nicht gleich den Kreuzfahrern durch die Schwierigkeiten der Wege aufgehalten zu werden, nach der Weise der alten Römer eine förmliche Kriegsstraße an, welche mit den größeren Werken älterer Zeiten verglichen wird und Sicherheit mit Bequemlichkeit vereinigte. Er hatte gleich anfangs einen weit aussehenden Kriegsplan gegen die Seldschukken entworfen und auch bereits mit Glück auszuführen begonnen, als Konrad's III. und Ludwig's VII. Kreuzzug ihn nöthigte, seine ganze Macht in das Innere des Reiches zu ziehen. Seine Unter-

thanen geriethen damals über die nochmalige Erscheinung der rohen Schaaren aus dem Abendlande in einen solchen Schrecken, daß sie sogar ihre heiligen Schätze aus den Kirchen entfernten, um die habsüchtigen Kreuzfahrer nicht zu Gewaltthätigkeiten zu reizen. Manuel selbst verband sich zuletzt sogar mit den Seldschukken gegen die eigenen Glaubensgenossen. Dies war freilich weder staatsklug noch rechtlich, doch wird es einigermaßen durch die Umstände entschuldigt. Sobald die gefährliche Zeit vorübergegangen und die beiden abendländischen Könige nach Hause zurückgekehrt waren, rüstete der Kaiser zuerst einen Kriegszug gegen die sicilianischen Normannen, welche das mittelländische Meer und einen Theil der afrikanischen Küste beherrschten, und nicht nur griechische Städte geplündert, sondern auch die Insel Korfu erobert hatten. Er entriß ihnen diese Insel nach einer langen Belagerung wieder, und wollte dann Sicilien selbst angreifen, als zuerst zufällige Umstände die Abfahrt hinderten und nachher die Verhältnisse zu den Serviern und Ungarn ihn bewogen, sich mit seiner Macht gegen die Donau zu wenden.

Die Ungarn, Servier und alle an der unteren Donau bis tief nach Rußland hinein wohnenden Völker standen im zwölften Jahrhundert mit einander in einer gewissen Verbindung, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde, wenn die Ereignisse unter rohen Horden für die gebildeten Bürger von ordentlich eingerichteten Staaten wichtig und interessant wären. Schon zur Zeit Heinrich's V. (s. Th. VI. S. 303 f.) sehen wir, daß Russen, Polen, Ungarn und Griechen mit einander in regem Verkehr stehen, und die flüchtigen oder vertriebenen Prinzen des einen Volkes bei den übrigen Schutz suchen. Stephan II., der Nachfolger des ungarischen Königs Kaloman, verschaffte sogar seinem Halbbruder Boris, dem Sohne einer russischen Prinzessin, einerseits von den Russen ein Fürstenthum, und wollte ihn andererseits in Ungarn zu seinem Erben einsetzen. Das Letztere verwickelte ihn in einen Krieg mit dem byzantinischen Kaiser Kalojohannes. Die Großen des Reiches wollten nämlich die Nachfolge des Boris nicht zugeben, und setzten Stephan's Vetter, Almus, den dieser hatte blenden und einkerkern lassen, in Freiheit; Almus floh (1127) zu Kalojohannes und ward von ihm mit den Waffen unterstützt. Als er bald nachher starb,

mußte Stephan den Sohn des Almus, Bela II., als seinen Nachfolger anerkennen. Dieser war mit der Tochter eines serviſchen Fürſten vermählt, welche die Regierung ganz in Händen hatte, und nachher ihren Sohn, Geiſa III., zur Theilnahme an einem Kriege bewog, der zwiſchen den Serviern und Byzantinern ausbrach. Die Servier waren ſchon längere Zeit dem griechiſchen Kaiſer tributpflichtig; ihr damaliger Groß-Schupan oder Oberfürſt verweigerte aber, im Vertrauen auf die Verwandtſchaft mit dem ungariſchen König, die fernere Zahlung des Tributs, und empörte ſich mit Hülfe Geiſa's zu derſelben Zeit, als Manuel ſeine Unternehmung gegen Sicilien beginnen wollte. Er ward nach kurzem Kampfe beſiegt, und mußte unter noch härteren Bedingungen, als vorher, die griechiſche Oberherrſchaft wieder anerkennen; Manuel drang hierauf auch in Ungarn ein, und beſtrafte Geiſa mit der Abtretung von Bosnien, über welches der ungariſche König ſeit zwanzig Jahren die Oberherrſchaft gehabt hatte. Übrigens machten in allen dieſen Kriegen die an der Donau wohnenden kumaniſchen Horden, welche noch im roheſten Nomaden-Zuſtand lebten (ſ. Th. VI. S. 189), die Hauptſtärke der ungariſchen Heere aus, das Miſchlingsvolk der Wlachen aber (ſ. Th. VI. S. 8), das ſeit 1085 in die von den Petſchenären verlaſſene Bulgarei gezogen war, bildete den Kern der griechiſchen Truppen an der Nordgrenze des Reiches.

Während Manuel den rohen Barbaren an der Donau Geſetze vorſchrieb, die ſie jedoch ſchon im nächſten Augenblicke wieder vergaßen, waren ſeine civiliſirten Unterthanen den Angriffen der ſicilianiſchen Normannen ausgeſetzt, welche die Küſten des griechiſchen Reiches verheerten und Tauſende von Künſtlern und Fabrikanten mit ſich fortſchleppten. Als daher der ungariſche Krieg geendigt war (1153), richtete der Kaiſer ſeine Macht vorzugsweiſe nach Weſten hin. Sein tapferer General, Michael Paläologus, erſchien nach langer Zeit zum erſten Male wieder mit einem griechiſchen Heere auf italiäniſchem Boden, und nahm den Normannen eine Stadt nach der anderen weg; kaum war jedoch Michael geſtorben, als ſich die im byzantiniſchen Reiche gewöhnliche Erſcheinung wiederholte. Ein Mann, der keinen anderen Vorzug beſaß, als daß er mit dem Kaiſer verwandt war, erhielt den Oberbefehl, und büßte nicht nur die gemachten Eroberungen,

ſondern auch Heer und Flotte ein. Auch die Venetianer, welchen Manuel ihre Gerichtsbarkeit in Conſtantinopel genommen hatte, und denen er wegen ſeiner Verbindung mit Friedrich Barbaroſſa noch mehr verhaßt geworden war, unterſtützten den normanniſchen König Wilhelm I. gegen die Griechen. Eine neue Flotte, welche Manuel ausrüſtete, wurde von den Sicilianern aufgefangen, und er hatte es nur der unglücklichen Lage, in der ſich Wilhelm I. bei dem ewigen Streit mit ſeinen unruhigen Baronen befand, zu verdanken, daß dieſer ſich zu einem unter billigen Bedingungen geſchloſſenen Friedensvertrage verſtand (1158). Kaum war der Krieg mit Sicilien beendigt, als eine neue Fehde mit den Ungarn und Serviern begann. Die Letzteren wurden auch diesmal durch Verheerungen genöthigt, die Oberherrſchaft des griechiſchen Kaiſers anzuerkennen; ſie mußten ſich ſogar gefallen laſſen, einen Groß-Schupan von ihm anzunehmen, und zwar ſo, daß ſie zwei Candidaten vorſchlugen, aus welchen der Kaiſer einen ernannte. Auch die Ungarn wurden zum Frieden gezwungen, und nach Geiſa's Tode (1161) erhob Manuel den jüngeren Bruder desſelben, Ladislaus II., der ſich an ihn wandte, mit Verdrängung des älteren auf den Thron. Als jener ſchon nach wenigen Monaten ſtarb, und Geiſa's Sohn, Stephan III., König ward, nahm ſich der Kaiſer eines jüngeren Prinzen, Bela III., an, welcher nach Conſtantinopel geflohen war, und in ſo hohem Grade Manuel's Gunſt gewann, daß ihn derſelbe ſogar mit ſeiner Tochter vermählen und zu ſeinem Nachfolger ernennen wollte. Manuel verſchaffte ihm mit ſeinen Waffen den Beſitz von Dalmatien. Nach Stephan's Tode (1172) ward Bela König von Ungarn, und das griechiſche Reich hatte, ſo lange Manuel und ſein Sohn lebten, an ihm einen treuen Freund. Unterdeſſen hatten die griechiſchen Heere in Aſien mit den Seldſchukken glücklich gekämpft; auffallender Weiſe erlitten ſie aber, als Manuel ſelbſt, nach der Herſtellung des Friedens an der Donau, mit ſeiner ganzen Macht gegen Ikonium aufbrach, eine ſchmähliche Niederlage, welche einen nachtheiligen Frieden zur Folge hatte (1174). Noch ſchmählicher, als dieſe Niederlage, war die Betrügerei, mit welcher Manuel durch elende Prahlerei ſeine Unterthanen darüber zu täuſchen ſuchte, am allerſchmählichſten aber die Wortbrüchigkeit, mit der er ſich gleich nach dem

Friedensschlusse weigerte, die eingegangenen Bedingungen zu erfüllen.

Weit unglücklicher, als in seinem öffentlichen Leben, war Manuel in seinen persönlichen Verhältnissen und in den Anstalten, die er zur Sicherheit seiner Familie traf. Er schadete sich bei seinen Unterthanen durch die Menge der Abendländer, welche er um sich versammelte, durch die Anstellung derselben am Hofe und im Heere, durch seine Vermählung mit zwei Frauen aus lateinischem Blute, mit der sittsamen und frommen Schwägerin Konrad's III. von Deutschland, Irene, und mit der ebenso leichtsinnigen, als schönen Maria, einer Tochter des südfranzösischen Fürsten Raimund von Antiochia, sowie endlich durch die eine Zeitlang von ihm gehegte und offen ausgesprochene Absicht, einem ungarischen Prinzen seine Tochter erster Ehe zu geben und ihm die Nachfolge auf den Kaiserthron zu verschaffen. Alles dies ward seinem Sohne und Nachfolger, Alexius II., doppelt verderblich, weil derselbe bei des Vaters Tode noch ein Kind war, und weil ein Bösewicht aus kaiserlichem Stamme schon längst auf eine Gelegenheit lauerte, seine letzten Jahre auf dem Throne zu durchschwelgen. Dieser Mann war Andronikus I., ein Brudersohn von Manuel's Vater und einer der frechsten, leichtsinnigsten und verdorbensten Menschen, welche je gelebt haben. Der englische Geschichtschreiber Gibbon und Andere, die sich in der Darstellung solcher Charaktere gefallen, haben sein Wesen ebenso aufgefaßt und dargestellt, wie Plutarch nach seiner Manier (s. Th. IV. S. 361) den Athener Alcibiades. Der Charakter des Letzteren ist durch Plutarch's Behandlung ein Vorbild der genialen Wüstlinge geworden, und hat auf unsere Zeiten, in welchen Menschen solcher Art oder die sogenannten Roué's unter den Engländern und Franzosen eine verderbliche Rolle gespielt haben und noch spielen, sehr nachtheilig eingewirkt; denn die Welt wird durch das Interessante einer Erscheinung und durch das Spiel der Gegensätze nur zu sehr angezogen, und gewöhnt sich daher gar leicht, schlechte Grundsätze und Künste nicht nach ihrem Eindruck auf das sittliche Gefühl, sondern nach ihrem Erfolge oder nach der Form, unter der sie auftreten, zu beurtheilen. Andronikus war einer von jenen Wüstlingen, welche durch das Romantische ihrer Schicksale und durch ihre gänzliche Grundsatz-

loſigkeit im Handeln für Dichter wie Lord Byron, und für Romanſchreiber wie die George Sand Heroen abgeben, und für die geiſtreiche, von Kunſt und Genie überfließende Welt ein ſpannendes Intereſſe darbieten. Er war Prinz und Glücksritter, tapfer und niederträchtig, ſchlau und treulos; er ſpielte in ſeinem Leben faſt alle Rollen, erfuhr alle Abwechſelungen des menſchlichen Lebens, und lernte alle Verhältniſſe desſelben von dem Looſe des niedrigſten Verbrechers und ärmſten Bettlers an bis zu dem Geſchicke des mächtigſten Herrſchers auf dem glänzendſten Throne aus eigener Erfahrung kennen. Er genoß am Hofe ſeines Vetters Manuel einer großen Auszeichnung, weil der Kaiſer ebenfalls gern in wüſten Genüſſen ſchwelgte, und weil Andronikus im ritterlichen Kampfe dieſelbe Rieſenſtärke, Übung und Gewandtheit zeigte, wie Manuel. Dieſer ſchickte ihn 1153 an der Spitze eines Heeres nach Cilicien, um die Fortſchritte der Armenier aufzuhalten; Andronikus überließ ſich aber dort ſeinen Lüſten, und vergaß die Pflichten eines Generals durchaus, wenn er auch von Zeit zu Zeit ſeine Körperſtärke und Tollkühnheit als gemeiner Reiter zur Schau trug. Der Kaiſer mußte ihn daher abrufen, empfing ihn aber bei ſeiner Rückkehr mit allem Scheine der Freundſchaft, und gab ihm nachher ſogar ein wichtiges Commando an der ungariſchen Grenze. Andronikus benutzte dasſelbe zu verrätheriſchen Unterhandlungen mit dem König Geiſa, dem er einen Strich Landes unter der Bedingung verſprach, daß derſelbe ihm den Kaiſerthron von Conſtantinopel erobern helfe. Manuel erhielt durch aufgefangene Briefe Kenntniß von der Sache, und ließ Andronikus verhaften, verzieh ihm aber ſogleich wieder, und nahm ihn aufs neue in ſeine Umgebung auf. Auch jetzt ruhte Andronikus nicht. Er machte einen förmlichen Anſchlag auf des Kaiſers Leben, der jedoch gleichfalls vereitelt ward. Nun erſt wurde er ernſtlich beſtraft. Manuel ließ ihn in dem Gefängniſſe des kaiſerlichen Palaſtes einkerkern. Hier ſaß er neun Jahre gefangen, bis es ihm endlich gelang, zu entrinnen. Er wurde aber auf der Flucht erkannt und nach Conſtantinopel zurückgebracht. Ein zweiter Verſuch glückte beſſer und führte den Abenteuker in das Land der Ruſſen, welche damals unter getheilter Herrſchaft lebten. Er gewann den einen ihrer Herrſcher, Jaroslav von Galizien, ſchloß mit demſelben ein enges

Bündniß der Freundschaft und des gemeinsamen wüsten Lebens, und erhielt von ihm einen Landstrich zu seinem Unterhalt angewiesen. Manuel fürchtete, sein boshafter Vetter möchte ihm die Russen ins Land locken, und wünschte sich zugleich seines Einflusses auf Jaroslav zu bedienen, um dieses Volk zu einem Einfall in Ungarn zu bewegen. Er söhnte sich daher wieder mit ihm aus, und gab dem treulosen Menschen nach seiner Rückkehr aufs neue die Stelle eines Oberbefehlshabers in Cilicien. Andronikus überließ sich, wie das erste Mal, seinen Ausschweifungen, wurde bald durch seine schamlosen Lüste weithin berüchtigt, und ging endlich mit der Kriegskasse davon. Er begab sich nach Palästina, übte hier neue Laster, floh dann zu den Türken, und legte ein Raubnest in den armenischen Bergen an. Hier trieb er mit seinen eigenen Glaubensgenossen, die er den Ungläubigen als Sklaven verkaufte, förmlichen Handel, und ward dafür von seiner ganzen Kirche und ihrem Patriarchen verflucht. Aus dieser tiefen Verworfenheit sehen wir ihn auf einmal als reumüthigen Sünder hervorgehen. Er fleht um Gnade, legt sich öffentlich Ketten an, thut im Angesichte des ganzen Volkes eine heuchlerische demüthigende Buße, schwört schriftlich und mündlich dem Kaiser und seiner Familie ewige Treue, wird darauf von dem kirchlichen Banne gelöst, und tritt in alle seine früheren Rechte ein. Der Kaiser verwies ihn zwar nach Oenoe, einer angenehm gelegenen Stadt in Pontus; dies war aber weniger eine Verbannung, als ein Mittel, den Schauplatz seiner Laster von der Hauptstadt hinweg zu verlegen. Wie unvorsichtig Manuel dabei handelte, wie sehr er verblendet war, wenn er von der Dankbarkeit eines in Sünden alt gewordenen Bösewichts etwas für seinen Sohn hoffte oder auf den Eid desselben irgend einen Werth legte, zeigte sich gleich nach seinem Tode (1180).

Die Regierung kam dem Namen nach an Manuel's dreizehnjährigen Sohn, Alexius II., der Wirklichkeit nach aber führte sie dessen Mutter, die leichtsinnige Antiochische Prinzessin, in Verbindung mit dem Protosebastos oder Staatsminister Alexius, der ihr mehr als Freund war. Der junge Kaiser ward schlecht erzogen, die verhaßten Lateiner maßten sich alle Gewalt an, in allen Zweigen der Verwaltung riß Unordnung und Verwirrung ein,

und das Bedürfniß eines Mannes, der mit kräftiger Hand das Ruder des ohnehin kränkelnden und alternden Staates führe, ward von Tag zu Tage fühlbarer. Andronikus säumte nicht, aus dieser traurigen Lage des Reiches Vortheil für sich zu ziehen. Er sammelte eine Anzahl Soldaten, öffnete allen Unzufriedenen eine Zuflucht bei sich, und brach dann gegen Constantinopel auf, wo des Kaisers Schwester und ihr lateinischer Gemahl, der Sohn eines Fürsten von Capua, eine Verschwörung gegen den Liebling ihrer Stiefmutter angezettelt und in der Hauptstadt selbst einen förmlichen Krieg erregt hatten, der nur mit großer Mühe durch Vermittelung der Patriarchen geendigt wurde. Andronikus ward unterwegs in allen Städten, in denen das Geschrei gegen die Lateiner, der Zorn über die Kaiserin und der Haß ihres Buhlen, des regierenden Ministers, eine ruhige Überlegung nicht aufkommen ließ, als Retter empfangen, und hatte sich kaum der Hauptstadt genähert, als ihm Alles entgegen strömte. Der verhaßte Minister ward vom Pöbel gefangen und an Andronikus ausgeliefert, der ihn sogleich blenden ließ. Dieser hätte jetzt ungehindert in die Stadt einziehen können, wenn nicht die kleine Zahl der lateinischen Ritter, die sich daselbst befand, die Waffen für den jungen Kaiser und seine Mutter ergriffen hätte. Indessen war bei der großen Zahl von Truppen, welche Andronikus bei sich hatte, an keinen langen Widerstand zu denken, zumal da die Lateiner auch in der Stadt selbst vom Pöbel angegriffen und eingeschlossen wurden. Sie erlagen nach einer heldenmüthigen Gegenwehr der Übermacht, verkauften aber ihr Leben aufs theuerste, und ihre Brüder rächten nachher ihren Tod durch Verheerungen, die sie Jahre lang an den Küsten des schwarzen Meeres trieben. Die erbitterten Griechen gaben gleich nach Andronikus Einzug alle in der Stadt ansässigen Lateiner dem schrecklichsten Morde Preis, und verschonten in ihrer Wuth weder Weiber, Kinder und Greise, noch selbst Kranke.

So bezeichnete ein unerhörtes Blutbad den Anfang einer Regierung, welche Andronikus zuerst unter dem Namen eines Beschützers seines jungen Vetters übernahm, und der Fortgang derselben entsprach nur zu sehr dem Anfang. Eine Hinrichtung folgte der anderen, alle Anhänger des Kaisers und seiner Mutter

wurden ausgerottet, alle Ämter mit Creaturen des neuen Herrschers besetzt, und Alexius selbst seinem jugendlichen Leichtsinn überlassen, damit er verächtlich und zur Regierung untüchtig werde. Zu einem der ersten Schlachtopfer war die Kaiserin Mutter ausersehen, und der Tyrann war niederträchtig genug, nicht nur seiner Missethat durch eine Art von Rechtsverfahren das Ansehen von Gerechtigkeit zu geben, sondern auch das unglückliche Weib vor ihrer Hinrichtung mishandeln, ja sogar ihren Sohn das Todesurtheil unterzeichnen zu lassen. Sie ward von Andronikus unter der Anklage einer verrätherischen Unterhandlung mit den Ungarn vor Gericht gestellt, von den feilen Richtern zum Tode verdammt, im Kerker dem Gespötte des Pöbels und dem Hunger preisgegeben und dann auf gräuelhafte Weise umgebracht. Nach dem Morde der Mutter kam natürlich die Reihe auch an den hülflosen Kaiser; er ward nur so lange am Leben gelassen, bis das Volk sich nach und nach gewöhnt hatte, Andronikus als den einzigen Herrn des Landes anzusehen. Zuerst mußten gedungene Schreier verlangen, daß der Tyrann zum Mitregenten ernannt werde, dann die niederträchtigen Hofbeamten ihn scheinbar zwingen, die Mitregentschaft anzunehmen, und zuletzt Alexius selbst, durch alles dies eingeschüchtert, den Mörder seiner Mutter bitten, die Last der Regierung mit ihm zu theilen. Kaum war Andronikus zum Mitregenten ausgerufen, als er sich seines Blutsverwandten und Mitkaisers auf eine Weise entledigte, welche eine Grausen erregende Verworfenheit der höheren Stände und eine selbst in Zeiten der größten sittlichen Entartung auffallende Schamlosigkeit im Laster zu erkennen gibt. Der Statsrath oder die ersten Männer des Reiches erklärten nicht nur ohne einen anderen Grund, als weil eine Doppelherrschaft schädlich sei, die Absetzung des Alexius für nothwendig, sondern sie verurtheilten ihn auch ohne irgend einen Proceß zum Tode, und ließen ihren Spruch sogleich vollziehen. Der unglückliche junge Mann ward in der nächsten Nacht erdrosselt, und Andronikus ließ seiner Leiche, nachdem er sie höhnend mit Füßen getreten hatte, das Haupt abschlagen und mit seinem Siegel bezeichnet sich zuschicken, den Rumpf aber ins Meer versenken (1183). Nach einer ganz besonderen Eigenheit der menschlichen Natur zeigte übrigens derselbe Tyrann, der diesen Mord und

tausend andere ohne den mindesten Gedanken an die göttliche Rache verüben ließ, gleich nachher bei seiner Salbung einen auffallenden Zug abergläubischer Furcht vor einer verborgenen Macht. Er war, als er auf dem Krönungszuge durch eine Kirche reiten sollte, nicht zu bereden, der Sitte gemäß sein Pferd Schritt gehen zu lassen, sondern sprengte, von innerer Angst getrieben, zu Aller Erstaunen und Schrecken im vollen Laufe des Pferdes hindurch. Mit einer solchen Denkungsart stimmt es ganz wohl überein, daß Andronikus sich und seine Genossen von dem Eide, den sie dem Kaiser Manuel und seiner Familie geleistet hatten, nachträglich entbinden und so im Namen der beleidigten Gottheit von aller Schuld des kaiserlichen Blutes lossprechen ließ. Der Oberpriester der morgenländischen Christen war feige und niederträchtig genug, sein heiliges Amt zu einem Werkzeuge der Tyrannei herabwürdigen zu lassen und diese Lossprechung zu ertheilen.

Andronikus machte auf eine schreckliche Weise von der kaiserlichen Gewalt Gebrauch. Er beging Grausamkeiten, welche nur eine byzantinische Feder würdig beschreiben kann, und schwelgte in wüsten Genüssen, indem er sich in seinen Palast begrub oder eine der Prinzeninseln bei Constantinopel zu seinem Capri machte (s. Th. IV. S. 201). Übrigens hatte er auch gute und selbst ausgezeichnete Regenten-Eigenschaften, welche seinem Nachfolger gänzlich fehlten. Er zeigte nicht selten Einsicht und Schärfe des Urtheils, ja sogar Mildthätigkeit und Gerechtigkeit. Seine Grausamkeiten trafen meistens nur die angesehene Klasse, den niedrigen Ständen dagegen erwies er, außer wo sein persönliches Interesse im Spiele war, eine nicht geringe Fürsorge. Er war unerbittlich streng gegen die Habsucht der Großen, wehrte dem Unfuge der Steuereinnehmer, schaffte den Ämterverkauf ab, duldete keine Bestechungen, bestrafte die Ungerechtigkeit der Beamten ohne Gnade, und hob zum Ärgerniß des Senats und der Staatsdiener, die ihren Vortheil dabei hatten, das Strandrecht auf. Er machte ferner große Bauten, durch welche die Menge nützlich beschäftigt, das Geld in Umlauf gebracht und die Künste befördert wurden; er schützte die Armen gegen die Mishandlungen seiner Hofleute und züchtigte, wie Peter der Große, seine Lieblinge eigenhändig mit dem Stock, wenn sie dem Landmann irgend einen Dienst un-

entgeltlich abgepreßt hatten. Er nahm sich endlich auch der Wissenschaften an, war selbst gelehrt, und wirkte auf die damals neu erwachte Beschäftigung mit den Alten fördernd ein. Leider war aber diese Beschäftigung nur eine gelehrte, und liefert den Beweis, daß der Welt mit bloßer Gelehrsamkeit sehr schlecht gedient ist. So viel Rühmliches übrigens auch die innere Verwaltung des Andronikus nach allem Angeführten hatte, so vertrug sich dies doch bei ihm, wie bei einem Nuschirwan (s. Th. V. S. 9) und vielen anderen Tyrannen des Orients, sehr wohl mit den unerhörtesten Freveltaten und Gräueln. Selbst als seine Herrschaft von den Grenzen her bedroht wurde, ließ er von seinen Grausamkeiten nicht ab, und fuhr fort, die Reichen und Angesehenen entweder zu Tode zu quälen oder durch seine Wollust zu kränken. Der Ungarn-König Bela III., der dem Sohne seines Freundes Manuel zu Hülfe geeilt war, nahm, als er zu spät kam, den ganzen Landstrich von Nissa bis an die Grenze seines Reiches in Besitz und behielt ihn, so lange Andronikus regierte. Jener Prinz Isaak, welcher einige Jahre später von Richard Löwenherz gefangen ward, ein Brudersenkel von Manuel, bemächtigte sich unter Andronikus Regierung der Insel Cypern, und trat dort unter dem Titel eines Kaisers als selbstständiger Herrscher auf (s. S. 85 f.). Die Unterthanen des Königs Wilhelm II. von Neapel und Sicilien benutzten die Lage des griechischen Reiches zu neuen Raubzügen, und verheerten in Verbindung mit jenen Lateinern, welche seit Andronikus Thronbesteigung auf dem Meere umherschwärmten, um Rache für den Mord ihrer Brüder zu nehmen, alle Küsten und Inseln. Diese Verwüstungen durch bloße Seeräuber und Abenteurer verwandelten sich in einen förmlichen, von Staatswegen unternommenen Krieg, als einige angesehene Griechen, welche vor Andronikus geflohen waren, an den sicilianischen Hof kamen und den König Wilhelm zu einem Angriff auf das griechische Reich bewogen (1185). Unter der Führung eines flüchtigen byzantinischen Prinzen drang das sicilianische Heer schnell bis nach Thessalonich vor, und eroberte in wenigen Tagen diese zweite Hauptstadt des Reiches. Mit einer Unmenschlichkeit, gegen welche alles das, was drei Jahrhunderte später die Türken bei der Einnahme von Constantinopel thaten, Spielwerk ist, mis-

handelten die Sicilianer die eroberte Stadt, deren Erzbischof Eustathius, der gelehrte Erklärer des Homer und anderer Alten, sich damals durch seine aufopfernden Bemühungen für die unglücklichen Einwohner als würdiges Haupt einer christlichen Gemeinde erwies. Dem griechischen Reiche waren diese Gräuel und Barbareien vortheilhaft; denn sie erweckten die Bürger eines Staates, in welchem alle wahre Kraft und jeder Gedanke ans Vaterland erstorben war, zum Widerstand. Auch hielten sich die Feinde mit der Plünderung der Stadt und ihrer Umgegend zu lange auf. Als sie endlich bis in die Nähe von Constantinopel vordrangen, war hier bereits durch eine ächt orientalische Revolution Alles umgestaltet, und die Herrschaft an die Familie Angelus gebracht, welche schon seit Manuel's Zeit dem Throne sehr nahe stand.

Ein Sprößling dieser Familie, Isaak II., hatte sich bei Andronikus Thronbesteigung mit anderen Unzufriedenen in die Stadt Nicäa geworfen, nachher aber die Bürger derselben durch feigen Verrath in die Hände des Tyrannen geliefert. Er lebte seitdem unbeachtet in Constantinopel, bis er von einem der Henkersknechte des Kaisers, wahrscheinlich aus Privatgründen, zum Opfer ausersehen ward. Als der gegen ihn abgeschickte Mörder am Abend in seine Wohnung drang, warf sich Isaak von Todesfurcht getrieben aufs Pferd, spaltete dem Henker den Kopf, und floh in eine Kirche. Hier sammelten sich sogleich die Seinigen und ganze Schaaren des Volkes um ihn, die Menge der Zusammenströmenden nahm von Stunde zu Stunde zu, und der Flüchtling hatte nebst seinen vielen und angesehenen Verwandten alle Zeit, die Masse durch Reden aufzureizen, weil Andronikus, welcher gerade auf einem benachbarten Lustschloß war und noch am Abend Nachricht von dem Ereigniß erhielt, sich von seinen Schwelgereien nicht losreißen konnte. Als der Kaiser am anderen Morgen in die Stadt zurückkehrte, war der Aufruhr schon so allgemein, daß an eine Unterdrückung desselben nicht mehr zu denken war. Das Volk rief Isaak, obgleich derselbe aus Kleinmuth und Feigheit sich gegen diese Ehre sträubte, zum Kaiser aus, und führte ihn auf einem Staatsroß in den kaiserlichen Palast, wo Andronikus, von den Seinigen verlassen, den Empörten vergebens seine Abdankung zu Gunsten seines Sohnes anbot. Während sich jedoch der Pöbel

zum Plündern in den Palast vertheilte, benutzte Andronikus die allgemeine Verwirrung, um verkleidet auf ein Schiff zu entfliehen. Schon war er vom Ufer abgefahren, als Wind und Wetter den Lauf des Schiffes so lange hemmten, bis Isaak's Diener ihn einholten. Mit schweren Ketten belastet ward er vor den neuen Kaiser geschleppt, der ihn zum Tode verurtheilte und die Ausführung dem grausamsten Henker, der zu finden war, dem Pöbel der Hauptstadt, überließ. Die Art, wie das Volk sich gegen den von ihm selbst einst auf den Thron erhobenen Kaiser benahm, zeigt, daß solche Bürger eines solchen Herrschers würdig waren. Schimpfend und schlagend schleppte man ihn durch die Straßen der Stadt, rupfte ihm die Haare aus, durchbohrte ihm das eine Auge, hieb ihm die Rechte ab, hing ihn endlich bei den Füßen auf, und mishandelte ihn auch dann noch auf Schander erregende Weise, bis er nach langen Qualen durch den Tod aus den Händen der Wütheriche erlöst ward (1185).

Isaak II. war ein feiger, schwacher Mensch, der nur für Schwelgereien Sinn hatte, und weder durch seinen Charakter, noch durch seine Einsicht und Erfahrung einen Thron verdiente. Der Zufall, der ihm diesen verschafft hatte, bereitete ihm auch einen glänzenden Anfang seiner Regierung. Ein Sturm zerstörte die sicilianische Flotte, und ein Heer, welches Andronikus ausgerüstet und gegen die Landtruppen der Sicilianer abgeschickt hatte, war glücklich genug, die ganze feindliche Armee einzuschließen und gefangen zu nehmen. Auf diese Weise erschien Isaak ohne sein Zuthun gleich anfangs im Glanze eines Siegers und Retters. Wie wenig Verdienst aber Kaiser, Generale, Heer und Flotte bei dieser Rettung hatten, zeigte sich bald darauf bei einem Angriff auf Cypern; denn gegen eine Macht, welche nachher Richard Löwenherz im Nu umstürzte, scheiterte Isaak's ungeheures Heer und seine zahlreiche Flotte. Die Letztere ward eine Beute der mit dem Tyrannen von Cypern verbündeten Sicilianer, und das Heer mußte gleich nach seiner Landung die Waffen strecken. Zum Trost für diesen Verlust gelang es dem Kaiser, Bela III. von Ungarn durch Unterhandlungen dahin zu bringen, daß er gegen eine Summe Geldes ihm seine Tochter vermählte und als Brautschatz das unter Andronikus Regierung besetzte Gebiet zurückgab. Um jene Summe

aufzubringen, schrieb Isaak außerordentliche Steuern aus. Er schuf sich bei diesem Anlaß einen neuen furchtbaren Feind. Die wlachischen und bulgarischen Hirtenvölkerschaften am Hämus-Gebirge, welche seither nur einen jährlichen Zins entrichtet und Soldaten fürs Heer gestellt hatten, sollten jetzt auch zu jener Abgabe beitragen; sie geriethen darüber in die größte Aufregung, ließen sich durch zwei unternehmende Köpfe unter den Wlachen, Peter und Asan, zu einer förmlichen Empörung fortreißen, und behaupteten im Kampfe mit den Griechen ihre Unabhängigkeit. Auf diese Weise entstand (1186) in den Gegenden, welche seit der Vernichtung des alten bulgarischen Reiches (s. Th. VI. S. 201) und seit der Ansiedelung der Paulicianer (s. Th. VI. S. 283) friedliche griechische Provinzen gewesen waren, ein neues bulgarisches Reich. Peter und Asan waren die ersten Beherrscher desselben, und ordneten nicht nur die innere Einrichtung des neuen Staates nach dem Muster der griechischen Verfassung, sondern schufen auch gleich anfangs ein geregeltes Heer. Jetzt begannen wieder die verheerende Raubzüge, mit denen die Bulgaren in früherer Zeit das griechische Reich so oft heimgesucht hatten. Am meisten litt dadurch die Stadt Constantinopel, welche seither gerade aus den Ländern, die jetzt wieder ein Raub der Wlachen, Bulgaren und Kumanen wurden, ihre Hauptzufuhr erhalten hatten. Ihre Lage ward um so bedenklicher, da zu gleicher Zeit die Menge und Mannigfaltigkeit der in Constantinopel ansässigen Fremden sich sehr vermehrte. Gerade damals zog man nämlich ganze Schwärme von Mohammedanern in die Stadt, weil vermöge eines Tractats mit Saladin den mohammedanischen Handelsleuten und Kriegern in Constantinopel die freie Übung des Gottesdienstes erlaubt wurde, nachdem man schon längst auch den eingewanderten Venetianern, Genuesen, Pisanern, Russen und Bulgaren übermäßige Vorrechte ertheilt hatte. Constantinopel wurde auf diese Weise noch mehr, als vorher, der Hauptsitz des Glanzes und des Elendes im ganzen Orient und Occident. Schon bei den ersten Kreuzzügen machte dieser Zustand und die gemischte Bevölkerung der Stadt auf die treuherzigen Abendländer einen sehr widrigen Eindruck, weil man damals in Europa glücklicher Weise das Elend großer Städte, ungeheuere Armuth neben ungeheuerem Reichthum, durch-

aus nicht kannte. Der Kapellan und Begleiter Ludwig's VII., Odo von Deuil, ein Mann, welcher viel gesehen hatte und nicht, wie gewöhnliche Reisende, Alles bewunderte oder tadelte, sagt von Constantinopel: „Die Stadt ist schmutzig, übelriechend und an vielen Stellen zu ewiger Nacht verdammt; denn die Reichen bedecken gleichsam mit ihren Palästen die Straßen, und lassen den Armen und Fremden nur den Schmutz und das Dunkel übrig. Da werden Mord, Raub und die anderen Verbrechen der Finsterniß verübt. Die Stadt hat ebensoviele Herren, als sie Reiche hat, und ebenso viele Diebe, als Arme. Von einem gesetzlichen Zustande ist daher keine Rede, und niemand hat Furcht oder Scham, weil das Laster weder bestraft wird, noch auch nur ans Tageslicht kommt."

Isaak, der in seiner eigenen Hauptstadt unter Fremden lebte, an der Spitze eines Heeres von Fremden stand und stets von einem neu entstandenen barbarischen Reiche bedroht war, gerieth in Schrecken, als ihm noch dazu der Kreuzzug der Deutschen unter Friedrich Barbarossa angekündigt ward. Im Gefühl der eigenen Schwäche verband er sich jetzt mit den Feinden des christlichen Namens, und bat sich von Saladin türkische Hülfstruppen aus, mit denen er dann seine deutschen Glaubensgenossen bekämpfte. Je treuloser er bei dieser Gelegenheit handelte, desto glänzender erschien Friedrich's Haltung. Der deutsche Kaiser ward auf seinem Zuge durch die Bulgarei aufgefordert, sich der Wlachen gegen Isaak zu bedienen; er verwarf aber edelmüthig den Gedanken, Rebellen und Barbaren zu Bundesgenossen zu machen, und bahnte sich lieber mit dem Schwerte in der Faust seinen Weg durch Wlachen, Bulgaren, Kumanen und Griechen. Wenige Jahre nach Friedrich's Durchzug durch das griechische Reich ward Isaak von seinem eigenen Bruder, Alexius III., gestürzt. Dieser zettelte eine Verschwörung gegen ihn an, und ließ sich, als Isaak zu einer Jagdpartie ausgeritten war, zum Kaiser ausrufen (1195). Da der Kaiser weder Würde noch Verdienste besaß, noch auch irgend ein Recht an den Thron hatte, und niemand an sich zu fesseln verstand, so wurde er sogleich von Allen verlassen. Er fand nicht einmal, als er sich durch die Flucht zu retten suchte, Theilnahme an seinem Schicksale, ward vielmehr bald festgehalten und seinem

Bruder ausgeliefert. Dieser ließ ihn auf eine besonders grausame Weise der Augen berauben und dann einkerkern.

Die Verachtung, welche der Verrath des Bruders am Bruder dem griechischen Namen bei allen benachbarten Völkern erweckte, ward durch die elende Regierung und das kindisch alberne Benehmen des neuen Kaisers noch vermehrt. Alexius III. übte im Anfang eine unverständige Freigebigkeit, entließ thörichter Weise ein Heer, dem er nicht traute und das doch nicht zu entbehren war, und erntete Schmach und Schande, als er die Bulgaren durch heimtückische List zu besiegen hoffte. Während diese ihre Verwüstungen fortsetzten, drückte der Kaiser das Land durch unerhörte Erpressungen, und beraubte selbst die Kirchen und Kaisergräber ihrer Kostbarkeiten. Seine Gemahlin verstümmelte aus Aberglauben die Kunstwerke des Alterthums in Constantinopel, und erbitterte dadurch sogar den Pöbel, welcher bei dieser Gelegenheit mehr Geschmack und Verstand, als der Kaiser und die Kaiserin, zeigte, da er sich der Meisterwerke seiner Vorfahren annahm. In Kleinasien huldigten griechische Städte von freien Stücken den Seldschukken, weil sie lieber unter den Feinden ihres Glaubens, als unter einem Alexius stehen wollten. Im Inneren des Reiches brach eine Empörung nach der anderen aus. Um das Unglück voll zu machen, beleidigte der elende Kaiser auch noch die Venetianer, und zog dadurch einen Sturm herbei, der das schwache griechische Reich vollends über den Haufen warf. Er begünstigte nämlich aus falscher Politik die Pisaner auf eine solche Weise, daß die Venetianer nothwendig eifersüchtig werden mußten, und erbitterte die Letzteren außerdem durch neue Zölle, gegen welche sie sich vergebens auf ihre Privilegien und Diplome beriefen, sowie durch die verweigerte Bezahlung der Summen, die man ihnen als Entschädigung für erlittene Confiscationen noch seit Manuel's Zeit contractmäßig schuldig war. Dieses Benehmen und die Erbärmlichkeit des Kaisers überhaupt erregte in dem alten, ehrgeizigen Dogen, Heinrich Dandolo, die Hoffnung, seinen Ruhm bei der Nachwelt auf den Sturz des griechischen Kaisers gründen zu können, und Alexius selbst gab ihm einen willkommenen Anlaß, sich in die inneren Angelegenheiten des Reiches zu mischen und dadurch seinen Plan zu verwirklichen. Der Kaiser entließ nämlich seinen

Bruder aus dem Kerker, weil er ihn für zu unbedeutend hielt, um von ihm irgend etwas zu befürchten. Isaak erhielt aber dadurch Gelegenheit mit Lateinern zu verkehren, und knüpfte mit seiner an Philipp von Schwaben vermählten Tochter einen Briefwechsel an. Bald darauf fand auch sein Sohn, Alexius IV., Mittel, sich der Gewalt seines Oheims zu entziehen und im Abendlande fremde Hülfe für seinen Vater zu werben. Der junge Prinz wandte sich zuerst nach Rom, wurde aber von Innocenz III. mit seinem Gesuche sogleich abgewiesen, da der tückische Kaiser Alexius bereits Unterhandlungen mit demselben angeknüpft hatte. Er ging dann nach Deutschland zu seinem Schwager Philipp, und dieser empfahl ihn (1202) den Venetianern, welche kurz vorher ein bedeutendes Kreuzheer an sich gezogen und durch einen mit den Führern geschlossenen Vertrag von sich abhängig gemacht hatten.

4. Der vierte oder lateinische Kreuzzug.

Heinrich Dandolo, der damalige Doge von Venedig, war zu der Zeit, als die sechs Gesandten der französischen Kreuzfahrer bei ihm erschienen, bereits dreiundneunzig Jahre alt und in Folge einer früher erlittenen Verletzung fast erblindet. Nichts destoweniger besaß er noch seine volle Kraft und den Unternehmungsgeist eines Mannes von rüstigem Lebensalter. Im höchsten Grade schlau und gewandt, faßte er gleich bei der Ankunft jener Gesandten insgeheim den Entschluß, die frommen und ritterlichen Absichten der schlichten Kreuzfahrer zu seinen Staatszwecken zu benutzen. Er erklärte sich nach einer kurzen Verhandlung bereit, die für den Transport von dreiunddreißigtausend fünfhundert Menschen und viertausend fünfhundert Pferden nöthigen Schiffe gegen eine Summe von fünfundachtzigtausend Mark zu stellen, und schloß darüber, vorbehaltlich der Ratification des großen Rathes und der Volksgemeinde; einen Vertrag mit den Gesandten ab. Den großen Rath wußte er leicht zur Genehmigung desselben zu bewegen. Darauf versammelte er das Volk in der Markuskirche, und brachte dasselbe, nachdem zuerst die sechs französischen Fürsten und Ritter durch ihre Bitten die christliche Barmherzigkeit erregt hatten, ohne Mühe dazu, daß es seine Einwilligung gab (1201). Der abgeschlossene Vertrag war ein ganz kaufmännisches Geschäft, und

wie sehr dabei die schlauen venetianischen Handelsleute ihren Vortheil verstanden hatten, kann man aus dem ermessen, was oben S. 26 f. über den Werth des Geldes in jenen Zeiten gesagt worden ist. Die eigentliche Absicht des Dogen ahnten die treuherzigen Ritter nicht, wohl aber der Pabst Innocenz III., der sich auf die Politik ebenso gut verstand, als Dandolo. Er ertheilte deshalb auch dem Vertrage seine Bestätigung nur unter der Bedingung, daß die Kreuzfahrer auf ihrer Reise nach dem Orient keine Christen angriffen, und gerieth gerade deshalb mit den Venetianern in Zwist. Noch ehe das Kreuzheer aus Frankreich nach Venedig aufbrach, starb Graf Thibaut von Champagne, der zum Führer des Zuges ernannt worden war; man wählte an seine Stelle den Markgrafen Bonifacius von Montferrat. Dieser reiste dann durch Deutschland nach Italien, traf unterwegs mit Philipp von Schwaben und mit dem flüchtigen Alexius zusammen, und versprach ihnen, es dahin zu bringen, daß der Letztere durch das Kreuzheer nach Constantinopel zurückgeführt und auf den byzantinischen Thron erhoben werde. Sein Vorhaben und die selbstsüchtigen Absichten der Venetianer wurden jedoch, wie es scheint, gleich nachher kund; denn von den verbündeten Kreuzfahrern zogen viele nicht nach Venedig, sondern schlugen einen anderen Weg in das gelobte Land ein, wogegen einige Deutsche, welche eigentlich nicht zu ihnen gehörten, wie der Graf von Katzenellenbogen und Andere, in Venedig einkrafen.

Um die von Dandolo ausbedungene Summe zusammenzubringen, wurden von den einzelnen Kreuzfahrern Geldbeiträge erhoben. Indessen brachte man, obgleich einzelne Anführer sogar alles goldene und silberne Geräthe, das sie bei sich hatten, verkauften, nur einundfünfzigtausend Mark zusammen. Manche, welche des Unternehmens überdrüßig waren, freuten sich schon, daß dasselbe an dem Kostenpunkte scheitern werde, als der schlaue Doge mit einem Auskunftmittel hervortrat. Er bot den Kreuzfahrern an, die Zahlungsfrist auf so lange weiter hinauszuschieben, bis sie sich durch irgend eine Eroberung das nöthige Geld verschafft hätten, und verlangte dagegen, daß sie ihm vor ihrer Abfahrt nach Palästina die Stadt Zara in Dalmatien unterwerfen hälfen, welche vor kurzem zum fünften Male von Venedig abgefallen war, und sich

unter den Schutz des ungarischen Königs gestellt hatte. Die Pilger gingen auf diesen Vorschlag ein. Dandolo selbst nahm dann in der Markus-Kirche auf feierliche Weise das Kreuz, und die Kreuzfahrer zogen mit ihm gegen eine christliche Stadt, ohne sich im mindesten um den Pabst zu bekümmern, welcher diese Unternehmung aufs strengste verboten und ihnen sogar mit dem Banne gedroht hatte. Die Stadt Zara konnte natürlich einer solchen Macht, wie man jetzt gegen sie führte, nicht widerstehen; schon fünf Tage nach dem ersten Angriff ergab sie sich dem Kreuzheer. Sie ward nach der grausamen Sitte der Zeit geplündert und schonungslos mishandelt. Da die kalte Jahreszeit bereits angebrochen war, so ließen sich die Kreuzfahrer durch Dandolo bewegen, den Winter über in Dalmatien zu bleiben. Jetzt brachte der Doge in Verbindung mit Bonifacius von Montferrat und den Gesandten des deutschen Kaisers Philipp das Anliegen des Prinzen Alexius vor. Es entstand darüber unter den Kreuzfahrern ein heftiger Streit. Ein Theil der Ritter und mehrere angesehene Geistliche, die beim Heere waren, wollten durchaus nichts von einem Zuge nach Constantinopel wissen; Andere dagegen waren ebenso entschieden für ein solches Unternehmen. Auch der Pabst bot Alles auf, um Philipp's und Dandolo's Absichten zu vereiteln; er untersagte jeden Angriff auf das griechische Reich, verlangte vollständigen Ersatz für die Bewohner von Zara, und drohte von neuem mit dem Banne. Alle seine Warnungen und Ermahnungen halfen aber nichts, da die Venetianer bezahlt sein wollten und Alexius das Unmögliche versprach, wenn man ihn gegen seinen Oheim unterstütze. Die Unternehmung wurde beschlossen, und im Beginn des Frühjahrs (1203) schifften sich die Kreuzfahrer nach Constantinopel ein. Doch blieben die Drohungen des Pabstes nicht ganz ohne Wirkung; denn der tapferste Mann in Europa, Simon von Montfort, verließ das Kreuzheer und zog mehrere seiner Freunde mit sich fort.

Die Flotte gelangte nach einem kurzen Aufenthalte zu Korfu in das Marmara-Meer, bemächtigte sich ohne Widerstand der ganzen Küste desselben, und lag am 23. Juni im Angesichte Constantinopel's. Unaussprechlich war der Eindruck, den die damalige Hauptstadt der Welt auf die Gemüther der poetisch gestimmten Ritter machte.

„Alle die, ſagt Gottfried von Villehardouin, welche Conſtantinopel noch nicht geſehen hatten, trauten kaum ihren Augen, als ſie die hohen Mauern und Thürme rings um die Stadt herum, die ſtolzen Paläſte und prächtigen Kirchen, deren Menge unglaublich ſcheint, ſowie die große Ausdehnung dieſer erſten aller Städte erblickten. Auch dem Kühnſten zitterte das Herz bei dieſem Anblick; denn ſo lange die Welt ſteht, hat noch nie eine ſo kleine Zahl von Männern ein ſo großes Unternehmen gewagt.“ Die Kreuzfahrer ſtiegen auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus ans Land, und begannen ſchon nach wenigen Tagen den Kampf. Ohne auf den Rath des alten Dandolo zu hören, welcher die Stadt früher durch eigene Anſchauung kennen gelernt hatte, und vor Allem Magazine anzulegen rieth, hielten ſie in den erſten Tagen des Juli einen Kriegsrath zu Pferd, und beſchloſſen einen Sturm. Der Charakter der damaligen Ritterſchaft des Abendlandes erſcheint hier in ſeiner ganzen eigenthümlichen romanhaften Geſtalt. Das kleine Heer der Kreuzfahrer ſchifft ſich, nachdem Alle gebeichtet und das Abendmahl genommen haben, mit ſeinen Pferden in platte Fahrzeuge ein, um nach Conſtantinopel überzuſetzen und die größte Feſtung der damaligen Welt, welche von ſiebenzigtauſend Griechen vertheidigt ward, wie eine Schanze im Anlauf zu nehmen, feſt entſchloſſen, nur Sieg oder Tod als Loſung gelten zu laſſen. Die Landung fand an der nördlichen Seite des Hafens von Conſtantinopel, da, wo Pera und Galata liegen, Statt, und der Wetteifer der Ritter war ſo groß, daß viele von ihnen das Auslegen der Landungsbrücken nicht abwarteten, ſondern ins Waſſer ſprangen, um zuerſt die Küſte zu erreichen. Pera und Galata wurden im erſten Sturm genommen. Nun galt es zunächſt, den feſten Thurm von Galata zu erobern und die ungeheuere Kette zu ſprengen, welche von beiden Ufern her quer über den Hafen gezogen war und die Einfahrt in denſelben verſperrte; denn nur wenn dies geſchehen war, konnte der tolle Angriff auf die Stadt ſelbſt, welcher blos von der Hafenſeite möglich war, mit einiger Hoffnung auf Erfolg verſucht werden. Das Eine übernahmen die Ritter, das Andere die Venetianer. Die Anſtalten, welche der griechiſche Kaiſer zur Vertheidigung ſeiner Hauptſtadt getroffen hatte, werden von ſeinen eigenen Landsleuten als ſo elend geſchil-

dert, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn selbst die fremden Soldtruppen, denen der Thurm von Galata anvertraut war, ihre Schuldigkeit nicht thaten, sondern nach kurzem Kampfe die Flucht ergriffen. Die Hafenkette ward durch ein venetianisches Schiff gesprengt, welches mit vollen Segeln darauf losfuhr; die ganze Flotte des Kreuzheeres drang hierauf in den Hafen ein, und warf längs der Seite der Stadt, von der Spitze des Serails an bis zu dem am entgegengesetzten Ende gelegenen Palast und Thor der Blachernen, die Anker aus. Das Landheer der Kreuzfahrer zog von Galata aus um den Hafen herum, jagte die feigen Griechen in die Stadt, und schlug vor dem genannten Thor ein festes Lager auf. Nun wurde mehrere Tage lang in kleinen Gefechten gekämpft, und Dandolo machte während dieser Zeit auf seinen Schiffen eine Einrichtung, um auch vom Wasser her stürmen zu können; er ließ nämlich an dem oberen Theil der Masten ein Gerüst anbringen, von welchem aus man die Vertheidiger der Mauer angreifen und auf diese selbst springen könne. Die Ritter wollten jedoch nichts davon wissen, sondern griffen, als am 17. Juli ein allgemeiner Sturm unternommen ward, lieber ohne alle Hülfsmittel von der Landseite her an, wo die Stadt, wegen der immerwährenden Gefahr vor den räuberischen Donauvölkern, gerade die höchsten Mauern hatte. Der Sturm mislang. Die Venetianer erstiegen zwar die Mauer, warfen in etwa fünfundzwanzig Thürme derselben eine Besatzung und legten Feuer an, welches einen Theil der Stadt verzehrte; bald erhielten sie aber die Nachricht, daß die stürmenden Ritter, die an einer Stelle ebenfalls die Mauer erstiegen hatten, von der Hauptmacht der Griechen im Rücken angegriffen seien, und Dandolo hatte Besonnenheit genug, seinen eigenen Eroberungen wieder zu entsagen, um den Rittern Hülfe bringen zu können. Als die Venetianer erschienen, wurden die Griechen sogleich in ihre Thore zurückgedrängt.

Niemand erwartete, daß durch den Kampf des Tages irgend etwas entschieden worden sei; aber der elende Kaiser der Griechen selbst gab die Sache seines Volkes verloren, und entwich in der nächsten Nacht gleich einem Diebe aus Constantinopel. Er überließ nicht blos seine Unterthanen, sondern auch seine Gemahlin und zwei seiner Töchter ihrem Schicksale, nahm aber den Reichs-

schatz und die Kronjuwelen mit. Er war entschlossen, mit dem geraubten Gelde die Hülfe der Barbaren an der Donau-Grenze zu erkaufen; denn was lag ihm daran, wenn sein armes Land zugleich durch zwei furchtbare Feinde von verschiedenen Seiten her verwüstet ward! Nach seiner Entweichung thaten die Griechen das Klügste, was sie jetzt thun konnten: sie setzten den gestürzten Isaak wieder auf den Thron, und dieser ließ die Kreuzfahrer ersuchen, in Begleitung seines Sohnes als Freunde in die Stadt einzuziehen (19. Juli 1203). Die Letzteren waren jedoch nicht Willens, den Prinzen Alexius eher aus ihrer Gewalt zu geben, als bis die von ihm gemachten Versprechungen durch seinen Vater anerkannt wären. Der neue Kaiser mußte in seiner Lage alles gewähren, was man von ihm verlangte; er gestand zu, daß nach dem von seinem Sohne geschlossenen Vertrage das griechische Reich sich dem römischen Stuhle unterwerfe, hunderttausend Mark den Venetianern und ebensoviel den Franken zahle, den Kreuzfahrern ein ganzes Jahr lang die nöthigen Lebensmittel liefere, ihnen zehntausend Mann auf ein Jahr mitgebe und in Palästina für immer fünfhundert Reiter auf seine Kosten unterhalte. Hierauf rückten die Kreuzfahrer in Constantinopel ein. Sie verließen jedoch in Folge einer freundlichen Übereinkunft die Stadt schon nach einigen Tagen wieder, und nahmen ihre Quartiere in den jenseit des Hafens gelegenen Vorstädten, weil ihr längeres Verweilen nothwendiger Weise Zwistigkeiten mit den Griechen herbeigeführt hätte.

Isaak war auf dem Throne in größerer Noth, als vorher im Gefängniß; denn er konnte einerseits unmöglich erfüllen, was sein Sohn den Lateinern unbedachtsamer Weise versprochen hatte, und andererseits sich ohne die Hülfe derselben ebenso wenig gegen seine eigenen Unterthanen behaupten. Aus der letzteren Ursache bewog er auch die Kreuzfahrer und die venetianische Flotte, noch bis zum nächsten Frühjahr zu verweilen. Mit der Zahlung der versprochenen Summen ward sogleich der Anfang gemacht, und in kurzer Zeit war wenigstens soviel entrichtet, daß den Kreuzfahrern die den Venetianern für die Überfahrt gegebenen Gelder wieder ersetzt waren. Zwischen Alexius, den sein Vater zum Mitregenten angenommen hatte, und den Kreuzfahrern bestand das freundlichste Verhältniß: die Letzteren fanden stets am Hofe die ehrenvollste

und glänzendste Aufnahme, und der junge Kaiser besuchte die Grafen und Barone oft in ihren Quartieren, wo er zum großen Ärger seiner Landsleute nicht als Kaiser, sondern als Freund und Waffengefährte an ihren Gelagen Theil nahm, und sogar zugab, daß man mit seiner Krone Scherz triebe. Mit Hülfe des Markgrafen Bonifacius, des Grafen von St. Paul und anderer Fürsten trieb er seinen Oheim zurück, der bis Adrianopel vorgedrungen war, und unterwarf die Provinzen, welche ihm und seinem Vater noch nicht gehuldigt hatten. Lange konnte jedoch der Frieden zwischen den Abendländern und Byzantinern nicht bestehen bleiben, da die Ersteren zu sehr zu Gewaltthätigkeiten geneigt waren, und die Letzteren nicht nur noch immer den alten Haß gegen die Lateiner und ihre Ketzereien in sich trugen, sondern auch den Steuerdruck, der in Folge der geschlossenen Verträge unvermeidlich war, zu schmerzlich empfanden. Die Handelseifersucht der in Constantinopel ansässigen lateinischen Kaufleute fachte den unter der Asche glimmenden Funken bald zur Flamme an. Diese zahlreiche Klasse von Einwohnern sah schon längst mit neidischen Augen auf die vielen mohammedanischen Kaufleute der Stadt, die durch rastlose Thätigkeit ihren Reichthum zusehends vermehrten, und reizte in dem fanatischen Theil der Kreuzfahrer den Glaubenshaß gegen sie an. Eines Tages beschloß eine Schaar Pilger, die Moschee zu stürmen, welche nach einem Vertrage mit Saladin seit dreizehn Jahren in Constantinopel bestand; die Mohammedaner vertheidigten ihr Bethaus, und die Griechen leisteten ihnen dabei Hülfe. Es kam in der Stadt zu einem förmlichen Gefecht, die Franken zündeten mehrere Häuser an, und es entstand eine Feuersbrunst, welche acht Tage lang wüthete und einen sehr großen Theil der Stadt in Asche legte. Die Folge war unversöhnliche Feindschaft. Die Griechen erhoben sich mit Wuth gegen alles, was lateinisch hieß, und fünfzehntausend abendländische Handelsleute, welche in Constantinopel ansässig waren, mußten sich über den Hafen hinüber zu ihren Landsleuten flüchten. Zu derselben Zeit zerfielen auch die Anführer des Kreuzheeres mit dem alten Kaiser. Dieser war sehr übel daran: seine Landsleute schimpften auf ihn, weil er sie der Fremden wegen presse und peinige, und verfluchten seinen Sohn, weil er sie an die Lateiner und ihren ketzerischen Pabst

verkauft habe und im Verkehr mit ihnen die Würde des griechischen Namens verletze; die Kreuzfahrer dagegen klagten nicht allein, daß Alexius hochmüthig geworden sei und sie seltener besuche, sondern sie quälten auch beide Kaiser um das rückständige Geld, das ihnen, wie sie behaupteten, tückischer Weise vorenthalten werde. Der Grimm der trotzigen Abendländer ward endlich so groß, daß sie sechs Abgeordnete an den Kaiser schickten, welche ihn nachdrücklich zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten ermahnen und, im Fall er sich nicht füge, in aller Form herausfordern sollten. Der Auftrag war bei der in der Stadt herrschenden Erbitterung für die Abgeordneten gefährlich; sie führten ihn aber mit demselben Trotz aus, mit dem er ihnen ertheilt worden war.

Jetzt begannen die Feindseligkeiten von neuem, und der alte Kaiser, gegen den auch sein Bruder mit Bulgaren und Wlachen im Anzuge war, kam in die bedenklichste Lage. Er sah das Reich seinem unvermeidlichen Untergang entgegensinken, fluchte seinem thörigten Sohne, und ward endlich todtkrank, mußte aber noch erleben, daß das Volk gebieterisch die Erwählung eines neuen Kaisers mit Ausschluß der ganzen Familie Angelus forderte. Vergebens suchten Senatoren, Geistliche und Hofleute die Menge zu warnen und zurückzuhalten; sie wurden gezwungen, eine neue Wahl vorzunehmen, und da jedermann die gefährliche Würde zurückwies, so nöthigten sie dieselbe endlich einem jungen Manne von guter Familie, Nikolaus Kanabus, mit Gewalt auf. Unterdessen war Alexius, um sich zu behaupten, mit seinen alten Freunden, den Franken, insgeheim in Unterhandlung getreten; er beleidigte aber dadurch die Garde, die ihn seither beschützt hatte, und ward durch den Mann, dem er die Verhandlungen mit den Franken aufgetragen hatte, schändlich betrogen. Dies war Alexius V. Murzuflus, ein entfernter Anverwandter des kaiserlichen Hauses. Murzuflus gewann den Schatzmeister für sich, bestach die erbitterte Garde, machte in der Stadt bekannt, daß der Kaiser mit den Lateinern unterhandle, betrog diese durch Eidschwüre, lockte dann Alexius durch eine falsche Schreckensnachricht in der Nacht aus dem Palast, und ließ ihn erdrosseln. Der alte Kaiser starb gleich nachher; Nikolaus Kanabus aber ward auf Befehl des Thronräubers ergriffen und eingekerkert (1204). Murzuflus trat

zwar mit den Kreuzfahrern in Unterhandlung, es war aber beiden Theilen nicht ernst mit dem Frieden, da die Einen von Erbitterung, Geldverlegenheit und Raubsucht getrieben wurden, und der Andere durch Ausdauer die Lateiner zum Abzuge zu zwingen hoffte. Es entstand daher bald ein Kampf auf Leben und Tod, und in der gewissen Voraussetzung, daß das elende griechische Reich dem Angriffe der Abendländer erliegen werde, ward im März zwischen den Venetianern und den Rittern ein neuer Vertrag abgeschlossen, den die verschlagenen Handelsleute so einzurichten wußten, daß die Fäuste der wackeren Kämpfer ihnen allein dienten. Die Venetianer sollten von der Beute drei Viertel, die Ritter dagegen nur ein Viertel erhalten; nach der Einnahme der Stadt sollte von sechs Venetianern und sechs Kreuzfahrern ein Kaiser durch Stimmenmehrheit erwählt werden, und dieser den vierten Theil des griechischen Reiches zu eigen bekommen, während der Rest zwischen Venetianern und Kreuzfahrern getheilt werde; ferner sollten, wenn ein Venetianer zum Kaiser gewählt werde, die Geistlichen der Kreuzfahrer, wenn aber einer aus den Letzteren, die der Venetianer die katholische Kirche des Reiches einrichten und den Patriarchen derselben ernennen; endlich sollten die Venetianer im Genusse aller der Vorrechte und Freiheiten verbleiben, welche sie bisher im griechischen Reiche besessen hatten.

Murzuflus hatte die Befestigungswerke von Constantinopel ausbessern und die Mauern erhöhen lassen, und als die Lateiner am 9. April einen Sturm versuchten, wurden sie mit Verlust zurückgeschlagen. Am zwölften ward ein neuer Sturm unternommen. Da die Mauern der Landseite zu hoch waren, um von dorther in die Stadt eindringen zu können, so hatten die Kreuzfahrer beschlossen, von den Schiffen aus eine Schaar in die Stadt zu werfen und durch dieselbe dem harrenden Landheer ein Thor öffnen zu lassen, worauf dann bei einem auf gleicher Erde geführtem Kampfe am Siege der Franken nicht zu zweifeln war. Nachdem man lange vergebens versucht hatte, auf der Hafenseite Leitern an die Mauer zu bringen, trieb ein glücklicher Windstoß zwei Schiffe der Bischöfe von Troyes und Soissons so nahe an einen Thurm, daß von den Mastkörben aus eine Brücke auf die Mauer gelegt werden konnte; über diese drang die Mannschaft

der Schiffe in den Thurm ein, gleich nachher wurden noch fünfzehn andere Thürme beſetzt, und endlich der Abrede gemäß ein Thor der Landſeite geöffnet. Nun rückte das ganze Heer in die Stadt ein, und die Griechen wichen in verwirrter Flucht durch die Straßen zurück; die Lateiner fühlten aber ſelbſt, wie weit ihnen ihre Feinde an Zahl überlegen ſeien, und zogen ſich deshalb beim Einbruch der Nacht gegen den eroberten Theil der Mauer hin zurück. Die früher aus der Stadt entflohenen Franken dagegen benutzten den Augenblick der Beſtürzung, um Rache an den Griechen zu nehmen. Sie drangen durch die Straßen und mordeten Alles ohne Unterſchied. Die Verzweiflung gab den Griechen neue Kräfte, und um ſie abzuwehren, zündeten die Kreuzfahrer die Stadt zum dritten Male an. Das Feuer wüthete mehrere Tage hindurch, ganze Quartiere wurden in Aſche gelegt, und bei der Fackel dieſes Brandes raubten und mordeten die Sieger auch während der Nachtzeit. Schon in der erſten Nacht verzweifelten die Griechen an ihrer Sache; Tauſende flohen zu den Thoren hinaus, und der Kaiſer ſelbſt ergriff ebenfalls die Flucht. So hatten die Kreuzfahrer bei Anbruch des Tages die Freude, mit nur zwanzigtauſend Mann eine Stadt von viermalhunderttauſend Einwohnern ohne einen anderen Verluſt, als den eines einzigen Ritters, erobert zu haben. Auch von den Griechen verloren verhältnißmäßig nur wenige das Leben; deſto ſchrecklicher waren aber die Mishandlungen, welche ſie zu erdulden hatten. Die Barbarei, welche die Franken ſich gegen beſiegte Glaubensbrüder erlaubten, die thieriſche Rohheit, mit der ſie ihrer Sinnlichkeit die Zügel ſchießen ließen, die wilde Wuth, mit der ſie Heiliges und Unheiliges ſchändeten und den Gräuelthaten ſogar noch empörenden Hohn hinzufügten, alle dieſe Frevel waren nicht geringer, als das, was zweihundertfünfzig Jahre ſpäter die osmaniſchen Türken an derſelben Stelle verübten; und dieſe hatten doch wenigſtens die Entſchuldigung, daß ſie die eroberte Stadt als einen Hauptſitz des Unglaubens anſahen. Der Pabſt ſprach ſich in einem offenen Schreiben an das Heer ſehr erzürnt über einen ſo gräuelhaften Mißbrauch des Sieges aus, ertheilte aber am Ende doch für Dinge, die nicht mehr ungeſchehen zu machen waren, ſeine Abſolution. Die Beute der Sieger war unermeßlich; denn obgleich

eine beträchtliche Menge der geraubten Kostbarkeiten unterschlagen ward, so blieben doch noch viermalhunderttausend Mark zur Theilung übrig. Auch nahmen die Franken sehr viele Reliquien und Kostbarkeiten der Kirchen mit in die Heimath. Am wichtigsten aber war, daß damals viele Bildwerke aus Constantinopel nach dem westlichen Europa wanderten, und daß dadurch Künste und Gewerbe des Orients dem Occident ganz anders bekannt wurden, als sie es bisher gewesen waren; denn Häuser, Paläste und Kirchen der Lateiner wurden mit den geraubten Werken geschmückt. Besonders zierten die Venetianer ihren Marktplatz und ihr Rathhaus mit dem Glanze von Constantinopel; unter Andern ward eines der größten Kunstwerke des Alterthums, die auf dem Hauptthor der Markuskirche stehenden vier Pferde, damals aus der Hauptstadt des Ostens nach Venedig gebracht.

5. Das lateinische Reich in Constantinopel.

Dandolo und die Kreuzfahrer gründeten nach der Einnahme von Constantinopel ein Reich, welches ebenso, wie das hundert Jahre früher in Jerusalem gestiftete Reich der Abendländer, durch die Waffen französischer Ritter erobert worden war, aber ebenso wenig, wie dieses, auf die Dauer bestehen konnte. Da man die Art, wie das griechische Reich zwischen den Venetianern und den Kreuzfahrern getheilt werden sollte, schon vorher festgesetzt hatte, so war die erste Frage, wer den leeren Titel eines Kaisers und die Sklaverei einer Herrschaft, die sich unmöglich behaupten ließ, erhalten sollte. Die Entscheidung dieser Frage hing im Grunde von den Venetianern ab, weil sie vertragsmäßig die Hälfte der Wähler stellten. Sie waren jedoch zu klug, als daß sie ihren Dogen hätten wählen sollen; sie wollten nur den Vortheil, nicht die Last der gemachten Eroberung haben. Von den Kreuzfahrern aber waren nur zwei im Stande, sich um die Würde zu bewerben und sie zu behaupten, der Oberanführer der verbündeten Ritter, Bonifacius von Montferrat, und der mächtigste Fürst unter ihnen, Balduin von Flandern. Bei der Gründung des Reiches Jerusalem hatte in einem ganz ähnlichen Falle die Wahl des Königs den großen Nachtheil gehabt, daß Raimund von Toulouse, welcher gern König geworden wäre, nach der Ernennung Gottfried's von

Bouillon eine verderbliche Widersetzlichkeit zeigte, welche die meisten Ritter zur Rückkehr nach Europa bewog und dadurch dem neuen Reiche gleich anfangs große Gefahren bereitete. Dem wollte man in Constantinopel vorbeugen; Balduin und Bonifacius wurden daher genöthigt, einen Vertrag mit einander zu schließen, nach welchem derjenige von ihnen, der nicht Kaiser werden würde, alles griechische Land in Asien und die Insel Kandia (Kreta) erhalten und dafür den Anderen im Voraus als seinen Oberlehensherrn anerkennen sollte. Nachdem diese kluge Vorkehrung getroffen worden war, wurde die Wahl vorgenommen. Man hätte denken sollen, daß sie auf Bonifacius gefallen wäre, weil dieser bisher die Oberanführung gehabt hatte, und außerdem nicht allein von den Griechen am meisten gewünscht wurde, sondern auch unter allen Fürsten des Kreuzheeres am meisten Talent für Administration besessen zu haben scheint. Allein die Venetianer waren ihm entgegen, vermuthlich weil die Insel Kandia dem Nichtgewählten zugesprochen worden war und Balduin mit seinen rüstigen flandrischen Seeleuten dieselbe wohl behauptet haben würde, während von Bonifacius zu erwarten war, daß er sie gern den Venetianern abtreten werde. Balduin ward also (9. Mai 1204) zum Kaiser erwählt und dann mit aller Pracht des Orients und Occidents gekrönt. Gleich nachher nahmen die Venetianer, dem Vertrage gemäß, die Wahl eines Patriarchen vor, und erhoben den Geistlichen Thomas Morosini, der einem ihrer vornehmen Geschlechter angehörte, zu dieser Würde. Bei der Theilung des Reiches, welche nachher Statt fand, erhielt der Kaiser die Stadt Constantinopel mit Ausnahme eines sehr großen den Venetianern überlassenen Quartiers und das Land Romanien als den in jenem Vertrage zu seinem unmittelbaren Besitze bestimmten vierten Theil des Reiches. Das Übrige fiel als ein Lehen der Krone den Venetianern und den Rittern zu gleichen Theilen zu, und die Ersteren fügten seitdem dem Titel ihres Dogen den Zusatz bei: Beherrscher von anderthalb Viertheilen des römischen Reiches. Sie waren schlau genug, sich die besten Provinzen zuzueignen, und erkauften gleich nachher von Bonifacius auch die Insel Kandia für eine unbedeutende Summe. Überhaupt kam die Eroberung des griechischen Reiches ihnen allein zu Statten, so wie sie allein es verstanden, ihre Be-

sitzungen zu behaupten und nutzbar zu machen. In dem ihnen zugefallenen Theile von Constantinopel verbanden sie auf eine sehr kluge Weise die Sorge für die Erhaltung ihres Einflusses mit der bürgerlichen Freiheit, welche damals die gewerbtreibende Klasse der Italiäner sowohl in der Heimath, als auch in den von ihr gegründeten Colonien in Anspruch nahm. Die Venetianer gaben nämlich ihren Unterthanen in Constantinopel eine republikanische Verfassung mit allgemeinen Volksversammlungen und mit einer frei gewählten Municipalbehörde, welche in einen großen und einen kleinen Rath zerfiel und allen anderen Obrigkeiten vorgesetzt war; allein ganz oben an der Spitze stand ein Podesta oder Schultheiß, der von der Republik Venedig gesandt war und blos ihren Befehlen zu gehorchen hatte. Als Civilrecht nahmen die Venetianer ebenso, wie das neue Kaiserreich von Constantinopel, das unter ähnlichen Verhältnissen entstandene Gesetzbuch des Königreichs Jerusalem an, als Seerecht aber die ursprünglich von Barcellona ausgegangenen Gesetze, welche seit kurzem auch in den italiänischen Seestaaten Eingang gefunden hatten, und nachher unter dem Namen des Consolato del Mare in allen Meeren des Ostens eingeführt wurden. Es würde die größte Ungerechtigkeit sein, wenn man nicht zum Ruhm der Venetianer hinzufügte, daß sie in ihrer constantinopolitanischen Pflanzstadt die Zierden des alten Griechenlands, Recht, Gesetz und Bürgerfreiheit, welche seit fünfzehnhundert Jahren geschwunden waren, wieder ins Leben riefen. Auch in allen ihren übrigen griechischen Besitzungen erweckten und belebten sie durch ihre Einrichtungen den Bürgersinn, die Vaterlandsliebe, den Ackerbau, den Kunstfleiß und die Betriebsamkeit, und erlangten dadurch den großen Vortheil, daß ihre Colonieen sich selbst vertheidigten. Übrigens unterwarfen die Venetianer keineswegs alle ihnen zugefallenen oder später noch erworbenen Länder ihrer unmittelbaren Herrschaft, sondern sie nahmen auch französische Ritter und mächtige Griechen, die ihren Schutz suchten, als Vasallen an, und sahen es gern, daß ihre eigenen Nobili's im griechischen Reich Eroberungen machten und als Vasallen der Republik auf Inseln und in Küstenstädten Feudalherrschaften gründeten. Zwanzig Jahre nach der Eroberung von Constantinopel sollen sie sogar berathschlagt haben, ob es

nicht besser sei, den Sitz ihres Staates nach Griechenland zu verlegen; sie fanden aber damals für besser, durch zahlreiche Colonisten, die sie dahin sandten, ihre Herrschaft in jenen Gegenden zu befestigen und zu erweitern.

Während die Venetianer, deren großer Doge Heinrich Dandolo im Jahre 1205 zu Constantinopel starb, sich aus den Trümmern des byzantinischen Reiches die Grundlagen einer Weltmacht schufen, war das neu gestiftete lateinische Kaiserthum vom ersten Anfang an eine bloße Schattengestalt, und ging, wie das Königthum Jerusalem, mit schnellen Schritten seinem Untergang entgegen. Der Kaiser war nichts weiter als der Anführer einer Bundesmacht, der nur durch persönliche Tüchtigkeit im Kampfe ein Ansehen erkangen und behaupten konnte. Bei allen Beschlüssen war er an die Zustimmung der Venetianer und des aus den Großen bestehenden Reichsrathes gebunden; im Fall eines Zwistes mit den Letzteren mußte er sich einem von ihnen und den Venetianern ernannten Schiedsgerichte unterwerfen; die Lehensträger seines Reiches, sowohl die venetianischen als die französischen, hatten ihm nur vom 24. Juni bis zum 29. September die Heeresfolge zu leisten, und selbst dann war ein Theil derselben von dieser Verpflichtung gesetzlich frei. Das Reich bestand aus einer Menge größerer und kleinerer Herrschaften, deren Besitzer zum Theil bald mächtiger als der Kaiser wurden und sich der Abhängigkeit von ihm entzogen. Bonifacius von Montferat, welcher gleich anfangs die ihm in Kleinasien angewiesenen Länder mit dem sogenannten Königreich Thessalonich vertauscht hatte, besaß den größten Theil von Macedonien und Thessalien, und breitete sich bald bis nach dem Peloponnes hin aus. Nach seinem Tode schufen sich Gottfried von Villehardouin, des gleichnamigen Marschalls Neffe, von Korinth aus und der Burgunder Otto de la Roche von Athen aus bedeutende Fürstenthümer im eigentlichen Griechenland. Jeder Ritter, der eine Schaar um sich vereinigen konnte, besetzte irgend eine Stadt oder einen Berg, wo er sein altes Räuberhandwerk bequemer, als in den vaterländischen Wäldern, treiben zu können hoffte. Diese größeren und kleineren Dynasten erkannten in der Regel kein anderes Recht an, als das des Schwertes. Besonders litten die Griechen durch den rohen Übermuth derselben. Sie wurden von

den Rittern und ihren Leuten ungefähr ebenso behandelt, wie ihre Nachkommen von den osmanischen Türken. Diese wilden, trotzigen Herren des Landes übten, selbst wenn sie im Dienste des Kaisers auszogen, Gräuel und Verwüstung gegen die Person und das Eigenthum der Griechen und gegen die Kunstwerke des Landes, die unter Alexius III. schon durch die Kaiserin selbst und nachher bei der Einnahme von Constantinopel durch die Kreuzfahrer so viel gelitten hatten. Zu den Eroberern des Landes kamen aus dem Abendlande andere Abenteurer, welche bei dem Kaiser, bei den Venetianern, bei den vielen Herren des Landes, ja sogar bei den griechischen Herrschern, die sich aufgeworfen hatten, Dienste nahmen, und mit ihrer Beute die Verwandten daheim bereicherten, die dann von dem Gelde des Ostens jene großen und fast unzerstörbaren Klöster, Kirchen und Burgen erbauten. Neben den vielen fränkischen Herren gründeten hie und da auch einzelne Griechen größere oder kleinere Herrschaften; diese waren aber unter sich uneinig, und behandelten ihre Unterthanen nicht besser, als die abendländischen Raubritter oder als heut' zu Tage die türkischen Pascha's. Leo Sgurus setzte sich in Korinth, Argos, Nauplia und Theben fest, sein Nachfolger ward aber 1210 durch Gottfried von Villehardouin und durch Otto de la Roche vertrieben. In Epirus gründete Michael Komnenus, ein Anverwandter der gestürzten Kaiserfamilie, ein Fürstenthum. In Thracien behaupteten sich einige Städte unabhängig. In Trapezunt schuf Alexius I., ein Enkel des Abenteurers Andronikus I., unter dem Titel eines Kaisers ein neues griechisches Reich. In Nicäa endlich herrschte der tapfere Theodor Laskaris I., ein Schwiegersohn des Kaisers Alexius III., der am Tage der Eroberung von Constantinopel an des entflohenen Murzuflus Stelle zum Kaiser erwählt worden war, aber wenige Stunden nachher die Flucht hatte ergreifen müssen. Er wandte sich damals nach Kleinasien, zog die edelsten und tapfersten Griechen, sowie viele lateinischen Abenteurer an sich, und stiftete in und um Nicäa ein Reich, das er zu behaupten und auf seine Nachkommen zu vererben wußte.

Wenden wir uns von der Betrachtung des Zustandes im Allgemeinen zu dem Gange der Dinge im Einzelnen, so sehen wir schon die Regierung des ersten Kaisers mit einem heftigen Streit

zwischen ihm und dem mächtigsten seiner Vasallen, Bonifacius von Montferrat, beginnen. Balduin wollte dem Letzteren den Besitz der Stadt Thessalonich nicht unbedingt zugestehen, und es würde darüber zu einem blutigen Kriege zwischen Beiden gekommen sein, wenn es nicht dem gewandten Gottfried von Villehardouin gelungen wäre, den Streit zu schlichten. Um dieselbe Zeit richtete Balduin seine Waffen gegen die beiden griechischen Kaiser, Alexius III. und Murzuflus, die sich nach dem Norden des Reiches gewendet hatten. Mit leichter Mühe vertrieb er den Letzteren aus den von ihm besetzten Städten Romaniens, und der flüchtige Murzuflus sah sich genöthigt, bei Alexius Hülfe zu suchen. Er hoffte eine freundliche Aufnahme zu finden, weil er sich gleich nach seinem Thronraube mit einer Tochter des Alexius vermählt hatte, freilich ohne den Vater um seine Einwilligung zu befragen; Alexius benutzte aber dieses Verhältniß, um sich seines Nebenbuhlers hinterlistig zu entledigen. Er lockte ihn mit erheuchelter Freundschaft in sein Lager, ließ ihn dann der Augen berauben, und zog seine Leute an sich. Geblendet und verlassen suchte sich Murzuflus nach Asien zu retten, fiel unterwegs den Lateinern in die Hände, und wurde als Mörder des ihnen befreundeten Kaisers Alexius IV. in Constantinopel hingerichtet (1204). Sein Schwiegervater und Gegenkaiser fand es unmöglich, den Lateinern die Spitze zu bieten, und wandte sich zuerst an Leo Sgurus; er gerieth nachher in die Gefangenschaft der Lateiner, ward von Michael Komnenus, dem Beherrscher von Epirus, losgekauft, überwarf sich mit demselben, und fand, da sein Schwiegersohn Theodor Laskaris in Nicäa nichts von ihm wissen wollte, beim Sultan von Ikonium eine Zufluchtsstätte. Dieser benutzte die Gelegenheit, um sein Gebiet auf Kosten des Kaisers Theodor Laskaris zu erweitern, er ward aber völlig geschlagen (1210), und Alexius selbst fiel in die Gewalt seines Schwiegersohnes, der ihn in ein Kloster einsperrte, in welchem er dann starb. Er erwarb sich, ohne es zu wissen, nach einem Leben voller Jämmerlichkeiten wenigstens noch in den letzten Tagen ein Verdienst um seine Nation; denn durch Theodor Laskaris glücklichen Krieg mit den Türken von Ikonium, den er veranlaßte, erhielt jener in Asien völlig freie Hand, und konnte sich seitdem mit seiner ganzen Macht gegen die Lateiner wenden.

Der lateinische Kaiser Balduin endete noch weit unglücklicher, als sein abgesetzter griechischer Vorgänger. Die Griechen in Thracien sehnten sich bei dem harten Drucke, der auf ihnen lastete, nach Rettung, und als die Lateiner sich zerstreuten und Balduin seinen Bruder Heinrich nach Asien schickte, hielten sie den Augenblick für günstig, um das lateinische Joch abzuwerfen. Sie suchten bei ihren ärgsten Feinden, den Wlachen, Bulgaren und Kumanen, Hülfe, und nachdem sie den König derselben, Johann I., zu einem Einfall in das Reich bewogen hatten, erhoben sie sich mit grausamer Wuth gegen ihre Unterdrücker. Auf die Nachricht davon eilte Balduin, obgleich er damals nur über hundertvierzig Ritter verfügen konnte, mit dieser geringen Macht, an welche sich der alte Doge Dandolo mit einem kleinen Heere anschloß, gegen die Stadt Adrianopel, den Hauptsitz der Empörung. Anstatt nun bis zur Ankunft der Verstärkungen zu warten, begann er die Belagerung, und sah sich alsbald von dem viel zahlreicheren Heere der Bulgaren eingeschlossen. In unbedachtsamer Tapferkeit ließ er sich darauf mit einem Theile der Seinigen durch eine gewöhnliche Kriegslist der Kumanen verlocken, den zerstreut fliehenden Feinden nachzusetzen. Nach zwei Stunden wandten sich die leicht bewaffneten kumanischen Reiter plötzlich um, fielen über die ermüdete Schaar der bepanzerten Ritter her, vernichteten sie fast gänzlich und nahmen den Kaiser Balduin gefangen (1205). Nur sehr wenige Ritter retteten sich zu ihren Landsleuten, welche vor Adrianopel zurückgeblieben waren. Diese machten darauf, von einer ungeheueren Zahl Feinde verfolgt, unter Gottfried von Villehardouin's Führung einen meisterhaften Rückzug, und nie zeigte sich vielleicht, wenn man Cortez und Pizarro's Thaten in Amerika ausnimmt, die Überlegenheit der ritterlich Gerüsteten, ihre Übung in den Waffen und ihr unüberwindlicher Muth in einem glänzenderen Lichte, als damals. Freilich hatte auch Gottfried's Weisheit und Besonnenheit einen Antheil an dieser Ehre. Die unzählbaren Schaaren der Bulgaren, Wlachen, Kumanen und Griechen wagten nicht einmal einen Angriff auf die weichenden Ritter. Doch überschwemmten sie die nördlichen Provinzen des Reiches, und streiften verwüstend bis zu den Mauern der Hauptstadt. Hier herrschte große Noth, weil es an Streitern fehlte. Vergebens suchte man

siebentausend Kreuzfahrer, welche gerade damals über Constantinopel nach Hause zurückkehrten, zum Bleiben zu bewegen. Es wurden daher nicht nur Abgeordnete mit flehenden Briefen nach Frankreich geschickt, um neue Streitkräfte aus Europa herbeizuführen, sondern auch des Kaisers Bruder, Heinrich, schnell aus Asien zurückgerufen und zum Bail oder Reichsverweser ernannt. Dieser erschien, und bot mit seiner geringen Mannschaft Alles auf, um dem Übel zu steuern. Auch Bonifacius eilte aus dem Peloponnes herbei, und suchte seine von den Barbaren verheerten nördlichen Staaten zu retten. Acht Monate wütheten die Kumanen wie wilde Thiere im Lande, und machten keinen Unterschied zwischen Griechen und Lateinern. Endlich (August 1206) gelang es dem neuen Herrscher, sie zu schlagen; jetzt ließ aber der Bulgaren-Fürst Johann seinen Grimm auf eine kannibalische Weise an dem gefangenen Kaiser aus. Für diesen hatte sich der Pabst, Innocenz III., gleich anfangs nachdrücklich verwendet; er hatte dem Fürsten der Barbaren früher durch Anerkennung des Königstitels das Ansehen eines ordentlichen Regenten verliehen, und gründete darauf das Recht, ihm wegen des Angriffs der Lateiner Vorwürfe zu machen und die Freilassung des Kaisers zu fordern. Johann aber, der in seiner Kanzlei offenbar ebenso geschickte Leute hatte, als der Pabst in der seinigen, wußte diesem auf eine sehr gewandte Weise auszuweichen. Jetzt ließ er in seinem Zorne dem Kaiser Arme und Beine abhauen und ihn dann in einen tiefen Graben werfen, wo er erst am dritten Tage, von den Raubvögeln bei lebendigem Leibe aufgezehrt, seine Seele aushauchte.

Sobald die Lateiner die sichere Kunde von Balduin's Tod erhalten hatten, wählten sie einstimmig den Bruder desselben, Heinrich, zu ihrem König (1206). Dieser zeigte von Anfang an Talente, welche die undankbare Geschichte niemals nach Gebühr gepriesen hat. Er bewährte sie auf eine um so glänzendere Weise, da die Venetianer nur für sich sorgten und die Sorge für die Vertheidigung des Reiches auf dem Kaiser allein lasten ließen. Heinrich knüpfte zuerst durch eine Heirathsverbindung den mächtigsten Vasallen des Reichs, Bonifacius von Montferrat, an sich, welcher bald nachher im Kampf mit den Kumanen und Wlachen den Heldentod starb. Dann fiel er in das Land der Barbaren

ein, und vereitelte die Folgen, welche ein zwischen Johann und Theodor Laskaris geschlossenes Bündniß hätte haben können. Nachher hintertrieb er durch unglaubliche Anstrengungen die beabsichtigte Verbindung des Letzteren mit Leo Sgurus. Hierauf verhalf er der Wittwe des Bonifacius, die durch einen Grafen aus dem mailändischen Hause Blandrate verdrängt worden war, zu ihrem Rechte. Vor Allem aber nahm er sich der von seinem Bruder zurückgestoßenen griechischen Unterthanen an, er behandelte sie mit niederdeutscher Biederkeit, verlieh ihnen die Freiheiten und Rechte der Lateiner, und schützte sie kräftig im Genusse derselben. Er gewährte ihren Edlen Zutritt am Hofe, nahm sie in das Heer auf, gab ihnen Ämter, und vertheidigte zu ihren Gunsten das Recht der Gewissensfreiheit gegen den päbstlichen Legaten. Dieser hatte, um die Griechen zur Annahme des katholischen Cultus zu zwingen, ihre Kirchen und Klöster schließen und ihre Geistlichen in Fesseln legen lassen; der Kaiser wehrte aber der Gewaltthätigkeit des Legaten, und gestattete den Griechen im ganzen Reiche die völlig freie Ausübung ihres Gottesdienstes. Die Griechen dienten dafür dem Kaiser gern gegen den Samen ihrer alten Tyrannen, während die gierigen Krieger aus dem Abendlande größtentheils zu Theodor Laskaris strömten, der sie besser bezahlte, so daß also sonderbarer Weise jeder der beiden Kaiser den anderen mit Sprach- und Stammgenossen desselben bekriegte. Während Heinrich mit Klugheit, Gerechtigkeit und Muth sein Reich im Inneren und an den Grenzen schützte, bediente er sich des Pabstes Innocenz, um neue Schaaren aus dem Abendlande herbeizuziehen und seine Barone, wie seine Geistlichkeit zur Unterstützung seiner Plane zu bewegen. Mit ebendemselben Pabste unterhielt der schlaue Theodor Laskaris eine Correspondenz, damit Innocenz ihm das Recrutiren aus dem Occident nicht störe; als ihn dieser aber durch freundliche Briefe zur Unterwerfung unter Heinrich bewegen wollte, hatte der fromme Sohn für die Ermahnungen des heiligen Vaters kein Ohr. Übrigens läßt sich bei der Gelegenheit der umfassende Geist und die ganz außerordentliche Thätigkeit dieses Pabstes recht anschaulich machen. Innocenz schickte, wie man aus den von ihm hinterlassenen Briefen sieht, nach allen Orten und Enden des griechischen Reiches seine Schreiben, nahm die Geistlichen gegen die Raubsucht

der Herren und ihrer Soldaten, die Griechen gegen die Lateiner und diese gegen jene in Schutz, schärfte Allen die Verordnungen der Regierung ein und bekräftigte alle Verträge. Bedenkt man nun, daß dies gerade während der blutigen in Frankreich ausgebrochenen Albigenser Unruhen geschah, welche die ganze Aufmerksamkeit des Pabstes in Anspruch nahmen, daß er damals die wichtigen Streitigkeiten mit dem englischen König Johann ohne Land hatte, die mit der Demüthigung desselben endigten, und daß er zu der nämlichen Zeit mit der größten Anstrengung der überhand nehmenden Aristotelischen Philosophie entgegen arbeitete: so wird man sich eine Vorstellung von einem Geiste machen, der solchen Geschäften mit der ganzen Welt gewachsen war.

Heinrich ward in seinen edlen Anstrengungen vom Glücke gekrönt. Im Peloponnes wurde die von Leo Sgurus gegründete Herrschaft von Gottfried von Villehardouin und Otto de la Roche vernichtet, und im Norden befreite das Schicksal die Griechen und Lateiner von dem grausamen Bulgaren-König Johann (1207); sein Nachfolger schloß Frieden und Freundschaft mit Heinrich. Furchtbar blieben dem ohnmächtigen Kaiserthum nur noch Theodor Laskaris von Nicäa und Michael Komnenus von Epirus. Der Erstere war ebenso schlau, als tapfer und ein Meister der Kriegskunst. Er wußte seiner Herrschaft eine Festigkeit zu verleihen, an welche im lateinischen Reiche nicht zu denken war. Mit ihm schloß Heinrich 1214 einen Frieden, der bis über die Zeit seines Todes hinaus nicht gebrochen wurde. Mit Michael von Epirus dagegen, welcher unter dem Titel Despot (Gebieter) über dieses Land und das benachbarte Arkananien und Aetolien herrschte, blieb Heinrich beständig in Feindschaft. Nur ein einziges Mal, in einem Augenblick der Verlegenheit, huldigte Michael dem lateinischen Kaiser; er brach aber schon im nächsten Jahre (1210), als er seine Rechnung dabei zu finden hoffte, den Frieden wieder, und begann seine Feindseligkeit mit schrecklichen Gräuel. Er überfiel plötzlich den älteren Gottfried von Villehardouin und hundert andere Ritter, nahm sie gefangen, ließ den Ersteren ans Kreuz schlagen und die Letzteren im Kerker mishandeln, und brach dann raubend, brennend und mordend in das Gebiet der Lateiner ein. Aus wohl berechneter Politik eröffnete er den Mönchen und Prie-

stern seiner Glaubensgenossen, so lange sie vom päbstlichen Legaten verfolgt wurden, eine Freistätte in seinem Reiche, und kurz vor seinem Tode (1216) rief er seinen Halbbruder Theodor zu sich, der sich in Laskaris Schule zu einem tüchtigen Kriegsmann gebildet hatte, und als Despot von Epirus nur zu bald zeigte, was er unter der militärischen Regierung des Kaisers von Nicäa gelernt hatte. Theodor begann seine glänzende Laufbahn als Herrscher mit Eroberungen in Thessalien und Illyrien. Der Kaiser Heinrich brach selbst gegen ihn auf, erkrankte aber unterwegs und starb im Sommer 1216 zu Thessalonich. Sein Tod war für das lateinische Kaiserreich ein um so größeres Unglück, da wenige Wochen nachher auch der für die neue Erwerbung des heiligen Stuhles im Osten unermüdet thätige Pabst Innocenz III. starb.

Kaiser Heinrich hinterließ keine Kinder. Nach der allen germanischen Völkern seit ihrer Urzeit anhängenden Sitte, ihre Fürsten nach dem Blute zu wählen, ernannten die Großen des Reiches den nächsten Anverwandten der beiden letzten Kaiser zum Oberhaupte des Reiches. Dies war der mit Balduin's und Heinrich's Schwester Jolantha vermählte und zugleich mit der französischen Königsfamilie und dem in Deutschland herrschenden Kaiserhause sehr nahe Verwandte Graf von Namür, Peter von Courtenay. Der neue Kaiser war so arm, daß er, um in Constantinopel mit einem anständigen Gefolge erscheinen zu können, einen Theil seiner Güter verkaufen mußte, und auch dann noch nicht einmal im Stande war, die Kosten der Überfahrt zu bestreiten. Er wandte sich an die Venetianer, welche seine Gemahlin mit ihren Töchtern nach Constantinopel brachten, und seine eigene Überfahrt benutzten, um die ihnen durch Theodor von Epirus entrissene Stadt Durazzo zu erobern. Diese Unternehmung mißglückte, und als Peter in Begleitung des päbstlichen Legaten zu Lande weiter reisen wollte, gerieth er nebst diesem in die Gefangenschaft jenes Despoten. Weder der Pabst noch die Venetianer bekümmerten sich um den gefangenen Kaiser mehr, als eben die Schicklichkeit forderte. Die Letzteren folgten in diesem, wie in allen anderen Fällen nur ihrer Handelspolitik. Wer ihren Handel begünstigte, Heide, Jude, Türke oder Grieche, war ihr Freund; wer ihn hinderte, ward von ihnen, wenn er auch Bruder oder Pabst war, als Feind angesehen.

Diesem Grundsatze gemäß standen sie sogar mit Theodor Laskaris von Nicäa und mit dem türkischen Sultan von Ikonium in Bunde, obgleich sie ihre Übereinkunft mit Beiden des Anstandes halber nicht Frieden, sondern Waffenstillstand genannt hatten. Daher hatten sie denn auch in allen Häfen des schwarzen Meeres und der kleinasiatischen, syrischen und egyptischen Küste ebenso, wie in Spanien, Frankreich, Flandern und England, nicht nur den Hauptantheil am Handelsverkehr, sondern auch ihr eigenes Handelsgericht, Recht und Gesetz und einen Bailo oder Consul, der mit Hinzuziehung von zwei Nobili's und in wichtigeren Fällen mit der Zustimmung eines größeren Rathes über die anwesenden Venetianer und ihren Handel zu entscheiden hatte. Wie hätten sie jetzt der bloßen Person eines Kaisers zu Liebe von ihren eigennützigen Grundsätzen abweichen und für Peter's Befreiung einen ernsten Schritt thun mögen? Auf dieselbe Weise verfuhr der Pabst Honorius III. Er schrieb an Theodor, suchte ihm zu beweisen, wie unpolitisch es sei, daß er die zwischen seinem Vorgänger und dem römischen Hofe unterhaltene Verbindung abgebrochen habe, beschwerte sich über die treulose Art, wie sein Legat und der Kaiser Peter gefangen worden seien, und forderte den Ersteren zurück, gedachte aber der Freilassung des Letzteren mit keinem Worte. Es geschah für den unglücklichen Kaiser, der bis zu seinem Tode gefangen blieb, so wenig, daß wir nicht einmal wissen, wann er gestorben ist. Den Legaten gab Theodor frei, sobald der Pabst viele Tausende zu einem Glaubenszuge gegen ihn hatte zusammenpredigen lassen, und um den drohenden Sturm zu beschwören, stellte er sich sogar, als wenn er zur römischen Kirche übertreten wolle. Der Pabst, nur von seinem eigenen Vortheil geleitet, ließ sich durch den schlauen Despoten täuschen, und zwang die Kreuzfahrer durch Androhung des Bannes, jede Feindseligkeit gegen Theodor zu unterlassen.

Die Barone des lateinischen Reiches wählten, sobald man sichere Kunde von Peter's Tod hatte, seinen ältesten Bruder, Philipp von Namür, zum Kaiser (1210). Dieser wies jedoch die leere Ehre zurück. Die an ihn abgeschickten Gesandten bewogen darauf seinen jüngeren Bruder, Robert, die Kaiserwürde anzunehmen. Als dieser kaum den Thron bestiegen hatte (1221),

ward die Lage des Reiches schwieriger und schlimmer, als sie je zuvor gewesen war. Theodor von Epirus vertrieb den Sohn des Markgrafen Bonifacius von Montferrat aus allen seinen Besitzungen, unterwarf sich ganz Thessalien, Macedonien und Thracien bis nach Adrianopel hin, und nahm den Titel eines Kaisers von Griechenland an (1222). Im Osten schien anfangs der Frieden dauernd befestigt zu werden, weil Theodor Laskaris nicht allein zwei Jahre vorher Robert's Schwester zur Gemahlin genommen hatte, sondern auch ihm selbst gleich nach seiner Ankunft in Constantinopel eine seiner Töchter verlobte; allein schon im folgenden Jahre (1222) starb Theodor Laskaris, und sein Tod änderte die ganze Lage der Dinge. Der Gemahl seiner ältesten Tochter, Johann Vatatzes, der ihm in der Regierung folgte, nahm ein neues politisches System an, und hob deshalb sogleich jene Verlobung auf. Er knüpfte das Band mit den Venetianern fester, bis er sich eine Flotte geschaffen hatte; dann besetzte er eine Insel und Küstenstadt des lateinischen Reichs nach der anderen, und schiffte an unbewachten Stellen des festen Landes unerwartet Truppen aus, welche erobernd in das Innere einbrachen. Im Gedränge zwischen Vatatzes und Theodor von Epirus suchte Robert durch die Vermittelung des Pabstes Hülfe von den abendländischen Christen zu erhalten. Honorius III. that für ihn zwar, was er konnte: er verbot allen Christen bei Strafe des Bannes, in Theodor's Dienste zu treten, und ertheilte allen denen, welche nach Constantinopel gingen, denselben Ablaß, welcher den nach Jerusalem Pilgernden zu Theil ward; Beides äußerte aber keine Wirkung, weil ein kurz vorher verunglückter Kreuzzug nach Egypten die Abendländer gegen den Pabst und päbstliche Kriegszüge mistrauisch gemacht hatte. Zum Glück für das lateinische Reich, welches damals seinem Untergange nahe gebracht war, geriethen die beiden griechischen Kaiser unter einander selbst in Feindschaft. Hätte Robert diesen Umstand zu benutzen verstanden, so würde er dem sinkenden Reiche wieder aufgeholfen haben; er war aber ein roher, tölpischer Mann, der seiner ungezügelten Leidenschaft folgte und nicht einmal im eigenen Palaste Herr zu sein vermochte. Aus Verdruß über die Widerspenstigkeit seiner Diener und Beamten überließ er das griechische Reich seinem Schicksale, ging nach Rom,

und starb, als er auf den Rath des Pabstes nach Constantinopel zurückreiste (1228).

Der dritte Sohn Peter's von Courtenay, Balduin II., war bei Robert's Tod erst elf Jahre alt. Man ließ ihn zwar als Herrn gelten, sah sich aber nach einem Manne um, der das Steuer des Reiches und das Schlachtschwert führen könnte. Diesen glaubte man, wahrscheinlich nach Anleitung des Pabstes, in dem Grafen Johann von Brienne zu finden, welcher um 1208 König von Jerusalem geworden, und 1223 nach Italien gekommen war, wo er seine Tochter mit dem Kaiser Friedrich II. vermählt hatte. Als Friedrich dann den Titel und die Rechte eines Königs von Jerusalem annahm, gerieth er in die heftigste Feindschaft mit ihm. Johann hatte, als man ihn nach Constantinopel rief, zwar schon ein Alter von achtzig Jahren, er besaß aber noch die ihm angeborene außerordentliche Thätigkeit und Körperkraft, und hatte sich als König von Jerusalem wenigstens die Fähigkeit erworben, an der Spitze einer Feudalritterschaft zu stehen und ein von allen Seiten bedrohtes Land zu vertheidigen. Der Antrag der Barone des lateinischen Kaiserthums war ihm willkommen, weil er nach der Rückkehr seines Schwiegersohnes aus Palästina nicht wohl in Italien bleiben konnte. Nach dem mit den Ständen geschlossenen Vertrag sollte er die Regierung als wirklicher Kaiser führen, seine zweite Tochter mit Balduin verloben und diesen als seinen Nachfolger anerkennen. Er fand in Constantinopel eine erschöpfte Schatzkammer, leere Magazine, Anarchie unter den Lateinern und Treulosigkeit bei den Griechen, selbst bei denen, welche von Heinrich und Robert mit Wohlthaten überhäuft worden waren. Er konnte daher in der ersten Zeit nichts unternehmen, und mußte sogar aus Geldmangel einen bedeutenden Theil des Söldnerheeres entlassen, das er in Italien und Frankreich geworben und mit nach Griechenland gebracht hatte. Endlich nöthigten ihn seine Unterthanen, den Frieden mit Nicäa zu brechen und einen Feldzug nach Kleinasien zu machen. Er konnte aber mit seinen schwachen Kräften nichts ausrichten, und veranlaßte durch seinen Angriff eine enge Verbindung des griechischen Kaisers mit dem Bulgaren-König, Johann Asan. Beide Feinde griffen darauf mit ihrer ganzen vereinigten Macht zweimal nach einander Constantinopel an. Das erste Mal

befanden sich blos hundertundsechzig eigentliche Ritter in der Stadt, und nur die außerordentliche Tapferkeit Johann's, welcher, statt sich zu vertheidigen, einen kühnen Ausfall machte, rettete die Hauptstadt und mit ihr das Reich. Das zweite Mal waren die Belagerten zwar von Vasallen und Bundesgenossen unterstützt, aber auch diesmal stritt der alte Kaiser wie ein Held. Gleich nachher brach zum Glück für die Lateiner zwischen ihren beiden Gegnern eine heftige Zwietracht aus, und der Bulgaren-König verbündete sich sogar mit seinen seitherigen Feinden. Ein Jahr nach der letzten Belagerung von Constantinopel starb Johann, und hinterließ das Reich ungefähr in demselben Zustande, in welchem er es bei seiner Ankunft gefunden hatte (1237).

Der junge Balduin, welcher jetzt als Kaiser anerkannt wurde, wanderte zwei Jahre lang in Europa umher, um von dem Pabste und den Königen Geld und Truppen für sein sinkendes Reich zu erbetteln. Er hatte große Noth ein Heer zusammenzubringen, und mußte sich vielen Demüthigungen unterwerfen; besonders war es für ihn nachtheilig, daß Kaiser Friedrich II. damals mit dem Pabste in heftigem Zwist war und alles, was von diesem ausging, mit argwöhnischen Augen ansah. Als Balduin endlich eine beträchtliche Schaar von Abenteurern geworben hatte und einen Theil derselben unter Johann von Bethüne vorausschickte, ließ der Kaiser Friedrich II. diesen erst nach langem Aufenthalte durch die Lombardei nach Venedig ziehen, weil er glaubte, die Truppen seien für den Papst oder für die unruhigen lombardischen Städte bestimmt. Darüber ging viele Zeit verloren, nachher starb Johann in Venedig, und das Heer zerstreute sich. Am meisten nahm sich nächst dem Pabste König Ludwig IX. von Frankreich des kaiserlichen Bettlers an. Er unterstützte ihn mit Geld, und erkaufte bei der Gelegenheit auch den heiligsten Schatz des lateinischen Reiches, die Dornenkrone Christi, welche die Großen in Constantinopel aus Geldmangel gegen dreizehntausend Goldstücke an einen Venetianer verpfändet hatten, für eine noch beträchtlichere Summe. Er ward dafür von allen seinen Unterthanen und von seiner ganzen Zeit ebenso sehr gepriesen, als er wegen der nämlichen Sache von seinen heutigen Landsleuten verlacht wird. Balduin verpfändete, um Geld zu erhalten, zuletzt auch seine Grafschaft Namür, und

zog endlich (1239) mit einem zahlreichen Heere durch Deutschland und Ungarn nach Constantinopel. Unterdessen war der Bulgaren-König, dessen Volk nach und nach einige Civilisation annahm, wieder mit den Lateinern zerfallen, und diese hatten nicht verschmäht, sich gegen ihn mit den gräßlichen Kumanen-Horden zu verbinden, welche dann bis tief ins Innere von Macedonien durch Feuer und Mord wütheten. Ja, der Reichsverweser Narjot von Toucy heirathete sogar die Tochter eines Kumanen-Häuptlings, an dessen Grabe acht seiner Leute geopfert wurden, und scheute sich ebenso wenig, als gleich nachher der Kaiser Balduin selbst, mit den Unmenschen unmenschliche Feste zu feiern und das schmähliche Bündniß unter scheußlichen Ceremonien abzuschließen. Balduin und seine Großen, sowie der Kumanen-Fürst und seine Hordenführer ließen sich zur Ader, mischten das Blut mit Wasser und Wein, und tranken davon; dann hieben sie einen Hund in Stücke, und wünschten, daß ihnen, wenn sie den Eid brächen, wie diesem Hunde geschehen möge. Balduin unternahm nach seiner Heimkehr einige Streifzüge, fand aber bald seine Kasse erschöpft, und ward von den mitgebrachten Abendländern verlassen, die dann in den Dienst seines Gegners Vatatzes traten. Er suchte sich durch ein Bündniß mit dem Sultan von Ikonium zu helfen, und so groß war seine Verlegenheit, daß er zu diesem Zwecke sogar eine seiner Nichten in das Harem des Sultans zu liefern versprach. Nachher irrte er wieder als Bettler in Italien und Frankreich umher, kehrte aber nach vier Jahren ohne Hülfe nach Constantinopel zurück. Vatatzes hatte unterdessen die Bulgaren aus einem Theile von Thracien verdrängt, den damaligen Despoten von Epirus zur Niederlegung des Kaisertitels gezwungen, nachher ihn selbst gefangen genommen, ganz Macedonien und Thessalien besetzt, und endlich den letzten Rest der epirotischen Herrscherfamilie zur Huldigung genöthigt. Der unglückliche Balduin begab sich noch einmal vergebens nach Italien und Frankreich. Er rang bis zu seinem Untergange mit einer Armuth, die selbst für einen Privatmann hart und demüthigend gewesen wäre, ließ alles in Constantinopel noch vorhandene Erz ohne Rücksicht auf den Werth der Arbeit einschmelzen, verschaffte sich vom Pabste die Erlaubniß, die Kirchengüter zu verpfänden, und lebte zuletzt von Al-

mosen, welche er und seine Gemahlin von der Königin von Frankreich erflehten.

Während so das Constantinopolitanische Reich unter der Herrschaft der Lateiner den jämmerlichsten Anblick gewährte, hob sich das Kaiserreich Nicäa unter Vatatzes zu einer in jenen Gegenden ungewöhnlichen Blüthe und Kraft empor; denn Vatatzes hatte sich nicht allein eine Macht zu schaffen gewußt, sondern er verstand auch dieselbe auf treffliche Weise zu gebrauchen. Er widmete sich in den letzten Jahren seines Lebens ganz den Geschäften der inneren Verwaltung, und suchte in den schönen, aber verödeten asiatischen Provinzen seines Reiches den Ackerbau und durch ihn den Wohlstand wiederherzustellen. Er führte auf seinen großen Domainen eine so musterhafte Landwirthschaft ein, daß er mit dem Ertrage derselben die Kosten seiner ganzen Hofhaltung decken konnte. Seine Großen und das Volk ahmten ihm nach, und während in den angrenzenden türkischen Staaten unerhörter Mangel war, herrschte in seinem Reiche der größte Wohlstand. Er erkannte ferner, daß er, um über das ganze griechische Reich Herr werden zu können, die Lateiner schonen müsse, weil diese nicht blos den besten und zahlreichsten Theil seines Heeres ausmachten, sondern auch überall Colonieen angelegt, kleine kriegerische Dynastieen, wie sie in den europäischen Staaten allenthalben bestanden, gegründet und Stadtgemeinden gebildet hatte. Er ließ daher in seinem Reiche den durch die Lateiner eingebürgerten Gesetzen von Jerusalem Rechtskraft, und führte sogar die den Griechen bisher ganz fremd gebliebenen Pairs-Gerichte und Gottesurtheile ein. Dadurch bewirkte er zugleich, daß seine des Despotismus entwöhnten Landsleute unter die militärische Disciplin westlicher Ritterschaften gebracht wurden. Bei Johann's Tode (1255) war das Reich von Nicäa bedeutender, als das lateinische jemals gewesen war; sein Sohn und Nachfolger, Theodor Laskaris II., verdarb aber durch Jähzorn und Strenge wieder vieles, und bereitete eine Revolution vor, welche nach seinem Tode ausbrach. Nicäa war der Mittelpunkt des griechischen Patriotismus geworden, und während im übrigen Griechenland das päbstliche Dogma herrschte, hatte dort die Nationalreligion ihre Stütze; außerdem hatten sich viele kühne Abenteurer, sowohl Griechen als Lateiner,

nach Nicäa gezogen, welche mit ihrem Herrn die Beute theilten, eines Antheils an der Verwaltung genossen und endlich dem Regenten selbst furchtbar wurden. Die beiden vorigen Kaiser hatten dies gefühlt und die Leute geschont; Theodor II. dagegen wollte nach seiner heftigen Art überall durchgreifen, und veranlaßte Unruhen. Er mishandelte die angesehensten Männer seines Reiches mit barbarischer Willkür und Grausamkeit, und hob dagegen eine niedere Familie, die der Muzalo's, so sehr empor, daß dieselbe bald alle wichtigen Stellen besaß, und im Volke die Besorgniß erweckte, es möchte sich die Monarchie in eine Oligarchie verwandeln. Durch Theodor's letzten Willen erhielt das Haupt dieser Familie, Georg Muzalo, in Gemeinschaft mit dem Patriarchen Arsenius auch noch die vormundschaftliche Regierung für den neunjährigen Sohn und Nachfolger des Kaisers (1259). Dies brachte das Haus Laskaris um den Thron. Obgleich Theodor seine letzte Verfügung durch die Großen dreimal hinter einander hatte beschwören lassen, so war er doch kaum gestorben, als die mishandelten Reichsherren die Familie Muzalo ermordeten, und einen Mann aus edelm Geschlechte, Michael Paläologus, zum Vormund des Königs ernannten. Michael, dessen Vorfahren schon zweihundert Jahre früher bei der Erhebung der Komnenen eine bedeutende Rolle gespielt hatten (s. Th. VI. S. 224), war Oberanführer der abendländischen Söldner, und hatte schon bei Johann Vatatzes mehrmals Argwohn erregt. Als Theodor II. Kaiser geworden war, hatte er nicht am Hofe zu bleiben gewagt und sich zu den Türken geflüchtet; sein Ansehen und sein Einfluß auf die Volksstimmung waren aber damals schon so groß, daß ihn Theodor hatte zurückrufen müssen. Jetzt war er kaum vormundschaftlicher Regent geworden, als er zuerst seine Verwandten und Freunde in alle Stellen brachte, dann mit Hülfe des sehr bedeutenden Staatsschatzes die Soldaten fester an sich knüpfte, und sich endlich schon vier Monate nach Theodor's Tode durch das Heer zum Kaiser ausrufen ließ. Der Patriarch protestirte zwar anfangs gegen Michael's Wahl, sah sich aber sogleich gezwungen, nachzugeben, und krönte sogar den neuen Kaiser unter der Bedingung, daß Leib und Leben des verdrängten Prinzen unverletzt erhalten würden. Schon zwei Jahre später ließ jedoch Michael den Prin-

zen blenden und in eine Festung einsperren, worauf der Patriarch seine Würde niederlegte und in ein Kloster ging. Auf diese Weise bestieg Michael, und mit ihm die letzte griechische Dynastie, die der Paläologen, den blutbefleckten Thron des byzantinischen Kaiserreichs (1259).

Michael Paläologus, welcher schon vorher populär gewesen war, wußte durch sein Benehmen sogleich die Unterthanen an sich zu fesseln und seinen Thron zu befestigen. Er war freigebig gegen Andere, ohne die mindeste Erpressung zu üben, richtete sein eigenes Hauswesen so einfach ein, daß er hierdurch allein schon große Summen ersparte, erkannte die Rechte der Bürger selbst dann an, wenn es das Staatsoberhaupt galt, und erschien z. B. einst, wie auch der Kaiser Augustus gethan hatte, persönlich vor Gericht, um sich zu verantworten. Den Umsturz des lateinischen Kaiserthums und die Eroberung von Constantinopel bereitete er durch ein Bündniß mit den Genuesen und durch eine Unternehmung gegen den Beherrscher von Epirus vor. Die eigentlichen Erhalter der lateinischen Macht waren nämlich zuletzt die Venetianer gewesen; diese hatten aber seit langer Zeit an den Genuesen eifersüchtige Feinde, welche in allen Häfen häufige Neckereien und manchmal auch förmliche Feindseligkeiten gegen sie übten. Noch im Jahre 1256 war über die Kirche der heiligen Saba in Acre, welche beide Staaten als Eigenthum in Anspruch nahmen, ein heftiger Krieg zwischen ihnen entstanden; sie zerstörten und plünderten einander ihre Waarenlager und Schiffe, und lieferten sich blutige Seeschlachten. Nach zwei Jahren gelang es dem Pabste, einen fünfjährigen Waffenstillstand zu Stande zu bringen; doch mußten sich die Genuesen damals die härtesten Bedingungen gefallen lassen, und waren seit der Zeit natürlich nur noch mehr gegen die Venetianer erbittert. Als ihnen daher Michael Paläologus 1261 ein Bündniß gegen dieselben antrug, gingen sie ungeachtet jenes Friedensschlusses bereitwillig darauf ein. Sie versprachen dem Kaiser mit einer Seemacht zur Eroberung von Constantinopel behülflich zu sein, und erhielten dagegen die Zusicherung derjenigen Vortheile, deren die Venetianer seither unter der lateinischen Herrschaft daselbst genossen hatten. Doch kam der griechische Kaiser nachher nicht in den Fall, ihrer unmittelbaren

Hülfe zur Eroberung der Hauptstadt zu bedürfen. Dagegen steht des Kaisers Unternehmung gegen den letzten Beherrscher von Epirus, Michael II., in der nächsten Beziehung zur Einnahme von Constantinopel. Der Letztere empörte sich nämlich gegen den Kaiser von Nicäa, und drang mit Hülfsvölkern, welche ihm seine beiden Schwiegersöhne, der König Manfred von Sicilien und der Fürst Wilhelm Villehardouin von Achaja, geschickt hatten, in Thessalien ein; Wilhelm Villehardouin war ihm sogar in eigener Person zu Hülfe gezogen. Der Kaiser brach sogleich gegen den abtrünnigen Michael und seine Verbündeten auf, und dieser verließ niederträchtiger Weise im Augenblick der Gefahr seinen Schwiegersohn. Wilhelm ward geschlagen und gefangen, und mußte seine Freiheit mit der Übergabe einiger Festungen im Peloponnes erkaufen, wodurch der Paläologe auch hier festen Fuß faßte. Der Beherrscher von Epirus fiel im nächsten Jahre aufs neue ab. Michael Paläologus schickte seinen Bruder gegen ihn ab; da aber eine Verbindung des abtrünnigen Vasallen mit den Wlachen zu befürchten war, so sandte er zugleich ein kleines Beobachtungsheer unter Alexius Strategopulus nach Thracien, und dieses bemächtigte sich unerwarteter Weise der Stadt Constantinopel.

Michael Paläologus selbst hatte im vorigen Jahr einen Versuch gegen Constantinopel gemacht, war aber zurückgeschlagen worden; er hatte nachher einen Waffenstillstand mit dem Kaiser Balduin geschlossen, und im Vertrauen darauf war von den Venetianern und den meisten Lateinern der Stadt ein entfernter Kriegszug unternommen worden. Dies hielt Alexius Strategopulus für einen günstigen Umstand, um Constantinopel zu überrumpeln; denn was galten in jenen Zeiten und Gegenden geschlossene Verträge und die Treue gegen dieselben? Michael Paläologus hatte schon früher ein Einverständniß in der Stadt angeknüpft, und alle griechischen Einwohner derselben sehnten sich nach der Befreiung von den Lateinern. Alexius verstärkte nun, als er auf seinem Marsche über den Hellespont gesetzt war, sein Heer durch viele Bewohner des flachen Landes, welche bisher unabhängig von beiden Kaisern gelebt und sich vom Zwischenhandel und vom Raube genährt hatten. Dann zog er schnell gegen die Stadt Constantinopel, in welcher niemand einen Angriff befürchtete, näherte

sich ihr in der Abenddämmerung, ließ durch einige seiner Leute die Mauern ersteigen, und drang, fast ohne Widerstand zu finden, durch ein geöffnetes Thor ein (25. Juli 1261). Er setzte dann durch Brand und durch Plünderung die Lateiner so sehr in Schrecken, daß sie sein Heer für weit bedeutender hielten, als es war, und gleich anfangs an sich selbst verzweifelten. Der Kaiser Balduin, statt sich an die Spitze der wenigen getreuen Abendländer zu stellen und den Tod des Helden zu suchen, versteckte sich im Palast, und floh dann auf ein Schiff, welches ihn nach Italien brachte. Drei Wochen später hielt Michael Paläologus seinen feierlichen Einzug in die eroberte Stadt, und verlegte den Sitz seiner Regierung dahin. Er suchte mit seiner gewöhnlichen Gewandtheit schnell alle Wunden zu heilen. Zuerst hielt er den Genuesen treulich Wort, und gab ihnen die Vorstädte Pera und Galata als ein fast ganz unabhängiges Besitzthum, so daß sie sich daselbst militärisch einrichten und vertheidigen durften. Dann erkannte er auch den Venetianern und Pisanern ihre seitherigen Stadtviertel zu, und gestattete ihnen Zollfreiheit und eigene Gerichtsbarkeit. Merkwürdig ist, was uns ein griechischer Geschichtschreiber jener Zeit in einer Anekdote erzählt, welche gewiß nicht als eine Erfindung anzusehen ist. Als die erste Nachricht von Constantinopel's Fall an den Hof des Paläologen gelangte, rief einer der angesehensten Männer des griechischen Reiches, statt zu frohlocken, klagend aus: „Was höre ich da? Ward das unseren Tagen vorbehalten? Was haben wir gesündigt, daß unser Leben in diese Zeit fallen mußte? Jetzt sinkt jede Hoffnung dahin, seit Constantinopel wieder griechisch ist." Er meinte, alle würden jetzt wieder nach Constantinopel ziehen und dort die Streitkraft verlieren. Er hatte richtig geahnt; Alles wanderte wieder nach Europa herüber und schon zwei Jahrzehnte nach der Eroberung von Constantinopel setzte sich in Kleinasien der erste Schwarm der Osmanen fest, in deren Geschichte sich bald die Geschichte des griechischen Reiches verliert.

Der Kaiser Balduin und seine Nachkommen irrten in Europa umher, flehten vergebens die Könige und Päbste um Beistand an, und handelten mit ihren Ansprüchen, welche zuerst an das Haus Anjou und dann an Frankreich übergingen. Balduin selbst

starb 1272. Die kleineren lateinischen Vasallenstaaten gingen nach und nach im Sturm der Zeiten unter.

6. Geschichte der Ejubiden und der christlichen Unternehmungen im Orient von Saladin's Tod an bis zur Zeit Ludwig's des Heiligen.

Saladin, welcher 1193 zu Damaskus starb, hatte in Egypten, Syrien und Yemen ein großes mohammedanisches Reich gestiftet; das Volk von Damaskus beurtheilte aber die Lage dieses Reiches sehr richtig, als es beim Tode des Stifters sich in lautes und immer wieder neu ausbrechendes Jammern ergoß. An einem einzigen Manne hängt im Orient Alles. Dieser war nicht mehr, über seine Herrschaft war nichts bestimmt, das Schwert mußte also entscheiden, und nur zu bald wütheten überall Mord und Krieg, bis das Geschlecht der Ejubiden vertilgt war. Saladin's Söhne, Brüder und Neffen theilten sein Reich unter sich. Der älteste seiner Söhne, Afdal, erhielt Damaskus und Jerusalem, ein anderer Sohn, Aziz, Egypten, ein dritter, Daher, Aleppo, während Saladin's Bruder, Adel, am Euphrat und viele andere Verwandten desselben in anderen Gegenden und Städten sich als Gebieter aufwarfen. Der Beherrscher von Egypten sollte eigentlich die Oberhoheit über alle diese Fürsten haben, er konnte dieselbe aber nur selten geltend machen. Auch unter einander selbst geriethen die Ejubiden häufig in Streit; denn keiner von allen Verwandten Saladin's blieb der weisen Ermahnungen eingedenk, welche der Vater seinem jüngsten Sohne beim Abschied ertheilt hatte. „Ich empfehle dir, sagte Saladin nach dem Zeugnisse seines Geheimschreibers zu Daher, Ehrfurcht gegen das höchste Wesen, welches die Quelle alles Guten ist. Befolge gewissenhaft seine Gebote; denn in ihm ruht dein Heil. Vergieße kein Blut und lade keine Blutschuld auf dein Haupt! denn vergossenes Blut schläft nicht. Ebenso ermahne ich dich, dir die Herzen deiner Unterthanen zu bewahren und mit Ernst für ihr Wohl thätig zu sein; denn sie sind durch Gott und mich deiner Fürsorge anvertraut. Außerdem empfehle ich dir, daß du dir Fürsten und Vorsteher gewogen erhaltest; denn ich wäre nicht zum Gipfel der Macht gelangt, wenn ich nicht Alle mit Milde behandelt und durch Freundlichkeit ge-

wonnen hätte. Nähre gegen niemand Haß in dir; denn der Tod wird jeden dahinraffen. Auch hüte dich wohl, jemand zu beleidigen; denn die Menschen versöhnen sich nicht, ohne vorher Rache geübt zu haben, während dir, wenn du Gott beleidigt hast, für die bloße Reue Verzeihung bereitet ist; denn Gott ist barmherzig."

Saladin's ältester Sohn, Afdal, stürzte sich, nach der Art der im Harem erzogenen Regenten des Orients, zuerst in wilde Lüste, dann ergab er sich einer albernen Andacht, schrieb den Koran mit eigener Hand ab, und beschäftigte sich bloß mit Bußübungen und Beten. Ohne Mühe ward er daher 1196 von Aziz und vom herrschsüchtigen Adel aus dem Reiche Damaskus vertrieben, welches dann der Letztere erhielt. Vergebens rief der vertriebene Afdal die Seldschukken von Ikonium gegen seinen Oheim um Hülfe an. Dieser hatte sich schon unter Saladin durch Besiegung des Emir's von Assuan in Nubien, Kenz el Daula, welcher für die Herstellung der fatimidischen Lehre in Egypten aufgetreten war, bei den fanatischen Sunniten einen großen Anhang verschafft; als daher 1198 sein Neffe Aziz mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes starb, ward es ihm leicht, sich zuerst zum Vormund des Letzteren aufzuwerfen und ihn dann ganz zu verdrängen. Die Geistlichen gaben ihm auf seine Frage, ob eines Minderjährigen Regierung rechtmäßig sein könne, die Antwort: ein Kind sei als solches nicht Herr, sondern fremdem Willen unterworfen. Nachher nöthigte er auch seinen Neffen Daher, den Beherrscher von Aleppo, ihm zu huldigen. Eine seiner wichtigsten Unternehmungen aber war der schon früher gemachte Eroberungszug gegen die Festung Challat oder Ischlat in Armenien. Er hatte dabei die dreifache Absicht: seinem Reiche, das sich von den Grenzen Nubiens und der afrikanischen Wüste bis tief in die Gebirge jenes Landes erstreckte, einen Stützpunkt gegen die Armenier zu verschaffen, den von Nordosten her drohenden Chowakesmiern und Mongolen einen Damm entgegenzusetzen, und endlich den Seldschukken von Ikonium jeden Angriff auf das platte Land von Syrien unmöglich zu machen. Die Wichtigkeit der Festung Ischlat rief eine unversöhnliche Zwietracht zwischen ihm und den Beherrschern von Ikonium und Chowaresmien hervor, und statt daß diese drei mohammedanischen Hauptmächte sich damals, als bereits die rohen

mongolischen und tartarischen Horden in das westliche Asien einzubrechen drohten, gegen die gemeinschaftliche Gefahr hätten vereinigen sollen, führten sie unter einander unaufhörlichen Krieg um den Besitz von Ischlat.

Mitten in den inneren Zwistigkeiten, welche Saladin's Reich und die anderen mohammedanischen Staaten verwirrten, waren die deutschen Kreuzfahrer unter Konrad von Würzburg in Palästina angekommen, um nach kurzem rühmlichem Kampfe das Schicksal aller Kreuzheere zu erleiden (s. S. 102). Nach ihrer Heimkehr zog Adel einen sicheren Waffenstillstand mit den Christen einem ungewissen Kriege vor, und es trat in Palästina und Syrien wieder eine Zeit der Ruhe ein, welche von den Christen in Armenien, Antiochia und Palästina leider nur zu gegenseitigen Befehdungen benutzt ward. Dies war ein großes Glück für Adel, weil in den Jahren 1201 und 1202 Egypten durch das Ausbleiben der Nil-Überschwemmung eine völlige Misernte und in Folge davon unerhörtes Elend erlitt. Hungersnoth und Seuchen wütheten auf entsetzliche Weise: ein gewöhnliches Brödchen ward zuletzt mit tausend Goldstücken bezahlt; alle Wege und Straßen lagen voll Leichen; viele Tausende wanderten aus und verkauften zum Theil sich selbst, um nur ihr Leben zu fristen, als Sklaven an ihre Glaubensgenossen; ja, die Noth stieg zuletzt so hoch, daß die Bewohner des gebildetsten mohammedanischen Landes, welches ein Hauptsitz des Handels, der Künste und der Wissenschaften war, zu Kannibalen wurden, und daß Menschenfleisch eine Zeitlang ihre gewöhnliche Nahrung war. In jener Zeit ließ Pabst Innocenz III. durch Fulko von Neuilly und andere Männer von neuem das Kreuz predigen; die auf diese Weise erweckten Kreuzfahrer warfen sich aber, wie wir gesehen haben, auf das byzantinische Reich, und eröffneten dort den Lateinern einen neuen Schauplatz des Kampfes und der Abenteuer, welcher für manchen Ritter mehr Anlockendes hatte, als Palästina. Selbst aus diesem Lande zogen nun Viele nach Constantinopel. Auch die Zwietracht zwischen den syrischen und armenischen Christen machte jede gemeinschaftliche Unternehmung gegen die Ungläubigen unmöglich. Im Jahre 1204 wurde sogar ein neuer Waffenstillstand mit Adel geschlossen. Ein Jahr nachher starb der König von Jerusalem,

Amalarich II., mit Hinterlassung dreier Töchter, von welchen die älteste, Maria Jolantha, als Erbin des Reiches anerkannt ward. Nachdem zuerst ein Reichsverweser die Regierung in ihrem Namen geführt hatte, schickten die geistlichen und weltlichen Großen eine Gesandtschaft nach Frankreich, um für sie einen Gemahl auszusuchen. Die Gesandten wandten sich an den König Philipp August, und dieser erklärte sogleich, er wolle ihnen einen Helden nennen. Er nannte den Grafen Johann von Brienne, den Bruder jenes Grafen Walter, welcher nach Heinrich's VI. Tod in dem neapolitanisch-sicilianischen Reiche eine Rolle gespielt hatte (s. S. 134). Johann war ebenso sehr durch Tapferkeit, als durch außerordentliche Kraft und Größe des Körpers ausgezeichnet, und ging bereitwillig auf den Antrag ein (1208). Da er jedoch weder Geld, noch ein eigenes Heer besaß, so brachte seine Erscheinung in Palästina keine Änderung hervor. Er suchte daher nach einigen Jahren Hülfe bei Innocenz III., und bat ihn, einen neuen Kreuzzug aus dem Abendlande zu Stande zu bringen. Dieser war unermüdet in seinen Bestrebungen für ein nochmaliges allgemeines Unternehmen gegen die Ungläubigen des Morgenlandes, schickte in alle Länder seiner Kirche dringende Ermahnungsschreiben, ließ überall das Kreuz predigen, ergriff die nachdrücklichsten Maßregeln, um Alles gehörig vorzubereiten, trat wegen der Sache ebensowohl mit dem Sultan Adel, dessen Verhältnisse er genau hatte auskundschaften lassen, als mit dem Patriarchen von Jerusalem und mit den Großmeistern der Ritterorden in Correspondenz, und ließ auf einer Kirchenversammlung zu Rom (1215) die Zeit und Einrichtung des neuen Zuges genau bestimmen; aber er selbst starb, noch ehe diese Zeit gekommen war (1216). Sein Nachfolger, Honorius III., setzte jedoch das begonnene Werk mit gleichem Eifer fort, und so brach endlich im Herbste des Jahres 1217 ein neues Kreuzheer nach dem Orient auf.

Die Theilnehmer dieses Zuges waren größtentheils Ungarn unter ihrem Könige Andreas II., dem Sohne Bela's III., und Deutsche aus verschiedenen Gegenden des Reiches unter dem Herzog Leopold VII. von Östreich, dem Herzog Otto von Meran, dem Erzbischof von Salzburg und anderen geistlichen und weltlichen Herren. Auch aus Norwegen und Dänemark zogen damals

viele mit. Besonders wichtig war für das Unternehmen die Theilnahme vieler Friesen, Kölner, Bremer und anderer Niederdeutschen, welche von ihrer Heimath aus zur See nach Palästina fuhren. Doch blieb ein Theil derselben unterwegs in Portugal, um den dortigen Christen gegen die Ungläubigen ihres Landes Hülfe zu leisten, und gelangte erst ein ganzes Jahr später nach Syrien; die Übrigen ließen sich, da sie durch Wundererscheinungen zu dem Kreuzzuge bewogen worden waren, von den Portugiesen nicht zurückhalten, sie hatten aber eine so unglückliche Fahrt, daß auch sie erst einige Monate vor jenen nach Acre kamen. Unter den Letzteren befand sich auch der kölnische Domher Oliver, der uns einen ausführlichen Bericht über diesen ganzen Kreuzzug hinterlassen hat. Die Zahl der in Palästina zusammengeströmten Kreuzfahrer war schon vor der Ankunft der Niederdeutschen so ungeheuer, daß Adel es für das Klügste hielt, den Feinden nicht entgegen zu ziehen, sondern sich innerhalb der befestigten Plätze zu halten; denn er sah ganz richtig voraus, daß dieses zusammengetriebene Heer sich ebenso leicht wieder zerstreuen werde, als es vereinigt worden war. Der König von Ungarn und mit ihm die wackersten Streiter schifften sich schon am Anfange des Jahres 1218 nach ihrer Heimath ein; ein anderer Theil ergab sich in Acre der Schwelgerei und dem Wohlleben; nur der Herzog von Östreich und einige deutsche Bischöfe erwarteten die Ankunft ihrer nordischen Landsleute, und halfen einstweilen dem König von Jerusalem die Stadt Cäsarea befestigen. Als die Norddeutschen angelangt waren, wußte der päbstliche Legat, Pelagius, welcher wahrscheinlich durch die italiänischen Seestaaten dazu getrieben ward, das Unternehmen gegen das Land Egypten zu wenden. Im Mai begab sich die ganze Macht der Kreuzfahrer zu Schiffe dahin.

Nachdem die Kreuzfahrer in Egypten angekommen waren, begannen sie den Krieg mit der Belagerung der Seestadt Damiette, welche zwischen einem Arm des Nil und einem See lag, und nicht nur der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels war, sondern auch wegen ihrer ungeheueren Festungswerke als der Schlüssel des ganzen Landes betrachtet wurde. Ein im Nil selbst erbauter hoher Thurm, von welchem eine starke Kette nach beiden Ufern

des Flusses ging, sperrte und schützte den Eingang in den Hafen. Die Eroberung einer solchen, gleichsam im Wasser gelegenen Stadt war durch die Friesen, Niederdeutschen und Norweger des Kreuzheeres am besten zu erreichen; und in der That verdankte man diesen auch die ersten glücklichen Unternehmungen gegen die Stadt. Ein Friese setzte gleich anfangs durch den Wurf eines schweren eisernen Speeres, dessen Handhabung die Stärke eines Simson erforderte, die Vertheidiger des Ufers in Schrecken, ein anderer Niederdeutscher, Oliver von Köln, erfand eine Maschine, durch welche man jenen Thurm zu erobern im Stande war, und ein friesischer Jüngling drang von dieser aus zuerst in den Thurm ein. Gleich nachher (Herbst 1218) starb der Beherrscher von Egypten, Adel, und sein Sohn, Kamel, der ihm in Egypten nachfolgte, sah sich in Folge eines Aufstandes seiner Truppen genöthigt, die Stadt zu verlassen; die Christen konnten aber aus diesem Umstande keinen Vortheil ziehen, theils weil Kamel's Bruder Moattam oder, wie er von den Abendländern genannt ward, Corradin, schon drei Tage nachher erschien und Alles wieder in Ordnung brachte, theils weil der Legat Pelagius bei den Kreuzfahrern die oberste Leitung in Anspruch nahm und dadurch Zwietracht unter ihnen stiftete. Auch kehrte im Frühjahr 1219 der edle Leopold von Östreich mit vielen Anderen nach Europa zurück. Doch vermehrte sich im Sommer die Zahl der Kreuzfahrer durch Neuankommende wieder so sehr, daß der Sultan Friedensvorschläge machen ließ. Er erbot sich, den Abzug der Belagerer durch Abtretung des ganzen ehemaligen Königreichs Jerusalem zu erkaufen, alle gefangenen Christen frei zu lassen, das ächte heilige Kreuz auszuliefern und sogar zur Wiederherstellung der Mauern von Jerusalem Geld herzugeben. Hierüber entspann sich ein heftiger Zwist zwischen dem König von Jerusalem, Johann von Brienne, und dem Stellvertreter des Pabstes, dem raubsüchtigen Pelagius; jener wollte das Anerbieten des Sultans angenommen haben, dieser bestand auf der Fortsetzung der Belagerung. Nach Homer's Spruche, daß immer das Schlechtere den Sieg davon trage, behielt auch diesmal der Legat Recht. Man blieb vor der Stadt liegen, bis dieselbe im November sich den Christen ergeben mußte. Diese fanden, als sie

eingedrungen waren, von den siebenzig tausend Einwohnern fünfundsechzigtausend durch Hunger, Elend und Krankheiten aufgerieben und die Straßen mit Leichen bedeckt. Die Beute war unermeßlich; sie ward unter die Kreuzfahrer vertheilt und die Stadt selbst für einen Bestandtheil des Reichs Jerusalem erklärt.

Bald nachher gerieth der König Johann mit dem herrschsüchtigen Legaten in einen so heftigen Streit, daß er sich vom Heere trennte und nach Palästina zurückkehrte. Während nun Pelagius den Oberbefehl führte, legte Kamel oberhalb Damiette an einem Arme des Nils ein verschanztes Lager an, aus welchem die Stadt Mansurah entstand. Der Legat hoffte vergebens auf die Ankunft des Kaisers Friedrich II., der dem Pabste schon längst einen Kreuzzug versprochen hatte. Ein ganzes Jahr ging nutzlos verloren; als endlich das Heer unter Anführung des stolzen Pfaffen gegen Mansurah ziehen sollte, verweigerten Alle den Gehorsam, und verlangten, daß der starke und wackere König Johann zurückgerufen werde. Dieser erschien erst im Juli, also zu einer Zeit, wo die jährliche Anschwellung des Nils bereits begonnen hatte (s. Th. I. S. 58), und führte dessen ungeachtet das Heer gegen die Stadt Mansurah. Freilich war dieses Heer eines der zahlreichsten, welches die Lateiner je im Orient vereinigt hatten; aber auch die Fürsten des Ejubidischen Hauses hatten auf kurze Zeit ihren Zwist vergessen, sie strömten von allen Seiten her zum Schutze Kamel's zusammen, und noch furchtbarer war die Gefahr, welche Jahreszeit und Bodenbeschaffenheit den Christen brachten. Die Moslemin durchstachen die Dämme der Nil-Kanäle, und die Kreuzfahrer geriethen durch die künstlich gebildeten Moräste bald in eine verzweifelte Lage, welche dadurch noch verzweifelter wurde, daß die Zahl der Christen so groß war. Außerdem umschwärmten unzählige leicht bewaffnete Syrer, Araber und Neger, welche von einer starken und trefflichen Reiterei gedienter Kurden und Türken unterstützt wurden, das christliche Heer. Zum Glück wünschten Kamel und Moattam aufs sehnlichste, Damiette sobald als möglich wieder zu besitzen. Sie verstanden sich aus diesem Grunde zu Unterhandlungen, und schlossen (August 1221) einen Friedensvertrag, vermöge dessen den Christen unter der Bedingung, daß sie Egypten räumten, ein völlig freier Abzug ge-

währt und das heilige Kreuz nebst allen Gefangenen zurückgegeben ward. Im September verließen die Kreuzfahrer das Land, und auch die mohammedanischen Schaaren zerstreuten sich in ihre Heimath. Das ganze Unternehmen hatte dem geldarmen und schwachbevölkerten Europa unermeßliche Summen und eine außerordentlich große Zahl von Menschen gekostet. Der Pabst allein hatte außer anderen Beiträgen einmal fünftausend und ein ander Mal fünfzehntausend Mark geschickt, und in Deutschland und Polen war für diesen Zug der zwanzigste Theil der Einkünfte von allen Kirchengütern erhoben worden. Man sieht bei der Gelegenheit, wie damals alles Geld nach Italien floß, weil dieses Land nicht allein die Bank von Europa, der Mittelpunkt des abendländischen Handels und der Hauptsitz der europäischen Fabriken war, sondern auch den größten Theil vom Ertrage der Pfründen des Occidents besaß, und den Zoll des Aberglaubens, wie die Frucht der Kreuzzüge ganz allein an sich zog. Es kann uns daher auch nicht wundern, daß Italien damals die größte See- und Landmacht der Welt besaß. Unteritalien allein war in dieser Hinsicht den übrigen europäischen Staaten in eben dem Grade überlegen, als es denselben jetzt nachsteht; Pisa und Genua zusammen hatten eine Seemacht, welche der sicilianisch-neapolitanischen gleich war; Venedig aber konnte aus seinen sämmtlichen Besitzungen das Doppelte aufbringen. Noch eine andere Bemerkung verdient hier einen Platz, weil sie uns die Toleranz der Ejubiden und den innigen Verkehr zwischen Christen und Mohammedanern, sowie den ungestörten Austausch der Ideen des Orients und Occidents zeigt. Der heilige Franziskus von Assisi, der Stifter des einen der beiden Bettelorden, kam im Sommer 1219 nach Damiette, und begab sich von da in das Lager der Feinde, um das Christenthum zu predigen. Er ward von dem Sultan nicht ungünstig empfangen, erreichte aber natürlich seinen Zweck nicht. Auch seine damals noch unverdorbenen Schüler verkündigten den egyptischen und syrischen Mohammedanern ungestört die christliche Lehre, und fanden eine freundliche Aufnahme, bis sie auf Mohammed selbst zu schimpfen begannen. Der fromme und nicht gerade unverständige Geschichtschreiber des ersten egyptischen Kreuzzuges, Oliver von Köln, nahm diese Milde und Toleranz für

Neigung zum Chriſtenthum, und richtete deshalb vor dem Abzuge des Heeres aus Egypten einen wohlgemeinten Bekehrungsbrief an Kamel und ein belehrendes Schreiben an die egyptiſchen Gottesgelehrten; ſeine Bemühungen waren aber eben ſo unwirkſam, als der Verſuch des heiligen Franziskus und ſeiner Schüler.

Das Mislingen des egyptiſchen Kreuzzuges ward in Europa ganz allein dem deutſchen Kaiſer Friedrich II. Schuld gegeben, welcher ſchon bei ſeiner Krönung in Aachen (1215), ſowie fünf Jahre ſpäter bei ſeiner Krönung in Rom noch einmal das Kreuzgelübde abgelegt, und das letzte Mal ſich noch dazu ganz beſtimmt verpflichtet hatte, im nächſten Jahre nach Egypten zu ziehen. Er war ſeinem Verſprechen nicht treu geblieben, weil er gute Gründe hatte, in Europa zu bleiben, und ſelbſt, als er endlich vierzig Galeeren abſchickte, ließ er dieſe, wie man behauptete, abſichtlich zu ſpät auslaufen. Auch nachher hielt er den Pabſt mit täuſchenden Worten hin, und ſein Kabinet, in welchem mauriſches Talent mit neapolitaniſcher Argliſt und mit der italiäniſchen Advokaten-Bildung jener Zeit vereinigt war, begegnete allen Bemühungen des römiſchen Stuhles, den kaiſerlichen Kreuzzug zu Stande zu bringen, mit einer faſt unglaublichen Feinheit und Schlauheit. Honorius klagte und ſchalt in ſeinen Briefen an Friedrich; dieſer gab neue Verſprechungen, und der Pabſt ließ ſich noch einmal täuſchen. Der Letztere berief darauf ſeinen Legaten Pelagius, den König Johann von Brienne und den Patriarchen von Jeruſalem nach Italien, um Beſchlüſſe über den kaiſerlichen Kreuzzug zu faſſen. Die Eingeladenen erſchienen, Friedrich ließ ſie ſich zerarbeiten und lachte, indem er dem Pabſte einen thränenvollen Brief über den Zuſtand des heiligen Landes ſchrieb (1222). Endlich fand im Frühling 1223 eine Zuſammenkunft Statt, auf welcher der Kaiſer einen zweijährigen Aufſchub des Kreuzzuges zu bewirken wußte, und ſich mit Jolantha, der Tochter Johann's von Brienne verlobte. Johann reiſte darauf, mit einem Rundſchreiben des Pabſtes verſehen, zu den Königen von England, Frankreich und Spanien, und Honorius ſchickte außerdem noch ſehr dringende Briefe an andere Fürſten und Biſchöfe. In England fand der wandernde König wenig Troſt; in Frankreich bedachte Philipp Auguſt kurz vor ſeinem Tode, der in dieſer Zeit erfolgte,

das heilige Land wenigstens in seinem Testamente, indem er dem Könige Johann, den Tempelherren und den Johanniten eine bedeutende Summe vermachte; in dem frommen Castilien, wo Johann das Grab des heiligen Jakob (s. Th. V. S. 124) besuchte, gab man ihm ebenfalls eine reichliche Beisteuer, ungeachtet man auf eigenem Boden für den Glauben zu kämpfen hatte. Dort vermählte sich der alte Mann, der bereits zum zweiten Male Wittwer war, mit einer Schwester des castilianischen Königs, was nachher zu dem Ausbruche des Zwistes zwischen ihm und Friedrich nicht wenig beitrug. Als er endlich ohne genügenden Erfolg seiner Reise nach Italien zurückgekehrt war, bewirkte er selbst beim Pabste einen abermaligen zweijährigen Aufschub für Friedrich. Dieser wiederholte in einem besonderen Vertrage und mit der feierlichen Erklärung, daß er im Falle der Wortbrüchigkeit sich selbst des Bannfluches schuldig erkenne, sein Versprechen aufs neue, und vermählte sich dann (1225) mit Jolantha, oder vielmehr er nahm dieselbe zu den anderen Frauen, die er bei sich hatte, in sein Harem auf. Der verschlagene und herrschsüchtige Mann hatte bei dieser Vermählung seine besonderen Absichten: er wollte sich dadurch den Titel und die Rechte eines Königs von Jerusalem verschaffen, welche Johann nur als Gemahl von Jolantha's Mutter besaß, und die dem Kaiser dazu dienen sollten, die im Interesse der Religion zusammengesteuerten Schätze der Christenheit noch mehr, als er schon seit langer Zeit gethan hatte, zur Vermehrung seiner See- und Landmacht zu verwenden. Friedrich nahm deshalb nicht nur sogleich den Namen eines Königs von Jerusalem an, sondern er ließ auch (1226) durch den Bischof von Amalfi, den er mit dreihundert sicilianischen Rittern nach Palästina schickte, dort die Huldigung für sich einnehmen. Obgleich Johann ihm hierin keinen gültigen Rechtsgrund entgegensetzen konnte, so zerfiel er doch über diese Sache ganz mit seinem Schwiegersohne, den er vorher schon durch seine Einmischung in die neapolitanischen Angelegenheiten erbittert hatte. Johann war nämlich mit den Anhängern Tankred's, dessen Tochter die Gemahlin seines Bruders, Walter von Brienne, gewesen, in verdächtigen Verkehr getreten, um dem hinterlassenen Sohne des Letzteren, welchen Friedrich völlig ausgeplündert hatte, zu seinem Erbe zu verhelfen.

Mit dem Pabste blieb Friedrich bis zu dessen Tode (1227) in Verkehr, obgleich der Ton ihrer Correspondenz immer bitterer wurde, und Honorius den alten, auf seinen Schwiegersohn heftig erboßten Johann zu seinem Statthalter in dem größten Theile des Kirchenstaates bestellte. Das Letztere war freilich ein entschieden feindseliger Schritt gegen den Kaiser; man wird denselben aber gerechtfertigt finden, wenn man bedenkt, daß Friedrich's ganzes Benehmen bis zum letzten Augenblick in einer fortwährenden Heuchelei und Täuschung bestand, während der Pabst mit redlichem Eifer und in rastloser Anstrengung bemüht war, die Völker seiner Kirche zum Kreuzzuge zu bewegen und die Mittel dafür zusammenzubringen. Honorius Nachfolger, Gregor IX., zerfiel bald nach seinem Regierungsantritt ganz und gar mit dem Kaiser. Es sammelte sich nämlich, als die Zeit des von Friedrich feierlich zugesagten Zuges gekommen war (Sommer 1227), eine bedeutende Anzahl Kreuzfahrer in Apulien, während viele andere bereits nach Palästina gezogen waren und dort den Kaiser erwarteten. Dieser verzögerte aber auch dann noch immer die Abfahrt. Das heiße Klima von Apulien erzeugte tödtliche Krankheiten unter den Kreuzfahrern, viele kehrten unwillig nach Hause zurück, und auch von diesen kam die Mehrzahl unterwegs auf eine klägliche Weise um. Ganz Europa schrie über Friedrich, und der Pabst schleuderte am 29. September den Bannfluch gegen ihn. Bald nachher erhielt Friedrich von den Mohammedanern selbst eine Einladung zum Zuge nach Palästina. Um dies zu begreifen, muß man sowohl die unter Saladin's Nachfolgern ausgebrochenen Streitigkeiten, als auch Friedrich's Verhältniß zur mohammedanischen Welt überhaupt ins Auge fassen. Der Kaiser stand von jeher den Ungläubigen des Orients näher, als irgend einer seiner Vorgänger, und war unter ihnen fast berühmter, als unter seinen eigenen Glaubensgenossen. Seine besten Soldaten und seine treuesten, reichsten, gelehrtesten Diener und Unterthanen in beiden Sicilien waren Mohammedaner oder hatten doch von Bekennern des Islam ihre Bildung empfangen. Er selbst verdankte diesen einen Theil seiner umfassenden Kenntnisse, und folgte einer Philosophie, die sich eher dem Islam, als dem Christenthum anpassen ließ, so daß ein Mohammedaner der folgenden Zeit von ihm geradezu sagt: er sei in seinem Herzen

den Moslemin ebenso sehr zugethan gewesen, als er sich durch seine Liebe zu ihren philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien ausgezeichnet habe, und man werde dies erklärlich finden, wenn man bedenke, daß er seine Jugend auf der größtentheils von Mohammedanern bewohnten Insel Sicilien verlebt habe. Endlich verrieth Friedrich auch in seinen Genüssen und Gewohnheiten die mohammedanische Lebensansicht, besonders hatte er eine Leidenschaft für Weiber, die ihm nicht weniger gefährlich war, als einst dem König Salomo. Alles dies machte den damaligen Beherrscher von Egypten, Kamel, welcher ebenfalls nicht fanatisch für seinen Glauben eingenommen war, geneigt, den deutschen Kaiser gegen seine Verwandten zu Hülfe zu rufen. Kamel hatte sich mit seinem Bruder Moattam tödtlich entzweit; dieser war aber nachher mit dem mächtigen Sultan der Chowaresmier, Dschelaleddin, von welchem später ausführlich die Rede sein wird, in Verbindung getreten, und hatte seinen zweiten Bruder, Aschraf, der am Euphrat und Tigris herrschte, ganz von sich abhängig gemacht, so daß Kamel, der Hauptgegenstand seines Grolles, allein stand. Kamel wandte sich daher an den Kaiser Friedrich, und lud ihn förmlich ein, nach Palästina zu kommen. In dem Augenblick, als diese Einladung an Friedrich erging (Januar 1228), war er nicht im Stande, einen solchen Zug vorzunehmen, da er mit den Lombarden in einem völlig feindlichen Verhältnisse stand, und vom Pabste mit geistlichen Waffen verfolgt und mit weltlichen bedroht ward. Sobald jedoch die Lage der Dinge es erlaubte, neigte er nicht nur sein der Stimme der Religion und des Aberglaubens verschlossenes Ohr dem Gebote der Staatsklugheit, sondern er erhob sich auch als ein großer Mann, der durch Erziehung und Bildung schon im Knabenalter über die Vorurtheile seiner Zeit gestellt worden war, über die Umstände. Das Kreuzheer des vorigen Jahres hatte sich ganz aufgelöst; der Pabst suchte die ganze Welt gegen den Kaiser aufzuwiegeln und besonders die Neapolitaner, welche wegen der bisher sehr despotisch geführten Regierung Friedrich's unzufrieden waren, zum Aufstande zu reizen; Johann von Brienne drohte mit den Waffen und sammelte Tankred's und Walter's Freunde; nichts desto weniger entschloß sich Friedrich, dem Gebote der Politik und

dem Rufe Kamel's zu folgen. Die Hauptgefahr, die er während seiner Abwesenheit von Johann und vom Pabste zu befürchten hatte, die Aufwiegelung seiner sicilianisch-neapolitanischen Unterthanen, beseitigte er vermittelst seiner auf angeborenem Scharfsinn und auf Menschenkenntniß beruhenden Schlauheit: er warf in einer großen Reichsversammlung dem neapolitanischen Volke ein Spielzeug alter Rechte zu, und äffte es durch feierliche Erklärungen. Daß es ihm damit nicht ernst war, bewies er selbst dadurch, daß er sich nie daran band und seinen Unterthanen später ganz andere Rechte gab.

Friedrich schiffte sich im August 1228 nach Palästina ein, und landete am 8. September in Acre. Durch den schon im vorhergehenden Jahre erfolgten Tod Moattam's war zwar der Hauptgrund, warum die Mohammedaner den Kaiser gerufen hatten, weggefallen; allein Kamel und sein Bruder Aschraf hatten, als sie Moattam's Länder unter sich theilen wollten, an dessen Sohn David einen Gegner gefunden. Kamel nahm daher den Kaiser mit Ehrenbezeugungen und Freundschaftsversicherungen auf. Auch der Patriarch von Jerusalem, die Tempelherren und Johanniter begrüßten ihn feierlich als ihren Herrn und Schützer. Schon wenige Wochen nachher zeigten jedoch die Häupter der Christen und der egyptische Sultan, wie wenig aufrichtig ihre Versicherungen gewesen waren. Die Christen änderten den Ton, sobald zwei Franziskaner-Mönche, welche als Verkündiger der feindseligen Gesinnungen des Pabstes dem Kaiser nachgeschickt worden waren, in Palästina erschienen und im Namen ihres Herrn den Fluch über ihn aussprachen; der Sultan aber, dessen Hauptgegner, der Beherrscher von Chowaresmien, sich von den Mongolen bedroht sah, bedurfte jetzt des Kaisers nicht mehr, ja, er mußte sogar von seiner Einmischung in die mohammedanischen Händel Gefahr besorgen. Indessen war Kamel gerade aus diesem Grunde zu einem Frieden geneigt, und da auch der Kaiser denselben wünschen mußte, so ward zwischen Beiden bald ein Waffenstillstand auf zehn Jahre geschlossen, nach welchem die Christen Jerusalem und die anderen heiligen Orte von Palästina zurückerhielten, und dagegen den Festungen und der Wiedereroberung des ganzen Landes entsagten. Dieser Vertrag ward dem Kaiser von seinen Glaubensgenossen zum größten Verbrechen gemacht. Der Patriarch von

Jeruſalem verſchaffte ſich eine Abſchrift desſelben, ſchickte ſie an den Pabſt, ſtellte in einem Rundſchreiben an alle europäiſchen Mächte die zwiſchen Kamel und Friedrich getroffene Übereinkunft als einen Bund mit dem Teufel dar, und brachte ein ganzes Regiſter von Beſchwerden in Umlauf. Friedrich achtete deſſen wenig, und zog unter den heftigſten Streitigkeiten mit den Geiſtlichen in Jeruſalem ein (Frühjahr 1229). Hier ſetzte er in der Kirche des heiligen Grabes ſich ſelbſt die Krone auf, und kehrte dann ſchnell nach der Küſte zurück. Die ihm feindſeligen Geiſtlichen des Landes beſtrafte er mit großer Strenge, er verjagte ſie und ſetzte Männer ſeiner Partei an ihre Stelle. Wenn man erwägt, daß auch der Pabſt ſeinerſeits es ebenſo zu machen pflegte, ſo wird man den Kaiſer dieſes Verfahrens wegen nicht tadeln; ganz anders verhält es ſich aber mit ſeinem Benehmen gegen die Ungläubigen. Er trat mit denſelben in einen ſo innigen Verkehr, daß dadurch nothwendiger Weiſe Argwohn erregt ward. Schon in der erſten Hälfte des Mai kehrte er nach Europa zurück.

Das Königreich Jeruſalem befand ſich nach Friedrich's Entfernung in einem ſehr zweifelhaften Verhältniß, ſo daß es zwiſchen Krieg und Frieden in der Mitte ſtand, und niemand vor dem Fanatismus der Mohammedaner ſicher war, während im Inneren des Reiches ſelbſt die Großen und der Klerus mit dem Stellvertreter des Königs ſtritten, durch welchen ſie ſich in ihren Rechten gekränkt glaubten. Doch wurde der von Friedrich geſchloſſene Frieden, welchen endlich auch der Pabſt anerkannte, aufrecht erhalten. In Europa war Gregor IX. für das chriſtliche Reich im Orient unausgeſetzt thätig. Er ließ Schreiben an die Fürſten des Abendlandes ergehen, ſammelte Geld, und ſuchte eine große Verſammlung zu Stande zu bringen, wie ſie einſt in Clermont gehalten worden war (ſ. Th. VI. S. 387); allein ſeine Bemühungen hatten nur geringen Erfolg, weil die Art, wie ſeine Leute den frommen Sinn der Zeit misbrauchten, weit mehr ſchadete, als alle ſeine rührenden Briefe nützen konnten. Die ausgeſandten Kreuzprediger nämlich, welche faſt insgeſammt Bettelmönche waren, trieben mit der ihnen ertheilten Vollmacht einen förmlichen Handel; ſie boten den Ablaß, der den Kreuzfahrern gewährt war, auch allen Anderen feil, löſten für Geld jeden, der das Kreuzgelübde gethan hatte,

von seiner Verpflichtung, machten dadurch nicht nur ihre eigenen Bemühungen, sondern auch die Absichten des Pabstes verdächtig, und bewirkten, daß der Eifer für die Rettung des heiligen Landes erkaltete. Nichts desto weniger unternahmen nach dem Ablauf des kaiserlichen Waffenstillstands viele französische Herren unter dem König Thibaut von Navarra einen Kreuzzug. Ihre Uneinigkeit stürzte sie aber ins Verderben. Der Kaiser Friedrich nahm sich derjenigen von ihnen, welche in Gefangenschaft gerathen waren, freundlich an, und so groß war sein Ansehen im Orient, daß er durch seine bloße Verwendung eine Milderung ihres Schicksales bewirkte.

7. Ludwig's des Heiligen Kreuzzug nach dem Orient.

Während die christliche Herrschaft in Palästina immer mehr sank, begann auch das Reich der Ejubiden zu zerfallen. Von außen her ward dasselbe von den Chowaresmiern und Mongolen bedroht, und im Inneren steigerte sich die Zwietracht zwischen den einzelnen Gliedern des herrschenden Geschlechtes. Die beiden Brüder Kamel und Aschraf stellten zwar, nachdem sie ihren Neffen, den Sohn Moattam's, um sein Erbe gebracht und dasselbe unter sich getheilt hatten, Frieden und Freundschaft her; bald darauf zerfielen sie aber schon wieder, und nach Aschraf's Tode riß Kamel auch das von diesem hinterlassene Land an sich. Schon im nächsten Jahre (1238) starb Kamel, und nun kämpften seine beiden Söhne sowohl unter einander, als auch mit anderen Verwandten um die Herrschaft, bis es 1240 dem einen von ihnen, Saleh Ejub, mit Hülfe der treulosen Soldaten seines Bruders gelang, diesen zu stürzen und sich zum Herrn von Egypten aufzuwerfen, während sein Oheim, Saleh Ismael, Damaskus besetzte. Saleh Ejub war der eigentliche Urheber der Mamlukken-Regierung in Egypten, durch welche bald nachher der Herrschaft der Ejubiden in diesem Reiche ein Ende gemacht wurde. Die Mamlukken waren gekaufte Sklaven, die man militärisch eingeübt hatte, um aus ihnen die Leibwache und den Kern des Heeres zu bilden, und erlangten unter den Ejubiden dieselbe verderbliche Bedeutung, wie früher unter den Ikschiden (s. Th. V. S. 138 u. 140). Sie hatten Saleh Ejub auf den Thron erho-

ben, weil er sich besser zu einem Werkzeug in ihrer Hand zu eignen schien, als sein Bruder. Er entledigte sich zwar der gefährlichen Miethlinge, sobald er seine Herrschaft fest gegründet hatte, schuf aber nachher eine neue Mamlukken-Leibwache, welche unter dem Namen der baharitischen Mamlukken bald wieder alle Stellen besetzte und die ganze Regierung von sich abhängig machte. Auf diese Weise untergrub Ejub Saleh die Macht seines Reiches im Inneren; nach außen dagegen breitete er seine Herrschaft auf Kosten seines Oheims, Saleh Ismael von Damaskus, so weit aus, daß es eine Zeitlang den Anschein hatte, als wenn Syrien und Egypten wieder dauernd mit einander verbunden werden sollten. Saleh Ismael hatte sich durch ein Bündniß mit anderen syrischen Fürsten und mit den Christen von Palästina gegen die Übermacht seines Neffen zu sichern gesucht; dies nützte ihm aber nichts, weil Saleh Ejub zufälliger Weise Gelegenheit erhielt, sein Heer durch einen ansehnlichen Zuwachs zu verstärken. Kurz vorher war nämlich das Reich Chowaresmien den Angriffen der Mongolen völlig erlegen, und die türkischen Söldnerschaaren des chowaresmischen Herrschers hatten sich nach Westen gewendet und das Land Syrien überschwemmt. Hier erlitten sie eine bedeutende Niederlage, traten darauf größtentheils in den Sold des egyptischen Sultans Saleh Ejub, eroberten und plünderten Jerusalem (1244), vernichteten bei Gaza die unter Saleh Ismael vereinigte christliche und mohammedanische Macht von Syrien, und verhalfen im nächsten Jahre dem egyptischen Sultan zum Besitze der Stadt Damaskus, in welche dieser dann seinen Sitz verlegte. Nur auf Raub, Mord und Verheerung bedacht, richteten sie zwar gleich nachher ihre Waffen auch gegen Saleh Ejub, sie wurden aber von demselben besiegt und zerstreut, so daß sie seit der Zeit verschwanden. Die Egypter eroberten hierauf (1247) auch Tiberias und Askalon, und das christliche Reich gerieth in eine so hülflose Lage, daß der von dem französischen Könige, Ludwig IX., gelobte Kreuzzug durchaus nöthig zu sein schien, um den letzten Rest desselben vor dem Untergang zu bewahren.

Ludwig IX. mit dem Beinamen des Heiligen war 1226 nach dem Tode seines Vaters, Ludwig VIII., als elfjähriger Knabe König von Frankreich geworden, und bis zu seiner Voll-

jährigkeit hatte seine Mutter, Blanca, die vormundschaftliche Regierung geführt. Blanca war eine kirchlich-fromme Frau, und stand ganz unter dem Einfluß eines römischen Kardinals, der ihr sogar noch mehr als Rathgeber und Freund gewesen zu sein scheint. Dies bestimmte die ganze Richtung von Ludwig's Charakter, welcher zwar deutliche Spuren des den Franzosen eigenthümlichen praktischen Lebensverstandes zeigte, hauptsächlich aber auf dem Gemüthe beruhte und von einer ängstlichen Sorge für äußere Religionspflichten geleitet ward. Der letzteren Seite von Ludwig's Charakter muß man die Art zuschreiben, wie er gegen den Rath seiner Mutter und aller Vernünftigen die Verpflichtung zu einem Kreuzzuge übernahm und erfüllte. Im Jahre 1234 hatte sich der Pabst Mühe gegeben, ihn und den König von England, mit welchem Ludwig damals in Krieg verwickelt ward, zum Frieden und zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung gegen die Ungläubigen zu bewegen; Ludwig hörte aber ebenso wenig damals auf die päbstliche Ermahnung, als er zwei Jahre nachher sich durch den römischen Stuhl von der Bekriegung des Königs Thibaut von Navarra abhalten ließ, der zugleich Graf von Champagne war und seine Anmaßungen durch das Gelübde eines Kreuzzuges zu unterstützen suchte. Dagegen legte er acht Jahre später (1244), als er in einem heftigen Fieberanfall eine Vision gehabt zu haben meinte, ganz unerwartet das Kreuzgelübde ab. Der Pabst Innocenz IV. säumte nicht, diese Sinnesänderung zu benutzen, und ließ durch einen Legaten sogleich die französischen Bischöfe und Großen zur Theilnahme auffordern, während auch der König allerlei Mittel anwandte, um dieselben dazu zu bewegen. Die vereinten Bemühungen des Pabstes und des Königs hatten den Erfolg, daß viele Franzosen das Kreuz nahmen. Unter ihnen befanden sich zum großen Nachtheil des Unternehmens Ludwig's drei Brüder, welche ihm sehr unähnlich waren, Robert von Artois, Alphons von Poitou und Karl von Anjou.

Erst im August 1248 waren die Rüstungen beendigt. Das französische Kreuzheer schiffte sich darauf in Aigues Mortes ein, und landete glücklich in Cypern. Hier, wo die Franzosen überwinterten, ward beschlossen, den ersten Angriff nicht gegen die mohammedanische Macht in Palästina, sondern gegen Egypten zu

richten. Zugleich knüpfte Ludwig dort eine Verbindung mit den Mongolen an, welche damals die mohammedanischen Staaten in Syrien mit dem Untergange bedrohten. Den Anlaß dazu gab die Ankunft einer Gesandtschaft, welche angeblich von dem Groß-Khan der Mongolen kam, in Wirklichkeit aber von einem mongolischen Unterbefehlshaber geschickt worden war, der aus aufgefangenen Briefen die Absichten des französischen Königs erfahren hatte und sich desselben zu seinen Zwecken zu bedienen hoffte. Ludwig merkte die Täuschung nicht, und erwiderte die Botschaft durch die Absendung einiger Mönche, denen er bedeutende Geschenke von Erzeugnissen des italiänischen Kunstfleißes mitgab; doch wurde er dabei mehr durch die Hoffnung, daß die Mongolen Christen werden könnten, als durch die erwarteten Vortheile der politischen Verbindung mit ihnen geleitet.

Zur Überfahrt nach Egypten bediente sich Ludwig venetianischer und genuesischer Schiffe, die er in Acre miethen ließ, und die habgierigen italiänischen Handelsleute wußten auch bei dieser Gelegenheit durch außerordentlich hohe Fahrpreise Nutzen aus dem Glaubenskriege zu ziehen. Der egyptische Sultan, Saleh Ejub, war bereits durch den deutschen Kaiser Friedrich II. von Ludwig's Rüstungen in Kenntniß gesetzt worden, und Friedrich sowohl, als der Khalif von Bagdad hatten ihn zu einer Aussöhnung mit den anderen Ejubiden zu bewegen gesucht; daran war jedoch durchaus nicht zu denken gewesen. Überdies erkrankte Saleh, gerade als er aus Damaskus nach Egypten eilte, sehr gefährlich. Die Franzosen erschienen in den ersten Tagen des Juni (1249) an der Küste von Egypten. Sie fanden, als sie in der Nähe von Damiette ihre Landung bewerkstelligten, nur unbedeutenden Widerstand, und bemächtigten sich sogleich, ohne einen einzigen Mann einzubüßen, der wichtigen Festung Damiette, weil die vom Sultan getroffenen Vorkehrungen sehr unzweckmäßig und ganz unzureichend waren. Saleh hatte nämlich die Vertheidigung von Damiette einem arabischen Stamme anvertraut, obgleich dieses Volk zu nichts weniger geeignet ist, als zum Aushalten einer Belagerung, und außerdem die Führung seines ziemlich großen Heeres der Leitung des Emir's Fachreddin übergeben, der sich entweder äußerst feige oder sehr ungeschickt benahm. Dazu kam noch, daß Saleh's

Truppen, obgleich sie die Nachricht von der Landung der Christen dreimal durch Brieftauben an den Sultan meldeten, von diesem keine Antwort erhielten und in der Meinung, er sei gestorben, nicht wußten, was sie thun sollten. Fachreddin zog sich, um einem Treffen auszuweichen, von einem Ufer des Nils auf das andere, die arabische Besatzung von Damiette aber, welche dadurch ihren Stützpunkt verlor, räumte die bedeutende Festung und überließ sie mit allen ihren Werken und unermeßlichen Reichthümern den erstaunten Christen. Der Sultan war, als er dies erfuhr, außer sich vor Wuth, und ließ entweder die ganze Besatzung oder doch ihre Officiere aufknüpfen. Die Sache selbst war aber nicht zu ändern, und die Franzosen hatten festen Fuß im Lande gefaßt. Doch war auch für diese damit noch keineswegs Alles gewonnen, weil das Land gute natürliche Vertheidigungsmittel hatte, und beim Vordringen in das Innere noch große Schwierigkeiten zu überwinden waren. Besonders war die Stadt Mansurah, welche oberhalb Damiette in einer von Kanälen vielfach durchschnittenen Gegend lag, gerade für einen Fall, wie der jetzt eintretende war, angelegt worden. Auch blieben die Franzosen unglücklicher Weise bis zum Herbst unthätig in Damiette liegen, weil sie theils erst die unter Alphons von Poitou nachfolgenden Verstärkungen abwarteten, theils über die Zeit der jährlichen Überschwemmung des Nils in Ungewißheit waren.

Nach der Ankunft des Grafen Alphons ließ sich Ludwig von demselben zu dem unglücklichen Entschlusse bewegen, auf Kairo loszugehen, obgleich die verständigeren unter seinen Führern nachdrücklich davon abriethen. Das christliche Heer war, als es gegen Ende November aufbrach, sechzigtausend Mann stark, und unter diesen befanden sich zwanzigtausend Ritter. Die Menge und gute Ausrüstung wog aber den Nachtheil nicht auf, welchen die vielen Arme und Kanäle des Flusses, die Feuchtigkeit des Bodens, der Mangel an leichter Reiterei und die Geschicklichkeit, mit der die Feinde vom griechischen Feuer Gebrauch machten, den Christen brachten. Diese mußten schon nach kurzem Vordringen ihren Marsch einstellen, und wurden dann zwei Monate lang an einer und derselben Stelle aufgehalten. Unterdessen war der Sultan Saleh Ejub gestorben, und eine seiner Frauen, Schagareddor,

übernahm, indem sie seinen Tod verheimlichte, in Verbindung mit Fachreddin und mit den Führern der Mamlukken die Regierung, bis ihr Stiefsohn Turanschah, der sich damals am Tigris befand, nach Egypten gekommen sei. Noch ehe dieser eintraf, verdiente sich Fachreddin bei einem unerwarteten Angriff der Franzosen in den Augen seiner Glaubensgenossen die Märtyrerkrone, nachdem ihm früher der Kaiser Friedrich II. durch den Ritterschlag und der Sultan Saleh Ejub durch seine Gunst die Palme des höchsten weltlichen Ruhmes im Orient und Occident gereicht hatten. Im Anfange des folgenden Jahres (1250) gelang es endlich einem Theile der Franzosen nach zwei mörderischen Gefechten, nicht nur bis nach Mansurah, sondern auch in diese Stadt selbst einzudringen; unglücklicher Weise ließ sich aber damals der unbesonnene Graf von Artois, Ludwig's Bruder, bei der Verfolgung der Feinde zu weit fortreißen, fand dabei den verdienten Tod, und opferte zugleich mehrere Hunderte der tapfersten Ritter. Dieser Verlust bewirkte bei den Franzosen eine Zögerung, welche von den Egyptern benutzt ward, um ihre Anstalten zu vollenden und einen Angriff auf die christlichen Schiffe zu machen, die bisher das französische Heer mit Lebensmitteln versorgt hatten. Der Angriff hatte den gewünschten Erfolg, und nun war den Franzosen plötzlich jede Zufuhr abgeschnitten. Mit dem Mangel rissen auch Krankheiten in ihrem Lager ein, und da dasselbe zu gleicher Zeit von unzähligen Schaaren leichter Truppen umschwärmt war, so geriethen die Franzosen bald in eine verzweifelte Lage. Nichts destoweniger zeigte sich der Sultan Turanschah, als er in Egypten angekommen war, zu einem Frieden bereit, und ließ dem französischen König erklären, er wolle das ganze heilige Land den Christen zurückgeben, wenn die Franzosen Damiette räumten und Egypten verließen; die Unterhandlungen zerschlugen sich aber, weil Turanschah, wie es heißt, den König selbst als Geißel des Vertrags verlangte. Die Franzosen mußten sich also zu dem fast unmöglichen Versuch entschließen, sich durch die Feinde durchzuschlagen. Kaum hatten sie dieses Wagniß zu unternehmen begonnen, als sie auf allen Seiten von den Feinden eingeschlossen und theils zusammengehauen, theils gefangen genommen wurden. Nur einige Wenige entgingen dem allgemeinen Verderben und retteten

sich durch die Flucht. Das Loos der Gefangenen, unter welchen sich auch der König und seine beiden Brüder befanden, war schrecklich. Turanschah ließ ganze Haufen derselben niederhauen, weil er wegen ihrer großen Menge nicht einmal die Verpflegungskosten aus ihrem Verkaufe zu erhalten hoffen konnte; die Überlebenden aber wurden von den Mamlukken aufs entsetzlichste mißhandelt und wiederholt mit dem Tode bedroht. Doch verstand sich der Sultan zuletzt zur Freilassung derselben, und schloß einen Waffenstillstand, nach welchem Damiette ihm zurückgegeben, den Christen der Besitz der Städte, welche sie in Palästina inne hatten, gelassen, und für die Gefangenen ein ungeheueres Lösegeld gezahlt werden sollte (April 1250). Bei den Unterhandlungen über den letzteren Punkt bewährte Ludwig eine ritterlich königliche Gesinnung. Obgleich die vom Sultan geforderte Summe sehr groß war, so willigte er doch augenblicklich in dieselbe ein, weil sein nur auf unsterbliche Schätze gerichtetes Gemüth ein kaufmännisches unterhandeln über Geld und Geldeswerth verschmähte. Der Sultan wollte ihm hierin nicht nachstehen, und erließ von freien Stücken einen beträchtlichen Theil der Summe.

Bei der Übergabe von Damiette kam Ludwig noch einmal in Lebensgefahr. Die Mamlukken machten nämlich in Verbindung mit Saleh's Wittwe, Schagareddor, eine Verschwörung, ermordeten ihren Sultan vor den Augen des französischen Königs, und bedrohten dann auch diesen mit dem Tode. Doch ward der geschlossene Vertrag, so weit er die Freilassung der Gefangenen betraf, von ihnen aufrecht erhalten, und der König fuhr auf einem genuesischen Schiffe nach Acre. Da die übrigen Bedingungen nicht gehalten wurden, so sah sich auch Ludwig von der Verpflichtung zu einem zehnjährigen Waffenstillstande frei, und beschloß, nicht nach Frankreich zurückzukehren, sondern in Palästina zu bleiben. Unter den Gründen, die ihn zu diesem Entschlusse trieben, war der für die Christen scheinbar sehr günstige Zustand der mohammedanischen Staaten nicht der unbedeutendste. Die Mörder Turanschah's, welche aus Tscherkessen, Mingreliern, Turkmannen, Kumanen und anderen als Sklaven eingekauften Anwohnern des schwarzen Meeres bestanden, übertrugen die Regierung dem Namen nach der Wittwe Saleh's, weil dieselbe in

Egypten großes Ansehen genoß und als scheinbar gesetzmäßige Regentin ihnen zugleich auch zur Behauptung der Herrschaft in Syrien dienen konnte; die eigentliche Leitung der Dinge aber gaben sie einem ihrer Anführer, dem Turkmannen Ibek. Indessen ließen sich die Syrer durch diese Schlauheit der egyptischen Garden nicht täuschen, sondern riefen einen Nachkommen Saladin's, der in Aleppo herrschte, Nasr Joseph, zum Sultan aus. Die nächste Folge davon war ein Krieg zwischen den Syrern und den egyptischen Mamlukken, welcher den Christen in Palästina jede Unternehmung erleichtern mußte. Dazu kam noch, daß in Egypten eine Staatsänderung nach der anderen eintrat. Die Sultanin Schagareddor ward schon wenige Monate nach ihrer Erhebung wieder abgesetzt und ein Ejubide mit dem Herrschernamen bekleidet; auch diesen stürzten die Mamlukken nach einigen Jahren wieder, und nun trat eine allgemeine Verwirrung ein, weil keiner der Befehlshaber die Regierung allein zu übernehmen wagte, und ein Diwan der Mamlukken-Führer das Land regierte, bis sich endlich Ibek unter dem Namen eines Sultans zum Herrscher aufwarf. Diese Verhältnisse der mohammedanischen Staaten machten dem König Ludwig Muth. Er trat gegen die Egypter mit dem Sultan von Syrien und sogar mit dem Alten vom Berge, dem Oberhaupte der Assassinen (s. Th. VI. S. 405 ff.), in nähere Verbindung. Auch vom Groß-Khan der Mongolen empfing er damals eine Antwort auf das Schreiben, welches er drei Jahre früher an ihn abgeschickt hatte. Sie lautete ganz anders, als er erwartet hatte, und zerstörte ihm nicht nur seine Hoffnung auf Bekehrung der Mongolen, sondern zeigte ihm auch, daß dieses Volk die Geschenke und Gesandtschaften fremder Völker ebenso ansah, wie heut' zu Tage die Chinesen; denn der Groß-Khan erkannte in Ludwig's Botschaft nur ein Zeichen der Unterwürfigkeit, und erwiderte seinen Brief in dem Tone eines Gebieters.

Drei Jahre blieb Ludwig in Palästina; er konnte jedoch schon aus dem Grunde, weil sein Heer die ganze Zeit hindurch nur aus vierzehnhundert Gepanzerten bestand, nichts ausrichten. Das einzige Bedeutende, was er that, war die Wiederherstellung der Festungswerke in mehreren christlichen Städten. Als nun gar im Jahre 1253 die Egypter und Syrer Frieden mit einander schlossen,

schwand jede Aussicht auf einen Erfolg seiner Unternehmungen, während er zugleich einsah, daß ein längeres Verweilen in Palästina ihm selbst und seinem Reiche von großem Nachtheile sein werde. Seine Anwesenheit in Frankreich war um so mehr nöthig, als seine Mutter, welche die Verwaltung des Reiches leitete, kurz vorher gestorben war. Selbst der Patriarch von Jerusalem und die Fürsten der christlichen Küstenstädte in Palästina riethen ihm zur Rückkehr. Er schiffte sich daher am 24. April 1254 nach Frankreich ein. Nach seiner Entfernung ging die christliche Macht in Palästina mit raschen Schritten ihrem Untergang entgegen. Die völlige Vernichtung derselben hängt mit den Revolutionen zusammen, welche durch die Erscheinung der Mongolen und Tataren in Nordasien veranlaßt wurden. Wir müssen daher unseren Blick zunächst auf die Geschichte des fernen Oberasiens richten, in dessen Steppen die verheerende Fluth dieser Völker ihren Ursprung hatten.

8. Geschichte der Orientalen von der Entstehung des Reiches Chowaresmien an bis auf die Erscheinung der osmanischen Türken in Kleinasien.

Die Chowaresmier und Ghoriden.

Das große Seldschukken-Reich, welches durch Togrulbeg, Alp Arslan und Malekschah gegründet worden war (s. Th. VI. S. 351 ff.), löste sich nach dem Tode des Letzteren in kleine Staaten auf. Diese waren durch die scheinbare Obergewalt eines Groß-Sultans nur schwach mit einander verbunden, und die seldschukkische Macht erlag bald einer neuen Dynastie, die sich in der zwischen dem Aral-See, dem kaspischen Meere und dem Dschihun-Flusse gelegenen Provinz Chowaresmien aufwarf. Die chowaresmische Herrscherfamilie hatte denselben Ursprung, wie die meisten orientalischen Dynastieen: ein glücklicher Sklave schüttelte das Joch ab, und gründete auf denselben Säbel, auf welchem seines Herrn Despotismus geruht hatte, den seinigen. Anuschtekin, der Sklave eines Oberschenken am seldschukkischen Hofe, wußte sich unter dem Sultan Malekschah nach und nach so großen Einfluß zu verschaffen, daß er beim Tode seines früheren Herrn das Oberschenken-Amt und die damit verknüpften Einkünfte der Pro-

vinz Chowaresmien erhielt. Sein Sohn, Mohammed I. Kothbeddin, folgte ihm im Hofamte und in der Verwaltung der Provinz, und hatte dadurch, daß seine stete Anwesenheit in Chowaresmien nöthig war, die beste Gelegenheit, die ererbte Macht zu erweitern und zu befestigen. Doch blieb er dem Sultan der Seldschukken ein treuer Vasall. Sein Sohn und Nachfolger, Atsiz (1127—1156), änderte das Betragen gegen die Wohlthäter seiner Familie. Er kündigte dem Sultan Sandschar (s. Th. VI. S. 362 f.) den Gehorsam auf, fiel, obgleich er mehrmals besiegt ward und stets Verzeihung erhielt, immer wieder von seinem Oberherrn ab, und behauptete sich zuletzt unter dem Titel eines Schah als unabhängiger Beherrscher von Chowaresmien. Er erweiterte seine Herrschaft durch Eroberungen über den Dschihun-Fluß hinaus und am kaspischen Meere hin, während Sandschar's Reich zuerst von den Khitanen und dann von einem Stamme der Turkmannen verwüstet, Khorasan und die blühende Stadt Nischapur fast ganz verheert, und der Sultan selbst von den Turkmannen drei Jahre lang gefangen gehalten ward. Nach Sandschar's Tode nahmen die Unruhen und Verwirrungen im Reiche der Seldschukken überhand, diese behaupteten zuletzt nur noch in einigen kleinen Strichen von Persien eine ohnmächtige Herrschaft, und Atsiz Sohn, Il-Arslan, benutzte die Umstände, um ihnen einen bedeutenden Theil von Khorasan zu entreißen.

Nach Il-Arslan's Tode (1172) entstand in Chowaresmien ein zwanzigjähriger Bruderkrieg zwischen seinen beiden Söhnen, Alaeddin Takasch und Mohammed II. Sultanschah, welche ebenso unablässig um den Preis der Dichtkunst, wie um den Besitz des Thrones mit einander kämpften. Erst der Tod des Einen von ihnen machte dem blutigen Streite ein Ende. Sobald Alaeddin Takasch Alleinherrscher geworden war, erweiterte er durch glückliche Kriege sein Reich nach Osten und Westen hin. Er vernichtete zuerst den letzten Sprößling der Seldschukken-Dynastie in Westpersien, welche schon seit Jahren unter dem Säbel ihrer eigenen Garden stand, und dehnte die Grenzen seines Reiches über Rei, Ispahan, Hamadan und Adserbidschan aus. Dann wandte er sich gegen die Khitanen in der Tatarei und entriß ihnen die Stadt Bochara. Unterdessen bekriegte sein Sohn und Stell-

vertreter, Mohammed III. Kothbeddin, die perſiſchen Aſſaſſinen (ſ. Th. VI. S. 406), welche während des Zerfalls der Seldſchukken-Herrſchaft ihre Beſitzungen ſehr weit ausgebreitet hatten. Der Vezier, der dem jungen Fürſten dieſen Krieg angerathen hatte, fiel dafür unter dem Dolche der Mörderſecte, und der erbitterte Alaeddin Takaſch befahl darauf ſeinem Sohne, ſie nicht etwa blos auf ihre früheren Raubneſter einzuſchränken, ſondern völlig auszurotten. Kaum hatte aber Mohammed III. das Gebot ſeines Vaters zu erfüllen begonnen, als er durch den Tod desſelben (1200) genöthigt ward, den Vertilgungskrieg gegen die Aſſaſſinen wieder aufzugeben; denn ein Neffe machte ihm den Thron von Chowaresmien ſtreitig, und wurde dabei von dem Beherrſcher des Reiches der Ghoriden nachdrücklich unterſtützt.

Den Urſprung der Dynaſtie der Ghoriden, welche durch dieſe Einmiſchung in die chowaresmiſchen Angelegenheiten ihren Sturz herbeiführte, hat der an Mährchen reiche Orient in einen Roman gekleidet, und mit Feridun und anderen Heroen der perſiſchen Urzeit (ſ. Th. I. S. 121 f.) in Verbindung gebracht. Läßt man dieſe poetiſchen Sagen, durch welche die Ghoriden ihrer Herrſchaft im alten Lande Baktrien den glänzendſten Schein der Rechtmäßigkeit zu verleihen ſuchten, ganz unbeachtet, ſo wird ſich die Entſtehung ihres Reiches etwa auf folgende Weiſe auffaſſen laſſen. Ein Räuber, Huſain beg Sam, fand gegen das Ende des elften Jahrhunderts am Hofe der Ghasnawiden (ſ. Th. V. S. 182 ff.) Zutritt, ſchwang ſich von Amt zu Amt empor, und ward endlich Statthalter des im Norden des ghasnawidiſchen Reiches gelegenen Berglandes Gur oder Gaur, welches Sultan Mahmud I. früher erobert hatte (ſ. Th. V. S. 185). Seine Söhne, von welchen der älteſte die Tochter des Ghasnawiden Bahram (ſ. Th. VI. S. 363) heirathete, erbten und behaupteten nicht etwa blos die Verwaltung dieſes Landes, ſondern ſie erklärten ſich auch, auf jene erdichtete Abſtammung geſtützt, für rechtmäßige Beſitzer desſelben, ja, ſie ſuchten ſogar ihren Oberherrn, Bahram, ſelbſt vom Throne zu ſtürzen. Drei von ihnen verliehen bei dieſem Verſuche in Bahram's Gewalt und wurden auf ſeinen Befehl hingerichtet; der vierte aber, Hafan, kämpfte mit Glück, und rächte nach Bahram's Tode den Mord ſeiner Brüder auf ſo

grausame Weise, daß selbst die an Unmenschlichkeiten gewöhnten orientalischen Geschichtschreiber ihn mit dem Beinamen des Weltenverbrenners gebrandmarkt haben. Er stürzte und vertrieb Bahram's Sohn, Khosruschah, plünderte und zerstörte die Stadt Ghasna, und bezeichnete seinen Marsch durch das Reich der Ghasnawiden allenthalben mit Mord und Brand. Khosruschah floh nach der indischen Stadt Lahore, die zu seinem Reiche gehört hatte, und deren Besitz er und sein Sohn noch eine Zeitlang behaupteten. Sein Besieger erlitt bald nachher die verdiente Strafe. Der letzte kriegerische Sultan der Seldschukken, Sandschar, eilte nämlich, den Eroberungen des Weltenverbrenners Grenzen zu setzen, schlug ihn und nahm ihn gefangen; doch wußte sich Hasan durch seine Niederträchtigkeit bald wieder die Freiheit zu verschaffen. Wie man nämlich im täglichen Leben sehen kann, daß der niedrigste Sklave der ärgste Despot gegen Untergebrunete ist, so bewies Hasan durch sein Beispiel den umgekehrten Satz: er schmeichelte dem Sultan aufs schändlichste und erlangte dadurch seine Freiheit und Herrschaft wieder.

Hasan's Sohn und Nachfolger starb bald nach seinem Regierungsantritt, und seine beiden Vettern, Gajatheddin und Schahabeddin, theilten das Reich, jedoch so, daß der Erstere Obersultan blieb (1162). Schahabeddin, welcher in Ghasna residirte, lockte den Sohn des vom Weltenverbrenner vertriebenen Ghasnawiden aus dem unüberwindlichen Lahore heraus, und machte damit dem Ghasnawiden-Reiche, nachdem es zwei Jahrhunderte bestanden hatte, vollends ein Ende (1182). Hierauf unternahm er mehrere Kriegszüge nach Indien und unterwarf sich das Land fast bis zur Grenze von China hin, während sein Bruder die Städte Nischapur, Herat und Merw eroberte und in die Tatarei eindrang. Die Eroberungen in Ostpersien gaben die Veranlassung zur Vernichtung des Ghoriden-Reiches. Der Neffe des furchtbaren Beherrschers von Chowaresmien, Mohammed's III. floh nämlich, wie oben bemerkt ward, vor seinem Oheim zu Gajatheddin, und dieser nahm sich seiner an. Darüber kam es zu einem Kriege, in welchem Gajatheddin gleich anfangs (1202) starb und sein Bruder des ganzen Landes bis zu den indischen Bergen beraubt wurde. Der Letztere fiel einige Jahre nachher

(1206) unter dem Dolche der Assassinen, die ihn als grausamen Verfolger ihrer Lehre tödtlich haßten. Er hatte unglücklicher Weise eine große Anzahl türkischer Sklaven als Soldaten in seine Dienste genommen und ungemein begünstigt; die Anführer dieser Mamlukken-Schaaren warfen sich nach seinem Tode in verschiedenen Theilen des Reiches als Herrscher auf. Der kleine Überrest desselben ward von dem Chowaresmier Mohammed besetzt, und die Dynastie der Ghoriden erlosch auf diese Weise um das Jahr 1208. Nur in einem kleinen Winkel des Reiches behaupteten sich Herrscher, welche vorgaben Sprößlinge des Ghoriden-Stammes zu sein.

Um dieselbe Zeit bahnte der kriegerische Schah von Chowaresmien durch sein Betragen gegen die Khitanen und gegen die Tataren in Karakithai dem mongolisch-tartarischen Völkerstrom, der wie eine Lawine von Osten her zerstörend herabrollte, den Weg in sein Land. Die Khitanen oder Kaukli's, eine mächtige tartarische Völkerschaft, die sich schon den Seldschukken zu Sandschar's Zeit verderblich gezeigt hatte (s. Th. VI. S. 363), waren durch Bande des Bluts mit den Herrschern von Chowaresmien verbunden, und hatten ihnen oft in ihren Kriegen beigestanden; sie erlaubten sich aber auch räuberische Einfälle in das chowaresmische Reich und nöthigten dadurch Mohammed gegen sie zu Felde zu ziehen. Er ward gefangen, entrann auf abenteuerliche Weise, und wartete dann auf eine Gelegenheit zur Rache. Diese fand sich, als die Khitanen von Kaschkuk, dem Schwiegersohn und Vasallen Kawar-Khan's, des Beherrschers von Karakithai und einem großen Theile von Turkestan, bedrängt wurden. Kaschkuk sowohl als die Khitanen baten den Beherrscher von Chowaresmien um Hülfe; dieser wies aber aus Schlauheit Beide mit ihrem Gesuche ab, und wartete den Erfolg ihres Kampfes ab. Die Khitanen wurden von Kaschkuk erdrückt, und nun erst nahm Mohammed die ihm nahe verwandten Häuptlinge derselben und den aus etwa fünfzigtausend Menschen bestehenden Überrest ihrer Horden in seinen Schutz. Weder er noch der Besieger der Khitanen ahnten, daß sie durch die Vertilgung dieses kriegerischen Stammes dem furchtbaren Mongolen-Khan Dschingiskhan, vor welchem Kaschkuk selbst mit seiner Horde früher bei Kawar-Khan hatte Schutz suchen müssen, den Weg zu ihrer eigenen Unterdrückung bahnten.

Mit neuen Kräften verstärkt, drang Mohammed bald nachher erobernd nach Osten vor. Er besiegte den Mamlukken, der sich in Ghasna zum Herrscher aufgeworfen hatte, brach in Indien ein, zog von den indischen Bergen quer gegen den Tigris hin, eroberte das ganze Bergland, und breitete seine Herrschaft rund um die kleine Strecke Landes aus, welche der Abbaside, der in Bagdad den leeren Namen eines Khalifen der Sunniten trug, unmittelbar besaß. Von diesem verlangte er nicht nur alle die Auszeichnungen, welche derselbe dem seldschukkischen Sultan gewährt hatte, sondern er forderte auch, daß Bagdad eine chowaresmische Besatzung annehme, und daß man ihm die Erlaubniß gebe, so oft er wolle, daselbst zu residiren. Als der Khalif Mohammed's Zumuthungen zurückwies, brach dieser mit einem Heere gegen Bagdad auf; ein Schneefall aber, wie er seit Menschengedenken nicht vorgekommen war, nöthigte ihn, den Marsch einzustellen und umzukehren. Mohammed gab indessen seinen Vorsatz nicht auf, und rüstete aufs neue weltliche und geistliche Waffen gegen den Abbasiden. Er versammelte die Theologen des schiitischen Systems zu einem Concilium, und ließ die Lehre der Schiiten für die allein wahre und seligmachende Religion erklären, dem gottlosen Geschlechte der Abbasiden den Gehorsam aufkündigen, einen vorgeblichen Sprößling Ali's (s. Th. V. S. 59) zum Khalifen ausrufen und alle Anstalten zu einem zweiten Zuge gegen Bagdad treffen. Doch vermochte er das Ansehen des sunnitischen Khalifen nicht in allen Theilen seines Reiches zu vernichten, weil — eine höchst auffallende Erscheinung im despotischen Orient! — die Bewohner seiner Hauptprovinzen, Chowaresmien, Samarkand und Herat, eine Art von verbrieftem Rechte hatten, nach welchem es in ihrer Willkür stand, wen sie als Khalifen anerkennen wollten. Andererseits begnügte sich das geistliche Oberhaupt der Sunniten, als Mohammed seine Creatur, den neu ernannten schiitischen Khalifen, mit bewaffneter Macht nach Bagdad führen wollte, nicht damit, daß er Concilium gegen Concilium und Fluch gegen Fluch setzte, sondern er verschloß auch sein Ohr der Stimme der Weisen in seinem Rathe, und rief zu seiner Rettung die heidnischen Monaolen unter Dschingiskhan herbei (1219).

Alle Umstände schienen sich damals zum Verderben der mohammedanischen Lehre und ihrer Bekenner zu vereinigen. Ein Khalif stand gegen den anderen, und der rechtgläubigste von ihnen bat die grausamen Heiden, welche damals von Nordosten her vordrangen, gegen den gläubigen Sultan von Chowaresmien um Hülfe. Die Lehre Mohammed's selbst war durch fremde Einflüsse umgestaltet worden, und eine Philosophie, welche aus dem indischen Pantheismus und dem persischen Dualismus entsprungen war (s. Th. V. S. 202), durchdrang alle lebendigen Theile der mohammedanischen Religion, strömte vom Islam in die italiänischen und provenzalischen Schulen der Christen über, und erzeugte nicht nur unter diesen Ketzerverfolgungen und förmliche Glaubenskriege, sondern bewog auch den Khalifen von Bagdad, Bücher verbrennen zu lassen, ihre Verfasser zu verfolgen und im Orient ein Inquisitionssystem einzuführen, das den Regenten, wie den Unterthanen verderblich ward. Neben dieser Verwirrung und Auflösung im Inneren ward die mohammedanische Welt auch von großen äußeren Gefahren bedrängt. Die Franken bedrohten Egypten und Palästina, und eroberten gerade damals die wichtige Stadt Damiette; das Reich der Seldschukken von Ikonium, welches lange als Bollwerk gegen die christliche Macht bestanden hatte, war durch Zwietracht gelähmt und näherte sich seinem Untergang; endlich strömten vom östlichen Hochasien die wilden mongolischen und tartarischen Horden unaufhaltsam herab, welche bald ganz Asien überschwemmten und sogar den Osten Europa's verheerten.

2. Die Tartaren unter Dschingiskhan und seinen Söhnen bis zum Untergange des chowaresmischen Reiches.

Der weitere Gang der Geschichte führt uns nach dem äußersten Osten von Hochasien zu den tartarischen d. h. den vermischten mongolischen und türkischen Horden, welche unter Temudschin oder Dschingiskhan und seinen Söhnen den Orient umgestalteten, und sich zerstörend über China und Indien, wie über Vorderasien, Rußland, Polen, Schlesien und Ungarn ergossen. Zur Zeit der Geburt Temudschin's gab es im östlichen Hochasien drei besonders mächtige Völker und Staaten: die eigentlichen Chinesen, welche auf das südliche China beschränkt waren, und unter der Dynastie

der Song standen (s. Th. I. S. 12 f.), das nördliche chinesische Reich, das 1125 von dem mongolischen Volke der Niutschen gegründet worden war, und dessen Herrscherhaus den Namen des goldenen Stammes führte, weiter nach Westen endlich die Verbindung der Karaïten, deren Hauptplatz Karakorum war. Außer diesen drei Reichen hatte ein Theil der den Niutschen zinsbaren Stämme zwischen dem Flusse Amur und der Nordgrenze China's eine neue Horden-Verbindung gestiftet, welche mit den Niutschen fast unaufhörliche Kriege führten. In den Kämpfen mit den Niutschen hatten sich Temudschin's Ahnen, welche als Häupter der vornehmsten Horde eine Art von Herrschaft über die verbundenen Stämme behaupteten, großen Ruhm erlangt. Er selbst ward im Jahre 1155 geboren, und hatte noch nicht das zwölfte Jahr erreicht, als er beim Tode seines Vaters von der Mehrzahl der unter demselben vereinigten Horden verlassen wurde, und sich genöthigt sah, zu den Karaïten zu fliehen, deren Hauptort, Karakorum, später seine gewöhnliche Residenz ward. Das Oberhaupt dieser Tataren, Toli oder Ung-Khan, ist vorzüglich dadurch berühmt geworden, daß die christlichen Missionäre, welche im Mittelalter ganz Asien durchstreiften, ihn für einen Christen erklärt und unter dem Namen des Priesters Johann den Europäern bekannt gemacht haben: eine auffallende Erscheinung, die sich jedoch begreifen läßt, wenn man bedenkt, daß die Naturreligion dieser Völker, welche bald nach Temudschin's Tode die Gestalt des noch jetzt bestehenden Lamaismus erhielt, sich ebensowohl mit dem Christenthum, als mit dem Islam freundlich vereinigen ließ. Toli gewährte dem flüchtigen Temudschin Schutz und Aufnahme, gab ihm, nachdem er die kriegerischen Talente desselben erprobt hatte, seine Tochter zur Gattin, und stellte ihn an die Spitze seiner Heere. Später entzweite er sich jedoch mit ihm, und es kam zwischen Beiden zu einem Kriege, der die erste Veranlassung zu der großen Völkervereinigung unter Temudschin gab. Toli's meiste Hordenführer gingen nämlich zu seinem Gegner über, er selbst suchte nach Tübet zu entfliehen und ward unterwegs erschlagen. Hierauf unterwarf sich Temudschin nicht nur das ganze Gebiet der unter Toli vereinigt gewesenen Stämme, sondern auch viele andere Horden, und machte den Anfang zu

der ungeheueren Horden-Verbindung, auf welche er die Stiftung eines Weltreiches gründete.

Ehe Temudſchin ſeine Macht nach allen Seiten hin weiter auszubreiten begann, ſuchte er den Aberglauben ſeiner Horden zu einem Hauptſtützpunkte derſelben zu machen. Er hielt 1206 unweit der Quelle des Amur, in der Mitte des Mongolen-Landes, ein ſogenanntes Kurultai oder eine feierliche Verſammlung aller mongoliſchen und türkiſchen Stammhäupter, und ließ hier durch einen Schamanen oder prophetiſchen Prieſter Offenbarungen des Himmels verkündigen, nach welchen er Großkhan der verbundenen Horden ſein und den neuen Titel Dſchingiskhan annehmen ſollte. Was dieſer Titel, unter welchem man Temudſchin in der Geſchichte anzuführen pflegt, eigentlich bedeutet, iſt unbekannt, obgleich es faſt ebenſoviele Erklärungen desſelben, als Geſchichtſchreiber der Mongolen und Türken gibt. Auf jenem Kurultai ließ Dſchingiskhan auch einige allgemeine Verordnungen machen. Ob er auch ſein berühmtes Yaſſa oder ſein allgemeines religiöſes und bürgerliches Geſetz ſchon damals oder erſt ſpäter erlaſſen hat, iſt nicht mit Sicherheit zu beſtimmen. Jedenfalls war gleich nachher, als Dſchingiskhan zuerſt bis tief in Sibirien hinein erobernd vorgedrungen war und dann die verſchiedenen mogoliſchen und türkiſchen Stämme im Norden von Korea, in der Wüſte Kobi, im Weſten der chineſiſchen Mauer und an der Grenze von Tübet unterworfen hatte, ein allgemeines Geſetz dringendes Bedürfniß. Dſchingiskhan's Yaſſa iſt uns zwar in ihrer urſprünglichen Geſtalt nicht bekannt, doch kann man nach den verſchiedenen Nachrichten über daſſelbe folgende Hauptpunkte als gewiß annehmen. In den darin niedergelegten Religionsvorſchriften laſſen ſich die Spuren der älteſten und reinſten aſiatiſchen Weisheit nicht verkennen; es iſt eine patriarchaliſche, wenn gleich durch mongoliſchen Schmutz getrübte Lehre, welche von dem in Hochaſien einheimiſchen Schamanismus und von der ſpäter dahin verpflanzten lamaiſchen Religion, ſowie von dem Unſinn grübelnder Braminen und dem Fanatismus betrügender Bonzen frei iſt. Es iſt gleichſam ein trüber Bach aus der reineren Quelle, aus welcher Abraham geſchöpft hatte. Deshalb führen auch ebenſowohl die Araber und Perſer, als ein armeniſcher Chriſt des vier-

zehnten Jahrhunderts diese Lehren durch übereinstimmende Mährchen bis auf Noah's Enkel, Türk, zurück. Die in dem Yassa enthaltene Staatseinrichtung war eine streng militärische Despotie, wie sie der glückliche Krieger als Gesetz aufzustellen pflegt, die darin vorgeschriebene Kriegsordnung aber ein auf Eroberung berechnetes System. Besonders auffallend ist die Erwähnung eines Adels, dessen Mitglieder, die sogenannten Tarkan's, von allen Abgaben befreit waren, die gemachte Beute nicht mit den Anderen zu theilen brauchten, stets ungehinderten Zutritt zum Großkhan hatten, und bei Vergehungen bis zum neunten Male ungestraft blieben; doch wird man auch diese Erscheinung erklärlich finden, wenn man erwägt, daß fast bei allen halbcivilisirten Völkern das Kriegsleben Feudalrechte erzeugt hat.

Nachdem Dschingiskhan alle Völkerschaften rund um Karakorum herum an sich gezogen hatte, brach er gegen den Kaiser des nördlichen chinesischen Reiches auf, dessen Vasallen seine Vorfahren und er selbst früher gewesen waren. Die Macht dieses Staates muß schon vorher gebrochen gewesen sein, weil wir erfahren, daß der Beherrscher desselben das, was dem Chinesen wichtiger als das Leben ist, den Titelkrang, sich durch den Kaiser von Südchina habe vorschreiben lassen müssen. Jetzt erlitt er auch noch die Demüthigung, daß ihm der neue Großkhan einen Tribut abfordern ließ. Erzürnt bot er seine Macht gegen Dschingiskhan auf, aber nachdem in einem dreijährigen Krieg mehrere Provinzen seines Reiches schrecklich verwüstet worden waren, mußte er sich zu harten Friedensbedingungen verstehen, dem siegreichen Großkhan eine kaiserliche Prinzessin zur Gemahlin geben und seine Residenz weiter nach Süden verlegen.

Aus China richtete der Eroberer seine Schaaren aufs neue gegen den Westen. Er griff das tatarische Reich Karakithai an, dessen Beherrscher kurz vorher von seinem treulosen Schwiegersohne Kaschkuk (s. S. 216) gestürzt worden war. Kaschkuk ward besiegt, und das ganze Land fiel unter die Gewalt Dschingiskhan's. Dieser breitete dadurch seine Herrschaft bis zu den Grenzen des chowaresmischen Reiches aus; doch blieb er, obgleich ihn der Khalif von Bagdad gegen den Beherrscher desselben, Mohammed III., zu Hülfe rief, ein friedlicher Nachbar, bis die Chowaresmier selbst

ihn zum Kriege reizten. Dſchingiskhan ließ nämlich einſt mit einer der Karawanen, welche damals einen ſehr lebhaften Handelsverkehr zwiſchen Chowaresmien und dem Oſten trieben, drei angeſehene Mohammedaner ſeines Reiches abgehen. Der Statthalter einer Grenzprovinz Mohammed's hielt dieſe für Kundſchafter und Vorläufer des auf einen Einbruch ſinnenden Großkhans, und wenn wir in Betreff der mongoliſchen Kriegspolitik den Berichten europäiſcher Reiſenden, welche ſpäter ins Mongolen-Land kamen, Vertrauen ſchenken dürfen, ſo hatte er darin nicht ganz Unrecht. Er ließ jene Männer um ſo lieber als angebliche Kundſchafter verhaften, weil er dies zugleich als einen Vorwand benutzen konnte, die ganze Karawane auszuplündern. Der beleidigte Großkhan brach hierauf ſogleich in Chowaresmien ein. Er führte damals, wie immer, eine unermeßliche Zahl von Kriegern ins Feld, ſo daß der Schah von Chowaresmien ſelbſt den Einwohnern von Samarkand, welche ihre Stadt durch neue Gräben ſchützen wollten, ſagen ließ, ſie ſollten dieſe Mühe ſparen, weil der eindringenden Mongolen ſo viele ſeien, daß dieſelben mit ihren Peitſchen allein die Gräben ausfüllen könnten. Dſchingiskhan ſelbſt wandte ſich mit ſeinem vierten Sohne, *Tuli*, gegen Samarkand und Bochara, ſchickte den älteſten Sohn, *Tſchutſchi*, gegen Taſchkend, und beauftragte den zweiten und dritten, *Tſchagatai* und *Oktai* oder *Ogotai*, mit dem Angriff auf den am Dſchihun gelegenen befeſtigten Landſtrich Otrar, der ſich eine Tagreiſe weit in die Länge und Breite ausdehnte und ſo dicht bevölkert war, daß er, wie jetzt viele Gegenden in England und China, faſt als eine einzige Stadt angeſehen werden konnte. Der Schah von Chowaresmien ergriff gegen ſeinen furchtbaren Feind die verſtändigſten Maßregeln, und in ſeinen Bewegungen erkennt man ohne Mühe den wiſſenſchaftlich gebildeten Kriegsmann; ſeine Wiſſenſchaft ward aber an der ungeheueren Menge der Mongolen zu Schanden, zumal da dieſe Horden, deren Zerſtörungswuth nicht Menſchen, ſondern Tiger zu verrathen ſchien, ſich zugleich als die beſten Soldaten bewährten. Andererſeits zeigte auch Tſchutſchi, als ihn der Schah durch einen geſchickten Marſch abſchnitt, eine ſo treffliche und für ſeine gemiſchten Horden ſo paſſende Taktik und Strategie, daß man darin die Wirkung der mit großer Einſicht entworfenen Kriegsgeſetze Dſchingiskhan's erkennt.

Der große Mohammed ſah dies ein, und gab deshalb bald den weiteren Kampf auf. Er hielt es für das Beſte, ſein Heer zu entlaſſen, den fluthenden Wogen der Völkermaſſen ſo lange auszuweichen, bis ſie von ſelbſt wieder ebben würden, und dann ſein Reich durch ſeinen Geiſt und ſeinen Säbel aus der Vernichtung neu zu ſchaffen. Er traute ſich alſo eine Sache zu, an welcher ſelbſt der glücklichſte Krieger unſeres Zeitalters und Welttheils verzweifelte. Er war nämlich überzeugt, daß Städte wie Samarkand, Bochara, Otrar und viele andere, welche Paris und London an Einwohnerzahl übertrafen, die Menſchenmaſſe Dſchingiskhan's entweder lange genug aufhalten, oder ſo ſehr mit Beute bereichern würden, daß dieſelbe unaufhaltſam zurückſtrömen werde; er ſah aber zu ſpät ein, in welchen Irrthum er verfallen ſei, als er die Kriegsſchaaren Dſchingiskhan's für bloße Barbaren gehalten habe. So furchtbar auch die Rohheit war, mit welcher Dſchingiskhan's Horden gegen das Land und ſeine Bewohner wütheten, ganze Städte dem Erdboden gleich machten, auf den Trümmern derſelben ihrer viehiſchen Luſt fröhnten, Hunderttauſende von Menſchen ohne Rückſicht des Alters und Geſchlechtes mishandelten oder mit kaltem Sinne erwürgten: ſo iſt doch ſelbſt mitten in dieſer entſetzlichen Wildheit zu erkennen, wie tief bereits das chineſiſche Element der Cultur in jene Horden eingedrungen war, und mit welcher Weisheit dasſelbe von dem Geiſte benutzt ward, der wie vom Himmel herab die Maſſen leitete. Auf den Kriegszügen Dſchingiskhan's gewahren wir nur kalmückiſche Barbarei, und auch in den militäriſchen Einrichtungen entdeckt man mongoliſche und tartariſche Sitten als die eigentliche Grundlage; im Staatsweſen aber, in den Verordnungen, den Manifeſten, den Geſchäften und in allen geſetzlichen Anordnungen zeigt ſich der Einfluß der Chineſiſchen, und dieſer war um ſo größer und ſichtbarer, da Dſchingiskhan und ſeine Söhne ebenſo, wie die Römer, auch von ihren Feinden das Brauchbare bereitwillig annahmen und ſich anzueignen wußten.

Mohammed, der in ſeiner Hauptſtadt die Dinge ruhig abwarten zu können gehofft hatte, ſah ſich mit Staunen und Schrecken plötzlich enttäuſcht, als er erfuhr, daß eine beträchtliche Reiterſchaar des mongoliſchen Heeres ihm auf dem Fuße gefolgt ſei. Er ſuchte

sich schnell in eine sichere Zufluchtsstätte zu retten, und wählte Indien dazu; auch hatte er bereits Balk erreicht, als er, ohne daß sich ein bestimmter Grund dafür entdecken läßt, wieder umkehrte. Er fand jetzt auch den Westen seiner Staaten von den Mongolen überschwemmt, und entging mit genauer Noth den feindlichen Schaaren, die ihn unablässig verfolgten und sich nur seiner Person zu bemächtigen suchten. Von diesem Augenblicke an ward er, wie nach ihm einer seiner Söhne, ein höchst ausgezeichnetes Beispiel der Wandelbarkeit menschlicher Geschicke; denn bei Beiden wechselte Rettung mit Verderben, Glanz mit Elend, Reichthum und die Herrschaft über eine halbe Welt mit Armuth und Niedrigkeit. Unaufhörlich verfolgt, barg Mohammed seine Familie und seine Schätze in eine Bergfeste von Mazanderan. Er selbst suchte sich über das kaspische Meer zu den Abasgen im Kaukasus zu retten, und trat unter den Pfeilen der ihn erreichenden Verfolger in den Kahn. Er ließ sich auf eine Insel jenes Meeres bringen, von welcher er nachher auf eine andere überging. Hier kam er krank an, und verlegte den Rest seiner Tage in solcher Dürftigkeit, daß er kaum seinen Hunger zu stillen vermochte, und daß man, als er (1221) gestorben war, nicht einmal ein Leichentuch hatte, um seinen todten Leib einzuhüllen. Er hatte vor seinem Tode noch den Schmerz zu hören, daß die Burg, in welche er seine Familie geschickt hatte, um sie zu retten, von den Mongolen erobert worden sei. Das Loos, welches die Seinigen erlitten, war ebenfalls entsetzlich: die Söhne wurden ermordet, die Töchter unter die Sieger vertheilt. Nur zwei Söhne, Dschelaleddin Mankberni, welcher mit dem Vater auf die Insel geflohen war, und Tatar Schah, der sich in die Wüste von Kerman rettete, überlebten den Untergang ihres Hauses. Unterdessen fuhren die wilden Horden fort, mit unaussprechlicher Grausamkeit gegen die herrlichsten Städte von Khorasan und Chowaresmien zu wüthen, und Dschingiskhan selbst, der sich nach den nordöstlichen Provinzen gewendet hatte, verfuhr ebenso barbarisch gegen Bochara, Samarkand und die vielen anderen blühenden Städte derselben. In die gräuelvolle Verwüstung wurden ebenso die Kunst, die Wissenschaft, die reichen Bibliotheken und die blühenden Lehranstalten, wie die treffliche Bodencultur, die

aufs höchste gesteigerte Industrie, die Paläste und Moscheen mit hineingezogen. „Weder die älteren Zeiten des Islam, sagt der arabische Geschichtschreiber Abulfeda, noch unsere Tage bieten ein Beispiel von gleicher Wildheit und Grausamkeit dar; nie ward auf so schreckliche Weise mit dem Schwerte gegen das Leben der Männer, mit Ketten gegen das weibliche Geschlecht und das Kindesalter, mit Brand und Verheerung gegen heilige Schriften und gegen Tempel gewüthet, nie mit gleicher Unmenschlichkeit die Bildung, Tugend und Frömmigkeit verhöhnt. Nebukadnezar's Grausamkeiten gegen die Israeliten, so berüchtigt sie auch geworden sind, können nicht im entferntesten mit dem verglichen werden, was die Moslemin zu jener Zeit von den Tataren erduldet haben; denn von den Städten, welche diese vernichteten, war eine jede weit größer, als das von Nebukadnezar zerstörte Jerusalem, und jedes der Völker, welche das Schwert der Tataren vertilgte, übertraf an Zahl die Israeliten um das Doppelte." Wir haben über diese Gräuel die ausführlichsten Berichte, und die nachfolgenden Worte aus einem derselben können als Beispiel von dem dienen, was die Städte des chowaresmischen Reiches damals litten, und was sie vorher gewesen waren. „Nach der Einnahme von Balk ließ Dschingiskhan alle Einwohner der Stadt zusammentreiben, und die zum Sklavendienst geeigneten jungen Leute auslesen, den meisten Anderen aber den Kopf abschlagen. Dann wurde die Stadt geplündert, die Beute nach gesetzlichen Vorschriften vertheilt und die Festungswerke geschleift. Die Menge der in dieser Stadt gefundenen Schätze war ganz außerordentlich; denn Balk war zugleich eine blühende Handelsstadt und der Sitz der ausgezeichnetsten Künstler, besaß Denkmale, Kunstwerke und alles Andere, was einer großen Stadt zur Zierde gereicht, im Überfluß, und hatte die prachtvollsten Karawanserai's (s. Th. V. S. 117), Schulgebäude und Moscheeen, sowie nicht weniger als zwölfhundert öffentliche Bäder."

Des unglücklichen Mohammed Sohn, Dschelaleddin Mankberni, ein Mann von ungemeinem Talent und außergewöhnlicher Kraft, wie sein Vater, und, wie dieser, durch den Wechsel seiner Schicksale ausgezeichnet, rettete sich, von den Mongolen unablässig verfolgt, unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren nach

Ghasna, und gab dadurch Veranlassung, daß die Feinde ihre Verheerungen bis in die indischen Gebirge hinein ausdehnten. In Ghasna fand er Aufnahme und sammelte ein Heer. Dschingiskhan brach gegen ihn auf und schickte zugleich auf einem zweiten Wege zwei andere Heere nach Ghasna ab. Dschelaleddin schlug die beiden Letzteren, und war, sogar als der Großkhan selbst gegen ihn heranzog, fest entschlossen, einen Kampf zu bestehen, dem sich sein Vater entzogen hatte. Schon standen beide Heere einander gegenüber, als zwischen mehreren Großen und Verwandten Dschelaleddin's ein heftiger Streit über die Theilung der Beute entstand, und in Folge davon einer der Generale mit mehr als der Hälfte der Truppen ihn verließ. Dadurch ward Dschelaleddin genöthigt, dem Kampfe auszuweichen und sich nach Indien zurückzuziehen. Der Großkhan holte ihn am Ufer des Indus-Flusses ein, und hier kam es (1221) zu einer Schlacht, in welcher Dschelaleddin, obgleich er zuletzt unterlag, Wunder der Tapferkeit verrichtete, und einen so glänzenden Ruhm errang, daß die Geschichtschreiber des Morgenlandes ihm nur die vielbesungenen Helden der persischen Mythenzeit (s. Th. I. S. 121 f.) an die Seite stellen zu dürfen glaubten. Selbst die Menge der Mongolen, welche blos mit Heuschrecken-Heeren vergleichbar war, schreckte ihn nicht; er wollte sich, nachdem er einen ganzen Tag gestritten hatte, mit siebenzig Reitern noch einmal in den Kampf stürzen, und ward nur durch die flehenden Bitten seines Neffen bewogen, davon abzustehen und seine Heldenkraft für das Durchschwimmen des ungeheueren Stromes aufzusparen. Vor Dschingiskhan's Augen warf sich Dschelaleddin in den Fluß, und schwamm unter den Pfeilen der Feinde auf das jenseitige Ufer. Der Eindruck, den seine heldenmüthige Ausdauer auf Mit- und Nachwelt gemacht hat, kann aus den Worten beurtheilt werden, welche die orientalischen Geschichtschreiber dem Großkhan in den Mund legen, als derselbe vom diesseitigen Ufer her den geretteten Schah erblickte. „Schauet dort, sagte Dschingiskhan zu seinen Söhnen, einen Mann, der seines Vaters würdig ist! Glücklich, wer solche Kinder hat! Von Dschelaleddin gilt, was der Dichter sagt: Nie sah man noch einen solchen Mann, und nie ward in vergangenen Jahrhunderten gehört, daß es einen gab, der ihm gleich wäre. Auf dem Lande

war er furchtbar wie ein Löwe, im Waſſer ſchrecklich wie ein Krokodil."

Die Mongolen wagten ſich nicht über den Indus, ſondern ſtrömten nach Perſien zurück, um die Gräuel der Verwüſtung zu vollenden. Zwei Jahre lang dauerten dieſe noch fort. Unterdeſſen waren Dſchingiskhan's Söhne, Tſchagatai und Oktai, in Ghasna und am Indus beſchäftigt, ihr Bruder Tſchutſchi unterwarf die ruſſiſchen Statthalterſchaften von Orenburg und Aſtrachan, und eine Schaar von zwanzigtauſend Mongolen machte einen merkwürdigen Zug, der ſie von Weſten her rund um das kaſpiſche Meer herum in die Wüſte am Dſchihun zurückführte. Dſchingiskhan, der erſt gegen das Ende des Jahres 1224 nach Karakorum zurückkehrte, hielt ſich damals meiſtens in der Gegend von Samarkand auf, und veranſtaltete am Dſchihun ungeheuere Jagden, welche von den perſiſchen und mongoliſchen Annaliſten mit Staunen und Bewunderung beſchrieben werden, und allerdings für das Volk, ſeine Sitten und ſeine Herrſcher charakteriſtiſch ſind. Ganze Völkermaſſen wurden vereinigt, um Hunderttauſende von wilden Thieren zuſammenzutreiben, welche dann von dem Großkhan und ſeinen Hofleuten getödtet und verzehrt wurden. Außer dieſen ward eine große Menge derſelben eingefangen, und mit verſchiedenen Merkmalen bezeichnet wieder in die Wildniß entlaſſen. Auch ſuchte ſich Dſchingiskhan in Chowaresmien ebenſo, wie in anderen eroberten Ländern, über die Religionen der von ihm zertretenen Völker zu belehren; er unterhielt ſich zu dieſem Zwecke mit den Gelehrten von Bochara, welche in großen Akademieen die Lehre des Islam, die Philoſophie und Erfahrung der Indier und die Erfindungen der Perſer mit einander vereinigt vortrugen. Einer von Dſchingiskhan's Nachkommen hat uns von einer ſolchen Unterhaltung zwiſchen ſeinen Ahnen und den erſten mohammedaniſchen Weiſen jener Zeit Nachricht gegeben, und man erkennt in dem, was er mittheilt, ebenſowohl den großen Geiſt des Weltvernichters, als jene nichtige Profeſſoren- und Katheder-Weisheit, welche auch damals, wie immer, am geſunden Menſchenverſtande ſcheiterte. Endlich hielt Dſchingiskhan vor ſeiner Rückkehr nach Karakorum auch ein großes Kurultai, und zwar, wie es ſcheint, nicht ſowohl um neue Verordnungen zu erlaſſen, als vielmehr blos um ſich im

ganzen Glanze seiner Würde zu zeigen. Die Versammlung ward auf derselben Ebene am Dschihun gehalten, auf welcher unmittelbar vorher eine große Treibjagd angestellt worden war, und obgleich diese Ebene sieben Stunden im Umfang hatte, so konnte sie doch kaum die Zelte aller herbeigeströmten Großen und ihres Gefolges aufnehmen. Von Karakorum aus wandte sich Dschingiskhan mit seinen Söhnen zuerst wieder nach der Nord- und Westgrenze von China, um die dortigen Nomadenhorden völlig zu unterwerfen und dann das nördliche chinesische Reich zu besiegen. Während die Mongolen hier beschäftigt waren, erhob sich Chowaresmien durch des großen Dschelaleddin Mankberni Hand wieder aus dem Staube, in den es gefallen war.

Dschelaleddin hatte sich in Indien, wohin er nur mit wenigen Gefährten gekommen war, eine neue Macht geschaffen, und brach, als die Völkerfluth nach Osten zurückgeströmt war, erobernd in sein väterliches Reich ein (1225). Schon vorher hatte sein Bruder Tatar Schah die Provinz Kerman und andere Gegenden besetzt, und ein Vasall seines Vaters im Inneren von Persien, Eroberungen gemacht. Doch waren noch alle Festungen der zwischen Indien und dem chowaresmischen Reiche gelegenen Gebirge in den Händen der Mongolen, und Dschelaleddin mußte deshalb seinen Weg durch die Wüsten von Afghanistan und Kerman nehmen. Er war auf diesem Marsche noch unglücklicher, als einst Alexander der Große auf seinem Zuge durch die Wüsten von Mekran (s. Th. II. S. 391 ff.); denn er soll von seinem ganzen Heere nur vier Mann übrig behalten haben. In Persien ward er mit Jubel empfangen, und sah sich bald wieder von einer neuen Kriegsmacht umgeben. Von Kerman zog er erobernd über Ispahan bis in die Nähe von Bagdad, wandte sich dann nach Norden, unterwarf Adserbidschan und das von tapferen Christen bewohnte Georgien, und erwarb sich durch die Besiegung der Letzteren bei seinen Glaubensgenossen überschwengliche Lobeserhebungen. Unglücklicher Weise richtete er aber seinen weiteren Zug gegen die Festung Ichlat (s. S. 191), welche damals dem Eyubiden Aschraf, einem Sohne Adel's, gehörte, und stürzte sich dadurch ins Verderben. Zweimal zog er zur Winterszeit in die selbst im Sommer häufig mit Schnee bedeckte Gegend von Ichlat, und griff die schwer zugängliche Festung

vergebens an; das dritte Mal war er zwar glücklich, aber diese Gunst des Geschickes ward ihm selbst verderblich. Die Stadt war nämlich kaum durch Verrath in seine Gewalt gefallen, als Aschraf und der Sultan Kai Kobad von Ikonium, die sich mit einander verbündet hatten, mit ihrer ganzen Macht erschienen und ihm vor den Thoren der Stadt eine Schlacht lieferten (1230). In dieser blutigen Schlacht, welche drei ganze Tage dauerte und zum Vortheil der Mongolen die Hauptkräfte der Mohammedaner in Asien aufrieb, wurde Dschelaleddin völlig geschlagen. Er verlor fast sein ganzes Heer, verwarf dessen ungeachtet den billigen Friedensantrag seiner Gegner, und stand wehrlos da, als um dieselbe Zeit die Mongolen aufs neue in sein Reich einbrachen.

Dschingiskhan hatte in den letzten Jahren zuerst die Horden an der chinesischen Grenze unterworfen, und dann den größten Theil des Reiches Hia erobert, welches im Norden von China neben dem Reiche der Kin oder der Herrscher des goldenen Stammes bestand. Hierauf hatte er sich mit dem mächtigen Kaiser von Südchina verbunden, um auch die Kin zu besiegen. Diese hatten jedoch den neuen Sturm erwartet und sich auf jede Weise gerüstet. Dschingiskhan selbst war daher auf einen harten Kampf gefaßt; er ward aber vom Tode überrascht, ehe er ihn beginnen konnte (August 1227). Noch die letzten Worte, die er zu seinen Söhnen sprach, enthielten eine Vorschrift über die Art, wie sie den Krieg mit den Kin führen sollten. Über sein Reich hatte er ein schriftliches Testament abgefaßt, nach welchem dasselbe unter seine Söhne und ihre Nachkommen getheilt, Oktai aber mit der Macht eines Großkhans oder Oberherrschers über das Ganze bekleidet werden sollte. Der älteste Sohn, Tschutschi, war gestorben, und hatte einen Sohn, den später für Europa so furchtbar gewordenen Batu, hinterlassen. Dieser erhielt die Gegenden um Astrachan und Orenburg oder das sogenannte Kaptschak. Der zweite Sohn Dschingiskhan's, Tschagatai, ward zum Beherrscher der jenseit des Dschihun und Amu gelegenen Länder ernannt. Dem Dritten, Oktai, war, wie gesagt, das Oberkhanat bestimmt. Der Vierte, Tuli, sollte Ost- und Westpersien und den eroberten Theil von Indien erhalten. Oktai nahm von seiner Würde nicht eher Besitz, als bis ein Kurultai ihm dieselbe förmlich übertragen

hatte; so streng hielt man trotz aller militärischen Despotie auf die Form der Constitution. Da die große Versammlung, welche den neuen Großkhan in die Oberherrschaft einsetzte, erst zwei Jahre nach Dschingiskhan's Tode gehalten wurde, so bestand bis dahin eine Art Zwischenregierung. Doch litt der Gang der Geschäfte dadurch nur in so fern, als die Mongolen während dieser Zeit blos einzelne Streifzüge vornehmen konnten; denn Tschagatai leitete so lange das Ganze. Ehe die Theilung unter den Brüdern vollzogen wurde, zogen sie zusammen nach China, um die von dem Vater beschlossene Unternehmung auszuführen. Sie eroberten das ganze nordchinesische Reich mit seiner ungeheueren Hauptstadt Nanking, und gaben dem Beherrscher von Südchina, der ihnen dabei Hülfe geleistet hatte, zum Dank die Provinz Honan. Unterdessen war Tuli's Sohn, Hulagu, bis nach Armenien und Georgien vorgedrungen, und streifende Mongolen-Schaaren, unter deren Führern Tscharmagan der berühmteste war, suchten überall den Sultan von Chowaresmien auf.

Dschelaleddin bat zu spät den Sultan von Rum, den Ejubiden Aschraf und den Khalifen von Bagdad um Hülfe. Er ward von allen dreien mit seinem Gesuche zurückgewiesen, und sah sich plötzlich in Adserbidschan von mongolischen Schaaren abgeschnitten und umzingelt, wurde aber diesmal noch durch die Tapferkeit osmanischer Türken gerettet, welche unter Orchan Dienste bei ihm genommen hatten. Statt unter dem Schutze seiner Erretter nach Ispahan zu entfliehen, ließ er sie abziehen, weil er dadurch die Aufmerksamkeit der Feinde von sich abzulenken hoffte. Dies brachte ihm seinen Untergang. Er wandte sich, von den Mongolen verfolgt, nach Kurdistan, und fiel dort in die Hände einer kurdischen Horde. Als er sich zu erkennen gegeben hatte, durchbohrte ihn ein Kurde, dessen Bruder einst von seinen Leuten in der Festung Ichlat erschlagen worden war (1231). Nach der Vernichtung des chowaresmischen Reiches zwangen die Mongolen einerseits den Sultan von Rum, ihrem Großkhan zu huldigen, und bekriegten andererseits den Kaiser von Südchina und den Beherrscher der Halbinsel Korea. Der Letztere ward unterworfen, die Chinesen aber behaupteten sich damals noch gegen den hereinbrechenden Strom der tatarischen Völkerfluth. Fast um dieselbe Zeit aber

zog eine Horde der osmanischen Türken nach Kleinasien, wo sie bald nachher den Raubstaat von Karahissar stiftete und den Grund zu einer neuen orientalischen Weltmacht legte.

3. Die Züge der Tataren nach Europa.

Schon zur Zeit, als Dschingiskhan noch im chowaresmischen Reich verweilte, war sein Sohn Tschutschi, der Eroberer des Kaptschak, vom kaspischen Meere her in Europa eingedrungen. Er stieß hier zuerst auf die Polowzer, ein rohes und heidnisches Türkenvolk, welches vom Asowischen Meere an bis zu den Wasserfällen des Dniepr nomadisch umherzog, und mit den Russen, die sich in eine große Zahl einzelner Staaten aufgelöst hatten, beständige Fehden hatte. Um sich gegen die Mongolen behaupten zu können, baten die Polowzer jetzt die Russen um ihren Beistand, und diese ließen sich durch einen ihrer Großfürsten, Mstislav, welcher eine Polowzerin zur Gemahlin hatte, bewegen, ihren seitherigen Feinden mit mehr als hunderttausend Mann zu Hülfe zu ziehen. Sie drängten die Mongolen acht Tagemärsche weit zurück, begingen aber dann den großen Fehler, daß sie ihnen eine Schlacht lieferten, ehe noch die erwarteten Verstärkungen angekommen waren. Sie erlitten in dieser Schlacht, welche 1224 am Kalka-Flusse geliefert ward, eine völlige Niederlage, so daß in Folge davon das ganze südliche Rußland dem neuen Feinde offen stand. Doch drangen die Mongolen damals nur bis Czernigow verwüstend vor, und ließen dann eine Reihe von Jahren hindurch die Russen in Ruhe, weil der Abzug Dschingiskhan's aus Chowaresmien und der noch im Jahre 1224 erfolgte Tod Tschutschi's einen Aufschub ihrer westlichen Kriegszüge veranlaßte. Dagegen ward schon zu jener Zeit das Volk der Polowzer von ihnen vernichtet; der größte Theil desselben kam um, die Übrigen flohen zu den Russen, und gingen durch Vermischung mit denselben unter.

Eine neue Gefahr drohte den Russen von der furchtbaren Macht des ostasiatischen Kriegerstaates, als die Mongolen über die in Südrußland wohnenden bulgarischen Stämme herfielen. Hätten die Russen damals den Bulgaren die Hülfe geleistet, zu welcher sie durch Verträge verpflichtet waren, und wäre es ihnen möglich

gewesen, unter sich selbst die Einigkeit herzustellen, so würden sie ihr mit Sümpfen und Wäldern bedecktes Land vielleicht gegen die Mongolen haben vertheidigen können. Allein Beides geschah nicht; die Bulgaren wurden daher mongolische Unterthanen und verstärkten die mongolische Macht. Auch diese Gefahr ging jedoch an den Russen glücklich vorüber; denn Dschingiskhan's Nachfolger im Großkhanat, Oktaï, rief 1234 aus aller Welt Ende seine Verwandten und ihre Schaaren zu einem Kurultaï in die Mongolei zusammen, führte darauf in China Krieg, und beschäftigte sich dann mit Bauten in dem bisher nur aus Hütten und Gezelten bestehenden Karakorum, das sich erst seit dieser Zeit in eine Stadt umwandelte, und in welchem er nicht nur für sich selbst einen prachtvollen, durch chinesische Künstler reich ausgeschmückten Palast aufführen ließ, sondern auch alle seine Verwandten und Großen zur Errichtung von Gebäuden zwang. Auch diese Frist ließen die Russen ungenutzt verstreichen, das längst drohende Verderben brach daher endlich über sie herein. Oktaï schickte seinen Neffen, Batu, den Sohn Tschutschi's, mit einem ungeheueren Heere zur Unterwerfung von Rußland ab, und dieser vernichtete zuerst am Flusse Woronesch die Macht des Beherrschers von Riäsan, welcher vergebens bei den anderen Großfürsten Hülfe gesucht hatte (1237); dann schlug er den Großfürsten Jurij oder Georg II. von Wladimir, eroberte und zerstörte Moskau, Wladimir und andere Städte, und ließ die Einwohner derselben umbringen. Jurij wagte am Flusse Sssit einen zweiten Kampf auf offenem Felde, und diese Schlacht (1238) entschied das Schicksal des russischen Volkes für dritthalbhundert Jahre. Jurij und die angesehensten Männer des Reiches blieben auf dem Schlachtfelde, die Mongolen drangen unaufhaltsam in das innere Rußland ein, verwüsteten Alles durch Feuer und Schwert, und näherten sich sogar der alten und glänzenden Stadt Nowgorod bis auf etwa fünfzehn deutsche Meilen. Sie würden auch diese Wiege des russischen Reiches erobert und vernichtet haben, wenn nicht ein plötzliches Thauwetter eingetreten wäre, das sie in einem an Seeen und Sümpfen reichen Lande zur Verzweiflung brachte. Sie mußten daher umkehren und zogen sich bis hinter die Wolga zurück. Schon im folgenden Jahre (1239) erschienen sie wieder; die bebenden

Russen aber flohen vor ihnen wie vor reißenden Thieren, und retteten sich in die Sümpfe und Wälder. Die verlassenen Städte und Dörfer wurden von den Barbaren niedergebrannt, und endlich (1240) auch Kiew, der damalige Hauptsitz der russischen Macht, erobert. Viele Russen, unter ihnen die beiden Großfürsten von Kiew und Halitsch (Galizien), flohen nach Ungarn, und auch vierzigtausend kumanische Familien suchten und fanden damals, vor den schrecklichen Feinden weichend, in diesem Lande eine Aufnahme. Der Strom der Mongolen war jedoch diesmal nicht nach Norden, sondern nach Südwesten gerichtet, und fluthete im Anfange des nächsten Jahres nach Ungarn und Polen hinüber.

In Ungarn war kurz vorher eine ähnliche Staatsveränderung erfolgt, wie in England unter Johann ohne Land (s. S. 123 f.); nur war die Wirkung derselben, welche auch in Ungarn bis auf den heutigen Tag fortdauerte, dem, was in England erfolgte, gerade entgegengesetzt. Nachdem Bela's III. Sohn und Nachfolger, Emerich (1196—1204), während seiner ganzen Regierung fast nur durch Fehden mit seinem herrschsüchtigen Bruder, Andreas II., in Anspruch genommen gewesen war, erhielt bei seinem Tode derselbe Bruder die Vormundschaft über den minderjährigen Thronerben, nöthigte diesen nebst seiner Mutter zur Flucht, und ward, als der junge König gleich darauf starb, König des Reiches (1205). Er gerieth sogleich mit seinen mächtigen Vasallen und besonders mit seinem eigenen Sohne, Bela IV., den er bald zum Mitregenten annehmen mußte, in Zwist, mischte sich dessen ungeachtet in die Streitigkeiten, welche die russischen Großfürsten mit einander hatten, und unternahm 1217 den oben (S. 193 f.) erwähnten unrühmlichen Kreuzzug. Der Streit mit seinem Sohne gab den Großen des Reiches im Jahre 1222 Anlaß und Gelegenheit, von dem Könige eine unselige Freiheits-Urkunde zu erpressen, deren Schlußartikel Ungarn zum Schauplatz ewiger Bürgerzwiste und die Geringeren und Ärmeren des Volkes zum Raube der Vornehmen und Reichen gemacht hat. Nach diesem sogenannten goldenen Privilegium sollten die Großen nicht nur jedes Jahr zu einem Reichstage versammelt werden, sondern sie wurden auch für sich und ihre Leute von allen Grundabgaben befreit, sollten nur nach richterlichem Spruch der persönlichen Frei-

heit und ihrer Güter beraubt werden dürfen, und erhielten noch manche andere Vorrechte. Besonders ward in dem Schlußartikel der Urkunde dem Adel und der Geistlichkeit die förmliche Erlaubniß zum bewaffneten Aufstande gegeben, wenn der König oder einer seiner Nachfolger sich gegen irgend eine der in dem goldenen Privilegium enthaltenen Bestimmungen vergehe. Zum großen Unterschied von dem, was wenige Jahre vorher in der englischen Magna Charta festgesetzt worden war, nahm man in der ungarischen Freiheits-Urkunde nicht die mindeste Rücksicht auf die Bürger und Bauern; im Gegentheil, die Großen von Ungarn gründeten ihre Macht auf die Bedrückung dieser Klasse, und während in England die kleineren freien Gutsbesitzer oder die sogenannten Freeholders sich von dieser Zeit an zu erheben und den Kern der Nation zu bilden begannen, wurden sie in Ungarn von dem höheren Adel noch weit mehr eingeschränkt und die Bauern ganz in den Zustand der Sklaverei herabgedrückt.

Die Folgen des unvernünftigen neuen Grundgesetzes zeigten sich nur zu bald; denn schon der Mitregent Bela konnte und wollte die von Andreas gegebenen Versprechungen nicht halten, und die Regierung des Landes ward durch unaufhörliche Unruhen verwirrt. Sein Bruder lebte mit ihm in offenbarem Zwiste; es entstanden Streitigkeiten mit der Geistlichkeit, mit dem Pabste und mit den Russen; jüdische und mohammedanische Wucherer, deren sich Andreas bei seinen finanziellen Bedrückungen bediente, rissen das Vermögen des Reichs und der Privatpersonen an sich; der Adel endlich hatte sich in den letzten Zeiten an ein schwelgerisches Leben gewöhnt und den Sinn für Krieg und Waffenehre verloren. Zuletzt trug der unzufriedene Theil der Großen auch noch dem Herzoge von Östreich, Friedrich dem Streitbaren, die Krone an; doch ward dieser, als er im Reiche erschien, geschlagen, und mußte sich zu einem nachtheiligen Frieden verstehen. Die ungarische Nation war also durchaus nicht fähig, den Kampf mit einem mächtigen Feinde zu bestehen, als plötzlich die Nachricht eintraf, daß eine halbe Million Mongolen gegen die Pässe der Karpathen heranziehe. Dieser Einbruch der unbezwinglichen asiatischen Horden fand unter der Regierung Bela's IV. Statt, welcher 1235 seinem Vater gefolgt war. Die Mongolen hatten sich, als sie

aus Rußland aufbrachen, in vier große Heere getrennt, von welchen eines nach Polen und Schlesien, die drei anderen auf verschiedenen Wegen nach Ungarn zogen (1241). Unglücklicher Weise hatte man hier kurz vorher die Kumanen, die ihrer Menge wegen Besorgniß erweckten, dadurch gereizt, daß man ihren Fürsten als Geißel ihrer Treue in Haft nahm. Natürlich schlossen sich diese, sobald die Mongolen erschienen, an die Feinde an. Man hätte den Mongolen den Eintritt ins Land wohl unmöglich machen, gewiß aber sehr erschweren können, wenn man die Pässe gehörig verlegt und tapfer vertheidigt hätte; allein der König war ein schwacher Mann, der seinen Befehlen keinen Gehorsam zu verschaffen vermochte, und der Palatin Hederwary, dem er die Bewachung der Karpathen-Pässe anvertraut hatte, räumte dieselben gleich bei der Ankunft der Feinde. So bereiteten die Ungarn sich selbst ihren Untergang, oder, wie ein Geschichtschreiber es trefflich einkleidet, der Teufel, welcher den Mongolen Batu nach Ungarn geleitete, schickte ihm drei unwiderstehliche Geister voraus, den Geist der Zwietracht, den Geist des Unglaubens und Mistrauens und den Geist der Furcht. Batu drang ungehindert durch die Karpathen-Pässe ein, und ganz Ungarn ward seine Beute. Doch stieß er hier zum ersten Male auf die Ritterschaft des Abendlandes, da Friedrich von Östreich dem ungarischen König auf seine Bitte zu Hülfe gezogen war, und die rohen Mongolen, welche meistens blos mit Bogen und Lanzen bewaffnet waren und nur zum Theil Helme und Harnische hatten, trafen einen Widerstand, wie sie ihn bis dahin noch nicht gefunden hatten. Indessen kehrte Friedrich, welcher persönlich die glänzendsten Beweise von Kraft und Heldenmuth gab, bald nach Östreich zurück, um Verstärkungen zu holen, und Bela ließ sich während der Abwesenheit desselben von den Mongolen in eine Gegend locken, die ihnen für eine Schlacht sehr günstig war. Batu zog ihn nämlich in die Steppe Mohi am Sajo-Flusse, und schloß hier das ungarische Heer wie in einen Schafstall ein, so daß demselben, als es geschlagen war, nur ein einziger Weg zur Flucht übrig blieb. Die Ungarn flohen auf diesem Wege in Unordnung davon, und wurden von den Barbaren wie Vieh geschlachtet; sie fielen, um uns der Ausdrücke eines gleichzeitigen Geschichtschreibers zu bedienen, wie die

Blätter beim Eintritt des Winters, ihre Leichen bedeckten den ganzen Weg, und ihr Blut floß gleich einem Bergstrom dahin. Die Mongolen, welche durch die aus Schlesien herbeiziehende Heeresabtheilung verstärkt wurden, verwandelten Ungarn in eine Wüste, metzelten die Einwohner zu Hunderttausenden nieder, und streiften sogar bis nach Illyrien und Dalmatien. Bela, welcher nach der Vernichtung seines Heeres zu Friedrich dem Streitbaren entflohen war, bot, um deutschen Schutz zu erhalten, vergebens dem Kaiser Friedrich II. sein Reich als Lehen an; dieser blieb unter verschiedenen Vorwänden in Italien, und that für den ungarischen König nichts Anderes, als daß er Circularschreiben an alle christlichen Mächte und an die deutschen Fürsten erließ. Schon schickten sich die mongolischen Horden an, Niederlassungen in Ungarn zu gründen, als Batu auf die Nachricht vom Tode des Großkhan's Oktai alle mongolischen Schaaren nach dem Osten zurückführte (1242).

Die in Polen eingedrungenen Mongolen hatten die Lage der Dinge dort noch günstiger gefunden, als ihre Landsleute in Ungarn. Das polnische Reich, zu welchem auch Schlesien gehörte, war schon seit hundert Jahren in eine große Zahl von Fürstenthümern zerfallen, die in beständigem Streit mit einander lagen, und wenn auch einer der mächtigeren Herzöge als Oberherr angesehen wurde, so bestand doch seine Würde meistens nur in dem bloßen Namen eines Herrschers. Als die Mongolen unter Batu's Führung in Rußland eindrangen, herrschten vier Hauptfürsten über das getheilte Polen: Heinrich I. der Bärtige besaß Breslau und einen großen Theil von Schlesien, Boleslav der Schamhafte Krakau und Sendomir, Konrad Masovien und Cujavien und Ladislav Posen und Gnesen. Keiner von ihnen wagte den Königstitel anzunehmen; doch überwog Heinrich's Macht die der Anderen bald so sehr, daß sie seine Oberhoheit anerkennen mußten. In Folge dieses Verhältnisses hatte Heinrich seinen Vetter Konrad auch bewogen, den Rittern des deutschen Ordens, welche damals den Kampf im Orient mit der Unterwerfung und Bekehrung der Preußen und anderer heidnischen Völker an der deutschen Grenze zu vertauschen begannen, das Gebiet von Kulm abzutreten (1228); er hatte dadurch jenem Orden festen Fuß im Lande Preußen verschafft, von wo

aus die Ritter nachher eine für die Cultur der Ostsee-Küsten höchst wichtige Bedeutung erlangten. Heinrich's Einfluß ging (1238) auf seinen Sohn, Heinrich II. mit dem Beinamen des Frommen, über. Als dieser zwei Jahre lang die Regierung geführt hatte, drangen die Mongolen zum ersten Male über die Grenze von Polen und plünderten Lublin. Im nächsten Jahr erschien wieder ein Heerzug derselben, und zwar der schwächste der vier Haufen, in welche sich die Mongolen beim Auszug aus Rußland getheilt hatten. Auch eines der anderen drei Heere nahm seinen Marsch über Polen, schlug unterwegs Boleslav den Schamhaften, und ging dann verwüstend nach Ungarn. Das gegen Polen bestimmte Heer zog unter Peta's Führung gerades Wegs nach Schlesien, fand aber hier ebenso, wie ihre Brüder in Ungarn, als sie mit Friedrich von Östreich zusammentrafen, an der Ritterschaft einen unerwarteten Widerstand. Schon bei Oppeln wurde eine zahlreiche Schaar von dem oberschlesischen Herzog Miecislav völlig vernichtet, und als die Hauptmasse, welcher Miecislav vorsichtig auswich, gegen Breslau zog, empfand sie zum ersten Male eine regelmäßig angeordnete Gegenwehr der Angegriffenen. Die Bürger von Breslau hatten freilich die Flucht ergriffen; die schlesischen Ritter aber, welche die auf einer Oder-Insel gelegene Burg besetzt hatten, brachten alles, was in der Stadt von Werth war, auf die Insel und brannten die Stadt selbst nieder, damit die Beute die wilden Räuber nicht mehr locken könne. Die Burg selbst ward nie von den Mongolen genommen. Von Breslau wandte sich der Heerhaufe nach Liegnitz, wo unterdessen Heinrich der Fromme eine sehr bedeutende Menge gemischter Schaaren um sich vereinigt hatte. Miecislav von Oberschlesien, der Herzog Boleslav von Mähren, welcher die Bergleute von Goldberg mit sich brachte und zugleich den Oberbefehl über die nach der Sitte der Zeit als Kreuzfahrer erschienenen Kämpfer führte, der Großmeister des deutschen Ordens mit seinen Rittern und viele andere Herren und Ritter waren zu ihm gestoßen; er selbst hatte eine aus Schlesiern, Polen und deutschen Miethvölkern bestehende Schaar zusammengebracht. Dieses Heer, das sich auf ungefähr dreißigtausend Mann belaufen haben soll, bewies den Mongolen, was es zu bedeuten habe, einen Kampf mit der

eisernen Ritterschaft des Abendlandes und mit dem unverdorbenen deutschen Sinn zu bestehen. Zwar verloren die Christen trotz ihres tapferen Kampfes die Schlacht, welche sie am 9. April 1241 auf der bei Liegnitz gelegenen Ebene der Wahlstatt den Mongolen lieferten, weil sie der Menge und der Ausdauer der gut geleiteten Barbaren unterlagen; aber diese erlitten einen so bedeutenden Verlust, daß sie die Richtung gegen Deutschland ändern und sich durch Böhmen nach Mähren wenden mußten. Der König von Böhmen verbarg sich vor ihnen, weil er die Hülfe der benachbarten deutschen Reichsfürsten, die sich mächtig rüsteten, erwarten wollte. Die Barbaren zogen ohne sich aufzuhalten, durch sein Land. In Mähren erlitten sie bei Olmütz bedeutenden Schaden, und vereinigten sich dann in Ungarn mit Batu's Völkern. Daß sie von diesem unmittelbar darauf in den Osten zurückgeführt wurden, ist bereits berichtet worden. Zum Glück für Deutschland trat gleich nachher im Inneren des mongolischen Reiches eine große Veränderung ein, in Folge deren die Macht der Barbaren nicht gegen Europa, sondern gegen das Khalifat von Bagdad gericht ward. Übrigens bezeugen alle Berichte der Europäer, die um jene Zeit als Gesandte oder als Missionäre an die mongolischen Höfe gelangten, wie großen Eindruck die ritterliche Rüstung, Kampfübung und Tapferkeit der Abendländer auf die in Bewegung gebrachten asiatischen Völkermassen gemacht hatten. So erzählt z. B. ein päbstlicher Abgeordneter, dessen Sendung vier Jahre nach Batu's Rückzug Statt hatte, er und seine Begleiter seien sehr umständlich gefragt worden, ob die Franken noch Züge nach Palästina unternähmen, und von den Christen in Georgien und Armenien hätten sie gehört, daß die Mongolen kein Volk der Welt mehr fürchteten, als die Franken.

Das mongolische Reich in der ersten Zeit nach Dschingiskhan's Tod und der Untergang des Khalifat's.

Oktai, der erste Großkhan, welcher auf Dschingiskhan folgte, war roh, wie die anderen Mongolen, und dem Trunk ergeben; allein ein gebildeter und verständiger Chinese, Yelutschutschai, der schon zu Dschingiskhan's Zeit in den Dienst des mongolischen Herrschers getreten war, leitete als sein höchster Beamter die Regierung, und gab weise Maßregeln an. Dieser Mann ist für

die innere Geschichte des mongolischen Reiches sehr wichtig, weil er die Sitten und den Geist eines schon seit langer Zeit civilisirten Staates in die Verwaltung brachte. Er suchte bessere Regierungsgrundsätze einzuführen, stiftete Lehranstalten, ließ die Schriften gebildeter Völker in die Sprache der Mongolen übersetzen, und zog aus China, sowie aus Persien, Arabien und anderen mohammedanischen Ländern Gelehrte, Officiere, Handwerker und Künstler herbei. Oktai starb 1241 in Folge seiner Trinksucht eines plötzlichen Todes. Er hatte seinen ältesten Sohn zum Nachfolger bestimmt; aber seine Wittwe, die Christin Turakeina, wußte dem von ihr geborenen jüngeren Sohne, Kajuk, die Würde eines Großkhans zu verschaffen. Sie leitete dann als Vormünderin desselben die Regierung, hatte aber das Unglück, daß der Chinese Yelutschutsai schon 1243 starb. Besonders merkwürdig ist die Zeit ihrer Regentschaft wegen der Veränderung, welche seitdem in der unter den Europäern herrschenden Ansicht von den Mongolen vorging. Nachdem noch wenige Jahre vorher, wie wir namentlich aus einem Ausspruch des Kaisers Friedrich II. erkennen, in Europa die Mongolen als ein ganz rohes, aller gesetzlichen Ordnung ermangelndes und mit den Thieren auf Einer Stufe stehendes Volk angesehen worden waren, reden alle an Kajuk gesendeten Mönche von christlichem Cultus am mongolischen Hofe. Wenn man freilich die Sache genauer betrachtet, so zeigt sich, daß dieses Christenthum nur wenig zu bedeuten hatte, und daß der alte Hauptgötze der Mongolen noch immer der Reichs- und Staatsgott derselben war. Indessen hatte Kajuk und sogar schon Oktai einen christlichen Minister, und durch diesen übte das Christenthum, bis er zehn Jahre nach Oktai's Tode mit seinen Freunden ermordet ward, einen Einfluß auf den mongolischen Hof aus.

Kajuk wurde erst vier oder fünf Jahre nach dem Tode seines Vaters durch ein Kurultai als Großkhan anerkannt, hauptsächlich weil Batu ihn und seine Angehörigen haßte. Schon ein Jahr später (1247) starb er, und nun ließ Batu ohne Rücksicht auf diejenigen, welche Karakorum allein als den gesetzlichen Ort für die Reichsversammlung gelten lassen wollten, im Kaptschak ein Kurultai halten, und zwang durch den Schrecken seines Heeres die Glieder von Oktai's Familie, Tuli's Sohn Mangu, der sich früher zu

ihm geflüchtet hatte, als Großkhan anzuerkennen. Später ward im alten Heimathlande der Mongolen ein neues Kurultai gehalten und Mangu in aller Form gewählt (1251); Batu hatte aber zwei Oberbefehlshaber mit Heeresmacht dahin geschickt und ihnen den Auftrag gegeben, allen Nachkommen und Anhängern Oktai's, welche widersprechen würden, den Kopf abschlagen zu lassen. Die Erwählung und Einsetzung Mangu's ward durch eine Art von heiligem Sabbath gefeiert, an welchem, wie einst bei den Juden, auch die Thiere Theil nahmen; eine ganze Woche hindurch dauerte das Fest, und während dieser Zeit durfte kein Thier zur Arbeit gebraucht oder geschlachtet werden; bei den großen Gelagen, welche sieben Tage nach einander gehalten wurden, vertrank der Hof nicht weniger als zweitausend Wagenladungen geistiger Getränke und verschmauste dreihundert Pferde und Ochsen und fünftausend Schaafe. Mitten im Feste ward eine Verschwörung entdeckt, welche Kajuk's Bruder und seine Söhne unter einem großen Theile der Hofleute angezettelt hatten. In Folge davon wurden viele Menschen hingerichtet und die Familie Oktai's zum Theil sogleich, zum Theil in der nächsten Zeit ausgerottet. Unter den Getödteten befand sich auch Kudak, der christliche Minister der beiden vorigen Großkhane, nebst seinen Freunden.

Unter der Herrschaft Mangu's und seines Bruders Kublai, der ihm bei seinem Tode (1259) folgte, dehnten die Mongolen ihre Eroberungen ebensowohl über einen Theil des westlichen Asiens, wo das Reich von Ikonium schon vorher in ihre Gewalt gebracht worden war, als über ganz China aus, und gründeten auf beiden Seiten neue Reiche. Der seldschukkische Sultan Kai Kobad von Ikonium hatte schon zu Oktai's Zeit zuerst von allen mohammedanischen Regenten freiwillig dem Großkhan der Mongolen gehuldigt, und sich dadurch nach dem Umsturz der Schutzwehr, welche das chowaresmische Reich gegen dieselben gebildet hatte, in seiner Herrschaft behauptet. Er zerfiel bald nachher mit seinem neuen Oberherrn, und sah dadurch sein Reich aufs neue in Gefahr gebracht, von den Mongolen vernichtet zu werden. Sein Sohn und Nachfolger, Kai Kosru II., beleidigte unglücklicher Weise die türkischen Söldner, welche nach dem Untergang des letzten Beherrschers von Chowaresmien aus dessen Dienst in den seinigen getreten waren, so daß sie ihn verließen, nach Syrien zogen und sich dort an den Ejubiden Saleh Ejub anschlossen.

Er warb zwar neue Söldner von griechischer, fränkischer und persischer Abkunft, und verband sich mit dem Beherrscher von Aleppo; kaum hatte aber der Großkhan Kajuk ein Heer gegen ihn geschickt, als seine feige Bundesgenossen und Söldner davonliefen (1243). Man ließ ihm und seinen Söhnen als tributpflichtigen Vasallen noch den Schatten der Sutans-Würde; fünzig bis sechszig Jahre später ward aber auch dieser letzte Rest der Seldschukken-Herrschaft von den Mongolen vernichtet.

Nachdem Mangu zum Großkhan ausgerufen worden war, fand er es der Klugheit angemessen, seine Brüder, Hulagu und Kublai, in weiter Entfernung von sich zu beschäftigen. Er hielt daher 1253 wieder ein Kurultai, und ließ durch dasselbe zwei neue Kriegszüge unter der Anführung seiner Brüder beschließen. Hulagu ward gegen Persien und gegen das Reich des Khalifen von Bagdad, Kublai gegen China geschickt. Im Herbste trat Hulagu seinen Kriegszug an der Spitze des zahlreichsten der aufgebotenen Heere an, begleitet von sehr vielen chinesischen Gelehrten und Künstlern, welche theils als Erbauer und Lenker von Kriegsmaschinen, theils als Geographen und Ingenieure dienen sollten. Er zog über Samarkand nach dem kaspischen Meere, nahm die an demselben liegenden gebirgigen Provinzen in Besitz, beschied auf seinem Marsche die armseligen Prinzen des ehemaligen Reichs von Ikonium zur Huldigung vor sich, drang dann bis Hamadan vor, und ließ den Alten vom Berge, welcher in den Gebirgen des Landes Dilem über den persischen Zweig der Assassinen herrschte (s. Th. VI. S. 405 f.), zur freiwilligen Unterwerfung auffordern. Rokneddin, der damalige Alte vom Berge, wies dieses Begehren anfangs zurück; als aber Hulagu in sein Reich eingebrochen war, schickte er zuerst seinen Bruder an ihn ab, um die Befehle des Mongolen zu empfangen, und sah sich bald nachher genöthigt, selbst vor Hulagu zu erscheinen (1256). Dieser setzte einen mongolischen Statthalter im Lande ein, und sandte den Alten vom Berge nach Karakorum zum Großkhan, zwang ihn aber vorher, den Besatzungen aller seiner Raubburgen zu befehlen, daß sie ihre Thore öffneten. Alle gehorchten bis auf die Befehlshaber von drei Burgen, welche jedoch nachher theils durch die Furcht vor Hulagu's Zorn, theils durch Gewalt zur Übergabe getrieben wurden. Hulagu ließ die geöffneten Raubnester insgesammt zerstören, und die ganze Secte

der persischen Assassinen auf ächt mongolische Weise vertilgen. Der Alte vom Berge ward auf Befehl des Großkhan's ermordet. In Betreff seiner Anhänger aber ertheilte Hulagu seinen Truppen und Statthaltern den Befehl, alle ohne Ausnahme zu tödten und, wie es ausdrücklich lautete, selbst das Kind in der Wiege nicht zu schonen. Dieser Befehl ward buchstäblich vollzogen und der Stamm der persischen Assassinen bis auf seine kleinsten Wurzelfasern ausgerottet. In Kohestan allein ließ ein mongolischer General zwölftausend derselben umbringen, und Commissäre, welche die verschiedenen Provinzen durchstreiften, suchten alle Assassinen auf, und schlugen jedem, den sie ausfindig machten, auf der Stelle das Haupt ab. Auf diese Weise ging die ismaelitische Secte der Assassinen in den persischen Ländern gänzlich unter. In Syrien hat sich dieselbe zwar bis auf den heutigen Tag behauptet, die von ihnen dort gegründete Herrschaft aber ward schon wenige Jahre nach der Ausrottung der persischen Assassinen ebenfalls vernichtet.

Von Persien aus wollte Hulagu anfangs durch Kleinasien gegen Constantinopel ziehen; er gab aber auf den Rath des berühmten Astronomen Nasireddin, den er sehr hoch schätzte und in seinen wissenschaftlichen Arbeiten fürstlich unterstützte (s. Th. V. S. 206), diesen Gedanken wieder auf, und wandte sich gegen den letzten Khalifen, den Abbasiden Mostaasem. Die Khalifen von Bagdad hatten seit der Vernichtung der Buiden (s. Th. V. S. 179 f. u. VI. S. 353 f.) wenigstens von Zeit zu Zeit ihre weltliche Herrschaft wieder erlangt, und zuletzt sogar eine fast vollständige Unabhängigkeit behauptet. Dagegen dauerte der Streit zwischen dem sehr zahlreichen schiitischen Theile der Bevölkerung von Bagdad und der herrschenden Secte der Sunniten, welcher schon öfters in den Straßen der Stadt selbst blutige Kämpfe erzeugt hatte, noch immer fort, und die Bannflüche und Inquisitionen, deren sich der Khalif seit des Chowaresmiers Mahommed III. Zeit zu seinen Zwecken bediente, konnten natürlich nicht dazu beitragen, diesen Haß und Zwist zu vermindern. Dazu kam noch, daß Mostaasem's Vezier, Mujadeddin, ein eifriger Schiite war, und aus Parteihaß den Khalifen durch treulosen Rath zu verderben trachtete. Endlich war, weil noch nie eine Vernichtung ohne vorhergegangene Verblendung des Vernichteten zu Stande gebracht ward, Mostaasem zu seinem eigenen Unglück von thörichtem Geiz

erfüllt. Er hatte große Schätze aufgehäuft und vermittelst derselben eine Reiterei unterhalten, welche Abulfeda auf hunderttausend Mann, persische Quellen auf siebzigtausend angeben. Der Vezier ertheilte ihm einige Jahre vor Hulagu's Angriff den hinterlistigen Rath, dieses Heer bis auf zwanzigtausend Mann zu verringern und das dadurch ersparte Geld dem drohenden Großkahn als einen sättigenden Bissen hinzuwerfen. Der Khalif gehorchte der Stimme des Verräthers, weil er bei seinem schmutzigen Geize hoffte, die Mongolen würden sich mit einer geringeren Summe abkaufen lassen, als die Unterhaltungskosten der zu entlassenden Truppen betrügen. Er hielt damit die Mongolen blos eine kurze Zeit hin, und hatte, als endlich Hulagu gegen ihn aufbrach, nur über eine geringe Truppenzahl zu gebieten. Auf diese Weise erklären die mohammedanischen Geschichtschreiber den Untergang Mostaasem's; der christliche Mönch Rubruquis aber, welcher drei Jahre vor Mostaasem's Sturz als Gesandter an den Hof des Großkhan's kam und dort die Abgeordneten des Khalifen antraf, berichtet, daß sich dieser alle mögliche Mühe gegeben habe, den drohenden Sturm zu beschwören, und daß er, als der Mongole ihm hinterlistige Bedingungen machte, mit Klugheit alles, was auf Entwaffnung und auf Blosstellung gegen ihren Angriff hinzielte, abgelehnt habe. Wie es sich übrigens auch damit verhalten haben mag, jedenfalls war die Zeit schon vorbei, in welcher die Führer der Mongolen mit einer Million Menschen auszogen, und der Khalif würde daher vielleicht stark genug gewesen sein, um sich ihrer erwehren zu können; Hulagu täuschte ihn aber auf mancherlei Weise, bis er plötzlich in der Nähe von Bagdad erschien, das kleine Heer Mostaasem's in einem sehr hitzigen Treffen schlug und die Stadt von zwei Seiten her belagerte.

Eine so ungeheuere Stadt, wie Bagdad, ganz einzuschließen, war Hulagu nicht im Stande, und die Belagerung ging deshalb sehr langsam. Zwei Monate nach dem Anfange derselben jedoch machte der verrätherische Vezier dem Khalifen den Vorschlag, eine persönliche Unterhandlung mit Hulagu anzuknüpfen, um seine weltlichen Herrschaft dadurch zu retten, daß er, wie der Seldschukken-Sultan Kai Kosru gethan hatte, sich selbst zu den Mongolen begebe. Mostaasem ließ sich bethören; er ging in das Lager der Feinde, ward anfangs freundlich empfangen, dann aber in einem

besonderen Zelte gefangen gehalten und nicht wieder frei gelassen. Nachdem dieser Anschlag gelungen war, schickte der schändliche Vezier auf ähnliche Weise die angesehensten Bürger, welche an der Spitze der etwa eine Million Menschen betragenden Einwohnerschaft die Vertheidigung hätten leiten können, ins mongolische Lager, wo sie sogleich niedergehauen wurden. Nun machten die Mongolen unter Hulagu's und seines Unterfeldherrn Bagu Führung von zwei Seiten her einen glücklichen Sturmangriff auf die Stadt, dieser gelang, und die wilden Horden drangen im Februar 1258 mit schrecklichem Morden in Bagdad ein. Vierzig Tage lang dauerte das Morden unaufhörlich fort, und nach den mäßigsten Angaben, in denen wir jedoch eine etwas starke orientalische Übertreibung und innere Unwahrscheinlichkeit zu erkennen glauben, wurden blos im Umfange der Stadt achtmalhunderttausend Menschen niedergemacht, ohne die in der Umgegend Erwürgten mitzuzählen. Alle Wälle, Thürme und Thore der Khalifenstadt wurden niedergerissen, und die herrlichsten Gebäude nebst den großen wissenschaftlichen Sammlungen den Flammen preisgegeben. Den geizigen Khalifen ließ Hulagu so lange quälen, bis er den Ort anzeigte, wo seine Schätze vergraben waren. Dann ward derselbe getödtet. Weil der treulose Vezier ihm bei seinem Anschlage im Namen Hulagu's das Leben zugesichert hatte, so scheute sich dieser das Blut des Khalifen zu vergießen, und ließ ihn auf eine andere, nicht zuverlässig bekannte Art ermorden; wahrscheinlich ward der Unglückliche durch Pferde zertreten.

So ward durch die mongolische Fluth auch der letzte Rest der geistlichen Oberherrschaft über die mohammedanische Welt hinweggeschwemmt, nachdem sie fünfhundert Jahre lang in der Familie der Abbasiden erblich gewesen war. Unterdessen war Kublai in China nicht so glücklich gewesen, als Hulagu in Persien und am Euphrat. Die Song in Südchina leisteten ihm einen hartnäckigen Widerstand, so daß im Jahr 1257 der Großkhan Mangu selbst die Führung des Heeres übernehmen zu müssen glaubte. Mangu erschien mit einer bedeutenden Verstärkung, fiel aber noch in demselben Jahre beim verzweifelten Sturm auf eine Stadt, welche von den Chinesen vortrefflich befestigt war und noch besser vertheidigt wurde. Kublai oder, wie er seitdem genannt wird, Kublaikhan warf sich, ohne vorher ein Kurultaï zu halten, zum Nachfolger im

Großkhanat auf, und gerieth darüber mit seinem Bruder Artektogha in einen langjährigen Kampf. Die nächste Folge dieses Zwistes war die Abschließung eines Friedens mit den Chinesen, sowie die Verlegung der Residenz des Großkhan's in das jetzige Peking, weil Artektogha, welcher als Mangu's Stellvertreter in Karakorum geblieben war, sich dort festgesetzt hatte. Artektogha wurde zwar in der dritten Schlacht, die sich die Brüder lieferten, geschlagen, behauptete sich aber mit seinen Anhängern in Karakorum, bis er nach langer Zeit von einer anderen Horde vertrieben wurde. Er floh zu seinem Bruder nach China, der ihn in den Kerker werfen und umbringen ließ. Kublai, welcher darauf die ganze Mongolei und Tatarei wieder unter seine Gewalt brachte, hatte unterdessen die Bekriegung der Chinesen aufs neue begonnen; er setzte sie ungeachtet des muthigen Widerstandes derselben mit Glück fort, und ward endlich im Jahre 1180 Herr des ganzen chinesischen Reiches; ja er breitete seine Herrschaft sogar über Bengalen aus. China blieb auch unter Kublai's Nachfolgern der Mittelpunkt und Sitz des mogolischen Reiches, und dieses nahm bald den chinesischen Charakter an (s. Th. I. S. 13 ff.). Übrigens führte Kublai's Dynastie seit ihrer Übersiedelung in dieses Land den Namen der Jwen.

5. Persien, Syrien und Egypten bis zum gänzlichen Untergange der christlichen Macht in Palästina.

Mit der Vernichtung des Khalifats entstand ein tatarisches oder mongolisch-türkisches Reich in Persien, nachdem bereits früher Batu, welcher 1256 starb, ein anderes im Kaptschak gegründet hatte. Hulagu hatte sich sogar schon vor dem Tode des Großkhan's Mangu unter dem Titel Ilek-Khan zum Beherrscher von Persien erklärt, und die Verlegung des Großkhanats nach China befestigte ihn noch vollends im Besitze dieses Reiches, welches bei seinen Nachkommen blieb, bis am Ende des vierzehnten Jahrhunderts der Tatar Timur oder Tamerlan dieselbe Rolle übernahm, die früher Dschingiskhan gespielt hatte.

Gleich nach der Eroberung von Bagdad suchte Hulaga sich auch Syrien zu unterwerfen. Mosul ergab sich den heranziehenden Mongolen freiwillig. Die Bewohner von Aleppo ließ Hulagu durch den Sultan von Ikonium zur Unterwerfung auffordern, in-

dem er ihnen dagegen Schonung versprach; als sie seinen Vorschlag mit Hohn zurückwiesen, begann er eine Belagerung, welche ihn schon nach neun Tagen zum Ziele führte. Die reiche und prächtige Stadt ward mit Sturm genommen und nach der Einnahme wenig gelinder behandelt, als Bagdad. Durch Aleppo's Schicksal geschreckt, unterwarfen sich Damaskus, Hamath und Hems von freien Stücken, die anderen Städte wurden nach und nach erobert. Hulagu kehrte nach der Eroberung von Syrien in die östlichen Provinzen zurück, und bestellte einen seiner Generale, Ketboga, zum Statthalter des Landes (1260). Kaum hatte er sich entfernt, als Kotuzz, einer der ersten mamlukkischen Sultane von Egypten, mit seiner ganzen Heeresmacht in Syrien erschien, und durch eine einzige Schlacht den Mongolen die so eben erst eroberte Provinz entriß. Das mongolische Heer erlitt eine vollständige Niederlage, und wurde von den Mamlukken bis an den Euphrat verfolgt. Doch ward die nämliche Schlacht auch dem Sieger verderblich. Die Mamlukken schrieben den erfochtenen Sieg hauptsächlich einem ihrer Generale, Bibars, zu; diesem hatte Kotuzz die Statthalterschaft von Aleppo versprochen, er hielt nicht Wort, Bibars tödtete ihn daher auf der Rückkehr nach Egypten, und ward von den Mamlukken sogleich als Sultan anerkannt.

Bibars erweiterte und befestigte seine Herrschaft auf Kosten der Mongolen und Christen. Um den Ersteren einen Einbruch in Syrien unmöglich zu machen, ließ er einen ganzen Strich Landes verheeren und sogar das Gras durch Feuer vertilgen. Dann benutzte er einen blutigen Zwist, welcher zwischen Hulagu und dem Sohn und Nachfolger Batu's, Berkere oder Barkai, ausgebrochen war, auf eine geschickte Weise, um Mongolen durch Mongolen zu bekämpfen. Durch Kriegsleute des Letzteren, die er seinen Truppen einverleibt hatte und mit Geschenken überhäufte, zog er nicht nur eine Menge anderer Mongolen an sich, sondern erlangte auch von allem, was im Kaptschak vorging, Kenntniß. Als er auf diese Weise erfuhr, daß Berkere viele Mohammedaner an seinem Hof aufgenommen habe und selbst zum Islam hinneige, schickte er eine Gesandtschaft an ihn, welche der Beherrscher des Kaptschak durch eine Gesandtschaft von seiner Seite erwiederte. Bibars gab den Abgeordneten Berkere's bei ihrer Abreise nicht nur glänzende Geschenke mit, deren Menge, Mannichfaltigkeit,

Kostbarkeit und Schönheit uns einen hohen Begriff von der damaligen Cultur und Industrie Egyptens gibt, sondern er ließ sie auch durch neue egyptische Gesandten in ihre Heimath begleiten. Diese wurden zwar in Constantinopel an der Fortsetzung ihrer Reise verhindert, weil der griechische Kaiser, Michael Paläologus, mit Hulagu, der sich das Ansehen gab, als ob er dem Christenthum geneigt sei, nahe befreundet war; allein Bibars knüpfte die Verbindung mit dem Khan von Kaptschak auf einem anderen Wege wieder an, und unterhielt sich nach Berkere's Tod auch mit dessen Sohn und Nachfolger. Auf diese Weise gelang es dem Sultan Bibars durch seine Unterhandlungen, die Mongolen von Syrien fern zu halten. Er stellte sogar einen neuen Khalifen auf, den er für einen Abbasiden ausgab, und hoffte demselben den Besitz von Bagdad zu verschaffen, als Hulagu vier Jahre lang durch den Krieg mit Berkere im Norden beschäftigt ward; sein Schützling wurde aber, noch ehe er sich der Stadt Bagdad genähert hatte, nebst den ihm mitgegebenen Kriegern von den Mongolen erschlagen.

Auch gegen die Christen in Palästina richtete Bibars seine siegreichen Waffen; doch konnte er erst nach Hulagu's Tode (1265) an eine nachdrückliche Bekämpfung derselben denken. Er eroberte schon 1265 Cäsarea und Arsuf. Während sich nachher Venetianer, Pisaner und Genuesen in und um Acre stritten, belagerte er diese wichtige Festung der Christen. Zwar mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen, aber er eroberte dagegen alle kleineren befestigten Plätze, und nahm im folgenden Jahre die bedeutende Stadt Antiochia ohne Schwertstreich ein. Dieses Misgeschick der Christen in Palästina und Syrien versetzte das Abendland in so große Bestürzung, daß man noch einmal Anstalten zu einem heiligen Kriege machte. Ludwig der Heilige rüstete im Jahr 1270 zum zweiten Male einen Kreuzzug, und der nachherige König von England, Eduard I., sowie fünfhundert wackere Friesen schlossen sich an ihn; allein Ludwig's arglistiger Bruder, Karl von Anjou, welcher seit kurzem das neapolitanisch-sicilianische Reich beherrschte suchte das Unternehmen zu seinem Vortheil auszubeuten, und bewog seinen Bruder, sich nach Tunis statt nach Palästina zu wenden. Dort erlag das Kreuzheer nebst dem König Ludwig schon nach wenigen Wochen dem afrikanischen Klima. Der Rest

der Franzosen kehrte nach Hause zurück; der englische Prinz und die Friesen aber begaben sich nach Palästina. Hier unterhandelte Eduard zwar mit Hulagu's Nachfolger, Abogha, über eine Verbindung gegen die Egypter; er brachte diese aber nicht zu Stande, und konnte überhaupt nichts weiter ausrichten, als daß er 1272 vor seiner Heimkehr mit Bibars einen Waffenstillstand schloß, vermöge dessen die Christen im Besitz von Acre, Tripolis und einigen kleineren Orten blieben. Was durch diesen Vertrag gewonnen war, ging durch die Zwietracht der Christen bald wieder verloren. Der Beherrscher von Cypern, Hugo III., hatte sich 1269 zum König von Jerusalem krönen lassen, und verwandte die Kräfte seiner Insel zur Vertheidigung von Palästina; die Venetianer aber waren mit ihm entzweit und hemmten alles, was er that, und Karl von Anjou, der als Beherrscher des Reiches Sicilien und als Erbe der hohenstaufischen Ansprüche sich ebenfalls König von Jerusalem nennen zu dürfen glaubte, schickte 1278 einen Stellvertreter nach Palästina, um Besitz zu nehmen. Die Parteiungen und Zänkereien, welche aus diesem Streit um die Krone entstanden, beschäftigten die christliche Bevölkerung so sehr, daß darüber auch die gewöhnlichsten Vertheidigungsmaßregeln vergessen wurden.

Unterdessen hatten Bibars glückliche Kriege mit Hulagu's Nachfolger geführt, und war 1278 an einer Wunde gestorben, die er auf seinem letzten Zuge nach Persien erhalten hatte. Von seinen beiden Söhnen ward der ältere gleich nach des Vaters Tode durch das Heer wieder abgesetzt, und dann der jüngere, welcher erst sieben Jahr alt war, als Sultan begrüßt. Dies geschah jedoch nur zum Schein; denn der eigentliche Herrscher war von Anfang an sein Atábeg oder Vormund, der General Seif eddin Kalawun, und schon wenige Wochen nachher nahm dieser auch den Titel Sultan an. Kalawun begann sogleich den Krieg mit den persischen Mongolen wieder, und erfocht 1281 einen glänzenden Sieg, welcher um so mehr Aufsehen machte, als einer der ersten Prinzen aus Dschingiskhan's Hause, Abogha's Bruder Mangu-Timur, das feindliche Heer anführte. Bald darauf fand im persisch-mongolischen Reich eine Umwälzung Statt. Abogha starb 1282, und einer seiner Brüder ward als der Älteste der Familie zum Nachfolger ernannt. Dieser trat, um durch mohammedanische Hülfe seine Herrschaft gegen Abogha's Söhne behaupten zu

können, zum Islam über, gab sich bei seiner Bekehrung den Namen Ahmed, und knüpfte mit dem egyptischen Sultan Unterhandlungen an. Er erbitterte jedoch durch diesen Schritt seine Landsleute gegen sich. Zwar gelang es ihm, seinen empörten Neffen Argun zu besiegen und gefangen zu nehmen; allein das Volk erhob sich darauf in Masse gegen ihn, befreite den Prinzen, rief denselben zum Herrscher aus, und tödtete Ahmed (1284). Nachher ward Argun's Macht lange Zeit ganz durch innere Unruhen und durch Kriege mit dem Khan von Kaptschak in Anspruch genommen. Kalawun von Egypten benutzte diese Verhältnisse des persisch-mongolischen Reiches, um seine Herrschaft in Syrien zu erweitern. Er nahm eine Burg der Christen nach der anderen ein, eroberte 1289 das stark befestigte Tripolis, bei dessen Fall nicht weniger als siebentausend Christen blieben, und ließ diese Stadt dem Boden gleich machen. Sein im nächsten Jahr erfolgter Tod brachte den Christen, welche nur noch Acre, Tyrus und einige wenige andere Seestädte besaßen, eine kurze Ruhe; denn sein Sohn und Nachfolger, Aschraf, schloß sogleich einen Waffenstillstand mit ihnen. Unglücklicher Weise kam aber im folgenden Jahre eine Schaar Räubergesindel, welche der Pabst in Europa hatte zusammenpredigen lassen, nach Palästina, überfiel, weil sie sich an jenen Waffenstillstand nicht gebunden glaubte, eine egyptische Karawane, und verweigerte dem erbitterten Sultan jede Genugthuung. Dieser zog hierauf mit seiner ganzen Macht nach Palästina, wandte sich sogleich gegen Acre, und vereinigte nicht nur die von allen Seiten her zuströmenden Glaubensgenossen, unter welchen ein neuer Eifer für den Kampf gegen die Christen erwacht war, sondern ließ auch ungeheuere Belagerungsmaschinen von nah und fern herbeischaffen. Sein Heer, in welchem sich auch der arabische Geschichtschreiber Abulfeda befand, eröffnete im Mai 1291 die Belagerung der Stadt, deren Vertheidiger zu einer hartnäckigen Gegenwehr entschlossen waren, und es zeigte sich nun aufs neue, was schon oft auf dem nämlichen Boden gezeigt worden war, ein Wettstreit orientalischer und abendländischer Tapferkeit. Der Kampf war jedoch ungleich, das Schicksal den Christen feindlich und die Maschinen der Egypter so furchtbar, daß aus ihnen Steinmassen geworfen wurden, welche ganze Stücke der Mauer mit den darauf stehenden Thürmen niederrissen. Schon am 18. Mai ward die Stadt mit Sturm genom-

men; doch wehrten ſich die chriſtlichen Ritter in den einzelnen Häuſern und Thürmen, bis Alles in Trümmern lag. Von den Einwohnern entgingen nur wenige durch die Flucht dem Tode, die Stadt ſelbſt wurde von den Eroberern völlig zerſtört. Das traurige Schickſal von Acre, ſowie die Flucht des Königs von Jeruſalem, der ſich ſchon vor dem Falle der Stadt nach Cypern gerettet hatte und deſſen Beiſpiel bald auch von den Erſten des Landes befolgt ward, raubte den Vertheidigern von Tyrus allen Muth, und dieſe Stadt, die den Chriſten ehemals ſo viel Blut gekoſtet hatte, ward ohne Schwertſtreich übergeben. Auch die übrigen Plätze fielen gleich nachher in die Gewalt der Egypter, und die Herrſchaft der Chriſten in Paläſtina hatte auf immer ein Ende.

VI. Das Abendland zur Zeit der letzten Kreuzzüge.

Erste Abtheilung.

1. Südfrankreich vor dem Albigenser-Krieg.

In dem schönen Lande zwischen den Alpen und Pyrenäen hatten sich viele Reste der römischen und besonders der griechischen Cultur erhalten, welche seit der Gründung von Marseille durch das ganze Alterthum hindurch geblüht hatte. (s. Th. I. S. 254 u. Th. IV. S. 307 und 434 f.). Dort entwickelten sich zuerst im Mittelalter die Wissenschaften, die schönen und nützlichen Künste, sowie die Einrichtungen des bürgerlichen Lebens auf eine eigenthümliche Weise (s. Th. VI. S. 321 f. u. Th. VII. S. 5), dort kam die romanische, die lateinische, die spanische Dichtkunst mit der arabischen in Berührung, und es ging daraus eine Mischung eigener Art hervor. Es ist bekannt, daß die sogenannte frohe Kunst und die Gerichtshöfe der Damen über Liebe, Gesang, Edelmuth und Gewandtheit in jenem Lande ihren eigentlichen Sitz hatten, daß die Poesie dort ebenso, wie zu Homer's Zeit in Griechenland, von Festen und Mahlen unzertrennlich war, daß die Sänger der Tapferkeit und der Liebe dort sich bildeten und ihre Muster suchten, daß endlich Dante und Petrarcha aus diesen Quellen tranken, ehe sie sich über die mittlere Höhe ihrer Nation empor schwangen. Von den Wissenschaften war es besonders die Heilkunst, welche im südlichen Frankreich, und zwar, wenn man Salerno ausnimmt, nur hier blühte. Außerdem hatten die Juden dort eine große Anzahl gelehrter Anstalten errichtet (s. Th. VI. S. 329), und die Ketzerei, welche um den Beginn des dreizehnten Jahrhunderts alle Gräuel des Fanatismus und der Priesterwuth in diesem Lande hervorrief, hing mit der daselbst herrschenden größeren Aufklärung und mit

dem damit verbundenen Streben nach einer eigentlichen Erkenntniß des Christenthums zusammen. Was endlich die politischen Einrichtungen betrifft, so hatten sich in Languedoc Reste der alten römischen Städte-Rechte und Municipalverfassungen erhalten, und gerade diejenigen Städte von Südfrankreich, die nachher bei der grausamen Verfolgung der Ketzer am härtesten litten, erfreuten sich fast insgesammt einer Verfassung, durch welche sie auf der einen Seite nicht so sehr, wie die deutschen und italiänischen Städte, vereinzelt und vom platten Lande abgeschnitten, und auf der anderen Seite doch auch gegen die Landesherren geschützt wurden, welche im eigentlichen Frankreich die Städte in der Regel nur als Saugschwämme ansahen, die man nach Bedürfniß und Laune ausdrückte. Auch in dem angrenzenden Reiche Arelate (s. Th. VI. S. 22) war seit dem Verfall des Königthums und der kaiserlichen Schattenherrschaft ein neuer Zustand eingetreten, der einen freien Bürgerstand begünstigte und Republiken entstehen ließ, welche die Vortheile der Freiheit ohne die wesentlichen Nachtheile kleiner unabhängiger Staaten besaßen. Auf diese Weise erfreuten sich die Städte von Südfrankreich schon früh einer Freiheit und Selbstständigkeit, die man in anderen Ländern Europa's noch nicht kannte. Selbst in Toulouse, dem Sitze eines mächtigen Grafen, leitete ein unabhängiger Magistrat und ein freier Bürgerausschuß die Verwaltung, und in Moissac mußte der Landesherr sogar die Rechte der Stadt feierlich beschwören, ehe er daran denken konnte, die Huldigung einzunehmen. Unter diesen Umständen kann es uns nicht wundern, daß in Südfrankreich sich zuerst ein allgemeiner Widerwillen gegen die Entartung des Christenthums kund gab, daß dort Reformen im Cultus, sowie Übersetzungen der Evangelien in die Landessprache ein herrschendes Bedürfniß wurden, und daß daraus ein furchtbarer Krieg mit der Kirche entstand, welcher zuletzt nicht nur die Freiheit jener Gegenden vernichtete, das blühendste Land von Europa auf eine lange Zeit in eine Wüste verwandelte und die Herrschaft der französischen Könige bis an das mittelländische Meer ausdehnte, sondern auch die Einführung der Inquisition im Abendlande veranlaßte.

Die im südlichen Frankreich entstandenen Ketzersecten, welche man nachher mit dem Namen der Waldenser oder noch häufiger mit dem von der Stadt Alby herrührenden Namen Albigenser

bezeichnet hat, waren bereits im Anfang des zwölften Jahrhunderts so bedeutend, daß der Pabst Calixtus II. im Jahre 1119 für nöthig fand, auf einem in Toulouse gehaltenen Concil Maßregeln zur Verfolgung und Ausrottung derselben zu treffen. Auch der heilige Bernhard richtete seine geistlichen Waffen gegen diese Abtrünnigen; sein Bekehrungseifer hatte aber keinen glücklichen Erfolg. Die Ketzerei schlug in jenen Gegenden immer festere und tiefere Wurzeln, und alle Mittel, welche man gegen sie ergriff, scheiterten. Obgleich 1165 auf dem Concil zu Lombers die strengsten Beschlüsse gegen sie gefaßt wurden, so finden wir doch schon elf Jahre später sogar den größten Theil des Adels und der Geistlichkeit von Languedoc unter den Ketzern. Die Darstellung und Beurtheilung der Lehre dieser Abtrünnigen gehört nicht der Weltgeschichte an; im Allgemeinen mag die Bemerkung genügen, daß die Albigenser einige der wesentlichsten Dogmen der Kirche, wie die Lehre vom Abendmahl und das Sacrament der Taufe, verwarfen, die heilige Schrift als die einzige Quelle des Glaubens ansahen, die moralische Seite der Religion zur Hauptsache machten, den äußeren Gottesdienst verdammten, die ganze Schöpfung, sowie die mosaischen Gesetze als ein Werk des Teufels ansahen, Fische und Öl für die einzigen erlaubten Nahrungsmittel erklärten, und die Aufnahme in ihre Gesellschaft mit einer Art von Weihe verbanden.

Schon im Jahre 1178 hatten die Könige Ludwig VII. von Frankreich und Heinrich II. von England den Entwurf zu einer gemeinschaftlichen Ausrottung der Albigenser-Ketzerei gemacht; sie besannen sich jedoch nachher eines Besseren, und überließen das gehässige Geschäft der Verfolgung einer vom Pabst ernannten geistlichen Commission. Diese bestand nur aus Mönchen und Mönchsfreunden, welche in jenen Gegenden ebenso den Weltlichen wie den Geistlichen verhaßt waren. Sie konnte nichts ausrichten, weil das Übel bereits zu groß war; es ward deshalb, nachdem vorher eine kleine Zahl Ketzer auf Befehl der Commission gefänglich eingezogen worden, ein allgemeines Verdammungsurtheil über das ganze Land ausgesprochen. Roger II., Graf von Beziers, Carcassonne, Alby und Rasez, nahm sich seiner Unterthanen an, und ließ den Bischof von Alby als Geißel für die eingezogenen Ketzer verhaften. Gegen ihn richtete man daher das weltliche Schwert, indem man ihm nicht nur im Namen des Pabstes und der Könige

von Frankreich und England, sondern auch im Namen Jesu Christi, des himmlischen Friedensfürsten, förmlich den Krieg ankündigte. Keiner von den Fürsten des Landes wollte jedoch diesen Krieg führen, da jene guten Leute, wie sich die Ketzer nannten, die ruhigsten und fleißigsten Bürger waren, und Roger sich durch häufige Schenkungen an Kirchen als einen frommen, gegen die Geistlichkeit wohlwollend gesinnten Mann bewährt hatte. Der Erzbischof von Narbonne schleuderte darauf den Bannfluch gegen ihn und gegen alle anderen Ketzer, und einer der päbstlichen Commissäre, der Abt Heinrich von Clairvaux, brachte ein Heer zusammen, welches einen Theil des Landes schrecklich verwüstete, und dem die Ketzer gedungene Miethtruppen entgegenstellten. Auch auf diese Weise ward nichts ausgerichtet, zumal da Roger sich durch ein Bündniß mit dem König von Aragonien Schutz und Hülfe verschaffte. Als er mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes gestorben war, gab der Vormund desselben zwar das Versprechen, die Ketzer im Lande seines Mündels nicht zu dulden, hielt aber nachher so wenig Wort, daß die Geistlichen sich zuletzt nicht mehr öffentlich zeigen durften und ihre Tonsur durch Überkämmen der Haare verbergen mußten.

So weit war die Sache gediehen, als Innocenz III. 1198 Pabst wurde und die Verfolgung der Albigenser mit seiner gewohnten Hitze zu betreiben anfing. Er setzte sogleich eine Untersuchungs- und Verfolgungs-Commission ein, ernannte Peter von Castelnau und einen anderen Mönch des Cistercienser-Ordens zu seinen Legaten, und ertheilte ihnen eine schriftliche Vollmacht, in welcher sich bereits alle Elemente der später eingeführten Ketzergerichte finden, so daß man dieselbe als den ersten Ursprung der Inquisition anzusehen pflegt. Obgleich man übrigens dabei auf der einen Seite bedauern und verwünschen muß, daß Menschen wegen ihrer Meinungen verfolgt werden sollten, so muß man doch, um nicht ungerecht zu sein, auf der andern Seite auch anerkennen, daß es sehr gefährlich war, einen Unfug fortbestehen zu lassen, der mit den Lehren des Christenthums, mit der Vernunft und mit einer ordentlichen Polizei auf gleiche Weise im Widerspruch stand. Peter von Castelnau und seine Genossen reisten im Lande umher, suchten mit großem Eifer ihren Auftrag zu erfüllen, und brachten auch die Bürger von Toulouse und Carcassonne zur Abschwörung der Ketzerei, geriethen aber mit einigen Bischöfen, welche Peter's Ver-

fahren als einen Eingriff in ihre Gerichtsbarkeit ansahen, bald in Streitigkeiten. Sie fragten nach diesen Ansprüchen nichts, setzten vielmehr den Bischof von Toulouse ab, und erkannten mit Freuden den vom Domkapitel der Stadt an dessen Stelle gewählten Abt Foulques von Toronet an, welcher zu ihrem Orden gehörte. Da jedoch der neue Bischof nicht nur einer der vorzüglicheren provenzalischen Dichter, sondern auch ein sehr lustiger Mann war, so nahm das Volk an diesen Eigenschaften in solchem Grade Anstoß, daß sich Foulques nicht öffentlich blicken lassen durfte, ja daß er nicht einmal seine Reitthiere ohne bewaffnetes Geleit zur Tränke schicken konnte. Die Verfolgung der Ketzer wurde unterdessen immer heftiger, besonders seit der heilige Dominikus, der Stifter des Dominikaner-Ordens, und andere von Feuereifer entbrannte spanische Geistliche sich an die Legaten des Pabstes anschlossen. Diese Männer suchten nicht blos durch Belehrung zu wirken, sondern sie ergriffen auch weltliche Mittel und bewogen unter Andern den König von Aragonien, sich in die Sache einzumischen.

2. Der Albigenser-Krieg.

Die Verfolgungen der Albigenser gingen bald in einen förmlichen Kreuzzug gegen dieselben über. Den Anlaß dazu gab eine bloße Privatstreitigkeit. Peter von Castelnau gerieth im Jahre 1207 mit dem Grafen Raimund VI. von Toulouse in Zwist, belegte ihn mit dem Bann, und machte, als sich Raimund zweimal mit ihm zu verständigen suchte, so drückende Bedingungen, daß derselbe von Groll erfüllt völlig mit ihm brach. Einige Monate nachher (1208) ward Peter von unbekannter Hand ermordet, und seine Gefährten bei der Ketzer-Verfolgung sprengten das Gerücht aus, daß Raimund der Anstifter der That sei. Innocenz III. war zwar edel genug, den Bericht dieser Eiferer für übertrieben und unerwiesen zu erklären, er verbreitete denselben aber nichts desto weniger durch Sendschreiben überall hin, forderte die Bischöfe im südlichen Frankreich und den König des Landes, Philipp August, dringend auf, den Mörder zu bestrafen, und ließ, um die verruchte Ketzerei mit Feuer und Schwert auszurotten, einen Kreuzzug gegen sie predigen. Wirklich brachte auch der Abt Arnold von Citeaux, einer der Bevollmächtigten des Pabstes, dadurch, daß er Allen, welche die Waffen gegen die Ketzer erheben würden, einen voll-

kommenen Ablaß verſprach und zugleich die Ausſicht auf reichen Raub in dem ſchönen geſegneten Lande eröffnete, ein anſehnliches, großentheils aus Geſindel beſtehendes Heer zuſammen. Graf Raimund von Toulouſe verlor darauf, obgleich ſein Vaſall, der junge Raimund Roger von Beziers, ihn zu muthigem Widerſtand anzutreiben ſuchte, das Vertrauen in ſeine Kräfte, und ſuchte durch demüthige Unterwerfung den Sturm zu beſchwören. Er ſchickte eine Geſandtſchaft nach Rom, um ſich beim Pabſte ſelbſt von dem Verdachte des Mordes zu reinigen, Innocenz aber betrog ihn; denn er verſtand es, die Klugheit der Schlange mit der Reinheit der Taube zu verbinden. Er ermahnte nämlich zwar ſeinen Legaten Milo, dem er die ganze Sache übertrug, zu einer unparteiiſchen Unterſuchung und Entſcheidung, ſchrieb ihm aber zugleich, er ſolle den Grafen Raimund durch die Kunſt ſchlauer Verſtellung ſo lange mit Hoffnungen hinhalten, bis man mit den anderen Ketzern fertig ſei. Außerdem wies er ihn an, ganz im Einverſtändniß mit dem ſchrecklichen Abt Arnold zu handeln, der den Grafen und Alle, welche wie dieſer dachten, gern von der Erde vertilgen wollte. Arnold übertrug die Entſcheidung über Raimund einem ganz aus Feinden desſelben zuſammengeſetzten Concilium, und traf zugleich in militäriſcher Hinſicht ſo furchtbare Anſtalten, daß ſich Raimund im Juni 1209 unter den härteſten Bedingungen unterwarf. Der Graf von Toulouſe mußte eine Acte unterzeichnen, in welcher er ſich nicht nur den Beſtimmungen der Kirche im Voraus fügte, ſondern auch für Sünden, von welchen das von ihm unterzeichnete Actenſtück ſelbſt ſagte, daß er derſelben nicht überführt ſei, Reue und Beſſerung gelobte. Zugleich mußte er ſieben feſte Burgen ſeiner Grafſchaft als Unterpfand des Verſprechens herausgeben, daß er ſeine Unterthanen und Freunde um ihres Glaubens willen plagen laſſen wolle, ohne ihnen den Schutz zu gewähren, um deſſentwillen ſie ſeine Vaſallen waren. Daß er, wie man oft erzählt, damals außerdem noch an Peter's von Caſtelnau Grabe ſchimpfliche Kirchenbuße gethan habe, iſt ein Irrthum; wohl aber führte ihn ſpäter ein Zufall zu demſelben. Als der Lehensherr ſich gedemüthigt hatte, legten auch ſeine ſechszehn angeſehenſten Vaſallen in die Hand Milo's den Eid ab, daß ſie ihm, ſowie jedem anderen Legaten und der Kirche ſtets gehorſam ſein wollten. Die Verpflichtungen, die ſie dabei eidlich übernehmen mußten, erſtreckten ſich

nicht blos auf geistliche Dinge, sondern auch auf Zölle, und Innocenz breitete auf diese Weise in demselben Jahre, in welchem er seine Hand nach der Krone von England ausstreckte und, wie wir unten sehen werden, dem Kaiser Otto IV. das alte Eigenthum des deutschen Reiches in Italien abpreßte, seine Herrschaft auch über Südfrankreich aus.

Als die Herren des Landes, d. h. in jener Zeit die eigentlichen Kämpfer und Schützer desselben, das wehrlose Volk aufgegeben und ihre wenigen noch widerstrebenden Freunde verlassen hatten, begannen die päbstlichen Missionäre die Ausrottung, nicht, wie es Dienern der christlichen Religion gebührt hätte, die Bekehrung der Irrgläubigen. Sie durchzogen das Land an der Spitze eines Kreuzheeres, welches ganz den Schaaren zu vergleichen ist, die zu unserer Zeit unter dem Namen der Freiheitsheere in den nämlichen Gegenden gehaust haben. Diese Glaubenstruppen, deren Zahl sich zwar nicht, wie spätere Übertreibungen angeben, bis auf eine halbe Million belief, aber doch nach der Versicherung von Augenzeugen fast fünfzigtausend Mann betrug, bestanden meistens aus raubgierigem Gesindel, und Innocenz wie seine Legaten misbrauchten das Ansehen des päbstlichen Stuhles, als sie solche Schaaren zur Ermordung ihrer Glaubensgenossen anfeuerten und, jedem Einzelnen unter ihnen dieselben Vortheile und Rechte zuerkannten, welche die Kirche den Pilgern nach Jerusalem versprochen hatte. Die Führung dieses Kreuzheeres, dem auch der Graf von Toulouse sich anschließen mußte, übernahm der wüthende Arnold von Citeaux. Selbst der muthige Graf Raimund Roger von Bezieres erschrack, als er diese fanatischen Menschen in einer Zahl gegen sich heranziehen sah, wie man in jenen Gegenden noch nie ein Heer gesehen hatte. Er eilte nach Montpellier zum Legaten und suchte auf jede Weise das drohende Wetter von sich abzulenken, ward aber mit allen seinen Entschuldigungen und Anerbietungen abgewiesen. Jetzt entschloß er sich zu einem verzweifelten Kampfe. Auch seine Vasallen und Unterthanen rüsteten sich, als sie jede Aussicht auf Versöhnung mit der Kirche abgeschnitten sahen, und waren entschlossen, ihr Gut und Blut wie ihre Meinungen aufs äußerste zu vertheidigen. Außerdem schien es aus dem doppelten Grunde nicht leicht, den Grafen zu bezwingen, weil im ganzen südlichen Frankreich die Freiheit der Bürgerschaften und die Her-

renrechte nicht feindlich gegen einander standen, und weil in Raimund Roger's Lande die Zahl der Ritter so groß war, daß man damals allein in der Nähe der Stadt Beziers hundert Burgen zählte. Unter Sengen und Brennen rückte das Kreuzheer vor Beziers. Hier boten die Führer desselben den Rechtgläubigen unter den Einwohnern einen freien Abzug an; diese wiesen aber das Anerbieten mit Verachtung zurück, und schlossen sich sogar noch inniger als zuvor an ihre Mitbürger an. Nichts destoweniger ward Beziers noch an dem nämlichen Tage, an welchem Arnold mit seinen Mordschaaren vor den Thoren angelangt war, im Sturm genommen. Das Loos der Stadt und ihrer Einwohner war schrecklich, und wenn auch Plünderung, Mord und Brand in den Kriegen jener Zeit etwas zu Gewöhnliches waren, um besonderes Aufsehen zu erregen, so erfüllte doch die Zerstörung dieser schönen und großen Stadt, die völlige Vernichtung ihrer Bewohner und die grausame Wuth, mit der man nicht einmal den Weibern und Kindern Schonung gewährte, auch damals jedermann mit Schauder und Entsetzen über den Abt Arnold, der zu solchen Gräuelthaten ermuntert hatte. Beziers Schicksal betäubte die reichen und mächtigen Bewohner von Narbonne; sie zahlten Geld, ließen sich ungerechte und harte Gesetze gegen alle Begünstiger des Irrglaubens aufdringen, lieferten sogar die Juden und Ketzer von Beziers, die mit ihrer Habe zu ihnen geflüchtet waren, den Verfolgern aus, und erhielten zum Lohne dafür Verzeihung. Ganz anders die Bürger von Carcassonne. Diese Stadt lag mit Ausnahme der Vorstädte auf einem Felsen, eine große Zahl tapferer Ritter bildete die Besatzung, und an der Spitze derselben stand der wackere Raimund Roger selbst. Statt daß Beziers schon nach einem Kampfe von zwei bis drei Stunden gefallen war, ward um Carcassonne lange und blutig gekämpft. Raimund selbst that Wunder der Tapferkeit, und erst als der Hunger die Kraft der Belagerten gebrochen hatte, ergaben sie sich einem Feinde, der sie mit den Waffen nicht zu besiegen vermochte. Sie hatten sich bei der Capitulation die Erhaltung ihres Lebens ausbedungen, der schreckliche Abt brach aber gleich nach der Übergabe diese Bedingung auf schändliche Weise; denn er ließ über vierhundert Bürger der Stadt verbrennen, weil sie lieber dem Leben, als ihren Meinungen entsagen wollten. Der tapfere Graf Raimund Roger ward in den Kerker geworfen. Mit seinen

Besitzungen suchte sich Arnold eine sichere Stütze und Hülfe für künftige Gewaltthaten zu verschaffen. Er bot sie dem Herzog von Burgund, dann dem Grafen von Nevers, nachher dem Grafen von St. Paul an; alle drei wiesen jedoch einen so schändlichen Raub mit Unwillen zurück. Jetzt wandte er sich an einen Mann, der bei der Belagerung von Carcassonne zum ersten Male in dem südfranzösischen Glaubenskriege auftrat, in welchem er bald nachher Hauptperson ward. Dieser Mann war Simon von Montfort. Er hatte sich sechs Jahre früher als gehorsamer Sohn der Kirche von den gegen Constantinopel ziehenden Kreuzfahrern getrennt (s. S. 161), dann in Palästina tapfer gekämpft, und endlich im Gefolge des Herzogs von Burgund am Zuge gegen die Albigenser Theil genommen. Er bedachte sich nicht, durch die Annahme der von Arnold angebotenen Schenkung fremden Gutes den Ruhm eines wahrhaft großen Helden zu beflecken und das Werkzeug eines unverschämten Pfaffen zu werden, der hinter dem Schein eines gottseligen Wesens eine unersättliche Herrschsucht und Habgier barg, und sich nicht scheute, seinem Pabste Simon's Wahl mit den Worten zu melden, daß derselbe ein geschworener Feind der Ketzer sei und aus Frömmigkeit sein neues Besitzthum mit drückenden Abgaben an die Kirche belasten wolle. Der Graf von Nevers und Raimund von Toulouse fühlten das Schmähliche von Arnold's Betragen, sie wagten zwar nicht ihm ins Angesicht zu widersprechen, aber sie verließen sogleich das Heer und eilten in ihre Länder zurück.

Jetzt suchten Arnold und Simon den Grafen Raimund von Toulouse zu verderben, während sie zugleich das Land des Grafen von Beziers durch Verbrennung der vorgeblichen Ketzer und durch schreckliche Verheerungen in ihrem Sinne reinigten. Obgleich Raimund früher gegen schwere Opfer mit der Kirche völlig ausgesöhnt worden war, obgleich seine Unterthanen die Ketzerei förmlich abgeschworen hatten, so erklärte doch der ruchlose Abt und der tapfere Simon eine große Zahl der Letzteren für Ketzer, und verlangten von Raimund die Einsetzung in die Güter derselben. Vergebens berief sich dieser auf seinen mit dem Legaten Milo geschlossenen Unterwerfungsvertrag, vergebens betheuerten die Bürger von Toulouse, daß kein Ketzer unter ihnen sei, vergebens suchte Raimund Schutz und Hülfe beim Pabste, bei Philipp August von Frankreich und bei dem König Peter II. von Aragonien, von dem er einen

Theil seiner Besitzungen zu Lehen trug: — Arnold und Simon nahmen auf nichts Rücksicht, und verfolgten sogar auch den ganz unschuldigen Grafen von Foix. Dieses Betragen erbitterte alle Franzosen im Kreuzheer, sie verließen dasselbe, und es blieben kaum dreißig Ritter bei Arnold. Das hatte der schlaue Mann vorausgesehen, und darum hatte er den Tapfersten und Brauchbarsten des Heeres ausgesucht und fest an sich geknüpft. Simon von Montfort wog für sich allein ein ganzes Heer auf, und einige tausend Normannen, Deutsche und Burgunder folgten ihm, so lange er bezahlte oder so lange zu rauben war. Während Simon in das Land des Grafen von Toulouse eindrang und eine Stadt nach der anderen wegnahm, war der Abt mit diplomatischen Waffen nicht weniger thätig. Er hielt in Avignon eine Kirchenversammlung, durch welche er das, was bisher nur Gewaltthat gewesen war, zum heiligen Gesetz machen ließ, und suchte zugleich durch Briefe dem Grafen Raimund, welcher selbst nach Rom gereist war, beim Pabst entgegen zu arbeiten. Der unglückliche Graf ahnte, als er das Leiden seiner Unterthanen erfuhr, sein eigenes Schicksal, und machte ein Testament, um durch die öffentliche Anerkennung der oberhoheitlichen Rechte, welche der König von Frankreich und der deutsche Kaiser auf die verschiedenen Theile seines Landes hatten, seinen Verfolgern nach seinem Tode zu schaden. Er stellte nämlich seine Staaten und die beiden einzigen Erben, welche er hatte, unter den Schutz jener Herrscher, und vermachte jedem von ihnen, im Falle seine Erben kinderlos stürben, diejenigen Länder, die er von ihm zu Lehen trug. Simon ließ sich jedoch dadurch nicht einschüchtern. Er besetzte nicht nur Raimund's Länder, sondern auch solche Städte, welche dem Grafen von Foix gehörten oder ein Lehen der aragonischen Krone waren, und zog die Einen wie die Anderen als Eigenthum ein. Es ist dabei für den Geist des Mittelalters bezeichnend, daß die Geschichtschreiber jener Zeit die von Simon Beraubten, welche doch zum Theil ganz unschuldig waren, aufs heftigste schmähen, und gegen dieselben mit den Ausdrücken Tyrann, reißendes Thier, Unmensch, Mörder ebenso freigebig sind, als es ihre Nachkommen nach Napoleon's Unterwerfung von Deutschland und Italien mit dem Titel Gesindel (brigands) gegen alle diejenigen waren, die sich der Unterdrückung ihres Vaterlandes widersetzten. Mitten in diesem abscheulichen Kriege

ward der unglückliche Raimund Roger von Beziers, nachdem man ihn von einem Kerker in den anderen geschleppt hatte, wahrscheinlich auf Simon's Geheiß aus der Welt geschafft, und sein Tod erfüllte das Land, das in ihm seinen Hirten verlor und jetzt dem Wolfe dienen sollte, mit lautem und aufrichtigem Jammer.

Das Glück war und blieb auf Seiten der Verfolger, weil sie Consequenz und Talent verbanden, während Raimund von Toulouse und Peter von Aragonien, der sich als Lehensherr seiner annahm, nur Schwäche des Charakters und des Verstandes zeigten. Raimund hatte sich in Rom endlich Gehör verschafft und vom Pabste schriftliche Befehle an die Bischöfe seines Landes erhalten, er war aber kurzsichtig genug gewesen, nicht zu bemerken, daß dadurch seine Sache an ein Concilium verwiesen wurde, welches nothwendiger Weise unter den Einfluß des verruchten Abtes kam. Die versammelten Bischöfe sprachen sich gegen ihn aus, und als er sich weigerte ihrem ungerechten Spruche zu gehorchen, ward dieser vom Pabste genehmigt, so daß das, was man dem Grafen vorher in Rom gewährt hatte, fast nur wie eine List aussieht, durch welche Innocenz sich den beschwerlichen Bittsteller vom Halse schaffte. Der König von Aragonien zeigte sich ganz schwach; er verweigerte anfangs dem Grafen Simon die Belehnung mit der Grafschaft Carcassonne, welche der unglückliche Raimund Roger als Vasall von Aragonien besessen hatte, ertheilte sie ihm aber ein Jahr später doch, und gab, um sich mit beiden Theilen zu halten, zu gleicher Zeit dem Grafen von Montfort seinen Sohn als Geißel und dem Sohne des Grafen von Toulouse seine Tochter zur Braut. Endlich erlitt Simon, als er ohne alle Rücksicht auf die Bitten und Betheuerungen der Bürger von Toulouse diese Stadt angriff, einen Schlag. Er hatte seine Kräfte nicht wohl berechnet, und mußte nicht nur die Belagerung der Stadt wieder aufgeben, sondern er ward auch von einem Theile seines Heeres verlassen und von mehreren feindlichen Grafen des Landes in Castelnaudari eingeschlossen. Allein gerade jetzt bewährte er sich als Held und als Feldherr; denn er schlug die Belagerer zurück, obgleich sie von der ganzen Bevölkerung der Umgegend unterstützt wurden. Gleich nachher (1212) verschaffte er seinem treuen Genossen, dem schauderhaften Abt Arnold, das Erzbisthum Narbonne. Arnold war kaum Erzbischof geworden, als er die Maske ablegte, und mit Simon

über weltliche Rechte und über ungerechten Raub Streit anfing. Der Letztere aber suchte sich um jene Zeit seinen Raub durch ein sehr schlau gewähltes Mittel zu sichern. Er zwang nämlich die Wittwen seiner Lehensleute und die adeligen Erbinnen des Landes, sich in den nächsten zehn Jahren mit Franzosen zu vermählen, und gebot den französischen Rittern, die ihm den Roßdienst schuldig waren, denselben nur mit Franzosen, nicht mit Landeseingeborenen zu leisten; er pflanzte also, wie edle Männer die Sache ansahen, unter die wackeren und innig verbundenen Provenzalen und Gascogner das Unkraut der Franzosen.

Endlich schien es, als wenn dem schändlich betrogenen Grafen Raimund von Rom her zu seinem Rechte verholfen werden solle; denn Innocenz fühlte das Unwürdige des Verfahrens gegen ihn, und suchte durch sein Gebot den empörenden Ungerechtigkeiten zu steuern. Allein Simon kannte, wie es scheint, den römischen Hof, er setzte ungeachtet der päbstlichen Schreiben seine Eroberungen fort, und engte Raimund immer mehr ein, und der Pabst war so weit entfernt, ihn deshalb anzutasten, daß er vielmehr tausend Mark von ihm annahm, und ihm eine Grafschaft, die er selbst auf ungerechte Weise an sich gerissen hatte, gegen Geld übergab. Dieses Geldgeschäft ward übrigens von dem reichen Orden der Tempelherren besorgt, welcher bei dieser Gelegenheit, wie auch sonst häufig, als eine Gesellschaft von Bankiers erscheint. Vergebens verwendete sich der aragonische König damals noch einmal für den Grafen von Toulouse und die anderen verfolgten Fürsten, er ward an ein Concilium gewiesen, und auf diesem wußten die Legaten Alles nach ihrem Willen durchzusetzen. Als darauf auch [redacted] französische Thronerbe das Kreuz gegen die Albigenser nahm und Simon neue Schwärme von Kreuzfahrern um sich vereinigte, sammelten Peter von Aragonien, Raimund von Toulouse und die Grafen von Foix und Cominges eine große Heeresmacht, lieferten den Schaaren Simon's bei Muret eine Schlacht, und wurden ungeachtet der weit geringeren Zahl ihrer Gegner völlig geschlagen (1213). Ihr Heer löste sich ganz auf, und viele Tausende desselben verloren das Leben. Man stellt diesen glänzenden Sieg Simon's gewöhnlich als eine Art von Wunder dar; wer aber die Sache genauer betrachtet, wird sie sich leicht erklären können. Von den verbündeten Fürsten wurde zwar eine ungeheuere Masse Land-

sturm in die Schlacht geführt, dieser hatte aber mit dem eigentlichen Kampfe nichts zu thun, sondern tausend Berittene unter Simon fochten mit zweitausend Reitern seiner Gegner. Außerdem war Peter nur ein guter Ritter, aber kein guter Anführer; er wechselte vor der Schlacht die Rüstung, um unerkannt mit mehr Tollkühnheit streiten zu können, und ward ein Opfer seines unbesonnenen Muthes. Der Krieg dauerte nachher noch zwei Jahre fort. Raimund suchte vergebens durch eine neue Reise nach Rom und durch Demüthigungen jeder Art, die er über sich ergehen ließ, einen Theil seiner Besitzungen zu retten; denn obgleich der Pabst selbst eingestand, daß sein Legat und Simon von Montfort mit dem unglücklichen Mann auf eine schändliche Weise verfahren seien, so ward doch Simon nicht allein vom französischen Könige mit der Grafschaft Toulouse belehnt, sondern auch durch ein Concilium, welches in Rom während der Anwesenheit Raimund's gehalten wurde, im Besitze derselben bestätigt. Dem bisherigen Herrn des Landes und seinem Sohne wies das Concil ein ärmliches Jahrgeld an (1215). Gegen die Grafen von Foix und Cominges, welche nicht als arme Sünder nach Rom gegangen waren, verfuhr man vorsichtiger; die Entscheidung über sie ward hinausgeschoben und eine neue Commission ihretwegen nach Frankreich geschickt.

Raimund und sein Sohn lebten hierauf eine Zeitlang in Genua. Sie machten später einen gemeinschaftlichen Versuch, ihr väterliches Besitzthum wieder zu erobern: der junge Graf begab sich in die Provence, forderte von hier aus die Freunde seines Hauses zur Hülfe auf, fand großen Zulauf, und sah in Avignon bald ein großes Heer um sich gesammelt. Der Vater erhielt von Jakob I., dem Sohne Peter's von Aragonien, spanische Hülfstruppen, und erschien, noch ehe jener seine Rüstungen geendigt hatte, an der Spitze derselben in seinem Stammlande. Simon, welcher damals von den Kreuzfahrern verlassen war, mußte der Übermacht weichen, und zog sich nach Toulouse zurück. Aus dieser reichen Stadt hoffte er die nöthigen Mittel zum Kriege zu ziehen, er brachte aber durch seine Erpressungen die Bürger so sehr gegen sich auf, daß sie endlich zu den Waffen griffen. Simon führte seine Reisigen gegen die Empörer, richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an, und ließ die Stadt an verschiedenen Enden anzünden. Als er dadurch nur die Wuth der Bürger vermehrt hatte und von ihnen

in den Straßen heftig bedrängt wurde, bot er eine Unterhandlung an. Die Bürger merkten die betrügerische Absicht, die ihn dabei leitete, nicht, und büßten ihre Verblendung auf entsetzliche Weise. Simon ließ, sobald er sie entwaffnet hatte, die angesehensten von ihnen nach verschiedenen Gegenden schleppen und dort in Kerker werfen, bedrückte die Zurückgebliebenen mit unerschwinglichen Steuern, und schleifte alle Mauern und feste Häuser, aus denen man Bollwerke machen konnte. Als er bald nachher in entferntere Gegenden gezogen war, benutzte der alte Raimund den günstigen Augenblick, um in seine Hauptstadt zurückzueilen (1217). Auch sein Sohn, an welchen sich viele Städte und Herren angeschlossen hatten, zog von Avignon herbei. Schnell wurden die zerstörten Festungswerke von Toulouse wieder hergestellt. Vergebens eröffnete Simon eine Belagerung der Stadt, vergebens erließ der Pabst Honorius III., eifriger als sein Vorgänger, abmahnende Schreiben an alle Freunde der beiden Grafen, und bedrohte den König von Aragonien mit seinem Zorn; weder Jakob noch die anderen Anhänger Raimund's kehrten sich an die päbstlichen Warnungen. Die belagerte Stadt wehrte sich sehr tapfer, und als Simon im Sommer des nächsten Jahres (1218) einen Hauptangriff versuchte, verlor er selbst durch einen glücklichen Steinwurf das Leben. Von seinen vier Söhnen nahm der älteste, Amalarich, die französischen Länder des Vaters in Besitz, und nannte sich Herzog von Narbonne, Graf von Toulouse und Vicomte von Beziers und Carcassonne. Er besaß aber die kriegerischen Eigenschaften des Vaters durchaus nicht, und mußte daher nicht blos die Belagerung von Toulouse sogleich aufheben, sondern ward auch von den Kreuzfahrern verlassen, und die beiden Grafen von Toulouse nahmen einen Ort ihres Gebiets nach dem anderen wieder ein. Jetzt suchte Honorius die ganze Welt gegen die rechtmäßigen Herren des Landes in Waffen zu bringen, und ruhte auch dann nicht, als der alte Graf von Toulouse starb, und sein Sohn, der junge Raimund, nicht einmal mit dem Scheine des Rechts als Ketzer verfolgt werden konnte. Im Jahre 1219 ließ sich endlich der französische König, Philipp August, zur Theilnahme am Kreuzzuge bewegen. Dies gab dem Albigenser-Krieg die größte Bedeutung für die Geschichte des französischen und des deutschen Reiches, weil durch Philipp's Einmischung der Anfang damit gemacht wurde, daß

Frankreich mit Hülfe des Pabstes ein Recht des deutschen Reiches nach dem anderen und eine westliche Provinz desselben nach der anderen an sich riß. Doch nahm sich der französische König anfangs der Sache nicht ernstlich an, sondern er that offenbar nur zum Scheine etwas, um den Pabst bei guter Laune zu erhalten; denn sein Sohn, den er mit einem Heere schickte, kehrte bald wieder nach Hause zurück, und er selbst verwendete die für den Kreuzzug gegen die Albigenser erhobenen Steuern für ganz andere Zwecke. Auch nachher ließ sich Philipp, obgleich ihn der Pabst unaufhörlich bestürmte, nicht wieder zur Theilnahme an diesem Kriege bewegen, und selbst als Amalarich, aus fast allen Städten und Burgen vertrieben, ihm seine Ansprüche gegen eine Entschädigung abtreten wollte, lehnte er dieses Anerbieten ab. Auch sein Sohn und Nachfolger, Ludwig VIII., zeigte sich anfangs nicht thätiger, und da überdies der Kaiser Friedrich II., welcher damals mit Honorius im heftigsten Streit war, der Partei desselben im Arelatischen Reiche mit Nachdruck entgegenarbeitete, so kam Amalarich immer mehr in Noth. Er ward endlich in Carcassonne eingeschlossen und zu einem Vertrage genöthigt, in welchem er gegen freien Abzug und gegen eine Summe von zehntausend Mark die Verpflichtung übernahm, allen Besitzungen, welche seines Vaters Arm, die List der Legaten und der Grimm der Mönche während vierzehn Jahren an sein Haus gebracht hatte, zu entsagen und seiner Gegner Aussöhnung mit der Kirche zu bewirken (1224). Carcassonne und die anderen Besitzungen des unglücklichen Raimund Roger von Beziers wurden sogleich dem rechtmäßigen Erben desselben, Trencavel, übergeben

Von diesem Augenblicke an wird die eigennützige Politik des französischen Hofes der Mittelpunkt, um den sich der ganze weitere Verlauf des Albigenser-Krieges dreht. Schon zu Philipp Augusts Lebzeiten hatte der Pabst die Besitzungen und Rechte, welche die Montfort's nicht mehr vertheidigen konnten, dem Könige von Frankreich förmlich angeboten und zugewiesen. Auch Amalarich, der sich nach Paris begeben und hier die in jenem Vertrage förmlich aufgegebenen Titel wieder angenommen hatte, verständigte sich mit dem König Ludwig VIII. über die Abtretung derselben an die französische Krone, und erhielt später, wiewohl die ganze Sache nicht recht klar ist, als Preis der Entsagung die Würde eines

Connetable von Frankreich. Ludwig hatte sich gleich anfangs durch starke Rüstungen des erlangten Besitzes zu versichern gesucht; Raimund aber wandte sich, um den Angriff der Franzosen abzulenken, an den Pabst. Dieser söhnte ihn und seine Verbündeten mit der Kirche aus, nachdem er durch ein Concilium zu Montpellier ihm die Bedingung hatte auferlegen lassen, daß er die Lehren der römischen Kirche aufrecht erhalte, das Land ganz von Ketzern reinige, den Kirchen und Geistlichen die entrissenen Rechte zurückgebe und überdies zwanzigtausend Mark zahle. Raimund erfüllte sogleich die übernommenen Verpflichtungen, und es fehlte darauf zur völligen Herstellung des Friedens nur noch die Ratification des Pabstes. Diese schien um so sicherer erwartet werden zu können, als der englische Gesandte in Rom mit großem Eifer für den Grafen von Toulouse thätig war. Allein gerade dadurch, daß die Engländer Raimund's Sache zu einer Angelegenheit ihrer Politik machten, ward sie völlig vereitelt. Der französische Hof, über das enge Verhältniß des Grafen zu den Engländern aufgebracht, bewog den Pabst zum Aufschub, und gewann auf diese Weise Zeit, um Alles dahin umzugestalten, daß auf einem neuen Concil die in Montpellier gefaßten Beschlüsse umgestoßen wurden (1225). Jetzt ward ein neuer Kreuzzug gegen die Albigenser beschlossen, und der französische König übernahm in demselben die Rolle Simon's von Montfort. Was nützte es dem Grafen von Toulouse, daß er dem Legaten seine Rechtgläubigkeit auf's feierlichste betheuerte, daß er ihn aufforderte, jeden seiner Unterthanen zu prüfen und, wenn er ihn des Abfalls vom katholischen Glauben schuldig finde, selbst zu bestrafen? Es galt seinen Feinden nicht darum, daß er irgend eine Meinung, sondern daß er sein Erbe abschwöre. Darum begannen sie den ungerechtesten Krieg, und häuften in demselben ein Unrecht auf das andere. Um ihn mit Nachdruck führen zu können, bedurfte Ludwig der Zustimmung seiner Pairs; er versammelte sie in Paris, und die ersten Männer des französischen Volkes ließen sich zur Unterzeichnung einer Acte bringen, in der sie die Verpflichtung übernahmen, gegen den angesehensten Pair des Reiches zu Felde zu ziehen, ohne daß dieser auch nur gehört worden war. Als das französische Heer versammelt war, bezeichnete der Legat durch die Kreuze, die er mit eigener Hand austheilte, die Soldaten als Kämpfer für den christ-

lichen Glauben. Der Krieg ward (1226) mit der Belagerung von Avignon begonnen, obgleich diese Stadt damals noch zum Reiche Arelate und folglich zu Deutschland gehörte. Die Einwohner beriefen sich darauf, und erboten sich außerdem, den Durchzug durch ihr Gebiet zu gestatten; Ludwig fragte aber nichts nach ihrem Rechte, begann die Belagerung der Stadt, und setzte sie, obgleich die Bürger die tapferste Gegenwehr leisteten und er selbst schwer erkrankte, mit dem größten Nachdrucke fort. Der deutsche Kaiser war in Italien beschäftigt und konnte die Stadt nicht schützen, der Graf von Cominges und andere Vasallen Raimund's, sowie mehrere Städte traten zu den Feinden über, und Ludwig that sogar sterbend wie er war das Gelübde, die Belagerung nicht aufzuheben. Avignon mußte daher nach drei Monaten capituliren, und wurde sehr hart behandelt. Dem Kaiser Friedrich, der sich über die Verletzung des Reichsbodens beschwerte, gaben Honorius und Ludwig die Versicherung, daß die Rechte des deutschen Reiches unverletzt erhalten werden würden.

Im November 1226 starb Ludwig, nachdem er durch seinen Kreuzzug den Grund zur Größe des französischen Reiches und zur Erweiterung der Macht seiner Könige gelegt hatte. Sein Tod hatte einen kurzen Stillstand zur Folge, weil sein Sohn, Ludwig der Heilige, oder vielmehr dessen Vormünder eine Zeitlang durch aufrührerische Großen beschäftigt wurden. Doch begann Humbert von Beaujeu im Namen des Königs den Krieg bald wieder, und bedrängte Raimund so sehr, daß dieser zu Ende des Jahres 1228 beschloß, sich lieber unter den härtesten Bedingungen zu fügen, als das Äußerste zu wagen. In den ersten Monaten des nächsten Jahres ward ein Frieden geschlossen, der die Herrschaft des französischen Königs über den Süden seines Reiches ausdehnte und befestigte. Der unglückliche Raimund mußte den größten Theil seiner Besitzungen an die französische Krone abtreten, und durfte den Rest nur unter der Bedingung behalten, daß derselbe bei seinem Tode mit Übergehung aller seiner männlichen Verwandten an seine Tochter falle, welche mit des Königs Bruder, dem Grafen Alphons von Poitou, verlobt ward. Außerdem wurde in besonderen Artikeln des Vertrags nicht nur für die Vertilgung der Ketzer gesorgt, sondern Raimund mußte auch eine bedeutende Summe Geldes bezahlen, fünf Jahre zur Bekämpfung der Ungläubigen

aus dem Lande gehen, und vorher die Absolution durch eine so arge Demüthigung erkaufen, daß sogar ein Zeitgenosse darüber erröthet. Er ward nackt bis an den Gurt und mit entblößten Beinen im Angesicht einer ungeheueren Volksmenge in die Hauptkirche von Paris geführt und hier vor dem Hauptaltar einer unwürdigen Ceremonie unterworfen. Seine Verbündeten, die sich nach seiner Unterwerfung Alles gefallen lassen mußten, wurden sehr hart bestraft. Am härtesten verfuhr man gegen den Grafen Trencavel von Beziers, welcher keiner Ketzerei überführt werden konnte, und dem man dessen ungeachtet das ganze Erbe seines ermordeten Vaters entriß. Von den einzelnen Punkten des mit Raimund geschlossenen Friedens verdient einer besonders hervorgehoben zu werden, weil er für die in jenen Gegenden blühenden Wissenschaften eine große Bedeutung hatte. Man stellte nämlich die Universität Toulouse und mit ihr die höhere Bildung eines ganzen Landes unter die Obhut des Pabstes. Dies hatte zwar zunächst nur für die finanzielle Ordnung der Anstalt und somit für den äußeren Nutzen der Professoren gute Folgen; bald sah aber der römische Hof ein, daß in einem von denkenden Ketzern bewohnten Lande nur Männer von Geist einen Einfluß haben könnten, und stellte daher tüchtige Gelehrte an. Gleich nachher strömten von der Pariser Universität, deren Privilegien um jene Zeit verletzt wurden, Lehrer und Studenten schaarenweise nach Toulouse. Durch dieses Zusammentreffen günstiger Umstände ward in die Lehranstalt von Toulouse ein ganz neues Leben gebracht.

Die Gewaltthaten, die man sich im Albigenser-Kriege gegen das Volk und seine Fürsten erlaubt hatte, erzeugten eine allgemeine Erbitterung im Lande. Diese trieb den römischen Hof zu einer neuen Einrichtung, welche gleich nachher auch auf andere Länder ausgedehnt wurde und schreckliche Folgen nach sich zog. Pabst Gregor IX. führte nämlich schon im Jahre 1229 sogenannte Glaubens- oder Inquisitions-Gerichte ein, welche die Ketzer aufspüren, den Kirchengesetzen gemäß verurtheilen und dann dem weltlichen Arm zur Bestrafung übergeben sollten. Obgleich diese Gerichte mit dem Herkommen und den Rechtsgrundsätzen aller abendländischen Nationen im Widerspruch standen, so ließ sich doch der gerechteste der französischen Könige, Ludwig der Heilige zur Anerkennung derselben bewegen, und auch von Raimund erpreßte man durch

Drohungen die Einwilligung zu einer Einrichtung, nach welcher nicht nur die weltliche Macht unbedingt dem Glaubenshaß und Verfolgungsgeiste der Pfaffen dienen mußte, sondern auch jeder Mensch, er sei Fürst oder Bettler, Gut und Freiheit verlor, wenn er entweder einem Ketzer Aufnahme und Schutz gewährte oder seinen Verfolgern die Unterstützung versagte. Die furchtbare Gewalt, welche dadurch die Diener der Kirche erlangten, ward schon 1232 den gesetzmäßigen Häuptern derselben, den Bischöfen, entzogen, und dem zwanzig Jahre früher errichteten Bettelorden der Dominikaner übertragen, dessen Mitglieder seit der Zeit ihren Hauptberuf darin fanden, Inquisitoren oder Glaubensrichter zu sein. Für das Land der Albigenser wurden in Toulouse und Carcassonne zwei Haupttribunale errichtet; es dauerte aber nicht lange, so gab es dort ebenso viele Gerichtsstühle, als Dominikanerklöster. Selbst das Amt der Seelsorge ward zu einem Werkzeuge dieser Verfolgungsgerichte herabgewürdigt; denn ein besonderer Artikel der über die neue Einrichtung erlassenen Concil-Beschlüsse verfügte, daß die Pfarrer bei Verlust ihres Amtes den Kirchenbesuch ihrer Gemeindeglieder genau überwachen, oder mit anderen Worten, daß sie Polizeibeamte der Kirche und Henkersknechte ihrer Pfarrkinder sein sollten.

Die Einführung der Inquisition veranlaßte in dem kaum erst beruhigten Lande neue heftige Bewegungen. Man widersetzte sich den Ketzerrichtern, diese ließen sich dadurch zu größerer Härte treiben, man jagte sie darauf in einigen Städten gewaltsam fort, sie kamen aber bald schrecklicher wieder und quälten die Einwohner noch ärger als vorher. Auch Raimund, welcher auf Verwenden des König Ludwig einen Aufschub der ihm auferlegten Pilgerreise erhalten hatte, und sich mit aragonischer und englischer Hülfe von den drückenden Friedensbedingungen zu befreien suchte, gerieth mit den Inquisitoren und Legaten in Streit, unterlag aber in diesem Kampfe. Er mußte sogar noch einmal eine Acte ausstellen, durch welche er die Ketzerverfolgung in seinem Lande aufs neue erlaubte (1243). Nichts desto weniger stand er zwei Jahre nachher, als Pabst Innocenz IV. auf dem Concil zu Lyon den Kaiser Friedrich II. durch die Beschuldigung der Ketzerei verderben wollte, auf Seiten der Vertheidiger des Kaisers, und erhielt dafür von diesem die Stadt Avignon und die Reichszölle von Viviers. Nach seinem

Tode (1249) übernahmen seine Tochter, Johanna, und ihr Gemahl, Alphons von Poitou, die Regierung, und führten sie unter des frommen Königs Schutz auf friedliche und freundliche Weise. Ludwig's des Heiligen Regentenweisheit kam auch jenen unglücklichen Ländern zu Statten, und die edle, mildthätige Johanna benutzte die reichlichen Erträge ihrer Güter, um die Wunden zu heilen, welche die Verfolgung ihren Landsleuten geschlagen hatte. Sie und ihr Gemahl verloren auf eine höchst zweideutige Weise kurz nach einander das Leben (1271), und Ludwig's des Heiligen Nachfolger, Philipp III., nahm hierauf das ganze Land nebst den Privatgütern in Besitz; doch wurde es noch lange besonders verwaltet und erst 1361 mit den Kronbesitzungen vereinigt.

3. Deutschland und Italien vom Tode Philipp's von Schwaben an bis auf Gregor's IX. Regierungsantritt.

Der innere Zustand von Deutschland und Italien war am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts dem römischen Hofe ungemein günstig, weil die Minderjährigkeit Friedrich's II. und der Streit der beiden Gegenkaiser Philipp von Schwaben und Otto IV. dem Pabste Innocenz III. Gelegenheit gaben, das kaiserliche Ansehen in Italien fast völlig zu vernichten und in Deutschland bedeutend zu schwächen (s. S. 106 u. 133 f.). Eine unter den Deutschen bis dahin unerhörte That aber, die Ermordung des Kaisers Philipp, änderte die ganze Lage der Dinge. Otto ward sogleich allgemein als Beherrscher von Deutschland anerkannt, söhnte durch seine Verlobung mit Philipp's Tochter Beatrix die Gegenpartei ganz mit sich aus, entsagte allen Ansprüchen auf die Länder, welche seinem Vater einst durch Friedrich Barbarossa genommen worden waren, und erhielt dafür von seinen seitherigen Gegnern die Erlaubniß, ohne Rücksicht auf den jungen Friedrich II. die hohenstaufischen Güter in Deutschland als Erbschaft der Beatrix zu besetzen. Die Ruhe und Ordnung ward auf diese Weise sogleich wieder hergestellt, und die deutschen Fürsten schworen (1208) auf dem Reichstage zu Frankfurt, daß sie sich von allen in der Verwirrung des Thronstreites eingeschlichenen Unbilden lossagen und dem Kaiser wieder, wie zu Karl's des Großen Zeiten, gehorsam sein wollten. Freilich ward dieses Versprechen nachher schlecht gehalten. Auch mit dem Pabste trat Otto in das freundlichste

Verhältniß; denn er stellte ihm im Frühjahr 1209 zu Speier eine Urkunde aus, durch welche er die den Kaisern in dem Wormser Concordat (s. Th. VI. S. 317) zugestandenen Rechte aufgab, und die von Innocenz besetzten Länder in Mittelitalien als Eigenthum des römischen Stuhles anerkannte.

Im Sommer des Jahres 1209 zog Otto selbst nach Italien. Die Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens in diesem Lande schien damals ohne Schwierigkeit geschehen zu können, weil der Kaiser nicht nur mit dem Pabste einig war, sondern auch zwischen den beiden Parteien des Landes als Vermittler auftreten konnte; denn er war vom Blute her Guelfe und durch Heirath Ghibelline. Auch ward er in der That von Guelfen und Ghibellinen mit gleichem Jubel empfangen. Die Veroneser bauten ihm eine Brücke über die Etsch, und übergaben ihm eine seit Heinrich's VI. Zeit besetzt gehaltene Burg; die mächtigen Häupter des Adels beider Parteien in Oberitalien, der Markgraf Azzo von Este und der Graf Ezzelino II. von Romano, fanden sich von freien Stücken bei ihm ein; die Mailänder nahmen ihn mit großen Ehren in ihrer Stadt auf; Tuscien erkannte ihn als seinen Oberherrn an, und der Pabst reiste ihm bis Viterbo entgegen. Otto verdarb aber Alles dadurch, daß er dem Letzteren unvorsichtiger Weise noch eine zweite Urkunde ausstellte, in welcher er Versprechungen that, die er weder halten konnte noch durfte, und deren Nichterfüllung gleich darauf dem Pabst gerechte Ursache gab, ihn als einen Meineidigen anzuklagen; denn er verpflichtete sich unter Andern, dem römischen Stuhle zu den bedeutendsten Besitzungen in Italien und sogar zur Herrschaft im Königreich Sicilien zu verhelfen. Otto zog hierauf nach Rom, und gerieth, als er kaum die Kaiserkrone erhalten hatte, aus verschiedenen Anlässen mit dem Pabste in Zwist. Dieser Streit ging in offene Feindschaft über, als Otto nach seiner Abreise von Rom die Maske abwarf und als Guelfe auftrat. Er belehnte nämlich einige Fürsten mit Gütern, welche diese vorher vom Pabste zu Lehen gehabt hatten, und griff dann das sicilianische Reich in Unteritalien an, weil die Leiter des jungen Friedrich II. ihn nicht als Kaiser und noch viel weniger als rechtmäßigen Besitzer der hohenstaufischen Erbgüter in Deutschland anerkannten. Dies konnte Innocenz nicht wohl zugeben; denn er war, wenn auch nicht mehr dem Namen, doch der That nach

Vormund des jungen Königs von Sicilien, und fand es im Interesse des römischen Hofes, zwischen den Guelfen und Ghibellinen ein gewisses Gleichgewicht zu erhalten. Otto kehrte sich jedoch nicht an seine Abmahnungen, und nahm in Unteritalien eine Stadt nach der anderen ein, so daß er bald Herr in Lande war. Jetzt verlor der Pabst die Geduld, und belegte ihn mit dem Bann (zu Ende 1210). Diese Maßregel äußerte ihre Wirkung vorzugsweise in Deutschland, wo Otto's frühere Gegner in der Stille wieder mit ihm zerfallen waren und, wie es scheint, schon seit einiger Zeit nur auf einen Anlaß warteten, um sich gegen ihn zu erheben; denn kaum war der Bannfluch ausgesprochen, als der Erzbischof Siegfried von Mainz sein Wehe über den Kaiser ausrief, und in Verbindung mit dem König Ottokar I. von Böhmen und dem Landgrafen Hermann von Thüringen eine Zusammenkunft der Fürsten zu Bamberg veranstaltete, um im Namen des Pabstes auf Otto's Absetzung und auf die Erwählung des jungen Friedrich anzutragen. Es gelang dem Bischof zwar nicht, die Fürsten zur Annahme seines Vorschlages zu bewegen, er selbst sah vielmehr bald nachher sein Bisthum durch Otto's Bruder, den Pfalzgrafen Heinrich, verwüstet; allein der Pabst erreichte nichts desto weniger den Zweck seines Bannfluches vollständig, weil Otto durch die Verhältnisse in Deutschland genöthigt ward, schnell dahin zurückzukehren, und also alles, was er in Italien gewonnen hatte, wieder fahren zu lassen.

Der Kaiser ächtete unterwegs auf einem Reichstag zu Lodi die Anhänger des Pabstes, und machte den ihm treu gebliebenen Ezzelino zum Herrn von Vicenza. In Deutschland, wohin er im Mai 1212 kam, stellte er sogleich durch kräftige Maßregeln sein erschüttertes Ansehen wieder her. Zum Unglück zerriß aber der Tod seiner Gemahlin schon im August desselben Jahres das einzige Band, das die hohenstaufische Partei an ihn knüpfte, und die Großen, welche als Erzbischöfe an der Spitze der deutschen Geistlichkeit standen, hielten meistentheils zum Pabste, weil sie auf diese Weise für die Vergrößerung ihrer Häuser, die ihnen mehr als das Vaterland am Herzen lag, besser sorgen zu können glaubten. Die Hohenstaufen und die Anhänger des Pabstes schickten sogleich zwei Abgeordnete nach Italien, um die Lombarden zu gewinnen und den jungen Friedrich II. nach Deutschland zu

rufen. Dieser folgte der Einladung, und reiste über Rom nach Oberitalien. Von hier gelangte er unter dem Geleite mehrerer dem Kaiser Otto feindlichen Fürsten und Städte nicht ohne große Gefahr durch die Lombardei und über die Alpen nach Deutschland.

Da Friedrich von diesem Augenblicke an, ungeachtet eines Alters von nur 18 Jahren, in allen Stücken selbstthätig erscheint und, obgleich er als Schützling der Kirche in die Welt trat, doch schon wenige Jahre nachher der Kirche Trotz bot, so ist hier der rechte Ort, über seine Bildung in Rücksicht auf Erkenntniß und religiösen Glauben eine Andeutung zu geben. Er erhielt, wie schon früher (S. 200 f.) bemerkt worden ist, seine Bildung in dem mehr mohammedanischen, als christlichen Lande Sicilien, die Leute, welche ihn in seiner Jugend umgaben, waren großentheils Mohammedaner, und überdies herrschte in Sicilien der Skepticismus, welcher durch den Einfluß griechischer, persischer und indischer Vorstellungen unter den Bekennern des Islam schon längst Eingang gefunden hatte (s. Th. V. S. 195. u. 202 u. Th. VII. S. 218). Außerdem bildeten leichtfertige Dichter aller Art den Geschmack des jungen Friedrich, provenzalische und catalonische Sänger, sowie Schriftsteller in dem Landesdialekt, welcher nachher durch Dante zur toscanischen Mundart ward, waren in seiner Umgebung, und er selbst versuchte sich in verschiedenen Gattungen leichter Poesie, obgleich er, nach den uns überlieferten Proben zu urtheilen, nur ein mittelmäßiges poetisches Talent besaß. Endlich standen auch die Vorstellungen, welche die gebildete Klasse in ganz Italien von Religion, Cultus und Hierarchie hatte, mit den von der Kirche gepredigten Lehrsätzen im Widerspruch. Bedenkt man alles dies, so muß man für Friedrich und seinen Ruhm um so mehr bedauern, daß er schon bei seinem ersten selbstständigen Auftreten sich für sein ganzes Leben in ein Lügensystem verwickelte; er gestand nämlich in der ersten Acte, die er nach seiner Ankunft in Deutschland dem Pabste ausstellte, diesem alles Mögliche zu, obgleich er kein Versprechen weder erfüllen wollte noch konnte.

Friedrich gewann sehr bald festen Fuß in Deutschland, und schloß schon wenige Monate nach seiner Ankunft mit dem französischen König ein Bündniß gegen Otto. Dies trieb den Letzteren zu einer engeren Verbindung mit Philipp August's Gegner, dem König Johann von England, und veranlaßte jenen Zug nach

Frankreich, auf welchem Otto die zwar unglückliche, aber ruhmvolle Schlacht bei Bovines lieferte (s. S. 122). Friedrich benutzte den Eindruck, den seines Gegners Niederlage auf die Deutschen machte, um Otto's nächsten Verwandten, den Herzog von Brabant, und mehrere andere Fürsten von ihm abzuziehen. Dann ließ er sich in Aachen durch Siegfried von Mainz krönen (Juli 1215), übernahm aber bei dieser Gelegenheit unglücklicher Weise die feierliche Verpflichtung zu einem Kreuzzuge. Nun ward mehrere Jahre lang ein blutiger Bürgerkrieg geführt, welcher in Deutschland alle Ordnung auflöste, während zugleich in Italien die Guelfen und Ghibellinen in ewiger Fehde waren und fast jede Woche einander ein Treffen lieferten. Die habgierigen und herrschsüchtigen Großen, weltliche sowohl als geistliche, waren die Einzigen, welche bei dieser allgemeinen Verwirrung gewannen. Schon Philipp von Schwaben hatte, um seine Soldaten bezahlen zu können, einen Theil der Domänen verschleudert und dadurch das kaiserliche Ansehen untergraben; denn diese Besitzthümer waren das einzige Mittel, die Krone von der Gunst des Herrenstandes unabhängig zu erhalten. Nachher hatte Otto, besonders seit dem Tode der Beatrix, es ebenso mit den hohenstaufischen Gütern gemacht. Der junge Friedrich, wollte er den habgierigen höheren Adel gewinnen, mußte Beide, seinen Vorgänger und seinen Gegner, durch verschwenderische Austheilung des Seinigen überbieten, und so groß war selbst in jenen Zeiten der Treue und des Glaubens die Käuflichkeit, daß ihm sogar seine eigenen Anhänger den Eintritt in Deutschland nur gegen die Spendung von Domänen und Erbgütern gestatteten. Die Bischöfe, welche damals aus Dienern Christi weltliche Fürsten geworden waren, zeigten sich nicht weniger selbstsüchtig; ihre Anmaßungen nahmen mit jedem Jahre zu, und lösten die Ordnung im Reiche so sehr auf, daß schon Otto sich laut und bitter über die Verwirrung der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit beklagte. Dieser edle Kaiser hatte übrigens dem Treiben der Großen und Bischöfe nachdrücklich zu steuern gesucht; er hatte in Schwaben die räuberische Ritterschaft mit rücksichtsloser Festigkeit in Schranken gehalten, die Armen und Bedrängten gegen die Habgier der Herren geschützt, und verdienten Geistlichen von niederer Herkunft, welche damals gegen den Familienanhang ihrer vornehmen Standesgenossen nur schwer aufkommen konnten, zum

Besitze von Pfründen verholfen. Darüber waren alle habgierigen Seelen aufs heftigste gegen ihn erbittert. Friedrich machte es ganz anders, weil er nur an sich und seinen Vortheil dachte. Er hatte sich vom Pabste Innocenz zu dem Versprechen bewegen lassen, gleich nach dem Empfang der deutschen Krone seinem im Jahre 1210 geborenen Sohn, Heinrich, Neapel und Sicilien abzutreten und dieses Reich nie mehr mit Deutschland zu verbinden; sobald aber Innocenz gestorben war (1216), dachte er nicht im mindesten daran Wort zu halten. Er blieb Beherrscher in Sicilien, rief seinen Sohn nach Deutschland, um ihn zu seinem Nachfolger im Reich erwählen zu lassen, und erkaufte bei der Gelegenheit die Zustimmung der geistlichen Fürsten damit, daß er die wichtigsten Rechte des deutschen Reiches aufopferte. Er entsagte nämlich nicht nur dem sogenannten Spolienrechte oder der kaiserlichen Befugniß, das bewegliche Eigenthum der Bischöfe nach ihrem Tode einzuziehen, sondern gewährte diesen auch verschiedene Privilegien, durch welche sie eine größere Macht und gewissermaßen die Landeshoheit in ihren Bisthümern erhielten.

Wie Friedrich damals das deutsche Interesse ohne Bedenken seinem Stolz und seiner italiänischen Staatsklugheit zum Opfer brachte, so hatte er schon früher auf ähnliche Weise seine königliche Macht misbraucht, um Otto auch in den norddeutschen Erblanden des welfischen Hauses verfolgen zu können. Um dies zu verstehen, muß man den Blick auf die Bemühungen richten, welche kurz vorher zur Ausbreitung der dänischen Herrschaft im Süden der Ostsee gemacht worden waren. An der Küste von Norddeutschland hatten die wendischen Völker im vorigen Jahrhundert ein großes Reich gestiftet, und Heinrich der Löwe hatte in Verbindung mit Waldemar I. von Dänemark dasselbe zu unterwerfen gesucht (s. Th. VI. S. 432 u. 459 f.). Der Sturz des mächtigen Welfen machte es nachher dem Dänenkönige möglich, seine Herrschaft zum Nachtheil des Reiches im Lande der Wenden auszubreiten. Waldemar's beide Söhne und Nachfolger, Kanut VI. und Waldemar II., bauten nach einander auf der von ihm gelegten Grundlage fort, und benutzten den Zwist zwischen Otto IV. und Philipp von Schwaben, um auf deutschem Grund und Boden sich ein größeres Reich zu schaffen, als sie in Dänemark ererbt [illegible]. Sie eroberten Holstein und alle anderen jenseit der unteren [illegible]

gelegenen Länder, gaben sich den stolzen Titel Könige der Dänen und Wenden, und bildeten an der Küste der Ostsee einen großen, zur See wie zu Lande mächtigen Kriegsstaat. Waldemar II., der sich 1203 zu Lübeck feierlich als König der wendischen Länder krönen ließ, breitete seine Herrschaft sogar bis nach Liefland und Esthland hin aus. Hier waren nämlich durch norddeutsche Geistliche schon seit mehreren Jahrzehnten Versuche zur Bekehrung der heidnischen Einwohner gemacht worden, und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hatte man nicht nur ein besonderes Bisthum, dessen Sitz die Stadt Riga wurde, gegründet, sondern auch eine neue geistliche Ritterschaft, den Orden der Schwertbrüder, gestiftet, um die Ausbreitung des Christenthums durch Waffengewalt zu unterstützen. Von der Zeit an ward Kurland, Liefland und Esthland ein wahrer Tummelplatz für alle deutschen Ritter, welche in der Heimath nicht genug zu rauben und zu morden fanden, und es dauerte nicht lange, so geriethen die Schwertbrüder auch mit dem Bischof von Riga, welcher allein herrschen wollte, in heftige Feindseligkeiten. Dieser Zwist gab dem König Waldemar II. Anlaß und Vorwand, seine Macht auch nach jenen Gegenden zu richten und einen großen Theil von Esthland zu erobern. Noch ehe Waldemar seine Herrschaft bis in den fernen Osten hin erweiterte, war er mit dem deutschen Kaiser Otto in Krieg gerathen, weil derselbe die Rechte des Reiches gegen seine Anmaßungen in Schutz nehmen wollte. Diesen Umstand benutzte Friedrich, um auf Unkosten des Reiches seinen Gegner auch da zu verfolgen, wo der eigentliche Sitz der welfischen Macht war. Er schloß 1214 einen Vertrag mit Waldemar, und erkannte ihn durch eine förmliche Urkunde als rechtmäßigen Herrn aller jenseit der Elbe gelegenen Länder an, so daß in Folge dieses Vertrages der beste Theil von Norddeutschland für immer würde undeutsch geworden sein, wenn nicht neun Jahre später Graf Heinrich von Schwerin den dänischen König gefangen, und dadurch den beeinträchtigten deutschen Städten und Fürsten wieder zu dem Ihrigen verholfen hätte. Der Kaiser erreichte übrigens seinen Zweck; denn sein Gegner ward seit jenem Vertrage mit Waldemar zugleich vom Rhein, von der Elbe und von Sachsen her bedroht, und sah sich bis zu seinem Tode ganz auf seine Erblande beschränkt. Otto verfiel 1218 in eine tödtliche Krankheit, und so stark war der Eindruck der ihm in der Jugend

eingeprägten Begriffe, daß er vor seinem Ende wegen des auf ihm lastenden Bannes in kleinliche Furcht gerieth, und sich auf jede Art von demselben zu lösen suchte. Er versammelte sterbend eine Anzahl Bischöfe, Äbte und Priester um sein Krankenbette, bat mit Thränen um die Absolution, versprach, um sie zu erlangen, alles Mögliche, unterwarf sich trotz seiner Krankheit einer harten Buße, und wurde dann in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen.

Friedrich war nach dem Tode seines Gegenkaisers so mächtig, daß er 1219 einen großen Reichstag zu Goslar, also in den Erblanden der Welfen, halten und Otto's Bruder, den Pfalzgrafen Heinrich, seiner Pfalz berauben konnte. Er kam aber jetzt zu dem Pabste Honorius III. in dasselbe Verhältniß, in welchem Otto nach dem Tode Philipp's von Schwaben zu Innocenz III. gestanden hatte. Daraus entspann sich sogleich ein Wettstreit, ob der Kaiser den Pabst oder dieser jenen berücken werde. Friedrich's Schlauheit und Glück trug in diesem Streite den Sieg davon. Nachdem er 1219 mit Hülfe des Pabstes die Reichsinsignien von Otto's Bruder erhalten hatte, gab er sich unsägliche Mühe, von den deutschen Fürsten die Wahl seines Sohnes Heinrich zum Nachfolger im Reich zu erlangen. Er erhielt sie im April 1220 gegen den Willen des Pabstes durch große Opfer, welche er bei dieser Gelegenheit der Herrschsucht der geistlichen Herren brachte, und scheute sich nicht, in einem Schreiben an Honorius diesen mit der groben Lüge zu berücken, daß die Stände seinen Sohn ohne sein Wissen gewählt hätten. Dann eilte er nach Italien, um sich die Kaiserkrone zu verschaffen, die er für seine Absichten nöthig fand. Honorius ertheilte sie ihm (November 1220), weil er den versprochenen Kreuzzug schnell ausgeführt zu sehen wünschte, und weil Friedrich ihm nach seiner Ankunft in Italien behülflich gewesen war, die störrigen Römer, welche mit dem Pabste entzweit waren, durch Gewalt in Ordnung zu halten. Den Kreuzzug anzustellen hatte Friedrich keine Lust, obgleich er im Frühling 1221 den Herzog von Baiern mit einer Anzahl Galeeren nach Egypten sandte und im Sommer selbst zu folgen versprach. Er hielt daher den Pabst durch jene Versprechungen und Täuschungen hin, deren bereits früher (S. 198), gedacht worden ist, während er damals zugleich eine Anzahl guter Gesetze und Vorschriften für sein italiänisches Reich erließ.

Bei dieser Gesetzgebung, wie bei den diplomatischen Winkelzügen Friedrich's stand ihm sein ausgezeichneter Kanzler, Peter a Vineis, auf solche Weise zur Seite, daß sich nicht angeben läßt, wie viel Schuld der Treulosigkeit und Falschheit oder wie viel Verdienst des Eifers für Gesetz und Recht dem Kaiser oder seinem ersten Diener zukommt. Dagegen ist es gewiß, daß sich in den vielen trefflichen Verordnungen und Einrichtungen, welche der Eine aufs Papier brachte und der Andere bekannt machen ließ, zwar edele Grundsätze der Humanität und Toleranz zu erkennen geben, daß aber zwischen diesen Gesetzen und ihrer Ausführung ein himmelweiter Unterschied war. Übrigens gehört Peter a Vineis, der in Capua geboren war und in Bologna seine wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, zu den wichtigsten Männern jener Zeit. Er war als Stylist allen denen überlegen, welche damals das wieder erwachte Studium der Alten auf das Leben und den Staat anwandten, und unter denen besonders seine beiden Vorgänger, Buoncompagno und Bonaccio, die Geschäftsmänner nach den Grundsätzen der altrömischen Redekunst zu bilden gesucht hatten. Er war außerdem der römischen Jurisprudenz und der unzähligen Rechte, welche durch Herkommen und Sitte in den verschiedenen Theilen von Friedrich's Staaten herrschten, vollkommen Meister. Zu seinem Kaiser aber stand er in einem so innigen Verhältniß, daß Dante von ihm sagt, er habe die Schlüssel zu Friedrich's Herz in seinen Händen gehabt. Ihn, den Meister, und Friedrich, seinen Schüler, scheute, wie es scheint, der Pabst [illegible] sein Kabinet; Honorius drohte dem Kaiser zwar schon am En[illegible]des Jahres 1221 mit dem Banne, aber er zögerte nachher nich[illegible] destoweniger Jahre lang, bis endlich Friedrich, statt nach Palästina zu gehen, die Lombarden und dadurch mittelbar den Pabst selbst anzugreifen begann. Friedrich hatte nämlich gleich anfangs den P[illegible] entworfen, das verhaßte Mailand, dessen demokratische Regierungsform dem Pabste einen bedeutenden Einfluß gewährte, unter seine Gewalt zu bringen. Er beschäftigte sich daher einige Jahre hindurch blos damit, sein neapolitanisch-sicilianisches Reich in eine solche Verfassung zu setzen, daß es ihm alle Mittel zu jenem Zwecke liefern könne. Besonders schuf er sich während dieser Zeit eine Garde von Mohammedanern, welche zum Theil nur halb, zum Theil gar nicht bekehrt waren, und bildete aus der gemischten Be-

völkerung seiner italiänischen Erblande den Kern eines starken Söldnerheeres. Er sah jedoch ein, daß Städte wie Mailand und ihre Verbündeten ohne Hülfe der Ritterschaft nicht zu bekriegen seien. Er richtete also, nachdem er in Unteritalien und in Deutschland alle seine Vorkehrungen beendigt hatte, sein Hauptaugenmerk darauf, wie er, ohne Aufsehen zu erregen, ein ritterliches Heer zusammenbringen könne. In dieser Absicht beruhigte er zuerst den Pabst durch eine neue feierliche Zusage des Kreuzzuges, und schrieb dann 1226 einen allgemeinen Reichstag nach Cremona aus, zu welchem er sogar die Vasallen des Pabstes aufbot. Der Reichstag sollte gewissermaßen ein Heerlager werden, und er selbst wollte aus Neapel und Sicilien, sein Sohn Heinrich aus Deutschland die Freunde und Vasallen herbeiführen. Allein die Mailänder merkten seine Absicht, und kamen, vom Pabste heimlich unterstützt, der Ausführung derselben zuvor. Sie reizten alle Städte, in welchen die Regierung guelfisch war, gegen Friedrich auf, erneuerten mit ihnen den alten lombardischen Bund, rüsteten sich zur Gegenwehr, und verlegten die nach Deutschland führenden Alpenpässe, so daß Heinrich mit den Deutschen wieder umkehren mußte. Auf diese Weise ward dann aus dem beabsichtigten Reichstage nichts. Der Kaiser war damals nicht stark genug, die erlittene Schmach zu rächen, weil von allen zwischen Tuscien und den Alpen gelegenen Städten nur sechs ihm treu geblieben waren. Doch erklärte er die Rebellen in die Acht, und ließ durch den Bischof von Hildesheim, der vom Pabste zu seinem Stellvertreter auf dem beabsichtigten Kreuzzuge ernannt worden war, den Bann über sie aussprechen. Der alte, würdige Pabst Honorius wollte die Sache nicht aufs äußerste kommen lassen; er trat daher nicht als Schützer des lombardischen Bundes auf, und war zufrieden, als Friedrich seine Erklärung zurücknahm. Ganz anders dachte sein Nachfolger, Gregor IX., welcher bald nachher (März 1227) Pabst wurde.

4. Deutschland und Italien während der Zeit des Papstes Gregor IX.

Der neue Pabst, Gregor IX., ließ sich nicht wie sein Vorgänger täuschen und hinhalten. Als die für den Kreuzzug gesetzte Frist verstrichen und das in Apulien zusammengeströmte Kreuzheer auf eine traurige Weise umgekommen war (s. S. 200), übergab er

durch einen feierlichen Bannspruch das weltliche Oberhaupt der Christen dem Teufel und seinem Reiche. Nachher gebrauchte er gegen Friedrich auch weltliche Mittel, von denen er freilich ebenso, wie Friedrich vorher, als er durch den Bischof von Hildesheim die Lombarden in den Bann that, von den geistlichen die Hand und den Sinn hätte lassen sollen. Den Vorwand zu seiner Verdammung nahm er nicht blos von der neuen Zögerung Friedrich's den Kreuzzug anzutreten, sondern auch von seinen feindseligen Absichten gegen die Lombarden. Friedrich ließ sich durch den Bannstrahl nicht schrecken. Er beantwortete ihn durch ein äußerst heftiges Manifest, und schickte sogar einen Gesandten nach Rom, um dasselbe dort öffentlich verlesen zu lassen. Der Pabst hatte unter den Römern selbst seine bittersten Feinde; Friedrich's Abgeordneter las daher nicht nur mit Erlaubniß des römischen Senats das kaiserliche Schreiben dem versammelten Volke vor, sondern der Kaiser bereitete auch dem Pabste in seiner eigenen Residenz solche Gefahren, daß dieser nicht bleiben konnte. Friedrich verband sich nämlich zuerst mit der mächtigen Familie der Frangipani's (s. Th. VI. S. 311 f.), und machte diese dadurch, daß er ihnen ihre Besitzungen in und um Rom abkaufte, und dann als Reichslehen wieder zurückgab, zu Vasallen des Reiches; dann schickte er eine feierliche Gesandtschaft nach Rom, und ließ auf gebieterische Weise dem Pabste eine Aussöhnung anbieten, und als dieser seine Botschaft zurückwies, hetzten die Frangipani's das Volk gegen den Pabst auf und nöthigten ihn, die Stadt zu verlassen (Ostern 1228). Friedrich hatte dabei noch einen besonderen Vortheil; denn er konnte in einem Schreiben den Pabst vor aller Welt anklagen, daß derselbe unchristlicher Weise alle seine Anträge zur Versöhnung und zur kirchlichen Genugthuung zurückgestoßen habe. Um diese Beschuldigung noch gehässiger zu machen, suchte er zugleich das Gericht zu verbreiten, Gregor treibe die Lombarden an, den deutschen Kreuzfahrern, welche mit Friedrich nach Palästina ziehen wollten, die Pässe zu verlegen, und gebrauche das zum Kreuzzug gesammelte Geld, um Soldtruppen gegen den Kaiser zu werben.

Im August 1228 begab sich Friedrich, wie schon berichtet worden ist (S. 201 f.), nach Palästina, obgleich der Pabst und sein Verbündeter, Johann von Brienne, einen Angriff auf Neapel und Sicilien rüsteten. Er gewann dadurch die öffentliche Stimme

wieder einigermaßen für sich; denn er erschien jetzt als Vertheidiger des Glaubens, während das Verfahren des Pabstes diesem den Anschein gab, als wenn derselbe dem Kampfe für den Glauben Hindernisse und Schwierigkeiten bereite. Wirklich hatte auch Gregor nach Friedrich's Rückkehr (1229) große Mühe, sich auf gute Art aus der Sache zu ziehen. Er hatte während der Abwesenheit des Kaisers zu weltlichen Dingen gegriffen, und Schaaren von Söldnern angeworben, die mit dem Schlüssel Petri bezeichnet wurden und unter der Anführung Johann's von Brienne den Statthalter von Unteritalien angriffen. Diese sogenannten Schlüsselsoldaten, welche Johann von Brienne und der Cardinal Colonna anführten, hatten bereits einen Theil des Neapolitanischen besetzt, als Friedrich aus Palästina zurückkam, und mit seinen mohammedanischen Kriegern nicht nur die päbstlichen Truppen schnell wieder aus seinem Reiche trieb, sondern auch den Pabst in seinem eigenen Lande bedrohte. Doch entbot er zugleich die deutschen Fürsten zu sich, um einen Frieden zu vermitteln. Es erschienen mehrere der angesehensten Fürsten und Bischöfe in Neapel; diese leiteten in Verbindung mit dem Großmeister der Deutschordens-Ritter, Hermann von Salza, die Unterhandlungen ein, und Gregor mußte sich zu einer Aussöhnung bequemen. Im Sommer 1230 kam ein Frieden zu Stande, in welchem der Kaiser die Lösung vom Banne erhielt und dagegen den Forderungen des Pabstes in allen Punkten nachgab. Ernst war es keinem von Beiden mit diesem Frieden; im Gegentheil, Beide täuschten und betrogen einander gleich nachher absichtlich. Der Kaiser blieb, obgleich er sich scheinbar gedemüthigt hatte, mit allen Feinden Gregor's, besonders mit den unruhigen Römern, im Einverständniß, und der Pabst bestärkte die Lombarden in ihrer Widersetzlichkeit gegen Friedrich, indem er sich den Anschein gab, als wenn er zwischen beiden Theilen vermitteln wolle. Diese Widersetzlichkeit der Lombarden beschloß der schlaue Friedrich zu einer Angelegenheit des ganzen streitbaren Adels und Herrenstandes zu machen. Er schrieb deshalb nach Ravenna einen Reichstag aus, welcher der städtischen Freiheit und Unabhängigkeit den Todesstoß geben sollte. Um dies abzuwenden, suchte der lombardische Bund den bewaffneten Rittern und Herren, welche aus Deutschland nach Ravenna zogen, den Eintritt in die Lombardei zu versperren; allein der Reichstag kam doch zu Stande, und es ward auf dem-

selben ein Beschluß gefaßt, der demjenigen fast ganz gleichlautend ist, welchen Friedrich's Sohn und Stellvertreter in Deutschland, Heinrich, auf einem fast zu gleicher Zeit in Worms gehaltenen Reichstag zu Stande brachte. In beiden Verordnungen wurden alle Städte, welche nicht kaiserlich waren oder dem Kaiser in Allem folgten, zum Vortheil der Fürsten und Bischöfe eingeschränkt, ihre Verbindungen unter einander strenge verboten, das städtische Freiheitsprincip als ein mit der aristokratisch-monarchischen Verfassung des Reiches unverträgliches verdammt, und gegen die seitherige unabhängige Existenz der Städte das Fürsten- und Adelsrecht von neuem und kräftiger wiederhergestellt. In Italien galt es dem Kaiser besonders darum, den lombardischen Föderativstaat durch fürstliche Waffen zu vernichten. Deshalb trat er in Ravenna auch mit zwei ghibellinischen Tyrannen, welche nach Fürstenthümern in der Lombardei strebten, Ezzelino von Romano und Salinguerra, in Verbindung, und verabredete mit ihnen einen tief angelegten Plan zum Verderben der Städte. Er erklärte zunächst in einer Proclamation, welche er zu Ende des Jahres 1232 in der Lombardei ausgehen ließ, Ezzelino mit seinen Verwandten und Freunden für unverletzlich, und stellte sie unter den besonderen Schutz des Reiches. Nachher schaffte er den seitherigen Gebrauch ab, nach welchem die Städte, um eine unparteiische Gerechtigkeitspflege zu haben, zu ihrem Podesta oder Schultheiß gewöhnlich einen Bürger aus einer anderen Stadt wählten, weil dieser keinen Anhang und keine Familie bei ihnen hatte; Friedrich verbot nämlich, einen Podesta aus einer lombardischen Stadt zu wählen, und stellte damit die Bürger der Lombardei ebenso als eine unfähige und gewissermaßen verpestete Menschenklasse hin, wie er durch jenen Schirmbrief Ezzelino's die Tyrannen für edel und trefflich erklärt hatte. Derselbe Haß gegen die oberitaliänische Städte und gegen den Pabst hatte den Kaiser schon einige Jahre früher veranlaßt, in Neapel eine neue Universität zu stiften. (1224). Die Stadt Bologna, die er schon längst haßte und vergebens mit den Waffen angegriffen hatte, verdankte ihren Wohlstand fast ganz allein der in ihr bestehenden Lehranstalt; denn der Ruf derselben zog beständig über zwölftausend Fremde dahin. Diese Universität stand aber unter dem Schutze des Pabstes, dessen System sie lehrte und durch ihre Schüler in alle Welt verbreitete; Friedrich traf

also, wenn er sie schlug, zugleich seine alte Feindin Bologna und den Pabst. Er gründete eine Universität in Neapel, und gewährte nicht blos den auf dieser neuen Anstalt Studirenden noch größere Privilegien, als die Studenten von Bologna genossen, sondern er verhängte auch, zum großen Nachtheil seiner Unterthanen und der Wissenschaften, einen im Mittelalter fast unerhörten Universitätsbann zu Gunsten Neapel's; denn er verbot allen Bewohnern des neapolitanischen Reiches im Auslande zu studiren oder zu lehren. In dem über die neue Universität erlassenen Edicte hielten es der Kaiser und sein Kanzler nicht unter ihrer Würde, die Studirenden dadurch anzulocken, daß sie ihnen Sicherheit der Heerstraßen, Wohlfeilheit der Lebensmittel und eine völlige Freiheit während des Aufenthaltes im Lande versprachen, und sogar öffentlich verkündeten, wie für Wohnungen der Studirenden und für Anleihen auf Pfänder gesorgt sei, und um welchen Preis die Zimmer zu haben wären. Dieses Edict war für die Lombarden so beängstigend, daß im Jahre 1227 kaum wieder neue Unterhandlungen zwischen ihnen und dem Kaiser eingeleitet waren, als sie dringend um die Zurücknahme desselben baten. Friedrich willfahrte ihrer Bitte hauptsächlich aus dem Grunde, weil er selbst einsah, daß die eigentlichen freien Künste nur in Bologna erlernt werden könnten, wenn auch die Brodwissenschaften ganz gut in Neapel getrieben wurden.

Während Friedrich die Freiheit und Kraft der lombardischen Städte untergrub, und dagegen die Macht der Fürsten und Tyrannen zu heben suchte, war er zugleich eifrig bemüht, seinem schönen Reiche in Süditalien Ordnung und Gerechtigkeit, sowie Sicherheit des Verkehrs, einen blühenden Handel und eine größere Ausdehnung desselben zu verschaffen. So rühmlich aber auch diese Bestrebungen waren, so trefflich die Grundsätze sind, zu welchen sich Friedrich in den von ihm erlassenen Gesetzen und deren Einleitungen bekennt, so wenig zeigt sich in seiner Regierung und Verwaltung eine Anwendung dieser Grundsätze. Er ließ durch Peter a Vineis für sein sicilianisches Reich eine Sammlung der alten Gesetze und Rechte machen, in welche er auf schlaue Weise seine neuen Gesetze einschob. Diese Sammlung ließ er zu derselben Zeit, als der Pabst den Lombarden-Bund gegen ihn aufreizte, und zum Theil sogar geradezu aus Trotz gegen den Pabst, als Gesetzbuch des von ihm beherrschten Normannen-Reiches bekannt machen (1231).

Wie sehr er es dabei auf den Pabst abgesehen hatte, geht unter Andern daraus hervor, daß er durch eine ganze Reihe von Verordnungen, welche einen besonderen Abschnitt des Gesetzbuches bildet, die Rechte des Königs und des Volkes gegen den Klerus sicherte, und z. B. in einer derselben die Verkaufung oder Schenkung von erblichen Besitzthümern an Kirchen, Klöster und geistliche Ritterorden verbot. Übrigens zeigen die in Friedrich's Gesetzbuche befindlichen neuen Verfügungen selbst bei einem oberflächlichen Blicke aufs deutlichste, wie hoch er und seine Rathgeber über ihrem Zeitalter standen. So spricht er sich z. B. in diesen Gesetzen zwar über die inneren Feinde des Christenthums oder die Ketzer sehr strenge aus; er verlangt aber dabei eine völlige Duldung für Alle, welche sich öffentlich zu einem anderen Cultus als dem christlichen bekennen, und gebietet daher, daß niemand deswegen, weil er ein Jude oder Mohammedaner sei, unschuldig leiden dürfe. Er weiß ferner nichts von einem Gottesgericht, und untersagt, mit Ausnahme weniger besonderer Fälle, den gerichtlichen Zweikampf, weil, wie er sich ausdrückt, zwei Kämpfer einander fast nie an Kräften, Muth und Geschicklichkeit gleich seien, und deshalb die Entscheidung nur zu Gunsten des stärkeren und geübteren Armes ausfalle. Die Gelegenheit zu blutigen Händeln in einem von rach- und blutgierigen Stämmen bewohnten Lande suchte er durch ein weises Gesetz zu entfernen, welches Allen außer den Beamten das Tragen von Waffen und Messern verbot. Die Verschiedenheit des Rechtes, welche zwischen den der Abkunft nach unter einander so sehr verschiedenen Völkern des Reiches bestand, konnte er allerdings nicht aufheben; aber er suchte sie wenigstens so unschädlich als nur möglich zu machen. Auch über den Handel und Verkehr, über die Polizei und über das Zusammenleben in volkreichen Orten gab er eine Anzahl Verordnungen. Wenn sich in diesen und anderen Gesetzen die Größe und Unabhängigkeit seines Geistes zeigt, so erkennt man andererseits aus manchen Bestimmungen seines Gesetzbuches auch, wie weit Italiens Bewohner schon damals dem übrigen Europa voraus waren. Das läßt sich unter Andern aus dem Umstande schließen, daß Friedrich gesetzlich bestimmen zu müssen glaubte, den wievielsten Theil einer klagbar gewordenen Sache der Advokat von seinen Klienten fordern dürfe; denn diese Verfügung setzt voraus, daß eine wissenschaftliche Vertheidigung des

streitigen Rechtes vor Gericht unentbehrlich schien. Dasselbe geht aus den Verordnungen über die Gesundheitspolizei hervor, weil in diesen nicht nur die Pflichten des praktischen Arztes, die Taxe der Krankenbesuche und das ganze Apothekerwesen genau bestimmt sind, sondern auch für Alle, welche die Arzneikunst lehren oder ausüben wollen, ein strenges wissenschaftliches Examen vorgeschrieben und die Art, wie sie ihre Studien machen sollen, angegeben wird.

So trefflich alle diese Verordnungen waren, so bildeten doch leider die Finanzen den Mittelpunkt, um den sich die ganze Staatsverwaltung drehte, und Friedrich weihte durch die in sein Gesetzbuch niedergelegten administrativen Grundsätze die Regenten des Mittelalters, welche sonst nur im Nothfall den Beutel ihrer Unterthanen in Anspruch nahmen, in die kameralistische Weisheit der neueren Zeit ein; nur trug er diese weniger breit vor, als es jetzt zu geschehen pflegt. Man schaudert vor einem solchen Vorgang und Beispiel um so mehr zurück, je mehr man sonst weiß, daß weder Geiz noch Habsucht Friedrich's Leidenschaft war, sondern daß er nur darum seine neapolitanischen Unterthanen quälte, weil er ohne Geld die Freiheit der Lombarden, die doch schon sein Großvater anerkannt hatte, nicht unterdrücken konnte. Schon im Jahre 1231 brachen, während er in Oberitalien verweilte, in Sicilien heftige Unruhen aus, weil die dortigen Fabrikanten und Kaufleute, die thätigsten und fleißigsten der damaligen christlichen Welt, durch seine Zölle und Abgaben zur Verzweiflung gebracht waren. Auch diesseit der Meerenge erhob sich hie und da das Volk. Friedrich unterdrückte diese Bewegungen und Aufstände ohne Mühe, er konnte sich aber nicht entschließen, die Ursachen derselben zu entfernen. Im Gegentheil, nichts lag ihm so sehr am Herzen, als seine Kameral- und Zollämter, und selbst sein tüchtiger Kanzler Peter a Vineis konnte es ihm in Bezug auf diese nicht recht machen, weil er nicht streng genug war. Auf diesem Wege ward Friedrich, ohne es zu ahnen, aus einem edeln und weisen Regenten ein Tyrann und Despot, und wie immer, so folgte auch bei ihm dem Glanze der Macht und Größe der Übermuth und dem Übermuth die Höllenqual. Wir finden ihn in der zweiten Hälfte seines Lebens wieder mit dem Pabste und der Kirche entzweit, mit den lombardischen Städten aufs neue in offenem Kampfe, von seinen getreuesten Unterthanen als Bedrücker angesehen, von seinen Dienern

verrathen oder als ihr Zuchtmeister verflucht, mit seinem trefflichen Minister gespannt und endlich sogar mit seinem eigenen Sohne in bitterer Fehde.

Übrigens ging der allgemeine Haß, der den Kaiser verfolgte und drückte, nicht blos von seinen despotischen Maßregeln aus, sondern er beruhte hauptsächlich auf seiner engen Verbindung mit den Mohammedanern, durch welche er den Handel seiner Staaten sicherte, ihrer Industrie neue Absatzquellen verschaffte und sogar für seine Verbündeten Vortheile auswirkte. Er war mit der Sprache und den Sitten der Mohammedaner genau bekannt, stand mit allen mohammedanischen Herrschern seiner Zeit in freundlichem Verkehr, und empfing z. B. im Jahre 1232 zu gleicher Zeit die Gesandten des Sultans von Egypten und des Oberhauptes der syrischen Assassinen. Kurz vorher hatte er mit Abuissak, dem Beherrscher von Tunis, einen merkwürdigen Vertrag geschlossen, nach welchem die Unterthanen des Einen, die sich als Sklaven im Lande des Anderen befanden, gegenseitig freigegeben, der Handelsverkehr zwischen beiden Staaten von allen Abgaben befreit, und die Verhältnisse der in Korsika angesiedelten Mohammedaner zu Friedrich und seinem Reiche geregelt wurden. Eine so innige Verbindung mit Ungläubigen, die häufigen Gesandtschaften derselben, der stete Tausch der Geschenke mit ihnen und die Unterhaltung einer mohammedanischen Kriegsschaar, mit welcher er den Pabst ängstigte, mußten unter den Christen jener Zeit das größte Vorurtheil gegen ihn erregen. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß man, als der Herzog Ludwig von Baiern 1231 ermordet ward, den Kaiser beschuldigte, er sei der Anstifter dieser That gewesen und habe sich zu derselben des Dolches der Assassinen, seiner Freunde, bedient; denn mit dem Alten vom Berge in Verbindung zu stehen, wurde von den Menschen jener Zeit dem Bunde mit dem Teufel gleichgestellt oder ebenso angesehen, als bei den Protestanten des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die Verbindung mit den Jesuiten. Diese Beschuldigung fand, so wenig sie auch begründet war, in Deutschland vielen Glauben und erbitterte die Gemüther.

Das oben erwähnte unglückliche Verhältniß des Kaisers zu seinem ältesten Sohne, Heinrich, hatte zwar seinen Hauptgrund in der frühen Entartung des Letzteren, hing aber doch auch mit Friedrich's Herrschsucht zusammen; denn der Vater war, als Hein-

rich zum Manne heranwuchs, weit mehr besorgt, wie er seinen Sohn zum Werkzeuge seiner Absichten gegen die lombardischen Städte gebrauchen, als wie er ihn zum künftigen Regenten bilden könne. Friedrich hatte, als er 1220 für eine lange Reihe von Jahren nach Italien zurückkehrte, den damals erst zehn Jahre alten Knaben in Deutschland zurückgelassen und dem Namen nach an die Spitze der deutschen Angelegenheiten gestellt. Niemand dachte hier daran, den Knaben unter eine ordentliche Zucht oder auch nur in anständige Gesellschaft zu bringen. Jagd und Falknerei wurden daher bald die liebste Beschäftigung Heinrich's, Jäger, Falkner und Bediente seine liebste Gesellschaft. Eine Hauptursache von Heinrich's Unglück aber war sein Verkehr mit den herumziehenden Sängern, Sängerinnen, Gauklern, Pantomimen und Lustigmachern, welche er, als er in das Jünglingsalter getreten war, an seinem Hofe zuließ. Diese Menschenklasse war im südlichen Frankreich und in Catalonien entstanden, wo damals Gesang, Spiel und Tanz fast ausschließlich einheimisch war. Sie verbreitete sich mit dem Gesange der Liebe, des Weins und der ritterlichen Abenteuer auch nach dem übrigen Frankreich, sowie nach Italien und Deutschland, führte bei den Festen fürstlicher Höfe ihre Schwänke und Possen auf, und erhielt dafür Kleider und Geld als Geschenke. Menschen solcher Art verdarben den jungen Heinrich, sie hatten ihn ganz in ihrer Gewalt, und erhielten ihn roh und kindisch. Man konnte daher auch dem unverständigen Jüngling leicht glauben machen, daß es sein Nutzen sei, sich gegen seinen Vater aufzulehnen und an den Pabst und die Lombarden anzuschließen. Außer diesen Beiden suchten auch der Herzog von Östreich, von jeher Friedrich's Todfeind, und andere deutsche Fürsten sich des schwachen Jünglings zu ihren Absichten zu bedienen. Die Sache war für Friedrich gefährlich, weil sie in eine Zeit fiel, wo er sich durch seine Staatsklugheit und durch sein Verhältniß zu den Mohammedanern in sehr übeln Ruf gebracht hatte. Er hatte sich, so lange Heinrich allein in der Thorheit seines Sinnes ihm widerstrebte, mit harten Verweisen begnügt; sobald derselbe aber eine förmliche Verbindung mit den Lombarden schloß und sich von Friedrich's Gegnern in Deutschland zum offenen Aufstand treiben ließ, brach Friedrich schnell gegen ihn auf. Er zog damals (1235) zwar ohne Heer nach Deutschland, nahm aber eine sehr bedeutende

Summe Geldes mit, weil er sicher war, daß er dadurch sogleich Alles an sich ziehen werde. Auch war er kaum dort angekommen, als Heinrich von seinen Anhängern verlassen wurde. Der bethörte Sohn reiste dem Vater entgegen, bat und erhielt Verzeihung, erlaubte sich aber gleich nachher neue Unbesonnenheiten und Gewaltthätigkeiten, und verweigerte auch die Übergabe der Burg Trifels, in welcher seit Friedrich's I. Zeit die kaiserlichen Schätze verwahrt wurden. Nun ließ ihn der Kaiser gefänglich einziehen, und zuerst in der alten Burg Heidelberg über dem jetzt als Ruine bewunderten Schloß der späteren Pfalzgrafen, dann in einer Stadt von Graubündten in harter Haft halten. Von hier ward der unglückliche Prinz nach Unteritalien gebracht, daselbst von Kerker zu Kerker geschleppt und so lange gepeinigt, bis er dem Elend erlag. Die Ursache dieser Härte muß man theils in der Gunst suchen, die der Pabst dem jungen König bewiesen hatte, theils in dem Anhange, welchen Heinrich auch nach seinem Sturze noch hatte, und der ihm so sehr ergeben blieb, daß sowohl der Herzog von Östreich, als die Mailänder bei Heinrich's Abführung nach Apulien Befreiungsversuche machten. Der Pabst hatte in dem Streit zwischen Vater und Sohn eine Falschheit gezeigt, welche für den Kaiser ein neuer Grund zur Erbitterung ward. Gregor hatte sich öffentlich gegen Heinrich ausgesprochen, insgeheim aber die Fürsten gegen Friedrich aufgehetzt, und dann auf jede Weise zu verhindern gesucht, daß man den zweiten Sohn desselben, Konrad IV., an Heinrich's Stelle zum deutschen König wähle. Doch konnte er das Letztere nur auf zwei Jahre hintertreiben; denn Konrad ward 1237 von den Reichsständen gewählt.

Im Juli 1235 vermählte sich Friedrich, welcher bereits zum zweiten Male Wittwer war, mit Isabelle, der Schwester des englischen Königs Heinrich III. Er feierte diese Vermählung zu Worms mit prachtvollen Festlichkeiten, welche ebenso, wie der wenige Wochen später zu Mainz gehaltene Krontag, zu zeigen scheinen, daß er bei seinem damaligen Aufenthalte in Deutschland die Deutschen durch Aufwand und durch den Glanz der Kaiserwürde blenden wollte. In Mainz, wo fast alle deutschen Fürsten und Bischöfe sich bei ihm einfanden, ward wieder einmal nach der Sitte der karolingischen Zeit ein Capitular oder eine durch Kaiser und Reich beschlossene grundgesetzliche Bestimmung (s. Th. V.

S. 402) zu Stande gebracht. Dieses Mainzer Capitular ist außer seinem Inhalte auch dadurch merkwürdig, daß es höchstwahrscheinlich in deutscher Sprache abgefaßt wurde, während bis dahin für die Reichsgesetze die lateinische Sprache gebräuchlich gewesen war. Es bezieht sich hauptsächlich auf das Gerichtswesen und auf die Ruhe und Ordnung im Reiche. Besonders verordnete Friedrich damals die Einsetzung eines als Stellvertreter des Kaisers waltenden Hofrichters und genaue Bestimmungen über die Art und Ausdehnung der Gerichtsbarkeit desselben; denn er dachte auf eine lange Abwesenheit aus dem Reiche, und wollte doch diejenige Justiz, welche der Kaiser nur persönlich üben konnte, nicht ganz untergehen lassen. Auch versöhnte er sich in Mainz mit seinem Hauptfeinde, dem welfischen Hause, welches freilich damals schon sehr geschwächt war. Er gewann das Haupt desselben, Ottos das Kind, einen Neffen des kinderlosen Kaisers Otto IV., dadurch, daß er ihm einen höheren Rang und die damit verbundenen Rechte verlieh. Er erhob nämlich mit Zustimmung aller Fürsten die welfischen Erbgüter Braunschweig und Lüneburg zu einem Herzogthum, obgleich dieser Titel seither nur den Hauptländern deutscher Nation zugekommen war, und erklärte dieselben dann für ein auch in weiblicher Linie erbliches Reichslehen.

Wenige Wochen nach dem Reichstage zu Mainz hielt Friedrich eine neue glänzende Versammlung in Augsburg, um die süddeutschen Fürsten gegen Friedrich den Streitbaren von Östreich einen seiner ärgsten Gegner, zu gewinnen. Dann brachte er einige Monate in Hagenau zu, um die Rechte des deutschen Reiches auf die burgundischen Lande zu erneuen. Hier ließ er sich von dem unglücklichen Grafen Raimund von Toulouse (s. S. 265 f.) und dem Grafen Raimund Berengar von Provence den Lehenseid leisten. Auch ertheilte er dem Letzteren damals die Ritterwürde, welche dieser, obgleich er bereits fünfzig Jahre alt war, sich noch nicht hatte geben lassen, weil die Sage ging, daß jeder Graf seines Hauses bald nach Empfang derselben sterben müsse; Raimund Berengar hatte aber den Kaiser um den Ritterschlag gebeten, weil seine beiden Schwiegersöhne, die Könige Ludwig IX. von Frankreich und Heinrich III. von England, es für einen Schimpf hielten, daß er noch nicht Ritter wäre. Im Mai des folgenden Jahres (1236) begab sich der Kaiser nach Marburg, wo die Gebeine der kurz

vorher heilig gesprochenen Landgräfin Elisabeth von Thüringen in ein anderes Grabmal versetzt und die neue Heilige durch Taschenspielerkünste dem blinden Volke zur Verehrung empfohlen werden sollte. Obgleich Friedrich selbst an die Unsterblichkeit der Seele und an Christi Erlösung schwerlich aufrichtig glaubte, so übernahm er doch eine Hauptrolle bei diesem Gaukelspiele, weil sein Vortheil es zu fordern schien. Höchstwahrscheinlich hoffte er dadurch die deutsche Geistlichkeit, welche die ganze Gaukelei veranstaltete, zu gewinnen; vielleicht wünschte er auch die tapferen Bewohner von Thüringen und Hessen durch die ihrer früheren Fürstin erwiesene Ehre an sich zu ziehen, um sich ihrer bei dem beabsichtigten neuen Kriegszug nach Italien bedienen zu können. Eine große Zahl von Menschen war zu dem Feste zusammengeströmt. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier und der Bischof von Hildesheim leiteten im Namen des Pabstes die Versetzung der Gebeine, und der Kaiser selbst, der sich doch dem christlichen Glauben ganz entfremdet hatte, hob den Deckel von dem steinernen Sarge der Heiligen und schmückte ihr Haupt mit einer goldenen Krone. Man scheute sich sogar nicht, einen rechten Meisterstreich des religiösen Betruges zu machen, indem man aus dem Körper der Heiligen Öl herausfließen und dieses, wie ein Chronikschreiber sich ausdrückt, mit frommer Schlauheit an alle diejenigen vertheilen ließ, welche zu Ehren der Elisabeth die Erbauung einer Kirche oder eines Altars gelobten. Friedrich erreichte den beabsichtigten Zweck nicht ganz; denn einen eigentlichen Reichszug nach Italien konnte er von den Deutschen nicht erlangen.

Er hatte bereits eine nicht unbedeutende Schaar von Streitern, welche gegen Sold in seine Dienste getreten waren, nach Italien vorausgeschickt, und zog im Juli 1236 selbst dahin, begleitet von tausend deutschen Rittern, die sich an ihn angeschlossen hatten. Sobald er am südlichen Fuße der Alpen erschienen war, stießen auch die lombardischen Vasallen zu ihm. Er hatte bei diesem Zuge zwei Hauptabsichten. Einmal wollte er den Markgrafen Azzo von Este, den die Stadt Vicenza zu Ezzelino's großem Verdruß kurz vorher zu ihrem Podesta ernannt hatte, mit Gewalt zwingen, den kaiserlichen Befehlen künftig Gehorsam zu leisten, und dann sollte Ezzelino in den Stand gesetzt werden, alle guelfischen Familien in Vicenza zu verbannen, zu berauben oder auch

auszurotten. Beides ward von Friedrich und Ezzelino schnell und glücklich ausgeführt. Als nämlich die Vicentiner, Paduaner und Trevisaner, weil sie den Kaiser entfernt glaubten, unter Azzo's Führung zur Belagerung von Rivalta ausgezogen waren, führte Ezzelino den Kaiser mit Blitzesschnelle nach Rivalta. Das überraschte Heer der Feinde wurde geschlagen und zerstreut, und dann in aller Eile Vicenza selbst genommen. Schrecklich war das Schicksal, welches die unglücklichen Einwohner von der Wuth ihrer deutschen und italiänischen Gegner zu erleiden hatten. Gleich nachher mußte sich Friedrich auf kurze Zeit nach Deutschland begeben, weil Friedrich der streitbare von Östreich so gefährlich geworden war, daß des Kaisers Anwesenheit nothwendig schien. Der Herzog von Östreich hatte nämlich schon seit langer Zeit nicht nur in seinem eigenen Lande die Rechte seiner Unterthanen und die Gesetze des Reiches mit Füßen getreten, sondern auch seine Nachbarn beständig mit Fehden und Raubzügen heimgesucht und alle kaiserlichen Vorladungen aufs schnödeste zurückgewiesen. Er war deshalb kurz vorher von Reichs wegen in die Acht erklärt worden, schlug aber gleich nach Friedrich's Entfernung die mit der Ausführung des kaiserlichen Spruches beauftragten Fürsten zurück und bedrohte die benachbarten Fürsten aufs neue. Deshalb eilte Friedrich aus Italien herbei. Er besetzte in kurzer Zeit ganz Östreich. Doch kam der Herzog, sobald Friedrich über die Alpen zurückgekehrt war, wieder aus seinem Versteck hervor, eroberte das ihm kaum erst entrissene Land, und brachte es nach einigen Jahren dahin, daß er vom Kaiser begnadigt und in seinem früheren Besitze bestätigt wurde.

Unterdessen hatte Ezzelino durch Schlauheit und Trug den Markgrafen Azzo zur Unterwerfung gebracht, Padua und Treviso besetzt und sich zum Podesta der ersteren Stadt ernennen lassen. Um sich im Besitze seiner neuen Herrschaft, nach welcher er lange vergebens gestrebt hatte, zu befestigen, erklärte er die flüchtig gewordenen Bürger von Padua für Verräther, zog ihre Güter ein, und ließ viele andere als Geißeln der Treue festnehmen und nach Apulien bringen, wo sie in unterirdischen Kerkern eines kläglichen Todes starben. Sein damaliges Verfahren war jedoch nichts gegen das, was er in der folgenden Zeit that. Um seine Zwecke zu erreichen, vernichtete dieser Teufel in Menschengestalt

mit kaltem Blute Tausende von Menschen, und opferte Freund und Feind auf, und als zwanzig Jahre später (1256) die Paduaner von ihm abfielen, rächte er sich an ihnen auf eine Art und Weise, die selbst in barbarischen Zeiten nur selten vorkommt. Er ließ alle Paduaner, welche in seinem Heere waren, in Ketten legen, jedem, der einen Versuch zur Flucht machte, Arme und Beine abschneiden, und die gesammte Masse der Gefangenen auf eine so unmenschliche Art behandeln, daß von elftausend nur zweihundert am Leben blieben.

Als der Kaiser aus Deutschland zurückkam, schien für die Freiheit der Lombarden die Stunde der Vernichtung geschlagen zu haben. Friedrich that den Gesandten des Pabstes, die ihm in der Lombardei entgegen kamen, offen und rückhaltlos kund, daß sie sich in seine Angelegenheiten nicht zu mischen hätten, und ließ dem Pabste selbst durch seinen Kanzler, Peter a Vineis, und durch den Deutschmeister, Hermann von Salza, eine schnöde Botschaft nach Rom überbringen. Zugleich rief er den Kern seiner mohammedanischen Truppen aus Neapel herbei, vereinigte sie mit den deutschen Rittern, die ihm in großer Zahl nach Italien gefolgt waren, zog die Bürgermilizen der ihm getreuen Städte, sowie Ezzelino's Macht an sich, und rückte dann mit einem Heere, welches ohne die Saracenen über hunderttausend Mann stark gewesen sein soll, auf Mailand los. Diese Stadt rüstete sich schnell, und so groß war der Muth und Reichthum ihrer Bürger, so blühend die Lombardei überhaupt in ihrem damaligen freien Zustande, daß die Mailänder in Verbindung mit einigen anderen Städten dem Kaiser ein Heer von sechzigtausend Mann entgegenschicken konnten. Sie schlugen am Oglio ein festes Lager auf, um Friedrich am Übergange zu hindern. Hier lagen sie ihm einige Monate hindurch gegenüber, zum großen Unglück für das neapolitanische Reich, dessen Bürger durch außerordentliche Kriegssteuern die Unterhaltskosten des starken kaiserlichen Heeres decken mußten, während die Lombarden abwechselnd auf kurze Zeit nach Hause zogen und jeder Einzelne unter ihnen von dem Seinigen zehrte. Endlich glaubten Friedrich's Feinde, er habe wegen des bevorstehenden Winters den Feldzug einstweilen eingestellt, und brachen nicht in bester Ordnung aus ihrem Lager auf, um nach Hause zurückzukehren. Diesen Augenblick nahm Friedrich wahr. Er setzte den

Lombarden nach, holte sie bei Cortenuova ein, und brachte ihnen eine furchtbare Niederlage bei (Ende November 1237). Ihr Heer wurde zerstreut, gegen zehntausend Mailänder, unter ihnen die angesehensten Männer der Stadt, verloren theils das Leben, theils geriethen sie in Gefangenschaft, und selbst das heilige Panier der Mailänder, ihr Fahnenkarren (s. Th. VI. S. 184), mußte dem Feinde preisgegeben werden, nachdem man vergebens wenigstens das Crucifix desselben zu retten gesucht hatte. Friedrich schickte den Fahnenkarren nach Rom, um den Römern zu schmeicheln und Gregor, den Schützer und Bundesgenossen der Lombarden, zu kränken. Unter den Gefangenen befand sich auch der Podesta von Mailand, ein Sohn des venetianischen Dogen Tiepolo. Friedrich behandelte ihn auf eine unwürdige Weise: er ließ ihn oben auf den Fahnenkarren binden und so dem Volke zum Schauspiel durch Cremona schleppen; dann schickte er ihn nach Apulien und ließ ihn dort aufknüpfen.

Nachdem Friedrich in der Person Tiepolo's die Venetianer tödtlich beleidigt hatte, erbitterte er auch die Genuesen gegen sich durch die besondere Gunst, die er den Pisanern bewies. Die Genuesen und Venetianer verbanden sich darauf enge mit dem Pabste. Während auf diese Weise die Feinde des Kaisers sich mehrten, gab er selbst, wie einst in ähnlicher Lage sein Großvater, durch sein Verfahren dem Pabst und seinen Verbündeten die Waffen gegen sich in die Hände. Er schloß sich immer näher an Ezzelino an, und vermählte ihm im Frühling des Jahres 1238 eine seiner Töchter; er ernannte seinen natürlichen Sohn Enzio (Heinz) zum König von Sardinien, obgleich diese Insel von den Päbsten als ein Eigenthum des römischen Stuhles angesehen wurde; er forderte endlich von den Mailändern, als sie durch die angebotene Auslieferung aller ihrer Fahnen und Kostbarkeiten und durch das Versprechen, zehntausend Mann zum Kreuzzuge zu stellen, seine Verzeihung zu erkaufen suchten, unbedingte Unterwerfung, so daß sie nothgedrungen den Beschluß faßten, lieber mit dem Schwert in der Hand zu sterben, und daß er selbst von dem Augenblick an in Aller Augen als ein hartherziger Tyrann erschien. Der Pabst machte die Sache der Lombarden, Genuesen und Venetianern öffentlich zu der seinigen, schloß einen förmlichen Bund mit ihnen, und that endlich, im Vertrauen auf die Vereinigung

aller Freien gegen alle Tyrannen, den Kaiser von neuem in den Bann (Ende März 1239). Gregor konnte diesen kühnen Schritt um so eher wagen, als der Kaiser bei der im Sommer des vorhergehenden Jahres unternommenen Belagerung von Brescia völlig gescheitert war und seine besten Leute, sowie alle seine Vorräthe verloren hatte. In seinen Manifesten erklärte Gregor den Kaiser nicht blos für einen Feind des Pabstes und der Kirche, sondern auch für einen Gegner des Christenthums selbst, und es ward damals das Gerede in Umlauf gebracht, daß Friedrich Moses, Christus und Mohammed die drei Hauptbetrüger der Welt genannt, und einst beim Anblick eines Priesters, der die Hostie zu einem Kranken trug, ausgerufen habe: „Wie lange wird dieser Betrug noch dauern?" Der Kaiser blieb dem Pabste die Antwort nicht schuldig, und Beide schimpften und höhnten von jetzt an einander aufs schrecklichste. Wenn übrigens Friedrich die Hölle, zu der ihn Gregor verdammte, durch irgend etwas verdient hatte, so war es durch sein Verfahren gegen die Bürger seines neapolitanischen Reiches. Er hatte freilich, wie schon oben angeführt ist, allerlei vortreffliche Verordnungen erlassen, und sogar die Stände zu den Berathungen über des Landes Wohl zugezogen; allein dessen ungeachtet drückte er die Neapolitaner und Sicilianer auf unerhörte Weise, und war in allem, was er that, nur darauf bedacht, wie er seine Kasse füllen und seine Gewalt erweitern könne. Kein Jahr verging, in welchem er nicht aus irgend einem, von den Zeitumständen hergenommenen Grunde eine außerordentliche Steuer ausschrieb. Er machte unter Andern den Verkauf aller der Erzeugnisse des Landes, welche für Neapel und Sicilien die Hauptquelle des Reichthums und den Hauptgegenstand der Ausfuhr bildeten, zu einem Monopol der Regierung, und zog, ohne Rücksicht auf geistliche oder weltliche Privilegien, alle Gerbereien und Färbereien ein, um sie an Juden zu verpachten. Am ärgsten mishandelte er seine Unterthanen in Neapel und Sicilien während des lombardischen Krieges. Von dem Augenblicke an, wo dieser begann, wurden jedes Jahr starke Kriegssteuern erhoben, das Land außerdem noch durch die Stellung und Unterhaltung von Truppen erschöpft, die Geistlichen unter der Form eines Anlehens zur Auslieferung der Kirchengeräthschaften genöthigt und die Seestädte gezwungen, ihre Schiffe auf Requisition herzugeben und die kaiser-

liche Flotte zu verproviantiren. Auf diese Weise gab Friedrich ein Vorspiel dessen, was in späteren Zeiten, als die Einsicht in Polizei, Gerichtswesen und Finanzen laut und offen für die höchste Weisheit aller Staatsleute erklärte wurde, in ganz Europa geschah.

Während Friedrich das untere Italien mishandelte, bewies Ezzelino in Oberitalien, daß jede Stadt zur Hölle werde, sobald ein Teufel an Verstand und Herz Gewalt über sie habe. Ezzelino wollte mit Hülfe des Kaisers unumschränkter Gebieter im Lande werden, und erlaubte sich zu diesem Zwecke Alles, selbst das Entsetzlichste. Er und sein Bruder, Alberico von Romano, heuchelten sogar den bittersten Haß gegen einander, der Letztere verband sich zum Schein mit den Feinden Ezzelino's, Beide lieferten sich Schlachten und plünderten die Güter ihrer Anhänger und Freunde, Alles blos damit sie die Anschläge ihrer Feinde besser entdecken und hintertreiben könnten. Ein Zeitgenosse, der ihre Thaten beschreibt, weiß kaum Worte für ihre Gräuel zu finden, und sagt von ihnen: „Ezzelino und Alberico thaten um ihrer Herrschsucht willen alles Böse, das die Welt nur kennt; sie tödteten und verstümmelten Männer, Weiber und Kinder, und waren sogar ihren Freunden noch furchtbarer, als ihren Feinden, weil diese ihnen nicht trauten und sich stets, so viel sie nur konnten, ihrer Gewalt entzogen." Ein trauriger Beweis der Verdorbenheit des italiänischen Charakters in jener Zeit scheint freilich, daß diese schrecklichen Tyrannen immer Leute fanden, die sich als willige Werkzeuge ihrer Grausamkeiten gebrauchen ließen; man wird jedoch die Italiäner weniger anklagen und verdammen, wenn man erwägt, daß auch die neuesten Zeiten gezeigt haben, wie leicht Helden von Handwerk zu Schergen werden. Auf solchen Helden beruhte aber Ezzelino's Macht, da er Deutsche und Saracenen, Apuler und Piemontesen in seinen Diensten hatte, gut bezahlte und in Ehren hielt.

Die päbstliche Partei war indessen da, wo sie die Obergewalt hatte, nicht weniger grausam, als die kaiserliche. Das zeigte sich besonders bei und nach der Eroberung von Ferrara. Diesem Freistaat stand mit väterlichem Ansehen der siebenzigjährige Salinguerra, ein Freund des Kaisers, vor, ohne daß er bedeutende Vorrechte genoß oder besondere Abgaben verlangte. Der Pabst, die Venetianer und der Markgraf von Este verdrängten aber durch ihre

Anhänger den wackeren Mann, ließen ihn gefangen nach Venedig bringen, und nöthigten fünfzehnhundert Bürger von Ferrara, ihre Vaterstadt zu verlassen. Hierauf drückten zuerst die Venetianer zwei Jahre lang die Stadt mit unerträglichen Auflagen, und vertheilten die Güter der Verbannten unter ihre Freunde und Anhänger; dann erhielt der Markgraf Azzo die Würde eines Stadtschultheißen oder Podesta. Aus einem Stadtschultheiß mit dreitausend Pfund Gehalt ward Azzo später Herr und Gebieter der Stadt, er verlegte den Sitz seiner Herrschaft nach Ferrara, und die unglücklichen Bürger mußten fortan den glänzenden Hof und die Verschwendung, wodurch das Haus Este berühmt ward, mit ihrem Gut und Blut unterhalten. Die Geschichte von dem, was Ferrara zu erleiden hatte, wurde dadurch noch schrecklicher, daß gleich anfangs der päbstliche Legat zuerst einen Vertrag mit Salinguerra geschlossen, und dann im Namen des Gottes der Wahrheit und seines Statthalters auf Erden den treulosesten Bruch desselben erlaubt hatte. Als der Markgraf von Este sich diesem Beginnen widersetzen wollte, erklärte ihm der Legat geradezu, man müsse, wenn es etwas so Nützliches wie den Besitz von Ferrara gelte, sich um Ehre und Eid nicht bekümmern. Auf solche Weise hatten freilich die beiden Häupter der Kirche und des Staats einander nichts vorzuwerfen. Dies war auch in anderen Dingen der Fall. So faßten z. B. Beide in ihrem Verhalten gegen die Ketzersecten, welche unter verschiedenen Namen in Oberitalien aufgetreten waren, nur ihren eigenen Vortheil ins Auge. Friedrich erließ, weil er den Schein der Ketzerei von sich entfernen wollte, und weil jene Secten ebenso furchtbare Gegner der Monarchie im Staate, als der päbstlichen Herrschaft in der Kirche, waren, ein grausames Gebot nach dem anderen, um alle Widersacher des päbstlichen und monarchischen Systems auszurotten. Der Pabst dagegen schonte die Ketzer in Italien, während er die Albigenser in Frankreich aufs grausamste verfolgen ließ, und schämte sich nicht öffentlich zu erklären: die göttliche Lehre wolle und fordere, daß er aus menschlicher Staatsklugheit dieselben Leute, die er an einem Orte quälen und verbrennen lassen, am anderen dulde und schütze, blos weil Friedrich sie verfolge. Wenn ferner der Pabst Gregor und selbst der große Dichter, der den Kaiser sonst so gern vertheidigt (Dante), diesem unerhörte Grausamkeiten gegen diejenigen vorwerfen,

welche auf des Pabstes Geheiß wider ihn predigten oder das Kreuz nahmen, so klagt dagegen Friedrich vor aller Welt Ohren den Pabst in den härtesten Ausdrücken an, daß er ein Säufer sei, der sich im Rausche einen Herrn des Himmels und der Erde nenne.

Da die Häupter der Kirche und des Staats auf so arge Weise die christliche Lehre verkannten, so wird man sich nicht wundern, daß eines Theils derselbe Kaiser, der den moralischen Glauben verläugnete, sich der Astrologie ergab und also dem unvernünftigen Aberglauben listiger Betrüger anheim fiel, und daß anderes Theils ein Ezzelino als bewundertes Vorbild genialer Männer glänzte. Dieser schreckliche Tyrann, welcher einst das fürchterliche Wort sprach, der Lebende solle den Todten beneiden, lachte des Pabstes und seiner geistlichen Waffen; er verschmähte im Leben wie nachher im Tode alle Gnadenmittel der Kirche; er ward in den Bann gethan und jährlich in Rom aufs neue öffentlich verflucht, und dennoch gab er sich nicht die geringste Mühe um Absolution. Selbst als er endlich, neun Jahre nach Friedrich's Tode, besiegt und tödtlich verwundet in die Hände seiner Feinde fiel und seinem Ende entgegen sah, beharrte er halsstarrig auf dem Vorsatze, ohne Gott zu sterben, wie er ohne Gott gelebt hatte, und wies die Mönche, die ihm geistlichen Trost bringen wollten, mit den Worten zurück: „Ich habe nichts zu bereuen, als daß ich an meinen Feinden keine vollständige Rache nahm, mein Heer schlecht anführte und mich täuschen ließ." Ungeachtet dieser gänzlichen Verachtung alles Höheren und Heiligen und einer moralischen Grundsatzlosigkeit ohne Gleichen nahm sich, als ihn Gott endlich dem Teufel hingab, die größere Zahl der italiänischen Landherren seiner an, und ehrte ihn im Grabe als einen hochzupreisenden Helden und Meister der Staatskunst. Als Ezzelino nämlich schwer verwundet gefangen genommen worden war, drängte das Volk sich schaarenweise herbei, um den schrecklichen Tyrannen in Fesseln zu sehen, und wie die Nachteule, wenn sie einmal am Tage erscheint und vom Lichte geblendet kraftlos dasitzt, von den kleinen Vögeln geneckt und verhöhnt wird, so spottete und schmähte der große Haufen den wehrlosen Tyrannen; aber Azzo von Este und andere Großen trieben das Volk von einem Manne zurück, den sie selbst bewunderten, und als Ezzelino elf Tage nachher an seinen Wunden gestorben war, ließen sie seine Leiche mit ritterlichen Ehren beerdigen.

5. Italien unter Friedrich II. und Innocenz IV.

Nach dem verunglückten Zuge gegen Brescia war Friedrich zuerst in Tuscien und Toscana und dann in den Kirchenstaat selbst eingefallen. Hier hatte er nicht nur die alten Verbindungen mit den Frangipani's in Rom erneut und dem Pabste Gregor in den Colonna's und anderen Ghibellinen der Stadt neue Feinde erweckt, sondern auch einen Ort des päbstlichen Gebietes nach dem anderen erobert. Mit welcher Klugheit und bewunderungswürdiger Ausdauer er auf diesem Zuge verfuhr, davon kann die Belagerung der Stadt Faenza als Beispiel dienen. Faenza bot ihm acht Monate lang den hartnäckigsten Widerstand, Friedrich ließ sich aber nicht abschrecken, sondern beharrte trotz aller Schwierigkeiten auf seinem Vorhaben; als ihm endlich das Geld ausging, verpfändete er seine Kleinodien und ließ seine silbernen Geräthschaften einschmelzen, und als er auch damit nicht ausreichte, ließ er lederne Münzen machen, die er nachher mit der Beute von Faenza wieder einlöste; auf diese Weise brachte er endlich die Einwohner aufs Äußerste und zwang sie zur Übergabe (1241). Die Eroberung der Städte um Rom, welches nach und nach ganz vereinzelt ward, versetzte den Pabst in eine höchst bedenkliche Lage, zumal da auch sein Kardinals-Collegium durch den Abfall Einzelner sehr zusammenschmolz. Gregor beschloß in seiner Noth, sich durch Abgeordnete des ganzen europäischen Klerus zu verstärken und seine Sache zu einer Sache der gesammten Christenheit zu machen. Zu diesem Zwecke schrieb er 1241 eine förmliche Kirchenversammlung nach Rom aus, wobei er besonders auf die französische Geistlichkeit rechnete. Friedrich jedoch protestirte beim Könige von Frankreich gegen eine solche Versammlung, und erklärte aufs bestimmteste, daß er bei aller Achtung für das Völkerrecht jedem Pfaffen, der nach Rom reisen wolle, den Durchgang durch seine Länder wehren werde. Als darauf die Genuesen ihre Flotte zur Überfahrt der französischen Kardinäle und Bischöfe hergaben, ließ er sie durch seine getreuen Pisaner angreifen. Die Genuesen wurden geschlagen, ihre Schiffe größtentheils genommen und die mit denselben gefangenen Geistlichen so lange, als es den Absichten des Kaisers diente, in harter Haft gehalten. Noch ehe die Gefangenen frei gegeben waren, starb Gregor (August 1241). Mitten in diesem Streite zwischen Kaiser

und Pabst ward das deutsche Reich von Osten her durch die gräßlichen Horden der Tataren bedroht (s. S. 236). Friedrich, nur mit den italiänischen Angelegenheiten beschäftigt, that nichts, um sie abzuwehren; ja, man findet sogar in seinen hinterlassenen Briefen die unumwundene Erklärung ausgesprochen, er habe durchaus keine Lust, sich der von den Heiden bedrängten Christenheit anzunehmen, so lange ihm das Haupt derselben mehr Verdruß mache, als alle Tataren.

Bald nach dem Tode Gregor's entließ Friedrich auf Bitten der Kardinäle in Rom zweier ihrer Collegen, die in seiner Gewalt waren, gegen Bürgschaft, damit sie an der Pabstwahl Theil nehmen könnten. Dessen ungeachtet bestand das zusammengekommene Wahlcollegium nur aus zehn Kardinälen. Diese brachten nicht ohne große Schwierigkeiten im Oktober eine Wahl zu Stande. Der von ihnen ernannte Pabst aber starb schon wenige Tage nach seiner Einsetzung. Die bedrängten, unter sich uneinigen Kardinäle konnten sich hierauf zwei Jahre lang nicht über eine Wahl verständigen, obgleich ganz Europa durch die Lage der Kirche beunruhigt ward, und nicht blos Friedrich, sondern auch der fromme König von Frankreich, Ludwig IX., den Kardinälen die bittersten Vorwürfe machte. Während dieser Zeit zeigte sich die Macht der lombardischen Städte im glänzendsten Lichte; denn obgleich sie von päbstlicher Hülfe verlassen waren, und auf der einen Seite von dem furchtbaren Ezzelino, auf der anderen von König Enzio und von einem anderen natürlichen Sohne Friedrichs, den dieser zum Statthalter von Toscana ernannt hatte, Friedrich von Antiochia, heftig bedrängt wurden, so widerstanden sie doch allen Angriffen ihrer Gegner.

Als endlich (Juni 1243) eine Pabstwahl zu Stande kam, fiel sie auf den Genuesen Sinibald Fiesko aus dem gräflichen Hause Lavagna, einen Mann im kräftigsten Lebensalter. Dieser nahm den Namen Innocenz IV. an, weil er sich zu denselben Grundsätzen, wie Innocenz III., bekannte. Mit ihm suchte sich Friedrich sogleich wegen der Herstellung des Friedens zu verständigen; der Pabst benutzte aber die Unterhandlungen, um nach seiner Vaterstadt und von da nach Lyon zu entfliehen. Diese Stadt befand sich damals in einer solchen Lage, daß es gewissermaßen zweifelhaft war, ob sie zu dem deutsch-arelatischen oder zum französischen Reiche

gehöre, und da sie außerdem eine Art von Republik bildete, welche unter dem Einfluß des dortigen Erzbischofs und des Königs von Frankreich stand, so war sie ganz zum Mittelpunkt der geistlichen Angriffe gegen den Kaiser geeignet. Auch war Innocenz kaum in Lyon angekommen, als er auf das Johannisfest 1245 eine Kirchenversammlung dahin berief, um über den Kaiser Gericht zu halten. Dieser protestirte aufs nachdrücklichste gegen jede Gerichtsbarkeit der Pfaffen in weltlichen Dingen, und schickte, um seine Protestation zu rechtfertigen, eine Gesandtschaft nach Lyon, an deren Spitze sein Hofrichter, Thaddäus von Suessa, ein mit Schärfe des Verstandes, genauer Kenntniß der Verhältnisse, großer Rechtsgelehrsamkeit und allen Künsten eines Advokaten begabter Mann, stand. Er selbst stellte sich, als wenn er nach Lyon kommen wolle, ging aber nicht weiter als bis Turin. Thaddäus vertheidigte seinen Herrn vor dem Concilium mit der ganzen Kraft seines außerordentlichen Talents. Er suchte die rechtlichen Gründe geltend zu machen, und stützte sich besonders darauf, daß der Pabst zwar die Macht, Sünden zu vergeben oder zu behalten, und die Befugniß, den Kaiser zu salben und zu krönen, besitze, daß aber eine weltliche Gerichtsbarkeit und das Recht, Fürsten abzusetzen, ihm ebenso wenig zustehe, als den Bischöfen irgend eines einzelnen Landes, welche ihre Könige nach alter Sitte salbten und einweiheten. Er trug alles dies den versammelten Kirchenvätern mit solcher Beredsamkeit und Advokaten-Kunst vor, daß seine Reden von häufigen Thränen unterbrochen wurden. Aber Alles war vergeblich; Innocenz sprach vor dem Concil den Bannfluch gegen Friedrich aus, ohne vorher auch nur die rechtlichen Fristen eingehalten zu haben. Sein Spruch ward von der Versammlung stillschweigend angenommen und also gewissermaßen von der Christenheit selbst ausgesprochen.

Der Kaiser gerieth durch den Bann selbst im Grunde in keine schlimmere Lage, als vorher; dagegen war ihm die Rührigkeit und rastlose Thätigkeit des Pabstes um so nachtheiliger. Ein päbstlicher Legat, der Kardinal Gregor von Montelongo, stellte sich an die Spitze der lombardischen Guelfen, und machte den kaiserlich Gesinnten viel zu schaffen; Innocenz selbst aber unterstützte seine Anhänger mit großen Summen, welche er aus England zog, erregte Unruhen in Deutschland, spähte auf heimtückische Weise die Geheimnisse des kaiserlichen Kabinets aus, und suchte

Friedrich's treueſte Diener zu verführen. Selbſt Peter a Vineis ließ ſich einige Jahre nachher vom Pabſte gewinnen, ſo daß der Kaiſer glaubte, er habe ihn in Verbindung mit ſeinem Arzte vergiften wollen. Dante hat jedoch in einem dem großen Kanzler gewidmeten Geſange des Inferno dieſe Anklage unwillig zurückgewieſen. Der eigentliche Zuſammenhang der Sache kann nicht mit Beſtimmtheit angegeben werden; gewiß iſt aber, daß Friedrich gegen das Ende ſeines Lebens ſich genöthigt ſah, den Mann, der bisher ſein vertrauteſter Diener und ſein tüchtigſter Beamter geweſen war, in den Kerker werfen zu laſſen, und daß Peter hier ſich ſelbſt das Leben nahm. In Deutſchland übernahm der Erzbiſchof Siegfried von Mainz die Rolle, welche Gregor von Montelongo in Italien ſpielte. Er vereinigte die Gegner Friedrich's zu einer Partei, bewog durch päbſtliches Geld einen Theil der geiſtlichen Großen und mehrere weltliche Fürſten, einen neuen König an Friedrich's Stelle zu wählen, und brachte ſeinen frommen Nachbar, den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen, dazu, daß er ſich wählen ließ und, auf jene Partei geſtützt, den Titel eines deutſchen Königs annahm (1246).

Friedrich ſeinerſeits griff den Pabſt mit gleicher Rückſichtsloſigkeit und Schlauheit an. Er ſprach in ſeinen Manifeſten laut den Grundſatz aus, zu welchem ſich im Anfange des folgenden Jahrhunderts auch Dante bekannte, daß durch den Beſitz der weltlichen Güter die geiſtliche Gewalt und der Klerus verdorben ſei, und daß daher, wenn nicht Alles untergehen ſollte, die Kirche durch die weltliche Macht auf den urſprünglichen Zuſtand zurückgebracht werden müſſe. Um in dieſer Hinſicht das Seinige zu thun, nahm er den Geiſtlichen ſeiner Staaten den privilegirten Gerichtsſtand, zwang ſie vor den weltlichen Gerichten zu erſcheinen, und forderte auch die Fürſten anderer Länder auf ein Gleiches zu thun. Außerdem verfolgte er beſonders die Dominikaner-Mönche, die man überhaupt in Rückſicht der Gelehrſamkeit und des Wirkens die Jeſuiten des Mittelalters nennen kann, mit furchtbarer Strenge, weil ſie eine Hauptſtütze des Pabſtes waren und Mord und Brand predigten, während die Franziskaner, denen Innocenz auf dringendes Bitten der Pfarrer jede Einmiſchung in die Pfarrgeſchäfte unterſagt hatte, zur Partei des Kaiſers gehörten, und ihr Ordensgeneral Helias, der nächſte Nachfolger des heiligen Franziskus, einer der

eifrigsten Anhänger desselben war. Den frommen König Ludwig IX. von Frankreich, welcher eben im Begriff war, seinen Kreuzzug anzutreten, machte Friedrich glauben, er wolle die Ausgleichung in seine Hände legen, und der gute König beeilte sich, mit Innocenz darüber in persönliche Unterhandlung zu treten. Er ward aber von diesem mit seinem Anliegen zurückgewiesen, und trennte sich unwillig von ihm, weil er gar nicht begreifen konnte, wie das Haupt der Kirche so unversöhnlichen Sinnes sein könne. Der schlaue Kaiser wußte bei der Gelegenheit aus des Pabstes Hartnäckigkeit den größten Nutzen zu ziehen; denn er rief zwischen dem geraden und aufrichtigen König und dem tückischen Pabste eine solche gegenseitige Verstimmung hervor, daß der Letztere sich bewogen fand, dem Ersteren zu schreiben, er wolle und brauche seine Hülfe und Unterstützung nicht. Friedrich dagegen blieb mit dem französischen König in gutem Vernehmen. Als Ludwig (Sommer 1248) in den Orient ging, sorgte der Kaiser dafür, daß für sein Heer sowohl nach Cypern, als nach Palästina eine bedeutende Menge Getraide aus Sicilien gebracht wurde. Auf diese Weise wurden die Franzosen bald so sehr gegen den Pabst aufgeregt, daß die angesehensten Großen ihres Reiches sogar ein förmliches Manifest ausgehen ließen, in welchem sie, auf Friedrich's Princip gestützt, gegen das päbstliche System des Kirchenregiments auftraten, die Gerichtsbarkeit der zum Theil aus dem niedrigsten Stande hervorgegangenen Geistlichen über Freigeborene und Fürsten für eine Verletzung der uralten Rechte des Adels erklärten, und den göttlichen Spruch, dem Kaiser zu geben was dem Kaiser ist, als ein selbst unter den Heiden bestehendes Recht gegen die Anmaßungen der Pfaffen geltend machten. Da Friedrich auch die weltlichen Fürsten Deutschlands fast ohne Ausnahme für sich hatte, so fehlten ihm nur noch die Engländer, um in Europa mehr zu gelten, als der Pabst. Diese hatten seit dem Lyoner Concilium nicht die beste Miene gegen Friedrich gemacht, aber Innocenz selbst gab dem Kaiser das Mittel in die Hand, auch sie an sich zu ziehen. Innocenz hatte nämlich, im Vertrauen auf die Erbärmlichkeit des englischen Königs Heinrich III., seither aus der Kirche von England den Haupttheil der ihm nöthigen Gelder gezogen und seine Erpressungen zuletzt so weit getrieben, daß der ganze dortige Klerus in Wuth gerieth. Dies benutzte Friedrich. Er nahm den günstig-

sten Zeitpunkt wahr, schickte ein Schreiben und einen Bevollmächtigten an die englische Geistlichkeit, und zog dieselbe völlig von dem Pabste ab.

Innocenz war unterdessen mit nicht geringerer Tyrannei und Klugheit bemüht, die christliche Welt gegen den Kaiser aufzuregen. Er brachte, als Heinrich Raspe 1247 gestorben war, in Deutschland die Wahl eines neuen Pfaffenkönigs, des Grafen Wilhelm von Holland, zu Stande; er sandte nach Spanien und Norwegen seine Legaten, um auch in diesen Ländern über Friedrich sein Wehe ausrufen zu lassen und ihm Feinde zu erwecken; er ließ durch andere Legaten die italiänischen Städte und Herren von jedem Gedanken an einen Frieden mit dem Kaiser abmahnen; er bearbeitete endlich die Bewohner von Neapel und Sicilien, und trieb sie zu einer Empörung, welche dann von Friedrich mit großer Grausamkeit unterdrückt ward. Verderblich war für Friedrich nur die Feindschaft der Lombarden; diese kämpften mit so viel Glück und Ausdauer gegen ihn, daß damals ohne Ezzelino seine Macht in Oberitalien ganz vernichtet worden wäre. Im Sommer 1247 gelang es den Guelfen, Parma dem Kaiser zu entreißen. Dieser zog hierauf selbst gegen Parma, schloß die Stadt enge ein, und erbaute, um sie desto gewisser verderben zu können, eine neue Stadt, welche er stolz die Siegesstadt (Vittoria) nannte, und die ihm nicht nur als Waffenplatz für sein starkes Heer, sondern auch zur Aufbewahrung bedeutender Mundvorräthe und großer Schätze diente. Diese Stadt ward aber während einer zufälligen Abwesenheit des Kaisers von den Parmesanern durch Verrath und plötzlichen Überfall genommen und niedergebrannt, und zugleich das kaiserliche Heer mit großem Verlust an Todten und Gefangenen zerstreut. Eine Menge Waffen nebst vielen Kostbarkeiten fiel bei der Gelegenheit in die Hände der Parmesaner, und was den erlittenen Schlag für Friedrich doppelt hart machte, sein trefflicher Hofrichter, Thaddäus von Suessa, gerieth damals schwer verwundet in Gefangenschaft, und wurde von den Parmesanern auf grausame Weise getödtet. So entriß ihm das Schicksal um dieselbe Zeit, wo er seinen Kanzler Peter in den Kerker werfen lassen mußte, einen seiner tüchtigsten Diener. Bald darauf (1249) ward ihm auch sein Sohn Enzio geraubt, der seither im Felde ebenso viel geleistet hatte, als Thaddäus und Peter im Kabinet. Enzio wurde in einer Schlacht,

die er den Bologneſen lieferte, gefangen genommen, und ſeine Beſieger legten eine ſolche Bedeutung auf ſeine Perſon, daß ſie alle Anerbietungen, die ihnen Friedrich für ſeine Freilaſſung machen ließ, zurückwieſen. Er war bei ſeiner Gefangennehmung erſt vierundzwanzig Jahre alt, und blieb bis zu ſeinem dreiundzwanzig Jahre ſpäter erfolgten Tode im Kerker; doch war ſeine Haft leidlich. Enzio's Schickſal war ebenſo für die Plane, wie für das Gemüth des Kaiſers ein harter Schlag. Er überließ bald nachher die Lombardei ganz dem grauſamen Ezzelino, und begab ſich in das Neapolitaniſche, wo er am Ende des folgenden Jahres (1250) erkrankte und ſtarb. Die Nachricht von ſeinem Tode ward von Innocenz mit wahrem Entzücken empfangen, und das Oberhaupt der Kirche ſcheute ſich nicht, denſelben der Welt frohlockend als ein Ereigniß, über das Himmel und Erde ſich freuen müßten, und als ein Zeichen der göttlichen Rache zu verkünden. Ob ſich übrigens Friedrich, wie die Ciſtercienſer verſichern, auf dem Todbette bußfertig in die Arme ihres Ordens geworfen und von einem italiäniſchen Erzbiſchof die Löſung vom Banne geſucht und empfangen habe, iſt ungewiß und ſogar unwahrſcheinlich; jedenfalls beweiſt das von ihm einige Tage vor ſeinem Tode gemachte Teſtament, daß er auch ſterbend die kaiſerlichen Rechte nicht aufgab. In dieſem Teſtamente räumt er der Kirche nicht mehr ein, als er ihr immer zugeſtanden hatte, und in dem wichtigſten Artikel desſelben verordnet er zwar, daß, wie es heißt, „der heiligen römiſchen Kirche, unſerer Mutter, alle ihre Rechte zurückgegeben werden ſollen," macht aber dabei den Zuſatz, daß dies nicht anders geſchehen dürfe, als „unbeſchadet der Ehren und Rechte des Reiches, ſowie unſerer Erben und Getreuen in aller und jeder Hinſicht, und unter der Vorausſetzung, daß auch die Kirche ſelbſt die Rechte des Reiches wieder herſtelle." Übrigens wurde in dem Teſtamente Friedrich's natürlicher Sohn, Manfred, der des Vaters Ebenbild war, am beſten bedacht. Zwar ſetzte Friedrich den älteſten ſeiner beiden noch lebenden ehelichen Söhne, Konrad IV., zum Haupterben ein; er ertheilte aber dem Manfred nicht nur das Fürſtenthum Tarent mit einem ſehr ausgedehnten Gebiete, ſondern verordnete auch, daß Manfred, ſo oft Konrad abweſend ſei, das italiäniſche Reich als Generalſtatthalter verwalten, in demſelben alle Arten von Regentenhandlungen, ſelbſt

die Verschenkung von Gütern unabänderlich vornehmen und, im Falle die beiden noch übrigen ehelichen Söhne, Konrad und Heinrich, kinderlos stürben, ihnen nachfolgen sollte. Dem zuletztgenannten Sohne des Kaisers, dessen Mutter die englische Prinzessin Isabella war, wurde eine Summe Geldes und ein leerer Königstitel gegeben; Friedrich verfügte nämlich im Testament, daß derselbe hunderttausend Unzen Goldes und nach Konrad's Entscheidung eines der beiden Königreiche Arelate und Jerusalem erhalten sollte. Der noch unmündige Enkel Friedrich's von dem früher als Rebellen eingekerkerten und vor acht Jahren gestorbenen ältesten Sohne Heinrich, Friedrich, erhielt ein Land im Monde. Der Kaiser bestimmte ihn nämlich zum Herzog des Landes Östreich, dessen Herrscherhaus, die babenbergische Familie (s. Th. VI. S. 116), 1246 mit Friedrich dem Streitbaren ausgestorben war; einige mächtige Fürsten machten aber auf dieses Land, welches in jenem Jahr als Reichslehen eingezogen worden war, Anspruch, die Östreicher selbst wollten von einem Heimfall ans Reich nichts wissen, und es war deshalb an eine Ausführung dessen, was der Kaiser in seinem Testament über sie verfügte, nicht zu denken. Auch starb der junge Prinz schon zwei Jahre nach seinem Großvater. Übrigens suchte der Kaiser durch einen besonderen Artikel seines Testaments die Unterthanen seines neapolitanisch-sicilianischen Reiches zu beruhigen; er verordnete, daß Alles wieder auf den Zustand der guten alten Zeit unter Wilhelm II. zurückgeführt werden sollte, und nahm also alle seine drückenden Neuerungen zurück.

6. Italien von Friedrich's II. Tod an bis zum Untergange Manfred's.

Als Friedrich starb, befand sich sein Sohn Konrad IV. in Deutschland, Innocenz verweilte noch immer in Lyon, und da außerdem auf Betreiben des Letzteren sich sogleich ganze Landschaften des sicilianisch-neapolitanischen Reiches empörten, so hatte Manfred, welcher die Generalstatthalterschaft dieses Reiches übernahm, Gelegenheit, gleich anfangs seine Talente zu zeigen. Er war damals kaum achtzehn Jahre alt, schon seine ersten Schritte aber verriethen einen Mann von Kraft und Gewandtheit. Die campanischen Städte Neapel, Aversa, Nola und Capua schlossen ihm die Thore; er wandte sich klüglich nicht zuerst gegen sie,

ſondern nach dem Lande Apulien, wo die Bürger von Foggia, obgleich angeblich unbeſchadet des Gehorſams gegen den König, die Geſchäfte des königlichen Richters an einen aus ihrer Mitte gewählten Ausſchuß übertragen hatten, und eine Art von lombardiſchem Städtebund mit einem zweiten Mailand zu bilden ſuchten. Manfred bemächtigte ſich durch raſche und entſchiedene Maßregeln der gleichfalls empörten Stadt Baroli an der apuliſchen Küſte, ſchleifte ihre Mauern, und ſchreckte durch dieſes Beiſpiel der Strenge Foggia und die anderen Städte Apuliens ſo ſehr, daß ſich alle freiwillig unterwarfen. Zu gleicher Zeit ſchickte er ſeinen Halbbruder Heinrich, den Sohn der engliſchen Prinzeſſin Iſabella, nach Sicilien, um die Bewohner dieſer Inſel zu gewinnen. Dann zog er nach Campanien und unterwarf auch hier faſt alle empörten Städte. Unterdeſſen war Innocenz von Lyon nach Italien zurückgekehrt. Er hatte noch vor ſeiner Abreiſe an die Mönche in Deutſchland den Befehl geſchickt, gegen den neuen König, Konrad, das Kreuz zu predigen und den Feinden desſelben die nämlichen geiſtlichen Vortheile zu verſprechen, welche die Kirche allen denen, die gegen die Ungläubigen zu Felde zogen, zuerkannt hatte. Er übertrug alſo den tödtlichen Haß gegen Friedrich auch auf deſſen Sohn, obgleich er dieſem durchaus keinen Vorwurf zu machen hatte. Durch den Misbrauch, den er mit der geiſtlichen Gewalt trieb, erbitterte er alle frommen Gemüther gegen den Klerus, ſo daß ſelbſt in Frankreich großer Unwillen gegen ihn herrſchte, und Ketzereien, welche hauptſächlich gegen die Geiſtlichkeit gerichtet waren, ſich überall verbreiteten. In Italien dagegen, wohin er im Sommer 1251 kam, ward er von den Mailändern und den anderen ghibelliniſchen Bundesſtädten im Triumph empfangen. Nach Rom wagte er ſich anfangs nicht, weil die Bürger dieſer Stadt ihn früher mit drohenden Worten zur Rückkehr nach Rom aufgefordert und, als er deſſen ungeachtet in Lyon zurückgeblieben war, den Ghibellinen Brancaleone aus Bologna, einen Freund Ezzelino's, unter dem Titel eines Senators an die Spitze ihrer Verwaltung geſtellt hatten. Im folgenden Jahre mußte er jedoch, wenn er Rom nicht ganz verlieren wollte, ſich entſchließen, dahin zurückzukehren.

Auch der König Konrad IV. hatte um dieſelbe Zeit, als Innocenz ſich zur Rückkehr nach Italien anſchickte, den Entſchluß gefaßt,

über die Alpen zu ziehen und seine Erbe in Italien anzutreten, weil die hohenstaufischen Erbgüter in Deutschland, von denen er leben mußte, alle vergabt waren, und die dortigen Verhältnisse überhaupt ihm wenig Aussichten auf eine große und sichere Macht darboten. Er langte erst einige Monate nach dem Pabste in Italien an, und mußte, da man ihm den Durchzug durch die Lombardei versagte, zu Schiffe nach Apulien übersetzen. Hier fand er die Empörung durch Manfred bereits fast ganz unterdrückt, und erstickte den Rest derselben durch die Einnahme der Stadt Neapel, welche dann mit der Schleifung ihrer Mauern und Thürme und mit der Verbannung oder Tödtung ihrer Hauptanführer bestraft wurde. Während er Neapel grausam und hart behandelte, bewies er sich gegen seinen Halbbruder Manfred ungerecht und argwöhnisch, gegen den Pabst aber zuerst demüthig und dann trotzig. Er hob einen großen Theil der von Manfred erlassenen Verfügungen auf, entzog ihm einen Theil des vom Vater ererbten Landes, und kränkte ihn in seinen Anhängern und Verwandten. Den Pabst suchte er anfangs durch die angebotene Aufopferung wichtiger Rechte sich geneigt zu machen; Innocenz wies aber alle seine Anerbietungen zurück, versagte ihm standhaft die für das sicilianische Reich schon seit langer Zeit zu Recht bestehende päbstliche Belehnung (s. S. 134), und war entschlossen, dieses Reich entweder an einen anderen Fürsten zu bringen oder durch Vertheilung in einzelne Herrschaften und durch Einführung von Städte-Republiken völlig aufzulösen. Als Konrad einsah, daß alle seine Bemühungen beim Pabste nichts fruchteten, brach er die Unterhandlungen mit ihm ab, benutzte seine Anwesenheit in Italien, um bedeutende Summen Geldes zu erpressen und mit denselben ein Heer zu werben, und schickte sich darauf an, mit diesem nach Deutschland zurückzukehren. Noch ehe er jedoch den Marsch angetreten hatte, starb er (1254). Während seines Aufenthalts in Italien war sowohl sein Neffe Friedrich, als auch sein Stiefbruder Heinrich eines plötzlichen Todes gestorben, und man beschuldigte, wiewohl gewiß mit Unrecht, ihn selbst der Vergiftung Beider. Ebenso entstand nach seinem Tode das Gerücht, daß Manfred ihn durch Gift aus der Welt geschafft habe.

Konrad hinterließ einen erst zwei Jahre alten Sohn, dem man später den Namen Konradin, d. i. der kleine Konrad, gab.

Zum Vormund hatte er bei seiner Eifersucht auf Manfred nicht diesen, sondern den Markgrafen Berthold von Hochberg ernannt. Manfred verhielt sich dabei scheinbar ganz leidend, weil er wußte, daß Berthold wegen des Hasses der Italiäner gegen alle Deutschen seine Stellung nicht werde behaupten können. Auch sah sich der Letztere in der That schon nach kurzer Zeit genöthigt, die vormundschaftliche Regierung an Manfred abzutreten. Dieser war kaum Regent des neapolitanischen Reiches geworden, als Innocenz an der Spitze eines Heeres in dasselbe einbrach und überall im Triumph empfangen wurde. Zu gleicher Zeit hatte Innocenz den deutschen König, Wilhelm von Holland, bewogen, Berthold's Besitzungen in Deutschland zu bedrohen, und in Folge davon fiel sowohl dieser, als sein Bruder Otto, von Manfred ab, und trat zur päbstlichen Partei über. Auch in Oberitalien nahmen die Dinge eine für Innocenz günstige Wendung, und schon ward dort gegen den Hauptfeind der Kirche ein nicht unbedeutendes Kreuzheer vereinigt, als der Pabst mitten im vollen Genuß seines Triumphs starb (December 1254). Innocenz ward nach seinem Tode von den Franziskanern, welche früher Werkzeuge des römischen Hofes gewesen waren, bitter geschmäht, weil er, wie oben bemerkt ist, die Pfarrgeistlichen gegen sie in Schutz genommen hatte; sie erklärten es unter Andern für ein Zeichen des göttlichen Zornes, daß vor dem Tode seine Zunge gelähmt worden sei, und rächten also ihren Orden gerade so an ihm, wie er selbst sich an Friedrich II. gerächt hatte.

Innocenz Nachfolger war Alexander IV., welcher ganz in die Fußtapfen seines Vorgängers trat und schon durch den von ihm angenommenen Namen seine herrschsüchtigen Absichten hinreichend andeutete (s. Th. VI. S. 448 ff.). Er war vor allem Anderen darauf bedacht, den gefährlichsten Gegner des römischen Hofes, Manfred, welcher unterdessen die größten Anstrengungen zur Wiedereroberung des Reiches gemacht hatte, auf jede Weise zu unterdrücken. Die Mittel dazu gewährte ihm König Heinrich III. von England, an dessen Sohn Edmund schon Innocenz das sicilianische Reich verschenkt hatte, und der dafür nicht nur seinen eigenen Schatz erschöpfte, sondern auch seine Unterthanen hart bedrückte und sogar die Kirchen und Klöster seines Landes ausplünderte. Alexander konnte jedoch trotz aller Bemühungen seine

Absicht nicht erreichen, er mußte vielmehr den Waffen Manfred's weichen, und ward überdies von den Römern aus ihrer Stadt vertrieben. Die Römer hatten ihrem Podesta oder Stadtschultheiß, dem wackeren Bolognesen Brancaleone, sein Amt verlängert, und dieser hatte unter ihnen tüchtig Polizei gehalten, in der Stadt und auf dem Lande alle Thürme und Burgen, in welchen der Adel seinen Raub barg, niedergerissen und alle Vornehmen, die sich Gewaltthätigkeiten erlaubten, aufknüpfen lassen. Er hatte sich dadurch natürlich unter dem Adel und der Geistlichkeit viele Feinde gemacht, diese untergruben nachher sein Ansehen auch bei dem unbeständigen Volke und brachten es zuletzt dahin, daß er ins Gefängniß geworfen wurde (1255). Der Brescianer Maggi aber den man an seine Stelle setzte, war ein grausamer Despot; das Volk empörte sich daher bald gegen ihn, befreite Brancaleone gewaltsam aus dem Kerker, und stellte ihn aufs neue an die Spitze der Regierung. Brancaleone verwaltete sein Amt wieder ganz in derselben Weise wie früher; als er deshalb von dem Pabst Alexander mit dem Banne belegt wurde, erhob sich das Volk sogleich gegen diesen, bedrohte ihn und seine Kardinäle mit dem Tode, und zwang ihn, sein Leben durch schleunige Flucht aus Rom zu retten (1258). Kurze Zeit nachher starb Brancaleone. Auch jetzt gelang es dem Pabste nicht, das verlorene Ansehen wieder zu erlangen; im Gegentheil, die Römer wählten einen Oheim Brancaleone's zu ihrem Oberhaupte, und Alexander konnte nicht nach Rom zurückkehren. Unterdessen hatte sich Manfred immer weiter in Unteritalien ausgebreitet, er war endlich in den Besitz des ganzen sicilianischen Reiches gelangt; und hatte durch das ausgesprengte Gerücht, daß Konradin gestorben sei, seinen Anhängern einen Anlaß und Grund gegeben, ihn zum König auszurufen (1258). Die einmal übernommene Königswürde gewährte dann ihm selbst den Vorwand, die Ansprüche des rechtmäßigen Erben ganz zu beseitigen; er erklärte einer Gesandtschaft, welche die deutschen Anverwandten Konradin's an ihn schickten: er habe durch seine Waffen das Reich Sicilien gegen die Habgier zweier Päbste geschützt; für den jungen Konradin sei dasselbe auf ewige Zeiten verloren, weil weder die Einwohner noch der Pabst jemals wieder die deutsche Herrschaft in Sicilien dulden würden; doch nehme er die Krone für sich selbst nur auf die Dauer seines Lebens

in Anspruch; bei seinem Tode wolle er sie an Konradin übergeben, wenn man diesen sogleich nach Neapel schicke, um ihn dort zu einem Italiäner erziehen zu lassen.

Unterdessen war in Oberitalien Ezzelino von einer Anzahl Fürsten und Städte, die sich gegen ihn verbündet hatten, vernichtet worden, und ein Theil seiner Überwinder, besonders Palavicini und Buoso di Doara, die angesehensten von ihnen, hatten nebst vielen Ghibellinen des Landes Partei für Manfred genommen. Auch in Toscana erklärten sich alle Ghibellinen für diesen. Die aus Florenz vertriebenen Ghibellinen schlossen sogar mit ihm und seinen Anhängern in Toscana einen Bund gegen ihre guelfische Mitbürger, und brachten diesen, von Manfred unterstützt, bei Montaperto eine solche Niederlage bei, daß die Guelfen aus Florenz weichen und ihren Gegnern die Stadt räumen mußten (1260). Jetzt sah sich der Pabst genöthigt, Schritte zur Versöhnung zu thun; er machte aber die Bedingung, daß Manfred seine mohammedanischen Truppen entlassen sollte, oder mit anderen Worten, er ahmte das Beispiel der Wölfe in der Fabel nach, welche den Schafen einen ewigen Frieden gewähren wollten, wenn sie ihnen die Hunde auslieferten. Natürlich ward auf diese Weise aus dem Frieden nichts. Alexander selbst starb nicht lange nachher (1261). Sein Nachfolger Urban IV., rief sogleich fremde Kräfte gegen den verhaßten Manfred zu Hülfe; er sprach dem Bruder des französischen Königs, Karl von Anjou, der durch seine Gemahlin Beherrscher der Provence geworden war, das Reich Sicilien zu, und bewirkte durch diesen Schritt in den Angelegenheiten Italiens eine Veränderung, welche für die mittlere und neuere Geschichte die größte Bedeutung erhalten hat.

Die Provence, welche auf diese Weise damals ebenso wichtig für die politische Geschichte von Südeuropa ward, wie sie es schon längst für die Cultur und Poesie des Mittelalters war, bildete ursprünglich einen Theil des Reichs Arelate. Sie war nachher in die beiden Fürstenthümer Ober- und Nieder-Provence zerfallen, von welchen das Erstere vorzugsweise die Provence hieß und unter den Grafen von Arles stand (s. Th. VI. S. 173), das Letztere aber gewöhnlich den Namen der Grafschaft Forcalquier führte. Beide Fürstenthümer lagen in beständiger Fehde mit einander. Sie enthielten eine Anzahl Städte-Republiken und kleiner Herren,

welche ihren Fürsten nur wenig gehorchten, und von denen die Städte Aix, Arles und Marseille, und die Herren von Sabran und von Baux die angesehensten waren. Ritterschaft, Poesie, feiner geselliger Umgang ohne Rohheit und Völlerei, sowie übertriebene Artigkeit gegen das weibliche Geschlecht zeichneten die Bewohner der Provence vor allen anderen Völkern aus. Alles dies erhielt einen noch höheren Aufschwung, als im Jahre 1167 die Ober-Provence durch Heirath an das königliche Haus von Aragonien und Catalonien kam, und so die beiden schönsten und gebildetsten Länder der damaligen Christenheit unter Einem Haupte vereinigt wurden. Der erste aragonische König, welcher die Ober-Provence beherrschte, war Alphons II. oder, wie er als Graf von Provence bezeichnet wird, Alphons I. Dieser Herrscher, welcher häufiger in der Provence, als in Aragonien lebte, zeichnete sich durch ritterlichen Glanz und edle Freigebigkeit in gleichem Grade aus, war selbst Sänger der platonischen oder geistigen Liebe, welche damals in jenem Lande verherrlicht wurde (s. Th. VI. S. 323 f.), und scheute sich nicht, um die durch die provenzalische Dichtkunst verewigte Jordane Brun den Wettkampf einer solchen Liebe zugleich als Ritter und als Troubadour zu kämpfen. Unter ihm nahm daher die Blüthe der Künste, der Wetteifer der Dichter, die Zahl und der Glanz der Feste und Spiele noch mehr als vorher zu, und Friedrich Barbarossa ließ sich zu Alphons Zeit (1178) unter Feierlichkeiten, welche fast so berühmt sind als sein Krontag in Mainz (s. Th. VI. S. 465), zu Arles krönen. Von Alphons Söhnen erhielt bei seinem Tode (1196) der Eine, Peter II., Aragonien und Catalonien, der Andere, Alphons II., die Provence. Der Letztere heirathete die Erbin von Forcalquier, und vereinigte dadurch auch diese Grafschaft mit der seinigen. Unter seinem Sohne Raimund Berengar IV. (1209—1245), welcher lange bei seinem Oheim und Vormund Peter in Aragonien verweilte, ward die Provence von häufigen Unruhen zerrissen, und dies erleichterte es dem Kaiser Friedrich II., in der Provence aufs glänzendste und nachdrücklichste die Rechte zu üben, welche einst sein Großvater Barbarossa geübt hatte, die aber Otto IV. weder gegen die kleinen Fürsten, noch gegen die Städte hatte geltend machen können. Friedrich's Verfügungen in der Provence waren jedoch nicht heilsam; denn er ließ sich auch dort von der Besorgniß,

die ihm das Städtewesen in der Lombardei eingeflößt hatte, bestimmen und leiten. Er hob namentlich die Verfassungen auf, welche die Städte eigenmächtig gegen ihre schwachen Landesherrn errichtet hatten, um nach dem Beispiele der Lombarden aus bloßen Municipalstädten eigentliche Freistaaten zu werden. Freilich ward diesen Befehlen Friedrich's in der Provence ebenso wenig Folge geleistet, als in Deutschland. Die Herren fuhren fort, Stadtrechte zu ertheilen, übernahmen unter bestimmten Bedingungen die Schultheißen-Würde, und verbanden sich oft mit einer Stadt gegen eine andere; die Städte aber schlossen, je nachdem es ihr Vortheil erheischte, mit den Feinden oder Freunden des Kaisers Bündnisse und Verträge.

Ungeachtet der Freiheit und Selbstständigkeit, welche die Herren und Städte der Provence gegen Friedrich zu behaupten wußten, ward doch das kaiserliche Ansehen in anderen Dingen aufrecht erhalten. Dieses ging überhaupt nicht durch innere Bewegungen unter, sondern durch den Haß des Pabstes Gregor IX., welcher um seines persönlichen Zwistes mit dem Kaiser willen den deutschen Einfluß nach und nach aus der Provence verdrängte und den französischen an seine Stelle brachte. Zuerst riß Gregor im Albigenser Kriege die Grafschaft Venaissin unter dem Vorwand der Ketzerei auf kurze Zeit an sich. Dann maßten sich seine Stellvertreter Rechte an, welche dem Kaiser gehörten, und zuletzt brachten dieselben es dahin, daß die kleinen Herren und Staaten des Landes ihre Streitigkeiten nicht mehr vom Kaiser, sondern vom französischen König schlichten ließen. Dieser Einfluß der Franzosen erhielt nachher durch die Heirath zweier Töchter Raimund Berengar's ganz und für immer das Übergewicht über die deutsche Macht. Raimund Berengar, mit welchem der Mannsstamm der aragonischen Grafen von Provence ausstarb (1245), hatte vier Töchter, und von diesen war die Älteste mit dem französischen König Ludwig dem Heiligen, die Zweite mit Heinrich III. von England, die Dritte mit dessen Bruder, Richard von Cornwallis, welcher nachher deutscher König wurde, vermählt; die Vierte aber, Beatrix, war im Testament des Vaters zur Erbin der Provence eingesetzt, und dem letzten Grafen von Toulouse, Raimund (s. S. 264 ff.) zur Gemahlin bestimmt. Dieser würde durch die Vereinigung seines Landes mit der Provence eines der schönsten Reiche gebildet haben,

wenn ihn nicht auch hierin sein Schicksal verfolgt hätte. Die beiden Männer, welche nach Raimund Berengar's Tode die Verwaltung der Provence leiteten, Romée von Villeneuve und Albert von Tarrascon, waren ihm abgeneigt, und suchten, in Verbindung mit der Wittwe Berengar's und mit der Königin von Frankreich, zwischen dem Bruder Ludwig's des Heiligen, Karl von Anjou, und der Beatrix eine Vermählung zu Stande zu bringen. Sie wußten den Grafen Raimund so lange mit eitelen Zögerungen hinzuhalten, bis sie die Stände der Provence für die beabsichtigte französische Heirath gewonnen hatten, und ohne Gefahr die testamentarische Verfügung ihres Herrn aufheben konnten. Auf solche Weise ward Karl von Anjou 1246 Gemahl der Beatrix und Beherrscher der Provence. Er war ein energischer Mann, und hatte kaum die Regierung übernommen, als er sich eine unumschränkte Gewalt zu verschaffen suchte, und die Städte des Landes aus Freistaaten wieder zu bloßen Munizipalstädten machte, wobei ihm die Verrätherei des Erzbischofs von Arles und anderer geistlichen Herren, deren Vortheil er mit dem seinigen verband, die besten Dienste leistete. Bald nachher dehnte er seine Herrschaft auch nach Italien hin aus, wo die meisten Städte von Piemont und hierauf sogar Alessandria, Parma und Piacenza seinen Schutz suchten. Wahrscheinlich wurden diese Städte durch das in der Provence bestehende Verhältniß zwischen der Ritterschaft und den Bürgern angezogen. In der Provence wie in Languedoc waren nämlich einerseits freilich die ritterlichen Herren mit drückenden Vorrechten begabt und einzig und allein auf die Ehre, der Welt nur mit dem Schwerte nützlich zu sein, bedacht, so daß z. B. die Einwohner der Stadt Baux nicht nur für jede Schuld, welche ihr Herr machte, Bürgschaft leisten, sondern auch den Leuten desselben ihre Gärten und Felder zur Nutznießung preisgeben mußten, und daß jeder Adelige, der sein Land selbst pflügte oder im dreißigsten Jahre seine Waffenprobe noch nicht abgelegt hatte, steuerpflichtig ward. Dies hatte aber doch nicht gehindert, daß in jenen Landen andererseits die höhere Bürgerschaft dem Adel ganz gleich gestellt und selbst ohne Schwierigkeit zum Ritterschlage zugelassen wurde.

Als Karl von Anjou sich nach und nach eine bedeutende Macht in Südfrankreich geschaffen hatte, öffneten sich ihm in Unteritalien neue und glänzendere Aussichten. Die Unterhandlungen, welche

zwischen dem römischen Hofe und dem Prinzen Edmund von England über den Verkauf des sicilianischen Reiches gepflogen worden waren, hatten sich zerschlagen, und Urban IV. bot dasselbe gleich nach seinem Regierungsantritt Ludwig dem Heiligen für einen seiner Söhne an. Dieser König war aber zu fromm und gerecht, um sich zum Raube eines fremden Eigenthums bewegen zu lassen, und verweigerte jede Theilnahme an den sicilianischen Angelegenheiten. Urban wandte sich darauf an Karl von Anjou, der ein viel weiteres Gewissen hatte, als sein Bruder, und mit Freuden auf die Sache einging (1262). Sobald die Unterhandlungen mit ihm eingeleitet waren, gab sich der Pabst das Ansehen eines Richters, und ließ Manfred vor seinen Stuhl vorladen; seine Absicht dabei war keineswegs, dem Könige von Neapel sein Recht zu gewähren, sondern er wünschte vielmehr eines Theils nur sein Verfahren vor den Augen der Welt einigermaßen zu rechtfertigen und anderes Theils zugleich die Dinge so einzurichten, daß er Karl von Anjou möglichst wohlfeil zu seinem Werkzeuge erkaufen könne. Das Erstere gelang nicht, weil Manfred Bevollmächtigte schickte und bei genügender Sicherheit sich bereit erklärte selbst zu erscheinen, vom Pabste aber zurückgewiesen ward, und was das Letztere betrifft, so war Karl von Anjou kein Mann, der sich leicht betrügen ließ. Die Unterhandlungen mit ihm zogen sich sehr in die Länge, der Pabst mußte zuletzt sowohl von dem ungeheueren Lehenszins, welchen Karl für die Belehnung mit Sicilien und Neapel jährlich bezahlen sollte, abstehen, als auch auf die geforderte Abtretung eines bedeutenden Grenzstriches an den Kirchenstaat verzichten, und nach Urban's Tode (1264) ward auf ganz andere Bedingungen hin ein Vertrag mit Karl geschlossen (1265). Übrigens war noch vor Urban's Tode in Rom eine Änderung eingetreten, welche leicht der ganzen Verhandlung über das sicilianische Reich, ja dem Zustande der Dinge überhaupt eine andere Wendung hätte geben können. Die Römer hatten nämlich beschlossen, für ihre Stadt wieder einen Senator oder mit anderen Worten ein leitendes Haupt zu erwählen, und nachdem die Stimmen eine Zeitlang zwischen Peter III. von Aragonien, Manfred und Karl von Anjou getheilt gewesen waren, entschied sich endlich die Mehrzahl für den Letzteren. Urban war, wie es scheint, mit der Wahl selbst nicht unzufrieden, wollte aber Karl nur bis zur Wiederherstellung der

Ordnung in Rom, also auf bestimmte Zeit als Senator an der Spitze von Rom sehen, während die Römer die Anarchie in ihrer Stadt für immer beseitigt haben wollten und darum Karl auf Lebenszeit gewählt hatten. Der Pabst unterhandelte hierüber insgeheim mit Karl, und entband ihn, als er ihn zu seinem Willen gebracht hatte, im Voraus von dem Eide, welchen er den Römern zu leisten hatte. Unterdessen erhob aber auch Manfred's Partei in Rom wieder ihr Haupt, und dieser hätte damals Rom leicht besetzen und auch den Pabst an seinem Aufenthaltsorte aufheben können, wenn nur nicht seine italiänischen Anhänger so unzuverlässig gewesen wären, daß er blos seinen deutschen und mohammedanischen Miethtruppen vertrauen durfte. Indessen kam doch der Pabst, von welchem damals selbst die ihm bisher stets treu gebliebene Familie der Annibaleschi in Rom abfiel, so sehr in Noth, daß er kurz vor seinem Tode in einem Rundschreiben die ganze Christenheit um Hülfe anflehen mußte. Während man im Kirchenstaate selbst heftig gegen einander kämpfte, hatte sich Karl von Anjou weder zu dem ihm vorgelegten Vertrage mit dem Pabste verstanden, noch irgend Anstalten zur Besiegung Manfred's gemacht, und in Sicilien wie in Frankreich war die Geistlichkeit auf's höchste erbittert, weil Urban, um die Kosten des Kriegszuges gegen Manfred aufzutreiben, sie durch übermäßige Steuern bedrückte. Mitten in dieser Lage der Dinge starb Urban, und der Provenzale Gui Fulcadi ward unter dem Namen Clemens IV. zu seinem Nachfolger erwählt.

Clemens brachte bald nach seiner Ernennung den Vertrag mit Karl zu Stande, und machte ihn der Welt zugleich mit einer anderen Acte bekannt, in welcher er erklärte, daß Edmund von England kein Recht an das Königreich Sicilien besäße, ja sogar niemals besessen habe. Jetzt rüstete sich Karl ernstlich zu seinem Zuge nach Italien, und brach im Mai 1265 dahin auf. Sein Heer enthielt die tapfersten Männer von Frankreich und fast die ganze provenzalische Ritterschaft, es folgte ihm außerdem ein Fußvolk von fünfzehntausend Mann, welches aus den Schaaren bestanden zu haben scheint, die auf Veranstaltung des Pabstes zu einem förmlichen Kreuzzuge gegen Manfred zusammengepredigt und ebenso wie jene Ritter mit dem Kreuze bezeichnet worden waren. Beide Theile, die Ritter und das Fußvolk, hatten fast gar keine anderen

Mittel der Existenz, als was Karl ihnen gab, sie mußten daher blos vom Raube leben, und verübten allenthalben Gräuelthaten, wie man sie von einem christlichen Kreuzheer nicht hätte erwarten sollen. Übrigens theilte Karl sein Heer in zwei Theile; er selbst schiffte sich nämlich mit einer Zahl der edelsten Ritter und ihren Leuten in Marseille ein, die Übrigen aber zogen über die Alpen nach der Lombardei. Auch Manfred hatte sich für den bevorstehenden Krieg gehörig gerüstet, und that sowohl vor als in demselben Alles, was die Klugheit gebieten und die Vorsicht rathen konnte; allein das Schicksal war ihm von Anfang an in allen Stücken entgegen. Ein Sturm vereitelte seine Plane zur See, Verrätherei seine Entwürfe in der Lombardei. Er erwartete mit achtzig Schiffen Karl an der Küste des Kirchenstaates, allein ein Sturm nöthigte seine Flotte die Küste zu verlassen, der nämliche Sturm warf Karl's Schiffe an die Ufer von Toscana, von wo derselbe glücklich nach Rom gelangte, und kurz nachher lief die übrige Flotte Karl's in die Tiber ein. Was der Sturm an der Küste von Mittelitalien bewirkt hatte, das bewirkte Verrätherei in Oberitalien. Die lombardischen Ghibellinen hatten ein Heer vereinigt, um dem Landheere Karl's den Durchmarsch zu verwehren, und Manfred hatte ihnen eine auserlesene neapolitanische Reiterei zur Verstärkung geschickt. Man brauchte nur durch neckende Angriffe, durch Besetzung gewisser Städte und Pässe, durch Abschneiden der Zufuhr das feindliche Heer einige Monate aufzuhalten, so mußte es aus Geldmangel von selbst aus einander stieben, — alles dies ward nicht einmal versucht, und die Truppen Karl's gelangten ungehindert durch die Lombardei und durch die Apeninnen-Pässe nach Toscana. Die ganze Sache ist, was auch manche Berichterstatter und Geschichtschreiber dagegen sagen mögen, fast mit Gewißheit dem Verrathe Buoso's di Doara, des Beherrschers von Cremona, Schuld zu geben. Buoso, einer der Hauptanführer der Ghibellinen war ein habsüchtiger und treuloser Mann, und nicht nur der gleichzeitige florentinische Geschichtschreiber Malaspini schreibt Alles seiner Verrätherei zu, sondern auch Dante zweifelte so wenig daran, daß er dem Buoso seinen Platz neben Lucifer, dem Symbol der größten Verworfenheit, im untersten Raume der Hölle, wo auch die anderen berüchtigten Verräther im Eise der Cocytus Frosthitze leiden, angewiesen hat. Selbst Buoso's Landsleute und Freunde achteten

ihn schuldig; denn die Cremonenser verjagten ihn aus ihrer Stadt, und zerstörten die festen Plätze seiner Familie, er ward später auch aus seiner Burg Rotera, in der er seine unermeßlichen Schätze verwahrte, vertrieben, und starb arm, verlassen und von Allen gehaßt in hohem Alter.

Im Januar 1266 erreichte Karl's Heer die Gegend von Rom. Karl hatte aber bereits sein Geld und seinen ganzen Credit erschöpft, und auch der Pabst war, nachdem er seine Kasse völlig geleert und endlich sogar Kirchen und Klöster verpfändet hatte, zur Verzweiflung gebracht. Dieser äußerste Mangel und die kurze Dienstzeit der ritterlichen Schaaren zwangen den Grafen von Anjou, als er von Rom in das Neapolitanische vordrang, eine schnelle Entscheidung zu suchen. Auch Manfred fühlte sich dazu gedrungen, weil er die Kampflust seiner Saracenen nicht länger zu bändigen vermochte, und weil sich seine Neapolitaner feige und treulos zeigten. Es kam daher schon am 26. Februar 1266 bei **Benevent** zu einer entscheidenden Schlacht. Manfred zeigte sich vor und in dieser Schlacht an Muth seines Urgroßvaters völlig würdig, und bewies eine Einsicht, die selbst seinem Vater Ehre gemacht haben würde; er hatte aber das Schicksal so sehr gegen sich, daß ihm nichts übrig blieb, als ein glorreiches Ende zu suchen. Von den Ghibellinen des oberen und mittleren Italiens hatte er keine Hülfe erhalten, während die Guelfen seinen Gegner mit ihrer ganzen Macht unterstützten. Dagegen fochten die Deutschen und Mohammedaner in seinem Heere heldenmüthig für ihn, und obgleich ihm der Kern der französischen Ritterschaft gegenüber stand, so wäre ihm doch der Sieg geworden, wenn ihm nicht seine Neapolitaner verrätherischer Weise verlassen hätten. Er selbst hätte, als Alles verloren war, fliehen können, er erklärte aber seinen Freunden, er wolle lieber auf dem Schlachtfelde sterben, als in der Verbannung und im Elend leben. Er fiel tapfer kämpfend, und erntete im Tode größeren Ruhm, als sein Gegner im Glanze des Sieges und im Besitze der Herrschaft. Karl versagte der Leiche Manfred's, weil er ein Ketzer gewesen, ein ordentliches Begräbniß, und ließ sie an der Brücke von Benevent verscharren; die französischen Soldaten aber ehrten den Heldenmuth des gefallenen Gegners durch einen Steinhaufen, den sie auf seinem Grabe aufhäuften. Manfred's rühmlicher Tod, der ihm die rohen Herzen der Krieger

gewann, erbitterte jedoch die rachsüchtigen Pfaffen, und der Erzbischof Pignatelli von Cosenza, der als päbstlicher Legat die Provenzalen nach Italien geleitet hatte, befahl seine Leiche wieder auszugraben, ließ dann seine zerrissenen Gebeine in einem düsteren Thale am Flusse Verde zerstreuen und verfolgte ihn noch im Tode mit seinem Fluch. Dafür hat Dante dem unglücklichen, aber ruhmgekrönten Hohenstaufen statt des hinfälligen Denkmals zerstäubender Steine ein unvergängliches Denkmal göttlicher Verse errichtet, in welchen er auf rührende Weise die Gnade Gottes der Unbarmherzigkeit dessen, der sein Statthalter auf Erden sein wollte, gegenüber stellt. Doch auch die eigentlichen Freunde Manfred's, freilich keine Neapolitaner! gaben ihn im Tode rührende Beweise von Achtung und Liebe: als seine Leiche gefunden worden war und Karl, um sich seines Todes zu vergewissern, die gefangenen Barone herbeiführen ließ, bedeckte der Graf Jordan sein Antlitz mit den Händen, und rief jammernd und klagend: „O wehe, was muß ich sehen!" Denn die Liebe ist, wie der Berichterstatter dieses Ereignisses schließt, allmächtig, und fürchtet weder den Anblick des Überwinders, noch die Waffen siegender Krieger, noch Marter, Kerker und Tod.

7. Neapel und Sicilien unter den ersten Königen des Hauses Anjou.

Die Schlacht bei Benevent hatte das Schicksal des Reiches Sicilien entschieden und Karl von Anjou schien jetzt Herr in ganz Italien zu sein; denn in Unteritalien war er König, in Toscana folgte man überall seinem Worte, und in Mailand war einer seiner Vasallen, Barral von Baux, Stadtschultheiß, bis der Pabst, dem dies zu weit ging, denselben zur Niederlegung seiner Würde zwang und dadurch Karl's Einfluß in der Lombardei auf eine Zeitlang schwächte. Die neue Regierung in Neapel und Sicilien ward schon gleich nach der Besiegung Manfred's mit schrecklichen Gräuelthaten gegen die Bewohner von Benevent eröffnet. Ungeachtet sich diese freiwillig unterworfen hatten, so wurden sie doch aufs schändlichste mishandelt, die Sieger erlaubten sich alle Arten von Frevels gegen sie, und acht Tage lang blieb die Stadt der zügellosen Barbarei von Menschen preisgegeben, welche weder auf Alter und Geschlecht, noch auf Kirchen und Klöster Rücksicht nahmen.

Auch in anderen Städten gestattete Karl seinen Rittern und Soldaten Raub und Verwüstung; er selbst aber zog die Güter der vielen Ausgewanderten ein. Er und seine Leute benahmen sich überhaupt auf solche Art, daß sogar die Verräther unter den Neapolitanern zu spät erkannten, wie sehr sie sich in ihm getäuscht hatten, zumal da schon durch Konrad und Manfred alle despotischen Verordnungen Friedrich's II. abgeschafft worden waren. Der Pabst hatte dem neuen Beherrscher die Bedingung gemacht, daß er die guten alten Einrichtungen, welche vor der hohenstaufischen Herrschaft zur Zeit Wilhelm's I. und II. in Neapel und Sicilien bestanden hatten, wieder herstellen sollte; daran dachte aber der schlaue Franzose am allerwenigsten. Er zog, wie einst Wilhelm der Eroberer in England (s. S. 19 ff.), die meisten alten Güter im Lande ein, machte aus ihnen neue Baronieen, gab sie seinen dürftigen provenzalischen Rittern, und ertheilte diesen Rechte, welche die normannischen Barone des sicilianischen Reiches nie gegen ihre Mitbürger ausgeübt hatten, und die er selbst rechtlicher Weise nicht einmal hätte verleihen dürfen. Er vereinigte die Elemente des hohenstaufischen Druckes mit den Härten, welche sein eigener Verstand ersann, und bildete daraus ein neues despotisches System der Verwaltung, oder, um uns eines vielbedeutenden modernen Ausdrucks zu bedienen, er organisirte das Reich ganz und gar nach seinem Sinne. Dabei nahm er nicht einmal, wie doch Friedrich II. gethan hatte, auf die Stände Rücksicht. Die Hauptsache war, daß er wie dieser das Finanzwesen zur eigentlichen Seele der Staatsverwaltung machte, aber ein noch drückenderes Steuersystem einführte, und daß er, ohne auf die Rechte der Municipalitäten und Corporationen im mindesten Rücksicht zu nehmen, einen Beamtenstaat einrichtete, in welchem immer ein Beamter den Anderen und Alle zusammen das Volk tyrannisirten. Ein ganzes Heer von Zöllnern, Accise-Erhebern, Domainen-Verwaltern, Hafen-Inspectoren und Kanzleibeamten zapften dem Volke das Blut ab, und an der Spitze derselben stand ein jüdisch rechnender Mann aus einem Amalfitanischen Wucherergeschlecht als Finanzminister. Die Sicilianer und Neapolitaner fühlten nur zu bald die ganze Härte der neuen Despotie, und beklagten den Verlust des Königs Manfred, den sie, wie der Geschichtschreiber Malaspini sich ausdrückt, zu seinen Lebzeiten für einen Wolf gehalten hatten, jetzt aber als

ein sanftes Lamm zurückwünschten; denn Manfred hatte ihnen doch nur einen Theil ihrer Habe genommen, unter Karl von Anjou aber mußten sie ruhig mit zusehen, daß alle ihre Güter und sogar ihre persönliche Freiheit eine Beute fremder Herren wurden. Selbst der Pabst erkannte, daß der Mann, dem er die kaiserlichen Rechte in Italien preisgegeben hatte, ein unfreundlicher Tyrann sei, und beklagte sich in seinen Briefen an Karl offen über seine Ungerechtigkeit und Härte; ja, auch die rechtgläubigsten, frömmsten Männer sahen an Karl's Beispiel, wohin das gottlose System der römischen Hierarchie führe, nach welchem man dem Kaiser nicht gab, was des Kaisers ist, und dagegen für lasterhafte Menschen, welche die dreifache Krone trugen, das verlangte, was Gottes ist.

Bald fühlte ganz Italien, daß deutsche Grobheit und Unbehülflichkeit mit deutscher Gutmüthigkeit verbunden erträglicher sei, als die Herrschsucht, Habgier und herzlose Eitelkeit der Franzosen. Man wandte sich daher von allen Seiten an den letzten Sprößling der Hohenstaufen, den jungen Konradin, der seit seines Vaters Tode bei seinem ritterlichen Oheim, dem Herzog Ludwig von Baiern, lebte, und bat ihn dringend, in das Erbe seiner Väter zu kommen. Die Ghibellinen Toscana's, von den Guelfen gedrückt, steuerten hunderttausend Goldstücke zusammen und schickten sie nach Deutschland; flüchtige Neapolitaner versicherten, wie Emigranten zu thun pflegen, dem jungen Prinzen, sobald er sich nur in seinem Erbreiche zeige, werde ihm Alles zufallen, und der unglückliche Jüngling folgte ihrer Lockung, obgleich seine Mutter und sein Oheim ihn warnten und abmahnten. Wie konnte er doch hoffen, ohne Geld und ohne ein ordentliches Heer ein Unternehmen auszuführen, welches Karl als Beherrscher der Provence, als Verbündeter des Pabstes und aller Guelfen und nicht nur vom Kern des provenzalischen und französischen Adels, sowie vom Könige von Frankreich, sondern auch von der ganzen Macht der Kirche unterstützt, nur mit Mühe hatte ausführen können! Er gelangte zwar ohne Schwierigkeit über die Alpen, weil der Beherrscher von Tyrol seit kurzem der Gemahl seiner Mutter war, und es folgten ihm anfangs nicht weniger als zehntausend Reiter und einiges Fußvolk; allein diese Truppen kehrten größtentheils schon in Verona wieder um, weil es ihrem Führer an Geld fehlte. Der einzige Mann, der ihm wesentlich hätte nützen können, sein Oheim Ludwig

von Baiern, lag mit Ottokar II. von Böhmen in ewiger Fehde, dieser hatte nicht nur Östreich erobert, sondern auch einen Theil von Baiern besetzt, und die beiden Hauptfeinde des hohenstaufischen Hauses, Karl von Anjou und der Pabst, waren mit dem Böhmen-Fürsten in Vereinigung getreten.

Den feurigen Konradin begleitete übrigens als treuer Pylades Friedrich von Baden, der Sohn des Markgrafen Herrmann von Baden, der als Gemahl einer babenbergischen Prinzessin auf Östreich Anspruch machte, aber dem mächtigen Ottokar hatte weichen müssen. In Italien schlossen sich noch zwei andere abenteuernde Prinzen, Friedrich und Heinrich, die Brüder des castilianischen Königs und deutschen Titularkaisers Alphons X., an Konradin an. Diese beiden Prinzen hatten sich schon früh nach Tunis begeben, dort ihre ritterlichen Dienste den Mohammedanern verkauft und ungeheuere Schätze gesammelt, waren aber unter den Ungläubigen ganz verwildert. Wegen ihres Reichthums hatte Karl von Anjou, der in steter Geldnoth war, mit dem Einen von ihnen, Heinrich, Verbindungen angeknüpft, in Folge deren derselbe dann nach Italien herübergekommen war. Heinrich hatte dem neuen Könige von Neapel Geld geliehen und dagegen die Zusicherung des Besitzes von Sardinien erhalten, und als hieraus nichts ward, hatte ihm Karl die römische Senatorwürde verschafft, die er selbst auf Andringen des Pabstes Clemens aufgeben mußte. Gleich nachher waren jedoch Beide mit einander in eine heftige Zwietracht gerathen, weil Karl den castilianischen Prinzen ebenso wenig, wie seine andere Gläubiger bezahlte und Heinrich nur zu nehmen, nicht zu geben gewohnt war. Vergebens bat der Pabst den König in einer Reihe dringender Briefe, wenigstens diesen gefährlichen Gläubiger zu befriedigen; Karl achtete seiner Mahnung nicht, er machte dadurch den Prinzen zu seinem Todfeinde, und als Clemens die schuldige Summe aus den für Karl bestimmten kirchlichen Geldern bezahlen ließ, war es zu spät; denn Heinrich hatte sich bereits mit Konradin und mit den Ghibellinen von Mittelitalien gegen Karl verbunden. Jetzt gewannen Konradin's Anhänger auch noch den anderen castilianischen Prinzen, Friedrich, und dieser setzte an der Spitze einer Söldnerschaar von Tunis unmittelbar nach Sicilien über. Friedrich selbst, ein halber Moham-

medaner, stand natürlich der mohammedanischen Bevölkerung von Sicilien sehr nahe, und da er überdies im Namen des Hauses Hohenstaufen auftrat, welches um der den Mohammedanern gewährten Begünstigung willen gestürzt worden war, so fiel ihm bald die ganze Insel bis auf die Städte Messina, Syrakus und Palermo zu. Dies geschah fast zu derselben Zeit, als Konradin in Oberitalien erschienen war. Von hier begab sich Konradin im Frühjahr 1268 zu Schiffe nach Pisa, wo er mit Freuden aufgenommen und als Kaiser anerkannt wurde. Auch Friedrich von Baden gelangte, obgleich in der Lombardei nur die Städte Verona, Cremona und Lodi ghibellinisch waren, mit der kleinen Schaar Ritter, welche er mitbrachte, zu Lande glücklich nach Pisa.

Karl war, sobald er von Konradin's Ankunft in Italien gehört hatte, mit seinem Heere nach Toscana geeilt; er mußte aber, als Sicilien von dem Castilianer Friedrich besetzt ward und zugleich die in der apulischen Stadt Luceria angesiedelten Saracenen sich empörten, mit dem größten Theil seiner Truppen nach Unteritalien zurückkehren. Die übrigen ließ er in Toscana zum Schutze der dortigen Guelfen zurück. Diesen Theil des neapolitanischen Heeres schlug Konradin in einem kleinen Treffen am Arno, durch das er sich den Weg nach Rom eröffnete. Hier kam er in der Mitte des Sommers an, und wurde von dem Prinzen Heinrich und von der Bürgerschaft aufs glänzendste empfangen. Mit Blumen geschmückt führte ihn eine Anzahl von Männern und Frauen durch die Stadt auf das Capitol; alle Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit bogenförmigen Gewinden verziert, an welchen nicht nur Blumen und Lorbeerzweige, sondern auch prächtige Gewande und Teppiche und viele Edelsteine, Ringe, Diademe und andere Kostbarkeiten hingen. So merkwürdig wegen dieser Pracht Konradin's Einzug in Beziehung auf den damaligen Luxus der Städte Italiens für uns auch sein mag, so war er doch für den unglücklichen Prinzen, welcher bald nachher auf eine so traurige Weise unterging, nur eine Weihe des Todes. Der junge Mann selbst ahnte sein Schicksal nicht; Pabst Clemens aber, dem es an Lebenserfahrung nicht fehlte, sah damals schon das Loos des von kurzem Glanze berauschten Jünglings voraus, und soll ihn sogar aufrichtig beklagt haben; er schrieb schon zu der Zeit, als Konradin noch in

Pavia verweilte, der unglückliche Knabe wiege sich, vom Mangel gedrückt und von geringer Mannschaft begleitet, in schwärmerischen Träumen, und als derselbe gegen Rom zog, soll Clemens zu seiner Umgebung gesagt haben, Konradin ziehe zur Schlachtbank, und sein Glanz werde wie ein Rauch verschwinden.

Konradin brach fast um die nämliche Zeit, als seine treuen Freunde, die Pisaner, die neapolitanische Flotte bei Messina schlugen, von Rom auf. Er drang östlich von dieser Stadt in das neapolitanische Reich ein, und eilte im Vertrauen auf die Empörung der Sicilianer und auf die Zuneigung der Neapolitaner sogleich zu einer entscheidenden Schlacht. Bei Tagliacozzo traf er am 23. August 1268 mit Karl's Heere zusammen. Er war an Zahl der Truppen seinem Gegner weit überlegen; allein Karl führte ihm den Kern der französischen und provenzalischen Ritterschaft entgegen, und überließ die ganze Anordnung der Schlacht dem alten, erfahrenen Ritter Alard von Valory, welcher den Kreuzzug Ludwig des Heiligen mitgemacht und, als er nach langem Aufenthalte in Palästina alt und invalid in die Heimath zurückkehrte, unterwegs bei Karl Dienste genommen hatte. Alard traf seine Maßregeln ganz nach dem ritterlichen Charakter der Castilianer und Deutschen, er opferte in der Schlacht nicht nur einen Theil von Karl's Heer auf, um das Ganze zu retten, sondern er ließ auch den Kern der Provenzalen erst dann am Kampfe Theil nehmen, als die Feinde sich ihrer gewöhnlichen stürmischen Hitze ganz überlassen hatten. Konradin stellte in die erste Schlachtreihe die unüberwindlichen Castilianer unter Heinrich's Anführung, in die zweite seine Italiäner und in die dritte die Deutschen; Alard dagegen schickte zwei Reihen in den Kampf, und legte den Rest seines Heeres, den er aus den besten provenzalischen Rittern ausgelesen hatte, in einem entfernten Hinterhalt. Die beiden Linien Karl's, welche den Kampf beginnen mußten, wurden bald von den Castilianern geschlagen, und wenn jetzt Konradin seine Deutschen und Italiäner zurückgehalten hätte, so würde Alard's List zerronnen sein, und es hätte nicht ein einziger Tag das Geschlecht der Hohenstaufen vernichtet; allein Konradin überließ sich mit seinen Leuten unbedachtsam der Hitze des Kampfes und der Freude des Sieges, Alard führte aber den besten Theil seines Heeres aus dem Hinterhalte herbei, griff die überraschten

und in Unordnung gerathenen Feinde plötzlich an, und erfocht einen vollständigen Sieg. Konradin's Heer ward theils aufgerieben, theils zerstreut, er selbst entfloh mit seinem Freunde, Friedrich von Baden nach Rom und von da an das Meer, um sich nach Pisa zu retten. Er würde glücklich allen Gefahren entkommen sein, wenn nicht ein römischer Großer, Johann Frangipani, dessen Familie früher stets den Hohenstaufen angehangen hatte, und später in Ungarn bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts durch Mord und Verrath wiederholt berühmt ward, auf eine schändliche Weise mit dem Blute seiner Wohlthäter Handel getrieben hätte. Konradin und Friedrich hatten sich nach dem kleinen Seeplatze Astura gewendet, und waren von da auf einem gemietheten Schiffchen bereits in die See gestochen, als Johann Frangipani, der Herr dieses Städtchens, aus einem Ringe, den sie statt der Bezahlung gegeben hatten, ihre Abkunft errieth, ihnen nachsetzte und sie einholte. Er trat darauf mit Karl's Leuten in Unterhandlung, und überlieferte ihnen gegen hohen Lohn die Gefangenen.

Karl, welcher bald nach der Schlacht bei Tagliacozzo auch in den übrigen Gegenden seines Reiches siegte, wollte sich des gefangenen Prätendenten für immer entledigen, ohne einen eigentlichen Mord zu begehen; er setzte also ein Gericht ein, und ließ dem jungen Prinzen einen förmlichen Prozeß machen, weil er das Erbe seiner Väter mit gewaffneter Hand wieder zu erobern gesucht hatte. Obgleich Karl selbst die Richter wählte, so waren doch alle bis auf einen der Meinung, daß Konradin nicht als Empörer, sondern im Glauben an sein gutes Recht gegen Karl gekämpft habe, und deshalb von jeder Strafe frei sei. Die einzige Stimme aber, welche Konradin und seinen Freund des Todes schuldig erklärte, genügte dem König Karl. Er ließ auf diese Erklärung hin die beiden unglücklichen Jünglinge in Neapel unter dem Seufzen und Klagen des weinenden Volkes öffentlich enthaupten (29. Oktober 1268). Beide ergaben sich mit Fassung und Muth in ihr Schicksal. Daß Konradin vom Blutgerüste herab seinen Handschuh unter das Volk geworfen habe, damit man ihn dem Gemahl von Manfred's ältester Tochter, Peter III. von Aragonien, als Zeugniß des Vermächtnisses von Sicilien überbringe, ist eine längst als Fabel erwiesene Angabe. Der Pabst Clemens hatte an diesem

gerichtlichen Morde nicht unmittelbar Theil genommen; wenigstens läßt sich seine Mitschuld durch kein Actenstück beweisen, während aus seinen Briefen sogar auf das Gegentheil geschlossen werden könnte. Doch dürfte er von einer gewissen Art der Theilnahme nicht frei zu sprechen sein, weil Karl sobald er den Scheinproceß hatte einleiten lassen, nach Rom reiste, und erst drei Wochen später die Hinrichtung vollziehen ließ. Auch Heinrich von Castilien war gefangen worden, ihm rettete aber Clemens das Leben, obgleich ihn Karl nachher in beständiger Haft halten ließ. Gegen die Anhänger Konradin's verfuhr Karl mit furchtbarer Härte. Er benutzte das Unternehmen des unglücklichen Hohenstaufen, um durch Ausrottung der alten Familien sich selbst in seiner Herrschaft mehr zu befestigen, was ohne die schändlichsten Grausamkeiten nicht geschehen konnte. Diese Grausamkeiten eines unbarmherzigen Despoten aufzuzählen, würde lästig sein; wir begnügen uns daher mit der Bemerkung, daß in Folge derselben die schon so sehr gemischte Bevölkerung von Neapel und Sicilien noch gemischter ward, und daß damals, sowohl in diesem Lande, als in der Provence die wesentlichsten Veränderungen in Sitten, Einrichtungen und Boden-Cultur vorgingen. Karl ließ die Saracenen in Luceria vernichten, und an ihrer Stelle dort eine große Zahl von provenzalischen Landleuten und Handwerkern ansiedeln. Auch in anderen Gegenden von Unteritalien wurden provenzalische Colonieen angelegt. Die Güter, welche den Anhängern des hohenstaufischen Hauses gehörten, zog Karl ein, und vertheilte sie an provenzalische Ritter, und zwar geschah dies in so bedeutendem Maße, daß allein in der Provinz Terra d'Otranto zweiunddreißig provenzalische Herren mit Gütern begabt wurden. Dieses Verfahren Karl's wäre, weil es seine wirklichen Feinde betraf, noch zu entschuldigen gewesen; allein er widerrief auch, um den größten Theil jener Ritterschaft in das Neapolitanische verpflanzen und dort versorgen zu können, durch eine Verordnung alle von den Hohenstaufen seit dem Concil zu Lyon gemachten Schenkungen.

Im mittleren Italien, wo der Pabst ihn zum Reichsvicar und Statthalter eingesetzt hatte, ward Karl unmittelbar nach seinem Siege alleiniger Gebieter. Er würde es auch in der Lombardei geworden sein, wenn der mächtige Adel, guelfischer wie ghibellin-

ischer, nicht gegen ihn fest zusammengehalten und den angeblichen Schutz, welchen der neapolitanische König diesem Lande aufdringen wollte, trotzig zurückgewiesen hätte. Kurz darauf (1270) machte er seines Bruders, Ludwig's des Heiligen, Entschluß, einen neuen Krieg gegen die Ungläubigen zu unternehmen, sich zu Nutze, um noch auf eine andere Weise für seinen Vortheil zu sorgen. Er war nämlich, wie alle Regenten, die sich nur durch Gewalt halten können, stets geldbedürftig und von Habgier beseelt; als daher sein Bruder zum zweiten Male das Kreuz nahm, beredete er ihn, nicht nach Palästina, sondern gegen die Mohammedaner in Tunis zu ziehen, weil er dadurch den Tribut, den seine normannischen Vorfahren im Reiche Neapel von Tunis bezogen hatten, wieder herzustellen hoffte. Doch ist es nicht ganz gewiß, ob er dem zweiten Kreuzzuge Ludwig's diese Richtung gab, oder ob Ludwig dabei nach seinem eignen Entschlusse handelte. Dagegen steht es jedenfalls außer Zweifel, daß Karl nach seiner gewöhnlichen selbstsüchtigen Politik das ganze Unternehmen zu seinem Vortheil lenkte. Obgleich er seine Hülfe versprochen hatte, erschien er erst dann bei dem Kreuzheere, als dieses vor der Stadt Tunis durch Hitze und Mangel eine Beute pestartiger Krankheiten geworden war, und der König Ludwig selbst der ausgebrochenen Seuche erlag. Dann hinderte er die Fortsetzung der Belagerung und die Einnahme von Tunis, welches ohne sein Dazwischentreten gewiß gefallen sein würde, blos damit er auch diesmal, wie sonst stets, da ernten könne, wo er nicht gesäet hatte. Auf sein Betreiben ward mit dem Herrscher von Tunis ein Frieden geschlossen, dessen Bedingungen fast nur für Karl vortheilhaft waren. Der König von Tunis mußte alle Handelsabgaben, die er seither in dem Hafen seiner Hauptstadt erhoben hatte, abschaffen, eine Summe Geldes zur Bezahlung der Kriegskosten geben, und sich zu einem jährlichen Tribut verpflichten. Die erstere Bedingung kam vorzugsweise den Seeplätzen von Neapel und Sicilien zu Statten, von der zur Entschädigung für die Kriegskosten ausbedungenen Summe floß der größte Theil in Karl's Kasse, und von dem Tribut erhielt er ein Drittel, der König von Frankreich das Übrige. Selbst aus dem Unglück seiner Mitstreiter suchte Karl auf schändliche Weise Vortheil zu ziehen. Als die Genuesen, welche am Zuge nach

Tunis Theil genommen hatten, auf der Rückreise an der sicilianischen Küste Schiffbruch litten, übte er das Strandrecht gegen sie mit der größten Härte aus, und nahm ihnen alle ihre Schiffe weg, obgleich sie nicht allein als Kreuzfahrer gegen jene abscheuliche Sitte hätten geschützt sein sollen, sondern auch durch einen Vertrag, den sie früher mit Karl geschlossen hatten, in seinem Reiche vom Strandrechte frei erklärt worden waren. So opferte Karl für bloße Geldvortheile Alles, selbst das Interesse seines Glaubens auf. Nichts desto weniger war er stets in solcher Geldverlegenheit, daß er unmittelbar nach jenem Kreuzzuge von seinem Neffen, dem französischen Könige Philipp III., dreizehntausend Unzen Goldes borgen und dafür alle seine Kostbarkeiten versetzen mußte. Seine Einkünfte standen mit seinen Planen in keinem Verhältniß, und er kam deshalb beständig mit seinen Ausgaben ins Gedränge. Dadurch ward er auch den Römern ein äußerst lästiger Nachbar, und als er gar die Ansprüche an die Krone von Constantinopel, welche ihm sehr ausgedehnte Rechte geben konnte, von den Sprößlingen des lateinischen Kaiserhauses erkaufte, brachte er auch den Pabst gegen sich auf, und trieb diesen zu dem Entschluß, auf seine Unkosten den deutschen Kaiser wieder emporzuheben. Karl stiftete nämlich nicht nur eine Heirathsverbindung zwischen seiner Tochter und dem Sohne des letzten lateinischen Kaisers, Balduin II., sondern schloß auch mit den in Europa umherirrenden Erben des lateinischen Reiches besondere Verträge, durch welche sie ihm ihre Ansprüche gegen eine Jahresrente abtraten.

Im Jahre 1268 starb Karl's Pabst, Clemens IV., und als nach beinahe drei Jahren die Kardinäle sich endlich über die Wahl seines Nachfolgers geeinigt hatten, änderten sich die Verhältnisse zum Nachtheile Karl's, während zugleich seine Geldverlegenheit zunahm. Der neue Pabst, Gregor X., bestieg den päbstlichen Stuhl mit dem festen Vorsatze, sowohl den Parteiungen in Italien, als auch den Verwirrungen, die seit Friedrich's II. Zeit in Deutschland eingetreten waren, abzuhelfen. Er zerfiel darüber gleich anfangs mit Karl, als er den Einfluß desselben in Florenz zu hemmen suchte und ihm zugleich als Oberlehensherr des sicilianischen Reiches über seine Tyrannei harte Vorwürfe machte. Zu Florenz erreichte übrigens Gregor seinen Zweck nicht; denn es gelang ihm

zwar, zwischen den vertriebenen Ghibellinen der Stadt und ihren guelfischen Mitbürgern eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, Karl wußte aber den Ersteren bald so bange zu machen, daß sie sich in der Stadt nicht mehr sicher glaubten und wieder davon flohen. Auch die Vorstellungen, durch welche Gregor dem despotischen Verfahren Karl's im sicilianischen Reiche Einhalt zu thun suchte, fruchteten nichts; sie vergrößerten vielmehr den Zwiespalt zwischen Beiden, so daß sich Gregor zuletzt zu den heftigsten Vorwürfen und sogar zu feindseligen Drohungen gedrungen fühlte. Im Jahre 1274 hielt er ein Concil zu Lyon, um seiner wahrhaft frommen Gesinnung gemäß den Frieden überall, besonders aber im deutschen Reiche herzustellen und zugleich einen neuen Kreuzzug zu Stande zu bringen. Karl erschien, wiewohl er eingeladen war, nicht in Lyon, weil er unter den bestehenden Verhältnissen von dieser Versammlung nichts Gutes für sich erwarten konnte. Er war durch seine große Macht und seine noch größere Herrschaft dem weltlichen Interesse des römischen Hofes zu gefährlich geworden; denn er besaß nicht allein die Provence und das sicilianische Reich, sondern er herrschte auch in Toscana und in fast ganz Piemont, und hatte Bologna, Mailand und andere Städte im mittleren und östlichen Oberitalien mehr oder weniger von sich abhängig gemacht. Die päbstliche Politik mußte sich daher nach einem Stützpunkt gegen ihn umsehen. Sie fand diesen in dem zwei Jahre zuvor gewählten deutschen König, Rudolf von Habsburg, einem biederen und tapferen Schweizer, der schon seines persönlichen Charakters wegen weit mehr Vertrauen einflößte, als der grausame und tückische Franzose. Gregor erkannte Rudolf nicht nur als deutschen König an, sondern er war ihm auch behülflich, die Rechte des deutschen Reiches in der Lombardei wieder geltend zu machen, während er dagegen von Karl die augenblickliche Niederlegung der Würde eines Reichsvicars in Toscana verlangte. Er konnte das Letztere fordern, weil Karl bei der Übernahme jener Würde das feierliche Versprechen gethan hatte, sie nach der Erwählung eines römischen Königs sogleich aufgeben zu wollen. Karl war jedoch kein Mann, der um eines gegebenen Wortes willen seinem Vortheil entsagt hätte. Er gab seine Herrschaft in Toscana nicht auf, und da eines Theils Gregor schon

zu Anfang des Jahres 1276 starb, und anderes Theils Rudolf von Habsburg durch einen Krieg mit Ottokar II. von Böhmen gehindert wurde, nach Italien zu ziehen, so konnte er sich ohne Mühe noch mehrere Jahre lang im Besitze jenes Landes behaupten. Nichts desto weniger nahmen die Angelegenheiten eine immer schlimmere Wendung für ihn, und die Zeit der Strafe nahte mit immer stärkeren Schritten heran. Drei Nachfolger Gregor's starben schon im Laufe der nächsten fünfzehn Monate, und die dreifache Krone ward dann auf das Haupt eines Mannes gesetzt, der sich vom ersten Augenblicke an entschlossen zeigte, Karl's Übermacht auf jede Weise zu beschränken. Dieser Mann war Nikolaus III. Er bot sogleich seinen ganzen Einfluß auf, um die Ghibellinen in der Lombardei wieder emporzuheben, und dies gelang ihm um so leichter, als im Jahre 1277 der Erzbischof Otto Visconti von Mailand an der Spitze der Ghibellinen einen glänzenden Sieg erfocht, in Folge dessen das guelfische Haus della Torre, welches seither in Mailand geherrscht hatte, gestürzt und verdrängt ward. Bald nachher drohte Rudolf von Habsburg, welcher 1278 seinen Krieg mit Ottokar glücklich beendigte, nicht allein nach Italien zu ziehen und die Rechte des deutschen Reiches über Toscana gegen Karl zu vertheidigen, sondern er entwarf auch den Plan, einen seiner Nachkommen zum Könige von Burgund und Arelate zu ernennen, und dann mit seiner Schweizer-Macht den Anmaßungen Karl's sogar in der Provence ein Ziel zu setzen. Dadurch ward Karl genöthigt, sich dem Willen des Pabstes und des deutschen Königs zu fügen und endlich nach langen Verhandlungen einen sehr nachtheiligen Vertrag einzugehen, nachdem er schon 1278 der römischen Senator-Würde entsagt hatte, welche ihm nach der Gefangennehmung des castilianischen Prinzen Heinrich wieder übertragen worden war. Er gab 1280 das Reichsvicariat in Toscana ganz auf, und mußte sich sogar dazu verstehen, wegen der Provence dem deutschen Könige als seinem Oberlehensherrn die Huldigung zu leisten. Uebrigens gewährte der Pabst dem deutschen Reiche seine Unterstützung und Vermittelung keineswegs umsonst; er wußte vielmehr bei der Gelegenheit sich selbst große Vortheile zu verschaffen, und verfolgte seinen Zweck mit solcher Gewandtheit, daß man aus den labyrinthischen Windungen, welche damals die

römiſche Politik machte, am beſten erkennen kann, wie weit die größten diplomatiſchen Feinheiten der neueren Zeit der weltlich-geiſtlichen Schlauheit des päbſtlichen Hofes im Mittelalter nachſtehen. Schon vor der Beendigung des Krieges mit Ottokar hatten Gregor und Nikolaus von Rudolf die Aufhebung aller Reichsrechte über Neapel und Sicilien und über die Romagna erlangt. Nachher benutzte Nikolaus die Macht des Königs Karl, um von Rudolf viele Zugeſtändniſſe zu erhalten; hierauf brachte er jenen durch Hindeuten auf dieſen dazu, daß er die Senator-Stelle in Rom ohne Schwierigkeit niederlegte; dann erſt übernahm er die Vermittelung zwiſchen Beiden, und auch bei dieſer Gelegenheit mußte Rudolf die Vortheile, welche er im Frieden mit Karl erlangte, mit dem Pabſte theilen.

Nach dem Tode des Pabſtes Nikolaus gelang es dem Könige Karl freilich, einen Franzoſen, der dem Intereſſen ſeiner Landsleute ergeben war, Martin IV., auf den päbſtlichen Stuhl zu bringen (1281); allein Nikolaus hatte, ehe er ſtarb, einen Schlag vorbereitet, der ihn ein Jahr nachher aufs empfindlichſte traf. Dieſer Schlag war der Ausbruch einer Verſchwörung in Sicilien oder die ſogenannte ſicilianiſche Vesper. Karl's Tyrannei laſtete beſonders ſchwer auf der Inſel Sicilien, namentlich aber eine von ihm getroffene Einrichtung, nach welcher nicht blos die königlichen Domänen ohne Verwaltungskoſten bebaut, ſondern auch der Viehſtand derſelben mit fremder Leute Geld unterhalten und vermehrt wurde. Karl vertheilte nämlich die Äcker ſeiner Domänen zur Bebauung und das Vieh derſelben zur Ernäherung unter die Bauern der Inſel, und forderte von dieſen ſogar jährlich einen beſtimmten Ertrag der Äcker und eine beſtimmte Vermehrung des Viehes, mochte nun das Jahr gut oder ſchlecht, die Zunahme der Heerden groß oder gering ſein. Zu dieſen tyranniſchen Erpreſſungen kam noch der Uebermuth der Franzoſen und Provenzalen, welche in Sicilien alle Gewalt in Händen hatten. Natürlich mußte Beides die Sicilianer ſehr bald zur Verzweiflung treiben; doch war jene despotiſche Maßregel Karl's der Hauptgrund und der Hochmuth ſeiner Landsleute nur eine mitwirkende Nebenurſache der Empörung, welche am 30. März 1282 ausbrach. Die Unzufriedenen hatten vorher mit dem Könige Peter III. von Aragonien, dem Gemahle

von Manfred's Tochter Constantia, sowie mit dem Pabste Nikolaus und mit dem griechischen Kaiser Michael Paläologus eine geheime Verbindung angeknüpft. Die ganze Unternehmung und die Unterhandlungen mit den fremden Mächten besorgte Johann von Procida, ein ehemaliger Freund, Leibarzt, Geheimschreiber und Finanzminister Manfred's, welcher von Karl seiner Güter beraubt und aus dem Lande verbannt worden war, auf Betreiben der Constantia aber einige aragonische Lehen als Ersatz für seinen Verlust erhalten hatte und sich dafür gegen Peter dankbar zu beweisen suchte. Johann erweckte in dem Könige von Aragonien den Entschluß, die herrschende Stimmung in Sicilien und das Erbrecht seiner Gemahlin zu seinem Vortheile zu benutzen. Er gewann darauf den Pabst Nikolaus, hob durch dessen Einverständniß alle Bedenklichkeiten Peter's, und reiste auch nach Constantinopel, wo er vom Kaiser Michael Paläologus, welcher von Karl stets bedroht und sogar schon zweimal angegriffen worden war, Geld für das beabsichtigte Unternehmen erhielt. Nachdem auf diese Weise Alles gehörig vorbereitet war, rüstete Peter unter dem Vorwand eines Kreuzzuges gegen die Mohammedaner in Afrika eine Flotte, segelte nach der Stadt Bona in Algerien, und legte sich dort der Insel Sicilien gegenüber vor Anker. Seine Absicht war, hier den Ausbruch einer Empörung der Sicilianer abzuwarten, diese dann unter seinen Schutz zu nehmen, und sich so der Insel zu bemächtigen. Ob er mit den Sicilianern eine bestimmte Verabredung getroffen hatte, und ob überhaupt ihrer Empörung ein Plan zu Grunde lag, ist ungewiß; jedenfalls war der erste Ausbruch zufällig und durch die Brutalität der Franzosen und Provenzalen in Sicilien veranlaßt. Diese begingen die größten Gewaltthätigkeiten, und beleidigten nicht nur das Nationalgefühl der Sicilianer, sondern sie traten auch Ehre, Sitte und Recht mit Füßen, und erweckten dadurch eine allgemeine Erbitterung, welche am Osterfeste 1282 zu Palermo in blutige Rache ausbrach. Ein Franzose erlaubte sich, als die Bewohner von Palermo in einer vor der Stadt gelegenen Kirche zur Vesper gingen, eine grobe Unanständigkeit gegen eine junge Dame; die Begleiter des Mädchens griffen ihn an, Andere sprangen erzürnt herbei, es kam zu einem blutigen Streit, und die erbitterten Parlermitaner ließen

ihren lange verhaltenen Groll an allen Franzosen aus. In kurzer Zeit waren alle die, welche in Palermo aufzufinden waren, umgebracht, und das Morden verbreitete sich dann wie ein Lauffeuer durch alle anderen Städte der Insel. Man erzählt, daß die Sicilianer jeden Unbekannten das Wort Ciceri auszusprechen zwangen, um daran zu erkennen, ob er ein Franzose sei, und daß von allen auf der Insel anwesenden Franzosen und Provenzalen nur zwei dem Tode entronnen wären. Jedenfalls mußte nach dem Geiste jener Zeiten, nach dem Charakter der Sicilianer und nach der Beschaffenheit ihres Klima's der Aufstand mit unsäglichen Gräueln und Grausamkeiten verbunden sein.

Karl hatte beim Ausbruch der Empörung in seinen Häfen eine Flotte liegen, welche gegen den griechischen Kaiser gerüstet worden und zum Auslaufen bereit war; aber erst als der Aufstand sich von Palermo nach Messina verbreitet und die Bewohner dieser Stadt ihre französische Besatzung ermordet hatten, fuhr er mit derselben nach Sicilien hinüber. Auch hier beging er gleich anfangs einen großen Fehler. Er griff das schlecht befestigte Messina mit überlegener Macht an, und bedrängte die Einwohner so sehr, daß sie ihm eine Capitulation anboten; diese wies er aber, obgleich ein anwesender Legat seines Pabstes Martin ihn auf seinen wahren Vortheil aufmerksam machte, stolz zurück, und forderte Ergebung auf Gnade und Ungnade. Er versäumte dadurch den einzigen günstigen Augenblick zur Unterwerfung der ganzen Insel. Die Messinenser wurden durch sein Verfahren zur Verzweiflung gebracht, und machten jetzt die größten Anstrengungen zur Vertheidigung ihrer Stadt, wobei Alle, selbst die Weiber und Kinder, mithalfen, so daß sie in drei Tagen eine neue Mauer bauten und Karl mit der Belagerung ihrer Stadt so lange beschäftigt hielten bis Peter von Aragonien auf der Insel erschien. Der schlaue Aragonier hatte in Afrika dem Gang der Dinge ruhig mitzugesehen, und war erst Ende August nach Sicilien abgesegelt; sobald er aber hier angelangt war, zeigte er sich ebenso unerschrocken gegen die kriegerischen Anstalten Karl's, als gegen die Blitze des Pabstes Martin, welcher Alles that, was man von einem Sklaven Karl's nur immer erwarten konnte. Der Pabst belegte deshalb auch sowohl Peter, als die Sicilianer mit dem Banne. Gegen

die aragonische Übermacht zur See konnte Karl nicht bestehen, zumal da er auch den Haß der Genuesen und Pisaner auf sich geladen hatte. Er kehrte daher bald nach Peter's Landung über die Meerenge zurück, und die ganze Insel huldigte jetzt dem Könige von Aragonien und seiner Gemahlin als der eigentlichen Erbin des Landes. Peter ordnete, während Karl einen neuen Angriff auf Sicilien rüstete und aus Frankreich bedeutende Verstärkungen an sich zog, schnell die Angelegenheiten des Landes, und stellte zwei Calabresen, welche früher in Aragonien eine Freistätte gefunden hatten und zu den größten Männern ihrer Zeit gehörten, an die Spitze der Verwaltung. Von diesen leitete der Eine, Johann von Procida, das Kabinet und die Finanzen, der Andere, Roger Loria, schuf und führte das Heer und die Flotte. Karl selbst arbeitete auch nachher noch seinem Feinde in die Hände. Er beging gerade zu der Zeit, als Peter sich genöthigt sah, auf eine Zeitlang in sein aragonisches Reich zurückzukehren, die Unbesonnenheit, daß er ihn auffordern ließ, den Besitz von Sicilien durch einen Zweikampf zu entscheiden (Frühling 1283). Der aragonische König ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, Zeit zu gewinnen. Er nahm die Herausforderung an, ließ scheinbar ganz ernsthaft und mit aller Feierlichkeit die Anstalten zum Zweikampfe treffen, und täuschte wirklich den sonst so schlauen König von Neapel. Dieser stellte, ungeachtet der Warnungen und Ermahnungen des Pabstes, alle zur Wiedereroberung von Sicilien gemachten Rüstungen einstweilen ein, begab sich nach Frankreich, wo der Zweikampf Statt finden sollte, und vergaß also die Pflichten des Königs, um die Rolle jener wackeren Helden zu übernehmen, welche von seinen Landsleuten, den Troubadours, gefeiert und verherrlicht wurden. Er erschien am festgesetzten Tage auf dem bestimmten Kampfplatz, fand aber hier seinen Gegner nicht, weil dieser ihm die größere ritterliche Ehre überließ und dafür den Vortheil für sich nahm. Peter hatte unterdessen alle noch mangelnden Vertheidigungsanstalten getroffen und das nöthige Geld herbeigeschafft, und Karl beging sogar noch den zweiten Fehler, daß er, auch nachdem er sich getäuscht gesehen hatte, noch eine Zeitlang in Frankreich verweilte, um eine Flotte auszurüsten. Sein Sohn, Karl II., den er mit der Leitung der Verwaltung in Neapel

beauftragt hatte, ließ sich bald durch seine jugendliche Hitze und Unbedachtsamkeit ins Verderben stürzen. Peter's Admiral, Roger Loria, schlug nämlich zuerst eine Anzahl Schiffe, welche der alte König von Marseille abgeschickt hatte, und als er aus einer aufgefangenen Botschaft des Letzteren ersehen hatte, daß dieser mit fünfundfünfzig Schiffen nach Unteritalien abgesegelt sei, wandte er sich schnell nach dem Hafen von Neapel, und suchte hier den Prinzen, auf dessen Flotte sich die Blüthe des neapolitanischen und provenzalischen Adels befand, zu einem Treffen zu locken. Der junge Karl wußte von der nahe bevorstehenden Ankunft seines Vaters nichts, und ließ sich durch eine scheinbare Flucht Roger Loria's bewegen, ihm auf eine unvorsichtige Weise nachzusetzen. Auf der Höhe des Meeres ward er von den Aragoniern rundum eingeschlossen und besiegt (1284). Er selbst wurde dadurch, daß die Feinde sein Schiff unten anbohrten, an der Flucht gehindert, ergab sich aber dem Admiral Roger Loria erst dann, als er erfahren hatte, daß derselbe ein Ritter sei: ein Beweis, wie sehr man in jenen Zeiten die Ritterschaft als eine allgemeine Ehrenverbindung ansah, da selbst der Admiral einer Flotte erst als Ritter eine Bedeutung höherer Art hatte. Roger Loria benutzte den ersten Schrecken und die natürliche Gutmüthigkeit des Prinzen, um sich von ihm den Befehl zur Freilassung der Schwester seiner Königin, welche seit Manfred's Tod von Karl in Haft gehalten wurde, zu verschaffen.

Der König Karl, welcher bald nachher mit seinen Schiffen in Neapel ankam, war über seines Sohnes Unbesonnenheit so sehr aufgebracht, daß er sogar den Wunsch ausgesprochen haben soll, derselbe möchte zur Strafe dafür lieber den Tod erlitten haben. In Sicilien, wohin man den gefangenen Prinzen brachte, gerieth er gleich anfangs in große Lebensgefahr; denn die rachgierigen Sicilianer tödteten nicht nur seine Gefährten im Gefängniß, sondern sie verlangten auch seinen Tod als eine Art von Vergeltung für die Hinrichtung Konradin's. Peters Gemahlin, Constantia, entzog ihn jedoch dieser Gefahr. Peter selbst suchte, seinem Charakter gemäß, die Gefangenschaft des Prinzen zu seinem Vortheile auszubeuten, und da der junge Mann ungeduldig die Freiheit wieder zu erlangen wünschte, und sein Vater schon im Anfange des nächsten Jahres (1285) starb, so zogen die Aragonier aus

ſeinem Unglück in der That den größten Nutzen. Andererſeits wandte der Pabſt Martin alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel an, um die ſchwere Wunde, welche ſein Schützling erhalten hatte, zu heilen und dem Prinzen die Freiheit wieder zu verſchaffen; alle ſeine Bemühungen waren aber vergeblich. Zuerſt erklärte er den König Peter ſeines Reiches Aragonien verluſtig, und verlieh daſſelbe dem Bruder des Königs Philipp IV. von Frankreich, Karl von Valois; allein er bewirkte dadurch nur das Gegentheil von dem, was er beabſichtigte. Die Aragonier, ein damals freies Volk, das ſeinen König nicht als Herrn, ſondern als erſten Beamten anſah, hatten bisher an dem Unternehmen gegen Karl von Anjou als einer bloßen Privatangelegenheit ihres Königs keinen Theil genommen; ſobald ſich jedoch der Pabſt das Recht anmaßte über ihre Krone willkürlich zu verfügen, machten ſie Peter's Sache zu der ihrigen, ſpotteten der päbſtlichen Drohungen, und vereitelten alle Angriffe der Franzoſen, welche einen mehrjährigen Krieg mit ihnen führten. Karl von Valois wurde nebſt ſeinem Bruder, der ihn mit den Waffen unterſtützte, ſchmählich zurückgetrieben, und behielt von der Schenkung des Pabſtes nur den Spottnamen eines Königs ohne Land. Ebenſo wenig Erfolg hatten Martin's Bemühungen, die Venetianer für ſeine Plane zu gewinnen; dieſe verhinderten vielmehr, aller ſeiner Drohungen und Geldſpenden ungeachtet, ſowohl die Werbungen für Frankreich, als das Miethen oder Ankaufen von Schiffen für Neapel; ja, ſie gaben nicht einmal das Auslaufen der angekauften Schiffe zu. Auch die Sicilianer verlachten die Lockungen des Pabſtes, der ihnen die Einrichtungen der guten alten Zeit Wilhelm's II. wieder zu verſchaffen verſprach. Der gefangene Nachfolger Karl's I. ſah ſich zuletzt ſogar mit dem Verluſte des Neapolitaniſchen bedroht, und ſeine Lage wurde endlich ſo bedenklich, daß ſich Martin und ſein Nachfolger, Honorius IV. (1285—1287), ihrem Schützlinge zu Liebe ſogar an den Geldern vergriffen, die von den Gläubigen erpreßt worden waren, um nach Syrien geſchickt zu werden.

Peter ſtarb noch vor dem Ende des Jahres 1285. Von ſeinen Söhnen folgte ihm der Ältere, Alphons III., in Aragonien, der Jüngere, Jakob II., erhielt mit ſeiner Mutter Conſtantia die Herrſchaft von Sicilien. Jetzt erſt nahmen die Freunde des gefangenen

Königs zu Unterhandlungen ihre Zuflucht, um seine Freilassung zu bewirken. Eduard I. von England übernahm die Rolle eines Vermittlers, und es kam endlich im Mai 1287 zwischen den Aragoniern und Karl II. ein Vertrag zu Stande, der für den Letzteren äußerst hart war. Karl sollte seine Freilassung damit erkaufen, daß er eine sehr bedeutende Summe Geldes zahle, die Insel Sicilien den Aragoniern förmlich abtrete, und den französischen Prinzen Karl von Valois zum Aufgeben seiner Ansprüche auf die aragonische Krone bewege; als Unterpfand seines Versprechens aber sollte er seine drei jüngeren Söhne, sowie sechszig Barone und reiche Bürger der Provence dem Könige von Aragonien stellen. Der päbstliche Hof misbilligte diesen Vertrag, die Ausführung wurde deshalb hinausgeschoben, und der arme Karl blieb noch lange in Haft, bis man ihn zuletzt gegen achtzig provenzalische Geißeln freigab. Er konnte jedoch die harten Bedingungen nicht erfüllen, so gern er auch gewollt hätte, und die getreuen Vasallen, die er als Unterpfand gestellt hatte, mußten Jahre lang fern von ihrer Heimath die Gefangenschaft erdulden. Die Feindseligkeiten zwischen den Aragoniern und Franzosen waren unterdessen wieder ausgebrochen, und trieben endlich im Jahre 1291 den König Alphons zur Abschließung eines neuen Vertrages, in welchem er die aragonische Sache von der sicilianischen ganz trennte, und seinen Bruder Jakob sich selbst überließ. Er verpflichtete sich nämlich, gegen die Verzichtleistung des französischen Prinzen auf Aragonien Karl's Geißeln freizugeben, dem Gebote des Pabstes und der Kirche zu folgen und seinem Bruder weder mit Rath noch mit That Beistand zu leisten. Alphons starb schon wenige Monate nach diesem Friedensschlusse, und da er keine Söhne hatte, so folgte ihm sein Bruder Jakob in Aragonien nach. Dieser begab sich sogleich in sein neues Reich, überließ Sicilien seiner Mutter und seinem Bruder Friedrich II., und suchte sich im Interesse von Aragonien auf jede Weise die Freundschaft des Pabstes zu verschaffen. Durch Vermittelung desselben trat er 1294 nicht nur dem Könige Karl II. in einem Friedensvertrag seine Ansprüche auf Sicilien ab, sondern er knüpfte sogar durch die Heirath einer Tochter Karl's eine engere Verbindung mit ihm. So unnatürlich auch dieser Bund des Aragoniers mit dem Feinde seiner Mutter und seines Bruders war,

so meinte es doch der gute und fromme Karl II. recht aufrichtig damit; der hinterlistige Aragonier dagegen hatte nur Lug und Trug im Sinn, und dachte weder damals noch nachher daran, die Friedensbedingungen zu erfüllen. Dies bewies er gleich anfangs dadurch, daß er den Sicilianern die von aragonischen Truppen besetzten Festungen ihres Landes einräumte, und ihnen erlaubte, seinen Bruder als König auszurufen.

Unter diesen Verhältnissen war das Pabstthum eine äußerst beschwerliche Würde, die ein ehrlicher und frommer Mann unmöglich mit Ehren annehmen und behalten konnte. Nichts desto weniger glaubte man beim Tode des Pabstes Nikolaus IV., welcher auf Honorius IV. gefolgt war, nur ein frommer Pabst werde das Schiff der Gläubigen in dieser dunkeln Nacht, in der kein leitender Stern mehr sichtbar war, durch die Klippen der Weltlichkeit steuern können, und ernannte nach langer Überlegung einen frommen Einsiedler, Cölestin V., zum Oberhaupte der Kirche (1294). Der Gewählte legte aber schon nach wenigen Monaten eine Last nieder, der seine Schultern nicht gewachsen waren, und nun überreichten die Kardinäle die dreifache Krone einem Manne, der bis zu seinem Tode ein schmachvolles Regiment voll Gewalt, Haß, Trug und ungöttlichen Frevels führte. Dieser Mann, Bonifacius VIII. (1294—1303), begann seine Regierung mit einem lockenden Vorschlag der Hinterlist an Friedrich von Sicilien. Er bot ihm nämlich die Hand einer Enkelin des letzten lateinischen Kaisers von Constantinopel und mit ihr dieses Kaiserthum selbst statt der Insel Sicilien an, oder mit anderen Worten, er suchte ihn durch den Gewinn eines bloßen Schattens aus einem wirklichen Besitz hinwegzulocken. Allein der sicilianische König, der an und für sich als ein noch junger Mann vielleicht zu täuschen gewesen wäre, hatte in seinem Kabinet den Johann von Procida, welcher den Körper vom Schatten sehr wohl zu unterscheiden verstand. Friedrich's Lage war übrigens sehr schwierig, da er zugleich von seinem eignen Bruder, vom Pabste, vom König von Neapel und von den Franzosen bedrängt wurde, und überdies noch das Unglück hatte, daß der Mann, welcher seither allein Sicilien durch seine Siege erhalten hatte, Roger Loria, sein Feind ward. Dieser war von Friedrich persönlich beleidigt worden, er ließ sich deshalb ins-

geheim vom Pabste und von den Franzosen gewinnen, und trat zum König Jakob über. Den Vorwand zu seinem Abfall nahm er davon her, daß weder er noch Friedrich gegen Jakob's Fahnen die ihrigen erscheinen lassen dürften, da nach aragonischem Herkommen und Recht jeder ein Majestätsverbrecher sei, der, aus welchem Grunde es auch wäre, gegen seinen König die Waffen ergreife. Die Verbindung Roger Loria's mit den Feinden Friedrich's brachte in dem Gange der Dinge eine Wendung hervor. Der König Jakob hatte nämlich, weil es ihm mit dem Kampfe gegen Friedrich nicht ernst war, seit seinem Bunde mit dessen Gegnern nicht das Geringste gegen ihn unternommen, und sah auch Roger Loria ungern zu sich übertreten, er konnte diesen jedoch nicht zurückweisen, sondern mußte ihm sogar des Scheines wegen den Oberbefehl über die ganze vereinigte Flotte der Verbündeten geben, und Roger, welchen Friedrich damals durch die Einziehung seiner Güter und die Hinrichtung seines Neffen aufs höchste erbitterte, führte den Krieg mit allem Ernst und Nachdruck. Friedrich und seine Sicilianer hatten die Tollkühnheit, dem neuen Führer ihrer Feinde, dem größten Admiral seiner Zeit, mit einer geringeren Zahl Schiffe entgegenzugehen, und büßten ihre Verwegenheit durch eine empfindliche Niederlage. Hätte Jakob diesen Sieg, auf welchen im nächsten Jahre (1300) ein zweiter folgte, benutzen wollen, so wäre es um das sicilianische Reich geschehen gewesen; er hatte aber bei seinem Bunde mit Karl und dem Pabste keineswegs die Absicht, seine Verbündeten auf Kosten seines Bruders zu heben, sondern nur im Trüben zu fischen und sich selbst Vortheile zu erringen, und kehrte daher bald nach jenem ersten Siege Roger Loria's unter einem gesuchten Vorwande nach Aragonien zurück. Friedrich wußte aus seines Bruders Abzug den größten Nutzen zu ziehen: er ward mit seinem Volke zu Einem Körper, nutzte den Enthusiasmus der Sicilianer, schlug alle Angriffe auf sein Reich zurück, und ermüdete seine Gegner so, daß sie schon im Jahre 1302 des Krieges überdrüssig wurden, und sich mit ihm über einen Friedensvertrag verständigten. Karl II. gab ihm seine Tochter zur Gemahlin und entsagte zu seinen Gunsten der Insel Sicilien; doch ward diese Abtretung auf Friedrich's Lebenszeit beschränkt und so, der Politik jener Zeiten und Gegenden gemäß, der eigentliche Hauptpunkt des

Vertrages unter einen falschen Schein versteckt. Am schmählichsten war der Ausgang des Krieges für Karl von Valois, den König ohne Land, weil er damals das dritte Unternehmen, zu dem ihn seine angeborne Habgier und des Pabstes Aufreizungen verleitet hatten, auf schimpfliche Weise scheitern sehen mußte. Zuerst hatte er die ihm vom Pabst Martin IV. übergebene aragonische Krone nach langem Kampfe wieder niederlegen müssen. Dann hatte ihm Bonifacius in der Stadt Florenz, welche von Parteien zerrissen wurde, die Herrschaft zu verschaffen gesucht, Karl's Hoffnung war aber auch hier zu Schanden geworden. Endlich hatte ihn derselbe Pabst in den Kampf mit Friedrich gezogen, und Karl, der mit der Absicht Sicilien für sich zu erobern nach Italien gekommen war, mußte noch einmal mit getäuschten Hoffnungen heimkehren. Übrigens blieb nach jenem Frieden Sicilien in der Familie Friedrich's, sowie Neapel im Hause Anjou erblich.

Nach der Herstellung des Friedens führte Karl II. in Neapel und in der Provence die Regierung auf eine solche Weise, daß man darin unmöglich den Anfang einer Verwaltungsart verkennen kann, welche auf ganz anderen Grundsätzen beruht, als die des Mittelalters waren. Auch ging damals die Umbildung der italiänischen Sprache zum neueren Ton und zum toscanischen Dialekt von Sicilien und Unteritalien aus. Florentinische Guelfen, welche in der Provence ihre Banken hatten, gaben dem Handel und Verkehr von Unteritalien einen neuen Aufschwung; zu gleicher Zeit ward aber auch der Wucher, welchen provenzalische Juden und Wechsler mit Geld und Papier als einer Waare trieben, dorthin gebracht, und Neapel, Sicilien und Aragonien in die Handelsverbindungen des übrigen Italiens aufgenommen. Außerdem wandelte sich damals durch den Gebrauch des Kompasses die Küstenfahrt in eigentliche Seefahrt um; denn der Kompaß, dessen Erfindung man bekanntlich den Chinesen zuschreibt, wurde bei den Abendländern nicht, wie man gewöhnlich glaubt, erst um 1320 durch den Amalfitaner Flavio Gioja eingeführt, sondern er war bei ihnen schon gegen das Ende des vorhergehenden Jahrhunderts in ziemlich allgemeinem Gebrauch. Endlich verschwanden aber auch in Karl's II. italiänischem Reiche die noch übrigen Reste nordischer und germanischer Einfachheit, welche die Normannen aus ihrer Heimath mitgebracht hatten. An ihre

Stelle trat orientalische Pracht und Üppigkeit und zwar nicht etwa in Folge der Berührung mit den Arabern, sondern durch den Einfluß der Franzosen, welche auch hier, wie im achtzehnten Jahrhundert unter uns Deutschen, mit ihren so sehr gerühmten gesellschaftlichen Feinheiten und Tugenden Leben und Sitte verdarben. „Dieses eitle Streben", sagt ein Schriftsteller der ersten Zeiten des Hauses Anjou, „das die Herzen der Menschen berückte und die Einfalt der Väter ganz verscheuchte, ergriff nicht nur die Könige, Fürsten und Großen, sondern auch die niederen Klassen des Volkes und sogar diejenigen, die sich durch das Klostergelübde zu Christi Armuth verpflichtet hatten." Ein solche Veränderung in den Sitten hatte die ganz natürliche Folge, daß der Adel aus seinem seitherigen Verhältniß zu den übrigen Ständen heraustrat, und seine Rechte und Pflichten, welche bis dahin bloße Ehre und Last gewesen waren, zu einem Mittel der Beeinträchtigung seiner Mitstände machte. In der Provence ward z. B. zu jener Zeit allen nicht ritterlichen Personen das Recht, adelige Güter zu kaufen, genommen, und ebendaselbst schloß man durch ein besonderes Gesetz, diejenigen, deren Vater nicht dem Ritterstande angehört hatte, von der Ehre der Ritterschaft aus, während es damals noch in keinem anderen Lande jemand einfiel, hierüber eine gesetzliche Verfügung zu machen. Indessen währte es in Italien noch längere Zeit, bis der Adel anfing, es unter seiner Würde zu halten, Handelsgeschäfte zu treiben; auch betrachtete er die Gewerbe, welchen dieses Land im Mittelalter seine Blüthe verdankte, noch nicht mit Verachtung. Die ersten Spuren dieser Geringschätzung zeigen sich dort nicht früher als im vierzehnten Jahrhundert, und selbst damals sind sie nur in den Staaten zu finden, welche aufgehört hatten, Handelsstaaten zu sein.

8. Literatur und Bildung der Zeiten der Kreuzzüge bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts.

1. Schulwissenschaft der Zeit, so weit sie mit dem Leben in unmittelbarer Verbindung stand.

a) Geschichte.

Die merkwürdigste Erscheinung dieser Periode in Beziehung auf das Fortschreiten der Cultur der in die römischen Länder eingewanderten, durch christliche Schulen und christliche Geistliche zu

römischer Civilisation und zum Gebrauch einer fremden Sprache herübergeführten Völker ist die Entstehung einer Geschichtschreibung in der Nationalsprache, zum Gebrauch desjenigen Theiles der Nation, der nicht in den Mönchsschulen gebildet war. Dies gilt von den Castilianern, Aragoniern, Italiänern und Franzosen; die Deutschen und die Engländer fuhren auch in dieser Zeit noch fort, sich der lateinischen Sprache zu bedienen, und einige Annalisten, die in dieser Sprache schrieben, verdienen in einer Bildungsgeschichte als Männer erwähnt zu werden, welche die Geschichte als ein Bildungsmittel zu gebrauchen verstanden, da hingegen die lateinischen Chroniken der anderen Völkerschaften nur allein für den Forscher Bedeutung haben. In England war allerdings Jugulf auch für einen Geistlichen unangenehm zu lesen; Wilhelm von Malmsbury dagegen, den wir freilich gar zu schwülstig und rhetorisch bombastisch finden, wird von Leland Saville und noch in unseren Tagen von Berington sehr gepriesen. Er selbst spricht sich über seinen Zweck beim Abfassen seiner Geschichte, über seine Wahrheitsliebe und über die Quellen und Documente, die er benutzen konnte, auf eine solche Weise aus, daß wir ihn mit den anderen Chronikschreibern seiner Zeit nicht verwechseln dürfen. Er schrieb eine Geschichte der englischen Könige von Hengist und Horsa bis auf Heinrich I., oder von 449 bis 1126, eine Geschichte seiner Zeit von 1126 bis 1143 und vier Bücher englischer Kirchengeschichte. Ein Geschichtschreiber Heinrich's II., der in unseren Tagen lebte, fand Wilhelm's Geschichte so nach seinem Geschmacke, daß er meint, das englische Publicum würde noch gegenwärtig eine wörtliche Übersetzung dieses Schriftstellers gern lesen. Sein Fortsetzer, Wilhelm von Newborough (Neobrigensis), schrieb fünf Bücher englischer Geschichten von der normannischen Eroberung an bis 1197, welche in einem weniger bombastischen Styl und mit vieler Wahrheitsliebe geschrieben sind, so daß ihn der Engländer Berington den philosophischsten unter den Schriftstellern der mönchischen Zeit nennt. Der vorzüglichste unter den englischen Schriftstellern des Mittelalters, welche ihre Geschichten lateinisch geschrieben haben, ist indessen unstreitig der Mönch von St. Albans, Matthäus Paris, dessen Geschichte in jeder Rücksicht authentisch ist. Er war, wie man uns

erzählt, Heinrich's III. Genosse „bei Tisch, im Palast und im Kabinet", und schrieb nieder, was er sah und vom Könige oder in dessen Gesellschaft hörte. Er benutzte Documente und Aufzeichnungen früherer Zeit, und war bekannt mit der Wissenschaft und Kunst seiner Zeitgenossen. Sein Hauptwerk, größere Geschichte (historia major) genannt, begreift die Zeit von 1066 bis auf seinen Tod 1259; doch gehört eigentlich nur der Theil, der die letzten zwanzig Jahre begreift, ihm an, das Übrige ist die Arbeit eines anderen Mönchs, des Roger von Wendover; ein Dritter (Rishanger) setzte es bis 1273 fort. Der Styl oder das Latein ist freilich nich so durchaus klassisch, wie bei Wilhelm von Malmsbury und Newborough; Matthäus geht dafür aber nicht beständig auf Stelzen. Er schreibt merkwürdig ungleich, bald geistreich und zierlich, bald schwülstig und matt, doch überall bitter und schneidend. Er gleicht einem Sansculotten oder Cyniker; denn Kaiser und König, Pabst, Bischof, Prälat oder Mönch werden furchtbar gegeißelt, und die Glieder der englischen Hochkirche sind ihm bis auf den heutigen Tag noch gar nicht gewogen, weil Vieles, was er an dem geistlichen Wesen seiner Zeit tadelt, noch gegenwärtig nicht geändert ist. Baronius hat Unrecht, ihm Schuld zu geben, daß er aus Erbitterung gegen Rom und gegen den Pabst falsche Berichte gebe; uns scheint es dagegen, daß seine gar zu auffallende Heftigkeit gegen den römischen Hof die Wirkung habe, daß die meisten Begebenheiten, die er erzählt, eine schiefe Stellung, also ein falsches Licht erhalten und falsch aufgefaßt werden müssen. Wir meinen nämlich, daß er zu wenig Rücksicht darauf nimmt, daß das theokratische System, welches gegenwärtig auch die rechtgläubigsten Staatsmänner nicht dulden wollen, damals allgemein anerkannt ward.

Unter den lateinischen Geschichtschreibern der Franzosen sind nur zwei, welche die Aufmerksamkeit des Publikums verdienen, dem diese Weltgeschichte bestimmt ist; die Übrigen sind nur dem Gelehrten oder dem Forscher wichtig. Bigord, Glaber Rodulphus, Wilhelm von Nangis zeichnen nur Thatsachen auf, von Urtheil und Styl ist keine Rede; auch Siegbert von Gembloux, Robert de Monte, Anselm schrieben trockene Jahrbücher; Süger ist zwar als historische Autorität bedeutend, da er regierender Minister war,

aber als Schriftsteller ist er auf keine Weise ausgezeichnet. Die beiden Männer, welche allein Auszeichnung verdienen, sind Odo von Deuil, der das Leben Ludwig's VII. und besonders dessen Kreuzzug würdig beschrieben hat, und der Geschichtschreiber der Kreuzzüge und des heiligen Landes, Wilhelm von Tyrus. Die drei und zwanzig Bücher, in denen Wilhelm von Tyrus die Geschichte der Thaten der Occidentalen im Orient bis an das Ende des zwölften Jahrhunderts beschrieben hat, können, verbunden mit den ganz ungekünstelten und naiven Schriften einiger gleichzeitigen Franzosen über den ersten Kreuzzug zum Beweise dienen, daß die Geschichte, um wahrhaft und anziehend zu sein, der Schulphilosophie und der Sophistik nicht bedarf. Wilhelm von Tyrus vereinigt alle Eigenschaften eines guten Schriftstellers; denn er ist der orientalischen und occidentalischen Sprachen und seines eigenen Styls mächtig und kennt die Alten. Daß diese Kenntniß nicht blos oberflächlich ist, sehen wir daraus, daß er den Plato sehr oft anführt und seine Vergleichungen aus ihm hernimmt. Er war außerdem Augenzeuge des größten Theils der Begebenheiten, die er erzählt, und in die meisten Geschichten war er als handelnde Person verflochten. Seine Geschichte ward, wie die sehr alte französische Übersetzung beweiset, unter den Franzosen früh eine Art Volksbuch, und nützte, als wenn sie ursprünglich in der Landessprache wäre abgefaßt gewesen

Die deutsche Geschichtschreibung erreichte, wie die deutsche Ritterpoesie, unter den hohenstaufischen Kaisern ihre höchste Blüthe. Von dieser Zeit an ward in Italien die Historie wie die Poesie und jede Kunst und Wissenschaft auf den Punkt geführt, von dem aus sie sich nachher in den beiden folgenden Jahrhunderten so schnell und so vollständig entwickelten, daß sowohl die Deutschen, als die Franzosen am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sie aus Italien holen und sich aneignen mußten. Der deutsche Geschichtschreiber, den wir oben bezeichnet haben, ist Otto von Freisingen, ein Halbbruder Konrad's III. (s. S. 54) und Enkel Heinrich's IV., ein Mann, der alle Sprachen und Wissenschaften seiner Zeit verstand und unter seinen Zeitgenossen ebenso ausgezeichnet durch seine Gelehrsamkeit war, als durch seine Geburt. Er war außerdem in die Geschichten, die er erzählt, als handelnde Person verflochten.

Sein Zeitbuch (Chronica) iſt eine Art Weltgeſchichte zum theologiſchen Gebrauch, weshalb den ſieben Büchern, in denen ſie abgehandelt wird, ein achtes über das Ende der Welt beigefügt iſt. Als eigentlicher Geſchichtſchreiber, d. h. als Zeuge und Quelle, nicht bloß als Anordner und Erzähler, erſcheint er erſt vom elften Kapitel des ſiebenten Buchs an bis ans Ende dieſes Buchs, vorzugsweiſe aber in den beiden Büchern von den Thaten Kaiſer Friedrich's I. Hier erkennt man den gebildeten Mann von Stande, das Kind einer Zeit, wo Deutſchland und Italien blühten, wo das Letztere den härteſten Kampf um die Freiheit beſtand und das alte römiſche Recht aufs neue ins Leben rief. Er ordnet die Thatſachen mit Verſtand, ſein Urtheil iſt reif, ſein Styl iſt rein römiſch und doch nicht irgend einem Römer nachgeäfft; er beweiſet ſeinen Sinn in der Würdigung heimiſcher und fremder Sitten und Einrichtungen, und ſo wie er in Bezug auf Sitten und Gebräuche, die von denen ſeiner Landsleute abweichen, frei von Vorurtheil iſt, ſo auch in Bezug auf Handlungen. Er iſt nächſter Anverwandter des Kaiſers, deſſen Leben ſich um den Streit mit dem Pabſte dreht, nichtsdeſtoweniger iſt ſogar Aeneas Sylvius, das Organ der Päbſte in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, genöthigt, einzugeſtehen, daß er Otto's Unparteilichkeit bewundere. Er iſt dabei von dem, was wir als Mönchsgeiſt zu bezeichnen pflegen, ſo weit entfernt, daß man faſt keine Seite leſen kann, ohne zu ſpüren, daß man einen Schriftſteller lieſt, welcher gründlich philoſophiſch gebildet iſt und ſeinen Stoff durchdacht hat. Sein Fortſetzer, der Domherr Radewich, der noch zwei Bücher zu Otto's Geſchichte hinzugefügt hat, ſucht genau und ängſtlich in ſeine Spuren zu treten. Dies iſt ihm nur in Beziehung auf den Styl völlig gelungen, in der Sache zeigt ſich freilich der Unterſchied, der ſich überall zeigt, wo Schriftſteller, welche einerlei Bildung und gleiche gelehrte Kenntniſſe, aber verſchiedene Anlagen und verſchiedene Fähigkeiten haben, dieſelbe Materie behandeln. Auf Friedrich's Geheiß machte Günther aus dem, was Otto und Radewich erzählt hatten, ein epiſches Gedicht (Ligurinus). Er brachte Friedrich's Geſchichte bis auf die an Mailand vollzogene Rache in lateiniſche Verſe, und gebrauchte dabei mehrentheils Otto von Freiſingen ganz wörtlich. Von poetiſcher Schönheit kann freilich keine Rede ſein, allein man darf es

dreist mit anderen lateinischen Gedichten der folgenden, auf Latinität stolzen Jahrhunderte vergleichen; man wird es immer neben die besseren setzen müssen. Der Forscher der Geschichte kann außerdem den Vortheil aus dem Gedicht ziehen, daß er in demselben den Sinn, den die Zeitgenossen mit gewissen Dingen verbanden, und den er aus Otto und Radewich nur errathen kann, klar ausgesprochen findet. Günther faßt diesen Sinn oft sehr passend in ein Paar Verse zusammen. Wir erwähnen dieß ausdrücklich, um die Leser zu warnen, nicht gar zu verächtlich von den lateinischen Schulen jener Zeit zu denken, deren Bedeutung außerdem weiter unten aus den Paar Worten, die wir über Philosophie sagen dürfen, einleuchten wird. Was insbesondere die lateinische Schuldichtung angeht, so muß man mit den oben angedeuteten Versen des Ligurinus die von Radewich (lib. II. cap. XI.) angeführten lateinischen Grabschriften vergleichen. Man wird aus der Vergleichung sehen, auf welche Weise die lateinische Dichtung in den Schulen getrieben ward, wie gut oft die Anweisungen waren, welche von Männern, die Philologie und Lehramt nicht als Gewerbe um Lohn und Ruhm, sondern um Gottes und des Nächsten willen trieben, gegeben wurden. Man wird zugleich erkennen, daß man doch auch damals das Alterthum dem Bedürfnisse der neuen Zeit anzupassen verstand.

Da wir in der folgenden Periode, wo Italien's Glanz Alles, was das übrige Europa hervorbrachte, überstrahlte und den ganzen Handel und Reichthum, sowie die Gewerbe, Künste und Wissenschaften der neueren Zeit in sich vereinigte, vorzugsweise Italien und die pyrenäische Halbinsel ins Auge fassen müssen, so übergehen wir hier die italiänischen Geschichtschreiber, um von der Entstehung einer den Franzosen ganz eigenthümlichen Art von Historiographie zu reden. Diese Gattung der Geschichte sind die sogenannten Denkwürdigkeiten (Mémoires) oder die Aufzeichnungen der Erfahrungen einzelner Personen, mehrentheils solcher, die in der Geschichte des Reichs oder auch bei besonderen Gelegenheiten selbst eine Rolle gespielt haben. Diese Denkwürdigkeiten haben auf der einen Seite viel vom Roman an sich, sie sind voll von Anekdoten, Witzen, Klatschereien und offenbaren Erdichtungen; aber sie führen auf der anderen Seite den Leser auch

in das Innere des Lebens und des Verkehrs, und enthalten viele Geständnisse und Aufhellungen, Angaben der Triebfedern, der Zwecke und der Mittel diese zu erreichen, die man in der eigentlichen Geschichte, welche nur sicheren Documenten und Zeugnissen folgen darf, umsonst suchen würde. Von diesen Denkwürdigkeiten, die ihrer Natur nach nur in der Muttersprache abgefaßt werden konnten, fallen in die Periode, von der wir hier handeln, gerade diejenigen, welche den höchsten historischen Werth haben und von den Fehlern, die an den späteren Denkwürdigkeiten zu tadeln sind, ganz frei sind. Wir haben bekanntlich eine ganze Bibliothek französischer Memoires von sehr zweideutiger Natur; die des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts aber geben das getreueste Bild ihrer Zeit in der natürlichsten Manier und Sprache. Die Natur ist auch hier, wie im Herodot, mehr als die Kunst, die einem Villehardouin und Joinville noch weit fremder ist, als dem vielfach gebildeten Herodot.

Der Erste der so eben genannten Schriftsteller ist einer der Helden des Kreuzzugs, der am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts von den Venetianern schlauer Weise zur Errichtung eines lateinischen Reichs in Constantinopel benutzt ward, und der Familie des Geschichtschreibers ein Fürstenthum in Griechenland verschaffte (s. S. 137 und 172 ff.) Gottfried von Villehardouin, Marschall von Champagne, war nämlich des Schreibens nicht so mächtig, daß er die Feder selbst hätte führen können, er dictirte aber einem Kapellan seine Geschichte der Eroberung von Constantinopel durch die französischen Barone, die sich mit den Venetianern verbunden hatten, vom Jahre 1198 bis 1207. Diese Handschrift ward 1583 zum ersten Male gedruckt, nachher mit einer Fortsetzung von 1220 bis 1240 und einer Geschichte des lateinischen Reichs in Constantinopel von du Fresne du Cange der Sammlung der byzantinischen Schriftsteller einverleibt. Mit der Beschaffenheit des Textes haben wir es übrigens hier nicht zu thun, wo wir Villehardouin's Werk nicht als Quelle der Geschichte, sondern als eigenthümliche Darstellung derselben betrachten müssen. Man glaubt nach der Wahrheit des Ausdrucks und der Empfindungen des alten Rittersmanns, der diese Geschichte dictirte und sehr häufig Exclamationen einmischt, beim Lesen des Buches einem

Drama zuzusehen, in welchem der Marschall eine der Hauptrollen hat. Er spricht, ohne Arges zu ahnen, eben so offen die Gesinnung der Ritterschaft in Bezug auf Raub- und Habsucht und auf rohe Mordlust aus, als er, was in unseren Zeiten unmöglich ist, wahre Frömmigkeit und Andacht, einen Glauben, der um so stärker ist, je weniger Antheil der Verstand daran hat, auf eine rührende Weise kund gibt. Obgleich diese Geschichte wahrscheinlich im vierzehnten Jahrhundert umgeschmolzen ward, also viel von ihrem ursprünglichen Charakter verlor, so lernt man doch aus diesem französisch geschriebenen Buche die Geschichte und die Denkweise der französischen Ritterschaft ganz anders kennen, als aus den lateinischen Berichten, welche Menschen und Sachen latinisiren. Übrigens ist immer noch Romanisches genug in der Sprache des Marschalls übrig geblieben, so daß der erste Herausgeber nöthig fand, eine Übersetzung in seiner jetzt auch veralteten, neufranzösischen Sprache beizufügen. Der zweite Herausgeber, du Fresne du Cange, hat sich durch seine Erklärungen unsterbliches Verdienst erworben.

Weit bedeutender, als Villehardouin, in Bezug auf Darstellung, Styl, Sprache ist das zweite ausgezeichnete Werk in der Nationalsprache, nämlich Joinville's Geschichte und Chronik des heiligen Ludwig. Leider ist auch dieses Werk nicht in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten worden, obgleich ein französischer Akademiker (la Bastie) die lächerliche Behauptung, daß wir von Joinville's Werk nur eine Überarbeitung aus dem fünfzehnten Jahrhundert übrig hätten, siegend widerlegt hat. Daß übrigens Peter la Rieux, welcher Joinville's Werk um 1547 zum ersten Male drucken ließ, den Text verändert hat, sagt er selbst; denn er behauptet, er habe ihn geputzt (l'ayant polie) und in eine bessere Ordnung gebracht. Claude Menard, der ihn 1617 herausgab, versündigte sich wenigstens nicht an ihm, sondern fügte nur eine Übersetzung ins Französische seiner Zeit hinzu. So weit es möglich war, das Original herzustellen, ist es in der prächtigen Pariser Folio-Ausgabe von 1761 geschehen. Mag aber immerhin, was Alle, auch du Fresne du Cange, von dem wir eine Ausgabe haben, in welcher Alles vereinigt ist, was über das spätere Mittelalter Licht verbreiten kann, zugeben, Joinville's Werk in Worten

und Sachen verändert sein, der Ton und die treuherzige Manier der ganzen Erzählung spricht so deutlich den Geist der Zeit aus, in welcher Joinville schrieb, daß man an der Wahrheit und Treue des Bildes ebenso wenig bei ihm zweifeln kann, als bei Homer und Herodot. Andacht, mit dem sonderbarsten Aberglauben gemischt, Stolz auf den Besitz von Gütern, die nicht von einem höheren Lehnsherrn abhängen, und auf Genealogieen gestützter Hochmuth werden in einer ganz naiven Weise mit dem Ausdrucke der Demuth gegen Gott und gelegentlich auch gegen König und Kaiser verbunden und beide ganz unverholen ausgesprochen. Man begreift, wenn man ihn liest, daß eine Zeit wie die seinige das Verhältniß der Leibeigenschaft und Nichtachtung des Bürgers und Landmanns so natürlich fand, als die Dienstbarkeit des Lastviehes unter dem Menschen. Mit Staunen lesen wir, was er von den Thaten und Kämpfen einzelner Herren und Ritter erzählt, und glauben, so unläugbar auch die Wahrheit der Erzählung ist, einen Ritterroman vor uns zu haben oder eine Geschichte von Kämpfen mit Lindwürmern und Riesen zu lesen. Er scheut sich dabei nicht, gleich den Homerischen Helden seine eigene Angst und Furcht offen einzugestehen. Er ist bezaubert von der Andacht seines Herrn, läßt aber doch merken, daß er über die Art der Andacht keineswegs einerlei Meinung mit ihm sei. Übrigens empfiehlt er seinen Herrn, den er auf eine weit verständigere Art lobt, als die Legendenschreiber, besonders dadurch, daß er uns anschaulich macht, auf welche Weise der König ihn selbst nach und nach auf einen besseren Weg gebracht habe. Bei aller Einfachheit und Religiosität zeigt Joinville überall eine viel gesundere Einsicht in die Politik, als der Heilige, dessen Leben er beschreibt, und der natürliche Gang seiner Erzählung führt ohne alles künstliche Anordnen und Abtheilen alle Erscheinungen der Zeit mit ihren Wirkungen und Ursachen an uns vorüber. Dies gilt nicht blos von Thatsachen, von Scenen des häuslichen und des Staats-Lebens, sondern auch vom inneren und religiösen Leben.

b) Schulstudien.

Die Schulen der Zeit, von der wir in diesem Abschnitt handeln, waren für das Leben von einer weit größeren Bedeutung, als man

oft zu glauben geneigt ist, weil sich in denselben alle die Personen sammelten, die nicht aus dem Streiten mit Waffen ein Handwerk machten, da man nur durch den mündlichen Unterricht und aus den Vorlesungen, die man aufschrieb, Bildung schöpfen konnte, weil der Bücher wenige und auch die wenigen schwer zu haben waren. Ein berühmter Lehrer ward daher, wie wir im vorigen Abschnitt (Th. VI. S. 335 u. 338) an Abälard's Beispiel gezeigt haben, der Mittelpunkt einer geistigen Bewegung, und die Zeitgenossen nahmen an dem Streit der Nominalisten und Realisten denselben Antheil, den man jetzt an politischen Parteiungen zu nehmen pflegt. Gleich nach Abälard's Tode gründeten Gilbert von Poirée, Alberich, der Engländer Robert Pullein und Adam von Parviponte vier Secten von Realisten, die sich Porretaner, Albricaner, Robertiner, Parvipontaner nannten, und sich durch des heiligen Bernhard Eifern gegen Gilbert von Poirée nicht irre machen ließen. Wir gedenken der vier Secten nur, weil aus der Schule des Einen ihrer Stifter (Adam von Parviponte), einer der ausgezeichnetsten Männer des Mittelalters hervorging.

Dieser Mann war Johann von Salisbury, an dessen Beispiel sich zeigt, wie ganz anders wir von den Gelehrten und von der Bildung des Mittelalters urtheilen würden, wenn man ein Paar Jahrhunderte früher die Erfindung der Buchdruckerkunst gemacht gehabt hätte. Seine Briefe sind von der größten Bedeutung für die Kirchen- und Staatsgeschichte seiner Zeit, weil er in allen wichtigen Unterhandlungen seiner Zeit gebraucht ward, und unter Andern von dem englischen König Heinrich II. nach Rom geschickt ward, um Irland als Geschenk vom Pabst Hadrian IV. zu erlangen (s. S. 47). Johann von Salisbury nahm in der Sache des Thomas Becket die Partei desselben, ward mit Becket vertrieben und erhielt endlich das Bisthum Chartres. Übrigens wurde die päbstliche Schenkung, welche den Vorwand zur gewaltsamen Eroberung Irlands gewähren sollte, auf die Ausstattung gegründet, welche Constantin der Große der Kirche durch weltliche Besitzungen sollte gegeben haben. Die Briefe dieses denkenden Mannes sind in einem reinem Styl geschrieben, und zeigen uns in dem Geistlichen des Mittelalters einen Minister, dem bei der Mittel-

mäßigkeit, die sich überall vordrängt, schwerlich einer der gegenwärtigen Zeit zu vergleichen sein möchte. Zwei seiner Schriften beweisen, daß er die Philosophen und die Hierarchie seiner Zeit auf eine ähnliche Weise beurtheilte, als wir in unseren Tagen thun würden. In der einen Schrift (dem Metalogicus), die erst 1610 zum ersten Male gedruckt ward, verspottet er, der Schüler eines Abälard und anderer sehr scharfen Dialektiker, die einseitige Richtung seiner Zeitgenossen, die nur Dialektik und Metaphysik oder Theologie in den Schulen gelehrt haben wollten. Er lacht über den falschen Eifer eines der Schulphilosophen, der die heidnischen Schriftsteller sammt und sonders aus den Schulen verdrängt wissen wollte, und empfiehlt dagegen dringend das Studium der Grammatik, das Lesen der Alten und alle die Hülfswissenschaften, welche dieses Studium fruchtbar machen. Er gibt in dem Buche Nachricht von seinen früheren Studien, von seinem Aufenthalte in Paris, mit dem er sehr zufrieden ist, spricht sich aber ganz entschieden gegen die allgemein herrschende Disputirkunst, Dialektik genannt, und zugleich gegen die auf diese gegründete Scholastik oder, wie wir sagen würden, gegen die systematische Theologie aus, obgleich er in Paris Meister im Disputiren geworden war. Er sagt darüber, was jeder von uns, der die Wissenschaft liebt, ohne gerade systematischer Philosoph zu sein, auch sagen würde: „Den Vortheil eines systematischen Studiums der Philosophie, in so fern dieses dem übrigen erlernten Wissen Einheit, Kraft und Stütze gibt, will ich herzlich gern zugeben, aber an und für sich selbst ist es ganz unfruchtbar und ohne Leben.“ Er beschuldigt daher auch viele der berühmten Scholastiker, daß sie, aufgeblasen über ihre sophistischen Fähigkeiten, den Weg zur einfachen Wahrheit nicht erleuchteten, sondern in ein größeres Dunkel einhüllten. Wichtiger in Beziehung auf Kirche und Staat seiner Zeit, wo zwischen König Heinrich, Thomas Becket und dem Pabste auf die oben (S. 38 ff.) angegebene Weise gestritten wurde, ist sein zweites Werk, welches Betrachtungen über ganz verschiedene Gegenstände und Bemerkungen über Leben und Wissenschaft enthält (der Polycraticus). An einer Stelle dieses Buches greift er die Philosophen seiner Zeit etwas gar zu schnöde an; an einer anderen aber sagt er seinem Landsmann, dem Pabst Hadrian IV., so derb

die Wahrheit, daß wir zweifeln, ob irgend ein katholischer Geistlicher unserer Zeit es wagen würde, sich so freimüthig über den Pabst gegen den Pabst auszusprechen. Als er in der irländischen Angelegenheit an den Pabst gesendet gewesen sei, so erzählt er selbst (Polycraticus lib. II. c. 23), habe ihn Pabst Hadrian gefragt: was die Welt von ihm (dem Pabst) und von der römischen Kirche sage? „Weil ihr mich fragt, habe er erwidert, so will ich euch offenherzig sagen, was ich in vielen Ländern gehört habe. Man sagt, die römische Kirche beweise sich nicht als Mutter der anderen Kirchen, sondern sie scheine vielmehr ihre Stiefmutter zu sein. Schriftgelehrte und Pharisäer seien dort zu Hause, diese legten schwere Lasten auf die Schultern anderer Leute, ohne selbst auch nur einen Finger auszustrecken, um sie zu heben. Sie regierten despotisch über den Klerus, ohne ihrer Heerde ein gutes Beispiel zu geben, sie hätten in ihren Häusern den köstlichsten Hausrath, ihre Tische seien mit goldenem und silbernem Geschirr schwer belastet, der Geiz halte ihre Hände festgeschlossen. Sie schenkten niemand etwas, und die Armen dürften ihnen selten nahe kommen, außer wenn ihre Eitelkeit ihnen eingebe, sie auftreten zu lassen. Sie erhöben Contributionen von den Kirchen, veranlaßten Rechtsstreitigkeiten, stifteten Zwist zwischen dem geistlichen Hirten und seiner Heerde, und hielten dafür, der beste Vortheil, den man aus der Religion ziehen könne, sei, daß sie Reichthümer verschaffe. Ihnen sei Alles feil, und man könne sagen, sie machten es, wie die abgefallenen Engel, die, wenn sie einmal nichts Böses thun, mit ihrer Vortrefflichkeit prahlen. Nur eine ganz kleine Zahl derselben treffe vielleicht dieser Vorwurf nicht. Der Pabst selbst wäre für die Christenheit eine fast unerträgliche Last. Es würde allgemein darüber geklagt, daß, während die Kirchen, welche die Frömmigkeit unserer Voreltern erbaut habe, im Verfall und ihre Altäre verlassen seien, die Päbste Paläste bauten und sich nicht bloß in purpurne Gewänder hüllten, sondern auch über und über vom Golde glänzten. Über diese und über noch mehrere Dinge murre das Volk ganz laut.“ „Und was ist denn eure Meinung?“ fährt er fort, habe ihn dann der Pabst gefragt. „Eure Frage, habe er erwidert, setzt mich in Verlegenheit; denn wollte ich meine einzelne Meinung der allgemeinen Stimme entgegensetzen,

so würde ich ein Lügner und Schmeichler sein, und auf der anderen Seite fürchte ich Anstoß zu geben." Er hilft sich dann dadurch, daß er anführt, was ein Kardinal, den er nennt, laut gesagt habe: die Quelle aller Übel der römischen Kirche sei die in ihr herrschende Falschheit und Habsucht, das habe der Kardinal in einer öffentlichen Versammlung gesagt, wo Pabst Eugen den Vorsitz gehabt habe. „Doch, fährt er weiter fort, ich für meinen Theil fand doch auch in dieser Kirche Geistliche von ausgezeichneter Tugend und ganz frei von jeglicher Habsucht, ich kann lebende Beispiele von Männern anführen, welche die Mäßigkeit und die strengen Sitten eines Fabricius mit den Eigenschaften eines wahren Christen verbinden. Da ihr nun durchaus meine Meinung wissen wollt, so will ich euch sagen, daß man ganz wohlthut, immer eueren Lehren zu folgen, wenn man gleich euere Handlungen nicht nachahmen darf. Die Welt jauchzt euch zu und schmeichelt euch, sie nennt euch Herr und Vater; wenn ihr aber wirklich Vater seid, warum fordert ihr Gaben von eueren Kindern? Seid ihr aber Herr, warum gehorchen euch gerade euere Römer am wenigsten? Aber es scheint, ihr wollt diese Stadt durch Gaben gewinnen, hat sie Sylvester durch solche Mittel erworben? Heiliger Vater, ihr seid im Irrthum. Theilt Anderen frei mit, was ihr selbst umsonst empfangen habt; wenn ihr Andere unterdrückt, setzt ihr euch selbst der Unterdrückung aus."

Man sieht schon aus diesen wenigen Worten, daß das lebhafte Studium der Philosophie, was wir auch immer vom Resultat derselben halten mögen, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts und besonders im dreizehnten überall ein Streben nach geistiger Freiheit weckte, welches kein Druck und keine Verfolgung aufhalten konnte. Dies würde sich noch deutlicher zeigen, wenn wir in die Kirchen- und besonders in die Ketzergeschichte dieser Zeit näher eingehen dürften; das verträgt sich aber mit unserem Zwecke nicht. Wir wollen Ueber, weil wir in den folgenden Abschnitten oft darauf zurückkommen und die Entstehung der ganz neuen, nicht mehr theologischen, sondern rein wissenschaftlichen und belletristischen Lehranstalten im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert damit in Verbindung bringen müssen, Winke geben, wie schon im dreizehnten Jahrhundert der Kreis der Studien erweitert ward. Man

empfand nämlich, als seit Abälard's Zeit in allen Büchern von Plato und Aristoteles die Rede war, als man ferner lateinische Übersetzungen der arabischen Commentare über den Meister des Wissens benutzte, wie unvollkommen man den Aristoteles kenne, und wie umfassend die Araber nicht blos Dialektik und Metaphysik, sondern auch die Naturwissenschaften und Künste des Lebens den Spuren der Griechen folgend betrieben hätten; man suchte daher aus der Quelle der Araber und Griechen zu schöpfen. Reisen der Gelehrten, sowie das Studium der Griechen und Araber erhellten dann die klösterliche Finsterniß; man schaute klarer ins Leben, das beweiset Johann von Salisbury's Beispiel. Schon vor ihm ward einer der Scholastiker der Zeit von 1120—1140, Adelard von Bath, durch seine Reisen in Deutschland, Italien, Spanien und Griechenland berühmt. Dieser war auch in Afrika und Arabien gewesen, und seine an sich nicht bedeutenden naturhistorischen Untersuchungen (de quaestionibus naturalibus) sind als Frucht seines Aufenthalts zu Salerno, wo damals die bedeutendste medicinische Schule bestand, historisch merkwürdig. Auch Robert von Retines, sein Zeitgenosse, reiste lange Zeit in Frankreich, Italien, Dalmatien, Griechenland und Asien, verweilte sehr lange in den damals sehr civilisirten mohammedanischen Staaten, und ließ sich endlich in Spanien nieder; doch kehrte er nachher mit seinem Landsmann, Hermann Dalmata, nach Frankreich zurück. Diese beiden Männer hatten sich einen Petrus von Toledo, dessen Peter der Ehrwürdige, Abälard's Schützer (s. Th. VI. S. 339 f.), in einem Briefe an den heiligen Bernhard erwähnt, zugesellt, und brachten eine Übersetzung des Koran zu Stande.

Was das Griechische angeht, so wissen wir, daß zwischen 1160 und 1170 der Abt Odo von Sct. Denys einen Mönch, Wilhelm, der später sein Nachfolger wurde, und für einen guten Arzt galt, nach Griechenland schickte, um griechische Bücher zu holen; doch erfahren wir nichts Näheres über seine griechischen Studien, außer daß man uns sagt, ein Johann Saracenus oder Burgundio sei durch ihn in den Stand gesetzt worden, den Occident mit der berichtigten Übersetzung eines Buches zu bereichern, welches ohne Schaden ganz unbekannt hätte bleiben können. Der Mystiker nämlich, den das Mittelalter unter dem Namen des Areopagiten

Dionysius verehrte, war von Erigena Scotus aus einer sehr schlechten Handschrift des griechischen Originals übersetzt worden, Johann Burgundio verbesserte den Text aus den von Wilhelm mitgebrachten Abschriften und machte eine bessere Übersetzung. Weit wichtiger für die allgemeine Bildungsgeschichte und für den Übergang zur neuen Civilisation, der im vierzehnten Jahrhundert erfolgte, ist das, was uns Wood in seiner Geschichte der Universität Oxfort (I. p. 36) von den Bemühungen eines Alfred und Daniel von Morlay (um 1185) um den ächten Text des Aristoteles und um die Bereicherung der Naturwissenschaften erzählt. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erweiterte sich der Blick der Lehrenden und Lernenden so sehr, und es drang ein neues Licht so mächtig in die Schulen, daß selbst Innocenz III., der doch Gregor's VII. Ansprüche in weltlichen Dingen mit Erfolg geltend machte, und sein Kardinal und Legat Robert Courçon gänzlich scheiterten, als sie blos die dialektischen Schriften des Aristoteles in den gelehrten Schulen zulassen, und die neu eingeführte ächte Metaphysik des Meisters und seine Physik nicht dulden wollten

Obgleich Kaiser Friedrich II. um die Einführung des ächten Aristoteles statt des verdorbenen und verstümmelten, der aus schlechten arabischen Übersetzungen in noch schlechtere lateinische übergegangen war, und um die Verbreitung der Naturwissenschaften der Araber im ganzen Abendlande das größte Verdienst hatte, so kam doch auch von einer anderen Seite her neues Licht in die Schulen. Wir wissen aus einer sehr bekannten Stelle in Bigord's Leben des Königs Philipp August von Frankreich, daß gleich nach der Eroberung Constantinopel's durch die Lateiner, nämlich um 1209, also lange vor der Zeit, wo Friedrich II. durch die auf seinen Befehl aus dem Original gemachte Übersetzung der Metaphysik des Aristoteles die Welt in Erstaunen setzte, die ächte Metaphysik des Aristoteles aus Griechenland nach Paris gebracht ward. Auf der anderen Seite machte sich gleich nach Friedrich's II. Zeit Alphons X. von Castilien um die Astronomie und die realen Wissenschaften der neueren Zeit, deren ganze Astronomie auf seine Tafeln gegründet ward, unsterblich verdient. An Friedrich's II. Hofe hatte Michael Scotus dasselbe Verdienst, welches Gerhard

von Cremona an Friedrich's I. Hofe gehabt hatte; doch glauben wir, daß er sich mehr um Astrologie, als um Astronomie bekümmert habe, und dies scheint durch eine Stelle in Dante's Inferno und durch das, was die Erklärer darüber sagen, bestätigt zu werden. Michael Scotus hatte sich übrigens in Toledo aufgehalten, und der französische Forscher der Spuren des Aristoteles im Mittelalter (Jourdain) hat neulich gezeigt, wie bedeutend er für das dreizehnte Jahrhundert war. Später machten sich besonders drei Männer, Heinrich von Brabant, Wilhelm von Moerbeke, Thomas von Cantipré durch Übersetzungen des Aristoteles um die Wissenschaften verdient. In welchem Umfange diese von einzelnen Männern getrieben wurden, sieht man aus der ungeheueren Encyclopädie des Vincent von Beauvais. Vincent nannte seine Encyclopädie Spiegel, und widmete einen Foliband von 1800 Seiten den historischen, einen von 1200 Seiten den philosophischen und einen eben so starken dritten Band den Naturwissenschaften, er war aber eigentlich mehr Compilator, als Philosoph. Drei Männer des dreizehnten Jahrhunderts dagegen traten der Eine in Deutschland, der Andere in Italien, der Dritte in England als Lehrer der Philosophie auf, welche nicht blos von ihren Landsleuten, sondern von ganz Europa als Wunder der Welt angestaunt und mit einem übertriebenen und fabelhaften Lobe überschüttet wurden. Diese Männer waren Albert von Köln, Thomas von Aquino und Roger Baco.

Albert von Köln oder Albertus Magnus war zu Lauingen in Schwaben geboren, studirte zu Pavia und Bologna und lehrte nachher in Hildesheim, in Freiburg, in Regensburg, in Straßburg und zuletzt in Köln. Dort war der Eine der obengenannten Übersetzer des Aristoteles, Thomas von Cantipré, sein Schüler und später auch Thomas von Aquino. Albert war unstreitig einer der größten Männer, welche jemals gelebt haben, lehrte abwechselnd in Köln und in Paris, und konnte nur mit großer Mühe bewogen werden, sein Lehramt aufzugeben und Bischof von Regensburg zu werden; auch entsagte er bald dem Bisthum wieder, um aufs neue als Lehrer der Weltweisheit im umfassendsten Sinn dieses Worts zu wirken. Obgleich wir nicht alle die Fabeln, die man von seiner mechanischen Geschicklichkeit, von seinen

Automaten und Zauberkünsten, am wenigsten die Geschichte von dem redenden Kopfe und von anderen Wundermaschinen, die er soll haben verfertigen lassen, nacherzählen mögen, so glauben wir doch, daß oft mehr die Art der Erzählung, als die Sache zu verwerfen oder zu tadeln ist. Dieser wahre Gehalt läßt sich nicht immer so leicht finden, als in der Geschichte von seinem großartigen Treibhause. Es heißt nämlich, als ihn der deutsche König Wilhelm von Holland in Köln besucht habe, sei er im Klostergarten mitten im Winter durch die Temperatur des Frühlings, durch Blüthen und Blumen in Erstaunen gesetzt worden. Der Mann, der dies so erzählte, glaubte an Wunder, und hielt den Philosophen für einen Zauberer; wir können, ohne darum die Sache an sich selbst zu bezweifeln, den Hergang derselben ganz natürlich erklären, wenn wir annehmen, daß es nicht in freier Luft gewesen sei. Albert's Werke füllen in der Lyoner Ausgabe (1651) einundzwanzig Folianten, und man braucht sie nur flüchtig durchzusehen, um über die Mannichfaltigkeit der Kenntnisse dieses einzigen Gelehrten des Mittelalters zu erstaunen, der, gleich dem Aristoteles und dessen von ihm benutzten Commentatoren, dem Algazel, Alfarabi, Avicenna (s. Th. V. S. 203 u. 204), das ganze Gebiet des menschlichen Wissens nicht blos im Allgemeinen und speculativ, sondern auch im Einzelnen und praktisch beherrschte. Die Naturgeschichte soll ihm sehr viel verdanken, und seine Bearbeitung der in Rücksicht der Physiologie der Pflanzen sehr wichtigen Schrift des Aristoteles über die Natur der Pflanzen, deren Original ganz verdorben auf uns gekommen ist, hat nach dem Urtheile der Sachverständigen bis auf unsere Tage noch niemand gefunden, der sie gehörig zu benutzen verstanden. Seine sechs und zwanzig Bücher von den Thieren haben zwei Franzosen, der Erforscher der Spuren des Aristoteles im Mittelalter (Jourdain) und ein ausgezeichneter Kenner der Thiergeschichte (le Camus), gegen die kecke Unwissenheit eines Deutschen (Buhle) siegend vertheidigt. Sie haben den Reichthum eigener Versuche und Beobachtungen durch eine ganz ausführliche Nachweisung des Einzelnen dargethan. Die Naturgeschichte war in dem Maße Lieblingswissenschaft des großen Theologen und Philosophen, daß sogar in seiner Lobrede auf die Jungfrau Maria (de virgine gloriosa) die ganze Naturgeschichte abgehandelt wird,

und daß man überhaupt in diesem Buche mehr Naturhistorisches als Religiöses findet.

Unter den Engländern wird, seit Locke und die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts ihn so ganz ausschließend gepriesen haben, der Mönch Roger Baco gewöhnlich als der einzige Philosoph dargestellt, der im Mittelalter klar und praktisch gelehrt habe. Das ist aber höchst ungerecht gegen die Männer, die keinen Anspruch darauf machten, Volkslehrer zu sein, sondern vielmehr durch ernste Wissenschaft wenige gute Köpfe zu Volkslehrern bilden wollten. Wir finden nämlich in England zu Baco's Zeit und neben ihm Männer genug, die nicht blos Philosophie und Theologie lehrten, sondern auch des Griechischen mächtig waren. Unter diesen Männern glänzt neben Johann Basingstokes vorzüglich Robert Grosteste, Bischof von Lincoln, der das Buch des Dionysius Areopagita, den Johann Damascenus, die Sittenlehre des Aristoteles und den Commentar darüber unmittelbar aus dem Griechischen übersetzte, und zugleich für die Literatur der englischen Sprache von Bedeutung ist, obgleich er selbst sehr oft in der damals am Hofe und in den Gerichten Englands gebräuchlichen altfranzösischen Sprache schrieb. Er machte selbst mancherlei Reime, und wir finden bei Warton in der Geschichte der englischen Poesie einen recht artigen Minstrelgesang auf ihn; Warton ist uns aber überall zu confus und unkritisch, als daß wir ihm glauben könnten, daß Grosteste den Suidas übersetzt habe. Von einem Johann von Lincoln erzählt uns Matthäus Paris, daß er durch eine Art Wundermädchen seine griechische Sprachwissenschaft und die feinere Bildung, denen er und sein Zeitgenosse Nikolaus den Beinamen des Griechen (Johannes Graecus, Nikolaus Graecus) verdankten, erlangt habe. Er hatte in Paris studirt, ging nach Athen, und fand in der zwanzigjährigen Tochter des dortigen Erzbischofs (man erinnere sich, daß in der griechischen Kirche der Bischof Wittwer sein kann) eine Lehrerin, die ihn, wie Matthäus sagt, nicht blos in der griechischen Sprache, sondern auch in anderen Wissenschaften und in den freien Künsten unterrichtete. Daß das Mädchen damals in Athen öffentlich lehrte, müssen wir, um nicht gar zu kritisch und ungläubig zu sein, dem Geschichtschreiber aufs Wort glauben; daß sie aber eine höhere

Gabe hatte, Erdbeben und andere zufällige Naturerscheinungen vorauszusagen, dürfen wir in unseren Tagen nicht zugeben. Was Roger Baco, den Zeitgenossen Albert's von Köln, angeht, so war er eine Locke, ein d'Alembert oder Condillac des Mittelalters; die Feinde der Speculation und Idealität haben ihn daher oft überschätzt. Es ist wahr, er war reell, war praktisch und dem finsteren Treiben der Meister der Spitzfindigkeiten der Schulen abgeneigt, er war daher auch bedeutender für das Mittelalter, wo der Grübler Zahl Legion war, und für den Übergang aus dem Mittelalter in die neuere Zeit, als er als wissenschaftlicher Forscher des inneren Menschen ist. Albertus verstand höchst wahrscheinlich nur die lateinische Sprache; Roger verstand Arabisch, Griechisch und Hebräisch, er war ein guter Beobachter, und wäre auch in unseren Tagen als Lehrer der Experimentalphysik geachtet gewesen; aber von der Tiefe des Albertus, aus dessen Schule Thomas von Aquino hervorging, war er unendlich weit entfernt. Außerdem fiel er, obgleich er derselben Philosophie huldigte, zu welcher sich der Freund des Königs Friedrich II. von Preußen, der Marquis d'Argent, bekannte, wie dieser in abgeschmackten Aberglauben. Der Marquis glaubte an Ahnungen, Vorbedeutungen, günstige und ungünstige Tage und Zeichen, der Mönch Roger an Thorheiten der Magie und Astrologie. Eine Charlatanerie ist es, wenn er in einem Briefe an Pabst Clemens IV. (in der Sammlung ungedruckter Stücke, welche Martene und Durand herausgegeben haben, II. p. 358) sich rühmt, er könne einen Schüler in drei Tagen Griechisch und in eben so kurzer Zeit Hebräisch lehren. Seinen Ruhm verdankte er seinen Erfindungen in der Mechanik und Optik, wo er die neue Zeit begann, weil er vom Speculiren auf das Beobachten, Messen, Rechnen leitete, ohne deren Hülfe die Erfahrungswissenschaften keinen Grund haben. Wie sehr man übrigens aus Erbitterung gegen die speculative und theologische Richtung des Mittelalters, die doch auch eine Wirkung des sich in der Geschichte der Menschheit zeitlich entwickelnden göttlichen Geistes ist, die Verdienste Roger Baco's übertrieben und ihn auf Unkosten Anderer erhoben hat, kann man von einem Optiker und von dem ausgezeichnetsten Geschichtschreiber der Mathematik lernen. Der Erstere (Smith) beweist, daß die Stelle Baco's,

worin von Teleſcopen die Rede ſein ſoll, ſich wörtlich im ſiebenten Buche von Al Hazen (ſ. Th. V. S. 209) findet, ſo daß, wenn dort von Teleſcopen die Rede iſt, wenigſtens Baco ſie nicht erfunden hat. Der Andere (Montucla) ſagt gar, alle optiſchen Entdeckungen, welche dem Baco ſeien zugeſchrieben worden, fänden ſich in dem arabiſchen Optiker Al Hazen, und wo Baco von dieſem abweiche, ſei er in Irrthümer gerathen, welche der Araber zu vermeiden gewußt habe. Auch die Erfindung des Schießpulvers hat man ihm fälſchlich zugeſchrieben.

Die eigentlichen Theologen, ſo berühmt ſie ſein mögen, wie den Meiſter theologiſcher Entſcheidungen (magister sententiarum), Petrus Lombardus, der mit einer hochmüthigen Beſcheidenheit ſein Buch, welches der Schatz betitelt iſt, der ganzen Kirche darbringt, wie die Wittwe des Evangeliums ihr Schärflein, und ſeinen Commentator, Alexander von Hales, dürfen wir nur im Vorbeigehen erwähnen, weil wir nicht für Gelehrte von Profeſſion ſchreiben. Von Thomas von Aquino, Duns Scotus, Bonaventura müſſen wir im folgenden Zeitabſchnitt handeln, weil wir ihren Zuſammenhang mit der großartigen philoſophiſchen italiäniſchen Dichtung der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts nachweiſen müſſen.

2. Eigentliche Volksliteratur.

a) Romaniſche und romantiſche Bildung.

Wir übergehen dieſes Mal die Bildung der ſüdlichſten Theile von Europa ganz, weil wir in den beiden folgenden Jahrhunderten faſt ausſchließend auf Italien und auf die pyrenäiſche Halbinſel Rückſicht nehmen müſſen, da aus ihnen die neuere Bildung und Literatur hervorging, und Chaucer, Spencer, Shakespeare aus den älteſten Italiänern und Spaniern ſchöpfen. Von England dürfen wir ebenfalls nicht beſonders handeln, weil gewiſſe Dialekte des Romaniſchen in England am Hofe, in den Gerichten, Parlamenten und Geſetzen ſo ausſchließend gebraucht wurden, daß dort noch bis auf den heutigen Tag gewiſſe Formen und Formeln, techniſche Ausdrücke in Staats- und Gerichtshändeln altfranzöſiſch ſind. Dies gibt der romaniſchen Sprache und Bildung eine ſo große Bedeutung für das Mittelalter, welche ihre verſchiedenen Dialekte von der

Tiber bis an die Tweed und vom Rhein bis zur Quelle des Tajo und über den Ebro hinaus geredet und in allen Dialekten gesungen, geschrieben und wetteifernd um den Preis der Dichtung gestritten ward. Wir haben die Dialekte der Sprache, die man im Allgemeinen mit dem Namen der romanischen bezeichnet, im sechsten Bande (S. 327) angegeben, unser Zweck erlaubt uns nicht, in das Einzelne einzugehen. Dasselbe gilt von der ganzen ungeheueren Masse von Dichtungen in allen möglichen Dialekten des Romanischen und aus allen Zeiten des Mittelalters. Eine sehr große Masse der Gedichte liegt in den Pariser Bibliotheken und an sehr vielen Orten von Italien und Frankreich aufgehäuft, es ist sogar der bedeutendste Theil derselben in unseren Tagen gedruckt worden; wir müssen aber gleichwohl, des Zweckes dieser Weltgeschichte eingedenk, alles blos literarisch Merkwürdige übergehen, und dürfen daher nur Einiges ausheben, was uns für die Bildungsgeschichte des Mittelalters nothwendig scheint.

In dieser Hinsicht bemerken wir zuerst Folgendes. Wenn wir die ganze Masse, d. h. alle verschiedenen Arten erzählender und lyrischer Poesie der sogenannten Troubadours und Trouvères, die in diesen Gedichten enthaltene Philosophie, Geschichte, Moral, geistlich-christliche Mythologie, patriotische Gesinnung, ideale Liebe, Andacht, heldenmüthige Kampflust und bittere, schneidende Satyre betrachten, so erkennen wir, daß wir uns sehr irren würden, wenn wir glaubten, eigentliche Volksbildung gehe nur von Volksschulen aus. In unseren Zeiten ist das wahr, wo das äußere Bedürfniß auch in den Gegenden, in welchen ein leichteres Leben klimatisch möglich ist, ein frohes, geselliges, durch Spiel und Gesang erheitertes Leben ganzen Klassen von Menschen unmöglich macht; im Mittelalter war das Leben selbst poetisch, und grausiges Morden und Brennen wechselte mit Processionen, Festen, Turnieren, Volksbelustigungen aller Art ab, und derselbe Feudaltyrann, der dem Landmann die Freiheit raubte und den Bürger ausplünderte, opferte großmüthig sein Leben, um der unterdrückten Unschuld beizustehen, und übte Demuth, Großmuth, Milde mit wahrhaft christlichem und barmherzigem Sinne.

Da wir nicht alle Gattungen der Dichtungen jener ganz und durchaus poetischen und schwärmenden Zeit anführen dürfen, so

wollen wir wenigstens die bekanntesten aufzählen. Unter den erzählenden Gedichten, welche besonders den Trouvères angehören, die nachher zu Bänkelsängern (jongleurs) herabsanken, erwähnen wir zuerst diejenigen, welche in einigem Zusammenhange mit Volkssage, Legende, fabelhafter Geschichte, Zaubersage und Wundererzählung stehen. Zu diesen gehört zuerst Alles, was die Geschichte des Königs Arthur und seiner Tafelrunde oder der Ritter angeht, die sich bei ihm sammelten (s. Th. V. S. 232 u. 291), also auch Alles, was vom heil. Graal gefabelt wird. Dies ist nämlich die Geschichte des Gefäßes, aus dem die Jünger Christi mit ihm das Osterlamm genossen hatten, und in welchem nachher das Blut aufgefangen worden war, das er am Kreuze vergossen. Den Namen Sct. Graal leitete man daher lange von zwei lateinischen Worten (Sanguis realis) ab, welche Erlösungsblut bedeuten; Roquefort hat aber bewiesen, daß er nach romanischer Art aus dem Accusativ des lateinischen Wortes cratera gebildet sei, welches Schüssel bedeutet. Dieß Gefäß hat Joseph von Arimathias versteckt, und die Aufgabe ist, es unter Abenteuern und Kämpfen mit Riesen und Ungeheuern in Brittanien zu suchen, wo es versteckt ward. Zu dieser Gattung gehört ferner, und zwar als die Quelle, aus welcher die Geschichten von Arthur stammen, der Roman von Brutus Brenhined, den ein Archidiakonus, Walter von Oxford bei einer Reise nach der Bretagne als eine in der Landessprache geschriebene Chronik sollte gefunden und sein Freund Gottfried Arthur, gewöhnlich Gottfried von Montmouth genannt, ein Abt des Walliser Landes, ins Lateinische übersetzt haben. Von diesem Bericht ist wenigstens so viel wahr, daß unter Gottfried's Namen eine lateinische fabelhafte Geschichte der Britten von der Eroberung von Troja an bis zum Jahre 689 n. Chr. vorhanden ist, welche ein Robert Wace gegen 1185 in romanischer Sprache in Verse brachte. Um dieselbe Zeit (eigentlich 1155, wie der Verfasser selbst in drei Schußreimen sagt) schrieb ein Eustache oder Wistache in zwölffüßigen iambischen Versen in romanischer Sprache den Roman Rou oder Rol, der die Geschichte der Normänner gerade so, wie sie Dudo von Sct. Quintin und Wilhelm von Jümièges in lateinischer Prosa berichten, in Reime bringt. Im Brut wird man oft zweifelhaft, wenn man so viel von Gog

und Magog und von der Herkunft der Riesen liest, ob nicht schon in der Zeit, als Robert Wace dichtete, die arabische Mährchenliteratur im Occident Einfluß hatte. Darin wird man bestätigt, wenn es heißt, daß der Held Corineus, ein sonst bescheidener Mann aus Brut's Gefolge, der besonders den Riesen gefährlich ist, Einen auf die Achseln nimmt und vom Felsen stürzt; ferner daß der Riese Goëtmagot zwölf Ellen hoch ist und eine Eiche zerbricht wie einen Haselstock. Bestimmter deutet auf arabische, von den Mauren in Spanien entlehnte Zaubergeschichten zuerst der Umstand, daß der Riese, welchen König Arthur auf den Bergen von Cornwallis besiegt, aus Spanien gekommen. Mit einem furchtbareren, sagt Arthur, habe er nicht zu thun gehabt, seit er mit dem Riesen Rithon gekämpft, der sich aus den Bärten erschlagener Könige Röcke gemacht habe, ihm aber doch zuletzt auf dem Berge Arabien, wo er ihn erschlagen, seinen Bart habe überlassen müssen. Edwin, Prinz von Northumberland, ruft einen Zauberer aus Spanien zu Hülfe, und in Merlin's berühmter Prophezeihung heißt es: „Von Conau würde kommen ein Eber, den fürchten würden die fernen Araber und Afrikaner, der Spanien besiegen werde."

Eine andere Klasse erzählender Gedichte stammt aus der fabelhaften Geschichte Karl's des Großen und seiner Paladine, welche fälschlich dem Erzbischof Turpin zugeschrieben ward, der um 733 Erzbischof von Rheims war, die aber (in lateinischer Sprache) um 1120 schon im Umlauf war. Um 1207 ward diese Geschichte zuerst in romanische Verse gebracht und hat den Stoff zu unzähligen Romanen gegeben. Dahin gehören Wilhelm von Orange oder mit der kurzen Nase von Adenez le roi, der behauptet, er habe die rechte Geschichte von Karl dem Großen und seiner Mutter Bertha aus den Chroniken von Sct. Denys an's Licht gebracht. Dahin gehören die im fünfzehnten Jahrhundert in Prosa übertragenen vier Aymons-Kinder, ferner Doolin von Mainz, Malger von Aigremont, Ogier der Däne. Eine andere Quelle späterer romanischer epischer Erzählung waren die fünfzehn Bücher trojanischer Geschichten, welche Guido von Colonna um 1260 lateinisch abfaßte. Er nahm darin auf: des Dares Phrygius mittelmäßiges Product, das man unter dem Namen des Cornelius Nepos in Umlauf brachte, dann die unter dem Namen des Dictys von

Creta zu Constantin's Zeit von einem Septimius verfaßte Geschichte, und mischte darunter viel aus Ovid, aus der Thebaide des Statius, aus den Argonautiken des Valerius Flaccus. Dies diente statt des ächten Dictys Cretensis, der um Nero's Zeit schrieb. Eine andere Reihe von romantischen Fabelgeschichten stammt aus persischen Quellen, welche von den späteren Griechen in ihre Sprache übertragen und aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt waren. Derselbe Simon Seth, der um 1070 Protovestiarius oder Oberhofmarschall des Kaisers Michael VII. war und durch die Übersetzung der dem Pilpay zugeschriebenen Fabeln berühmt ward, schrieb auch nach den Persern, die bekanntlich bis auf unsere Zeit viel von dem Wunderhelden Eskander fabeln, Leben und Thaten Alexander's des Macedoniers, und diese Geschichten wurden unter dem Namen des Kallisthenes in Umlauf gebracht. Die Reihe der aus dieser Quelle abgeleiteten Alexandriaden können wir bis 1110 verfolgen. Um jene Zeit schrieb nämlich Gauthier de Lisle oder Chatillon seine Alexandriade, welche in dem Versmaße abgefaßt ist, das seitdem den Namen Alexandriner erhalten hat. Die Elena, Briseis, Atys, Porphyrias des Alexander von Paris gehören in den Kreis der trojanischen Geschichten. Unter der großen Zahl Anderer erwähnen wir nur des Gedichtes la geste d'Alexander, woran eine ganze Anzahl Dichter arbeitete. Man erzählt, daß Lambert von Chateaudün die Übersetzung gemacht habe, daß aber Verse und eingemischte Dichtungen von Alexander von Paris herrührten. Kein Roman der Gattung hat mehr Glück gemacht, als Parthenoper de Blois von Wilhelm von Lorris und Johann le Meung Clopinel genannt. Eine Nebengattung bilden diejenigen versificirten Ritterromane, die man, wie es uns aber scheint ohne allen Grund, blos darum aus Spanien hergeleitet hat, weil man derselben in den Jahren 1290 — 1325 in Spanien oft erwähnt findet. Auch die Kreuzzüge lieferten Stoff zu Ritterromanen, dahin gehört la conquête de Jerusalem par Renax. Eine eigene Gattung bilden ferner der Roman du Renard, das Bestiaire und der Chevalier du cygne.

Von der allegorischen, bald lehrenden, bald erzählenden, bald symbolisirenden Gattung der romantischen Dichtung ist es ausgemacht, daß sie Nachahmungen oder Übersetzungen arabischer und

persischer Originale sind. Des Peter von Vernon enseignement d'Aristote sind Weisheitslehren, die irgend ein Orientale durch Aristoteles Namen auf dieselbe Weise geltend gemacht hat, wie die Hebräer die Sprichwörter durch Salomo's Namen in ihren Kanon brachten und alle Psalmen ohne Unterschied David zugeschrieben werden. Der Dolopathos (wörtlich König Leid und Jammer) ist ganz besonders dadurch merkwürdig, daß er nicht etwa blos errathen läßt, sondern beweist, daß geistige Mittheilung auch im Mittelalter die ganze civilisirte Welt verband, und daß, wie in der vorhistorischen Zeit, aus Indien Weisheit kam. Dolopathos, König von Sicilien, und sein Sohn Luscian sind blos das Mittel, um eine Reihe von Geschichten, wie die Mährchen der tausend und einen Nacht, an einen losen Faden zu knüpfen. Das Original ward aus dem Indischen eines Sendebab oder Sendebar zuerst ins Persische, dann aus diesem ins Hebräische, Syrische, Lateinische übertragen und gegen 1260 von einem Herbert in romanische Verse gebracht. Außer der Übersetzung in Versen kennt das Mittelalter noch eine Bearbeitung in Prosa unter dem Titel die sieben Weisen von Rom, welche vom Dolopathos wesentlich verschieden ist. Die letztere Arbeit, die in Versen nämlich, hat nur sieben Geschichten, die in Prosa vierzehn, und zwar auf die Weise verbunden, daß sieben Geschichten von den Weisen, sieben andere von der Königin erzählt werden. Ganz ähnlicher Art, als diese durch einen Faden, der kaum diesen Namen verdient, verbundenen Geschichten, ist das unter dem Titel Castoiement oder Chastoiement herausgegebene Werk. Dieses besteht aus achtundzwanzig von dem getauften Juden Peter Alphons aus dem Arabischen übersetzten Erzählungen, die er, wie er sagt, mit Vermeidung des Anstößigen aus vielen arabischen Fabeln und Geschichten ausgewählt hat. Übrigens begreift man die Gattungen moralischer und wiederum leichtfertiger, scherzender, spottender und oft sehr obscöner Erzählungen und Schwänke unter dem Namen Fabliaux. Da Alles, sogar die Coutumes de Normandie und die Regel des heiligen Benedict, in der lustigen Jugendzeit Europa's in Reime gebracht wurde, so hatte man auch ganz kurze Dichtungen, dits oder dities genannt, in welchen eine ganz einfache Thatsache d. h. eine gute oder schlechte Handlung in Versen berichtet wurde.

Was die verschiedenen Arten des mit Musik begleiteten eigentlichen Gesangs angeht, d. h. Liebeslieder und philosophische Poesie aller Art, satyrische Lieder und Gesänge, in welchen um den Preis gestritten wurde, den die ersten Damen nicht blos austheilten, sondern um den sie auch selbst mitkämpften, so war kein gebildeter Mann, der sich nicht im Liede versuchte. Der Liebeslieder, nach ihrer verschiedenen Form oder ihrem Inhalt son, chant, chanson, couplet, vers, serenade genannt, schämten sich auch die angesehensten Geistlichen nicht; Abälard war einem viel größeren Publikum durch seine Lieder und durch ihre Melodieen, als durch seine Philosophie bekannt, und höchst wahrscheinlich zeichnete sich auch der heilige Bernhard durch in romanischer Sprache gedichtete Lieder aus. Lyrisch waren zwar auch die Lays, diese glichen jedoch Romanzen, sie bestanden aus regelmäßigen Stanzen und enthielten die Erzählung eines einfachen Liebesabenteuers. Sie hatten einen tragischen Ausgang und wurden zur Harfe recitirt. Berühmt waren in dieser Gattung die Lays von Orpheus, Alix, Oger und Landri. Planh oder Klagegesang war heftiger Ausdruck schwermüthiger und tief religiöser Empfindungen, die in den Gemüthern der Herren und Ritter, welche zugleich auch die Hauptsänger waren, mit wüthender Kampflust abwechselten. Sirventes waren beißende Spottgedichte, höhnende Lieder, an denen auch die arabische Literatur reich ist. Sie enthalten jedoch zuweilen auch eine Erzählung. Pastourelle ist nicht, was wir ein Schäfergedicht nennen, sondern nur das poetische Gemälde irgend eines einzelnen ländlichen Gegenstandes, z. B. einer Landschaft oder einer Schäferin. Die Tensonen sind Wett- und Streitgesänge, wie die, welche im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts unsere Minnesänger auf der Wartburg gegen einander sangen. Sie sind ungemein mannichfaltig, und in der romanischen Sprache nannte man die Tensonen, in denen mehrere Personen vorkommen, Torneamente oder Tourniere.

Um die ganze reiche Dichtung der recitirten oder gesungenen Verse und die Cours d'amour und ihre Entscheidungen, den Wettkampf der Dichter und die Schwierigkeiten, die sie künstlich und künstelnd sich schufen, richtig schätzen und beurtheilen zu können, muß man nothwendig das Mechanische und Technische des Strophen-

und des Versbaues kennen, welches ganz eigener Art ist. Alle Sprachen nämlich, welche den romanischen Charakter haben, kennen eigentliche Längen und Kürzen nicht, sie haben nur Accent-Bestimmungen, also Jamben und Trochäen, außer den Spaniern, welche schon früh den Vers de arte majore oder Daktylen und Amphibrachys gebrauchten; man muß also das musikalische Ohr der Damen haben, die zu Gericht saßen, um über die Kunst und die Befolgung der Regel urtheilen zu können. Die Mannichfaltigkeit des Reimes und des Strophirens, das Spiel der Anklänge und der Überraschung des Gleichlautenden im Ton und der Verschiedenheit im Sinne und tausend Künstlichkeiten verschafften verschiedenen Arten von Gedichten verschiedene Namen, die man bei dem Geschichtschreiber der Troubadours (Raynouard) aufsuchen muß.

Die Periode der Troubadours wird mehrentheils nur bis auf das erste Viertel des vierzehnten Jahrhunderts ausgedehnt; denn Wilhelm von Poitiers wird gewöhnlich der Erste der dichtenden Fürsten und Ritter des Mittelalters genannt, und Friedrich II. von Sicilien um 1326 für den Letzten gehalten. Von einigen der vornehmsten Sänger ließ im zwölften Jahrhundert Alphons II., König von Aragonien und Graf von Provence, Lebensbeschreibungen machen, die eine kleine Dosis Wahrheit in einer großen Masse von Dichtung enthielten. Aus diesen Lebensbeschreibungen machte ein Mönch aus der Familie Cibo ein neues Buch, dessen Inhalt Johann Nostradamus in seine fabelhafte Geschichte der Provence aufnahm. Es sind uns im Allgemeinen über zweihundert Namen von Dichtern bekannt, die für ausgezeichnet galten. Unter diese gehören: Wilhelm IX. von Poitou, Thibaut, König von Navarra, König Richard von England, Alphons II. und Peter III. von Aragonien, Friedrich III. von Sicilien, mehrere Grafen von Auvergne, Roger Bernard III. von Foix, Wilhelm Baux von Orange, Thibaut, Herr von Blazon, die Chatelains von Coucy und Arras, ein Graf von Anjou, ein Herzog von Brabant, ein Vidame von Chartres, die Herren Gauthier von Argins, Hugo von Berzel und Andere, die wir übergehen. Vor Allen glänzten der Abt Foulques von Toronet (s. S. 255) und der geistliche, durch Liebeslieder und Liebesgeschichten gleich berühmte Fulko von Marseille. Arnaldo Daniele, Fulko und einige Andere hat um 1317 Dante in seinem

Gedichte verewigt. Auch Faydit wird von Dante gepriesen, Petrarcha rühmt von ihm, daß seine Zunge Helm, Schild, Schwert und Speer sei. Bertrand von Born (s. S. 49.) war in den Streitigkeiten Heinrich's II. von England mit seinen Söhnen und der Söhne unter einander so bedeutend, daß seine Sirventen, die von Mund zu Mund gingen, von der Garonne bis an den Ausfluß der Seine unaufhörlich Mord und Todschlag veranlaßten. Er war dem armen Johann ohne Land, der sich von ihm aufregen und erbittern ließ, durch seine poetischen Rathschläge und giftigen Satyren so verderblich, daß ihn Dante mit Recht unter die Stifter von Ärgernissen tief in die untere Hölle versetzt hat, weil er, wie dieser sagt, dem Könige Johann mit seinen stechenden Versen schlechteren Rath gegeben habe, als einst Ahitophel dem David.

b) Deutsche Literatur und Bildung.

Die Zeit der Kreuzzüge und die Heiligkeit, welche Ritterschaft und Liebe durch diese Züge erhielten, hob auch das deutsche Leben unter denen, welche Waffen bezahlen und tragen konnten, und drückte die, welche nicht wehrhaft waren, immer tiefer herab. Wie im romanischen Land hatten auch in Deutschland nur die Ritter ihre Sänger; denn Gesang, Frohsinn und Behaglichkeit verbreitete sich unter den Bürgern erst dann aufs neue, als die Städte und die Gewerbe emporkamen, als der Reichthum bei der Bürgerschaft war, und als die verschuldete Ritterschaft verarmte. Die Vereinigung des burgundischen und arelatischen Reiches mit Deutschland mochte immerhin politisch betrachtet ein Übel sein, in Beziehung auf Civilisation wirkte sie wohlthätig, weil in jene Gegenden notorisch nicht blos von Aragonien und Catalonien aus Licht kam, sondern weil dort auch von der römischen Cultur viel zurückgeblieben war und glänzende südische Anstalten blühten. Sogar der Spuren der Griechen, welche Marseille zur römischen Zeit zum zweiten Athen gemacht haben, waren so viele dort, daß sie bis auf den heutigen Tag nachweisbar sind. Die Wirkung der Verbindung der Deutschen mit dem romanischen Land war um so stärker, als im Lande der Wallonen, welches damals zu Deutschland gehörte, und am ganzen linken Rheinufer das Romanische so bekannt war, daß der heilige Bernhard dort dem gesammten Volk

den Kreuzzug in romanischer Sprache predigen konnte und sicher war, überall eine hinreichende Zahl Zuhörer zu finden, die ihn verständen. Die häufigen Römerzüge und die innigen Verbindungen mit Constantinopel zur Zeit der Ottone und Konrad's III. brachten mit den Lastern der Civilisation, worüber die deutschen Geschichtschreiber klagen, doch auch die Liebe zur Kunst und Wissenschaft unter die Deutschen, besonders unter den Herrn- und Ritterstand, ehe er durch die Kreuzzüge verarmte. Der Handel nahm nachher durch Vermittelung der aufblühenden italiänischen Städte seinen Weg über Nürnberg, Augsburg, Braunschweig u. s. w. nach Lübeck und Hamburg; Stettin und Danzig und die niedersächsischen Städte, wie Eimbeck, Göttingen, Nordhausen, Minden u. A., nahmen Theil am nordischen Handel, der ganz in deutschen Händen war. Aus Scandinavien, aus den Ostseeprovinzen des jetzigen Rußland und aus Preußen flossen Reichthümer nach Deutschland, während die Masse Silbers, die noch nicht aus amerikanischen Minen unmäßig vermehrt ward, aus den in der ersten Zeit sehr ergiebigen Gruben des Harz- und Erzgebirges bedeutend anwuchs. Wir wissen außerdem aus den östreichischen Geschichtschreibern, daß Wien, welches lange ein kaum genannter Ort gewesen war, besonders durch den Handel mit Constantinopel bedeutend ward, und daß später die Venetianer sogar vortheilhaft fanden, diese Stadt zu einem der Stapelplätze ihres Handels mit Constantinopel und mit den Donauländern zu machen.

Wir führen dieses Alles nur im Allgemeinen an, um zu erklären, warum die Deutschen, trotz ihres wegen der Wälder und Moräste und wegen dünn verbreiteter Bevölkerung, also auch wegen mangelhafter Bodencultur als rauh und feucht berüchtigten Klima's, dennoch von einem Ende bis zum anderen, besonders aber in Schwaben, Franken, Östreich, der Schweiz an dem Ritter- und Minnegesang und dem heiteren und lustigen Leben der Völker romanischer Zunge Theil nahmen. Wir werden uns, theils des Zweckes dieses Werks wegen, theils weil eine große Anzahl patriotischer Männer die Untersuchungen über die deutsche Sprache und Dichtung im Mittelalter mit mehr Enthusiasmus, Philosophie und Gelehrsamkeit treibt, als wir zu der Arbeit mitbringen würden, auf die Untersuchung, in wiefern die deutsche Ritterpoesie und

der Minnegesang ursprünglich von der romanischen verschieden war, nicht einlassen; doch gestehen wir, daß wir geneigter sind, überall Nachbildung und Nachhall, als Ursprünglichkeit und Mustergesang zu erblicken. Dabei sind allerdings große Ausnahmen, die wir jedoch weniger in den eigentlich erzählenden Gedichten mit Ausnahme der Nibelungen und weniger anderen, deren Element gewiß ursprünglich deutsch ist, als in den lyrischen Gedichten erkennen würden, in deren Gattungen sogar sich das deutsche Gemüth und wahre innige, aber nicht gerade ideale und idealisirte Liebe vom romanischen Witz und Verstande, von heftiger Bosheit und Schadenfreude und wiederum von idealisirter Liebe, philosophischer Spitzfindigkeit und irdischer, auf himmlische Dinge hinüber getragener Leidenschaft mächtig unterscheidet. Was die erzählenden Gedichte angeht, so denke man nur an den Parzival von Wolfram von Eschenbach, den einst Büsching ganz schief stellte (Museum für altdeutsche Kunst und Literatur S. 491. bis 545), weil er die romanischen Gesänge vom heiligen Graal, welche zu Grunde liegen, nicht verglich. Dasselbe läßt sich auf den Tristan der deutschen Poesie anwenden; denn Gottfried's von Straßburg Tristan ist nichts Anderes, als eine Umarbeitung des romanischen Gedichts Tristan et Iseult, welches in mit Prosa abwechselnden Versen 1170 von einem Ritter Gast, der in der Nähe von Salisbury lebte, gedichtet ward.

Im Allgemeinen, wobei wir hier in einer allgemeinen Weltgeschichte nothwendig stehen bleiben müssen, beweist der Zustand der Sprache und ihrer Reinheit, die Kraft und Bildsamkeit derselben, ihre für den Homerischen Ton der Nibelungen oder für die Idealität Wolfram's von Eschenbach auf gleiche Weise geeigneten Wendungen einen regen Verkehr des Lebens und eine große gesellige Bildung. Das Lesen der Minnesänger füllt das Herz des patriotischen Deutschen mit Betrübniß über die Rückschritte, die er wahrnimmt, wenn er ihre Sprache und den Lebensverkehr, von dem diese zeugt, mit der Handwerkspoesie vergleicht, die man Meistergesang nennt. Der unendliche Reichthum der Sprache jener Zeit, den wir erst neulich durch den unermüdeten Fleiß unserer Sprachforscher haben kennen lernen, jene Dialekte, die sich ganz und durchaus zur Dichtersprache eigneten, wurden später nicht benutzt;

ein anderer Dialekt ward Schriftsprache, dem die vorzüglicheren Eigenschaften des früher ausgebildeten fehlten. Diesen Dialekt hat freilich nachher Luther meisterhaft benutzt, er hat den Reichthum und die Kraft deutscher Zunge gekannt und gebraucht; aber er steht auch vereinzelt da.

Wenn man die aus der Zeit der deutschen Ritterpoesie erhaltenen Dichtungen verschiedener Art liest, so erstaunt man über die Leichtigkeit und Bewegung, welche auch sogar aus den Stücken hervorgeht, die im Munde des Volkes waren, wenn man sie mit der Unvollkommenheit der meisten anderen Verhältnisse des Lebens, mit der Unbeholfenheit und Unbequemlichkeit der häuslichen Einrichtungen vergleicht. In Rücksicht der Form hatten offenbar die Deutschen einen Vorzug, weil sie die Sylben wägen konnten und nicht blos zu zählen und zu reimen brauchten. Die Mannichfaltigkeit in dieser Beziehung ist groß, und es scheint uns, daß bei der Entstehung künstlicher Versification und künstlicher Reimkunst das ursprüngliche Idiom die einfachen Reime, je zwei und zwei, hergab. Aus dem Arabischen und aus den limousinischen, catalonischen, provenzalischen Dichtungen stammten die sich kreuzenden und nach gewissen Regeln oftmals wiederkehrenden Reime; Alliteration und Spiel mit dem Wortklang kam aus der nordischen Sprache und Poesie in die Gedichte des Mittelalters.

Die berühmtesten unter den ritterlichen Sängern haben, wie wir schon oben bemerkten, romanische Gedichte frei bearbeitet oder vielmehr durch ihre geistreiche Bearbeitung zu deutschen Originalen gemacht. Die verschiedenen Dichtungskreise, die wir für die romanischen erzählenden Gedichte angegeben hatten, gelten daher auch mit einigen Ausnahmen für die deutschen. Mit dem Gedicht von König Rother, mit der sogenannten Kaiser-Chronik, dem Lied vom Meister Hildebrand, dem Rosengarten, dem Nibelungenlied und dem Heldenbuch verhält es sich etwas anders. Da in unserem Jahrhundert das Nibelungenlied sehr oft herausgegeben und erklärt ist, da es auch in großer Achtung gehalten wird und selbst bei Kennern als deutscher Homer gilt, so verdient es hier etwas genauer erwähnt zu werden.

Wir lassen uns über die vielen Hypothesen, über das Hildebrand-Lied, den Waltharius und die Nibelungen nicht ein, sondern

berichten nur, was man allgemein als sicher ausgemacht annimmt, ohne uns ein eigenes Urtheil anzumaßen. Wir haben schon früher (Th. VI. S. 320) gesagt, daß wir uns nicht damit abgeben, der sogenannten Siegfrieds- und Dietrichs-Sage, welche die Geschichte und Poesie durchlaufen sollen, nachzuspüren; es ist uns genug, zu wissen, daß unser gegenwärtiges Nibelungenlied um 1210 seine gegenwärtige Gestalt erhalten hat. Gleichzeitig war das Lied von der Niebelungen Klage, welches einen Anhang zum Nibelungenliede bildet; beide gehören der eigentlich deutschen Sage an. Dies ist es, was wir behaupten dürfen, auch ohne das zu verstehen, was unsere philosophischen Forscher von der Siegfrieds- und Dietrichs-Sage und von allem dem, was sich daran knüpfen läßt, zu sagen pflegt. Sie knüpfen das an das Gedicht Gudrun, geben so ausführlich den Ursprüngen nach, daß wir ihnen nicht folgen dürfen, weil wir uns nicht in Tiefen verlieren wollen, die wir nicht zu ergründen vermögen. Gudrun ist, einem der Ersten unserer Kenner der deutschen Literatur des Mittelalters zu Folge, als Seitenstück zu den Niebelungen die deutsche Odyssee neben der deutschen Ilias, ein Lied von der Treue, einer Tugend, die das heroische Zeitalter auszeichne. Derselbe Kenner erklärt, daß auch dieses Gedicht im zwölften Jahrhundert in einer anderen Gestalt vorhanden gewesen sey, als die ist, welche es im dreizehnten erhalten habe. Er unterscheidet drei Bestandtheile: einen brittischen oder irgendwoher sonst entlehnten; einen anderen findet er in der im Norden bekannten Sage von Högin und Hedin, und diese bilde die Mitte; einen dritten geben ihm noch die Schicksale der Gudrun, dies sei das deutsche Element. Das Heldenbuch war ebenfalls in einer anderen Gestalt oder seinen einzelnen Theilen nach im Umlauf, ehe es von zwei der ausgezeichnetsten Dichter des dreizehnten Jahrhunderts in seine gegenwärtige Gestalt gebracht ward. Von den Dichtern, denen es die neue Gestalt verdankte, kennen wir wenigstens die Namen, was bei den Nibelungen nicht der Fall ist. Diese Dichter waren Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen.

Was die anderen deutschen Gedichte der Ritterzeit angeht, so haben diejenigen, welche mit der Geschichte Karl's des Großen zusammenhängen, ganz gewiß keine deutsche Quelle, sei es nun

Sage oder Gesang, sondern allen liegen die in romanischer Sprache abgefaßten Gedichte zu Grunde. Zu dem brittischen Sagen- und Mährchenkreise gehören nicht blos der Titurel oder Pfleger des Graal, den Wolfram von Eschenbach nur theilweise (gegen 1270), Albrecht von Halberstadt ganz in deutsche Verse brachte, sondern auch Parzival, den Wolfram ganz bearbeitete. Das unter dem Namen Lohengrin in unserem Jahrhundert unter Görres Vermittelung gedruckte Gedicht, wird zwar auch oft ins dreizehnte Jahrhundert gesetzt, es ist aber ganz zuverlässig erst nach der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben. Auch die Geschichte des trojanischen Kriegs gehört ganz der romanischen Dichtung an, obgleich die ausgezeichnetsten Dichter der Zeit der deutschen Ritterpoesie sie durch ihre Bearbeitung der deutschen Nation und ihrem Geschmacke ganz angeeignet haben. Wir haben außer dem Dichtwerk Wolfram's von Eschenbach ein anderes von Konrad von Würzburg und noch eine dritte Bearbeitung dieses reichen Dichterstoffs, dessen Urheber unbekannt ist. Derselbe Fall ist mit der fabelhaften Geschichte Alexander's des Großen, von welcher ebenfalls drei verschiedene poetische Bearbeitungen angeführt werden.

Die Aeneide von Heinrich von Veldeck ist eine ganz originale Arbeit, bei der Virgil's Gedicht zwar überall zu Grunde liegt, welche aber überall zeigt, daß der Verfasser die Arbeit Virgil's seinen Zeiten und ihren Sitten anzupassen und sich anzueignen verstand; denn er nimmt einen ganz anderen Gang als Virgil, und folgt ihm weder in Rücksicht der Materie, noch der Abtheilung der Gesänge. Eine genaue Vergleichung der Aeneide Heinrich's von Veldeck mit der Virgilischen würde vielleicht über den Unterschied des Pathetischen im Augusteischen Zeitalter mit dem im deutschen Mittelalter anwendbaren Aufschluß geben und die Verschiedenheit der Bildung der römischen Aristokratie von der herzlichen, biederen, einfachen und religiösen des besseren Theils der deutschen Ritterschaft ins Licht setzen. Der Dichter der Aeneide schrieb auch eine kleinere Heldengeschichte, Herzog Ernst genannt. Albrecht von Halberstadt bearbeitete Ovid's Metamorphosen auf ähnliche Weise poetisch. Das Metrum von Heinrich's von Veldeck Aeneide, wenn es anders erlaubt ist, diesen Ausdruck zu

gebrauchen, scheint anzudeuten, daß das Ganze bestimmt war, abgesungen zu werden.

Lyrik und lehrende Dichtung scheinen von romanischen Mustern unabhängiger gewesen zu sein, als die erzählende Poesie, obgleich bei der engen Berührung, worin Deutschland mit Südfrankreich und mit Italien stand, bei der offenbar in jenen Gegenden ausschließend einheimischen Vergötterung der Jungfrau Maria und bei der Steigerung der Gefühle sinnlicher Liebe zu idealischer die Lyrik und bei den von dort aus verbreiteten arabischen, persischen, indischen moralischen Dichtungen die lehrende Poesie von romanischen Mustern abhängig sein mußte. Wir haben eine sehr große Zahl von Minneliedern aus dem Mittelalter, welche in neueren Zeiten einzeln und in ganzen Sammlungen herausgegeben worden sind. Art und Weise des Gesangs jener Dichter lernt man am leichtesten von dem berühmtesten unter denen, die auf der Wartburg nach Art der Troubadours und in der Weise ihrer Tensonen um den Preis sollen gesungen haben. Diesen hat der ausgezeichnetste der schwäbischen Volksdichter unserer Zeit ausführlich und nach Verdienst gewürdigt. Der Dichter, den wir meinen, ist Walther von der Vogelweide, über dessen Leben, Verdienst und Dichtung Uhland (Stuttgart 1822) auf eine solche Weise berichtet hat, daß man aus diesem Bericht das poetische Volksleben der deutschen Troubadours der schwäbischen Periode vollständig kennen lernen kann. Aus Walther's Liedern sieht man, daß auch die vorzüglichsten Dichter der Zeiten des deutschen Minnegesangs nicht so unabhängig waren, als ein großer Theil der Troubadours der früheren Zeit; denn wir finden sie wandernd und bei Fürsten Brod suchend. Die Hohenstaufen, die Landgrafen von Thüringen, die Herzöge von Östreich aus dem zweiten Stamm der Babenberger verdanken ihren Ruhm besonders ihrer Freigebigkeit gegen diese Sänger. Krönungstage, Fürstenversammlungen, Hochzeitfeste zogen die Sänger herbei, welche zwar ritterlichen Geschlechts waren, aber doch nur dem niederen Adel angehörten; denn wir würden uns vergeblich bemühen, unter den deutschen Sängern so viele Fürsten, Herren und Äbte aufzuzählen, als Raynouard unter seinen Landsleuten aufgezählt hat. In Östreich war gleich in den ersten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts Leopold VII.

dadurch berühmt, daß er an seinem glänzenden Hofe, den man den „minniglichen Hof von Wienne" nannte, die ausgezeichnetsten Minnesänger vereinigte. Der Herzog Bernhard von Kärnthen, Leopold's Vatersbruder Heinrich, der Patriarch von Aquileja, Berthold Graf von Andechs hatten ebenfalls Minnesänger um sich. In Östreich hielten sich auf: Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Reinmar der Ältere, Heinrich von Ofterdingen, die wir nennen, weil sie zu den besten dieser Dichtergattung gehören. Reinmar der Ältere begleitete auch den Herzog Leopold um 1216—1217 auf seinem Kreuzzuge neben anderen Rittern, und die ersten deutschen Chroniken von einiger Bedeutung waren östreichische, nämlich die von Johann Ennekl von Steiermark verfaßte Reimchronik, genannt das Fürstenbuch von Österreich und Steier, und die Universalchronik, die Letztere in mit Versen abwechselnder Prosa. Friedrich der Streitbare, obgleich im Kampfe mit Kaiser Friedrich, hegte ebenfalls Wissenschaft und Kunst; denn er ließ die vom Kaiser gestiftete Schule, nach der Art ihrer Entrichtung ein freies Gymnasium, auch dann noch bestehen, als er (1240) das Privilegium des Kaisers cassirte, vermöge dessen Wien Reichsstadt geworden war. Von seinem Vasallen, Ulrich von Liechtenstein, Herrn von Murau, wird nicht blos gerühmt, daß er den Frauendienst als Ritter geübt habe, sondern er hat ihn auch in dem „Frauendienst" betitelten Gedichte als Dichter besungen. Am Hofe Friedrich's finden wir auch die Sänger Nithard, Tanhuser, Pfeffel, Bruder Werner. Friedrich der Streitbare selbst sang mit dem Tanhuser den Frauen den Reigen.

In Thüringen ist Landgraf Hermann, der von 1195 bis 1215 regierte, als Schützer der gesammten Dichterzunft durch den sogenannten Wettstreit der Wartburg vor allen seinen Zeitgenossen berühmt. Heinrich der Erlauchte von Meißen ist wahrscheinlich der Sänger, den Walther und der Tanhuser als den Meißner rühmen. Hermann setzte Heinrich von Veldeck in den Stand, neun Jahre lang an seiner Aeneide zu arbeiten. Von ihm veranlaßt dichtete Wolfram von Eschenbach den Wilhelm von Orange und verdeutschte Albrecht von Halberstadt die Verwandlungen Ovid's. Walther von der Vogelweide war oft am Hofe

des Landgrafen und soll dem Wettstreit der Dichter auf der Wartburg, den die thüringischen Chroniken ins Jahr 1207 setzen, beigewohnt haben. Die Chronologie wollen wir weder verbürgen noch bestreiten, gewiß ist indessen, daß sich der Wettgesang in der Sammlung von Minneliedern, die man fälschlich nach dem Züricher Rüdiger Manesse genannt hat, aufbewahrt findet (II. 1—16). Dies ist darum anziehend, weil wir daraus die deutschen Formen der ursprünglich romanischen Tenſonen kennen lernen. In diesem Wettgesang werden die Dichter nach einander aufgeführt. Heinrich von Ofterdingen preist den Herzog von Östreich, Wolfram von Eschenbach und Andere bestreiten dem Herzoge den Vorzug und erheben den Landgrafen Hermann. Walther von der Vogelweide setzt anfangs dem Herzoge von Östreich den König von Frankreich entgegen, den er vor Andern lobt. Er besinnt sich aber eines Besseren, und läßt dem Herzoge von Östreich Gerechtigkeit widerfahren, aber nur um Hermann, auf dessen Lob Alles gerichtet ist, durch eine geschickte Wendung desto mehr zu preisen: Leopold mag der Tag sein, aber Hermann ist die Sonne, und die Sonne ist über dem Tag.

Wenn man übrigens sieht, daß ein Mann wie Walther, der doch nachher vom Kaiser ein Reichslehen erhält, sich Geld, Auslösung der für Zehrung versetzten Pfänder, Kleider schenken läßt und sogar sich rühmt, daß er nie alte Kleider angenommen, so sieht man doch, daß der Minnegesang der Deutschen keinen Guido Cavalcandi und Guinicelli, keinen Dante und Petrarcha auf ideellen Höhen begeistern konnte, wie der catalonische, provenzalische und limousinische Gesang gethan hat. Man begreift auch, wie Friedrich's II. Sohn Heinrich in der Gesellschaft der singenden und musicirenden Schmarotzer und Säufer, die sich als Jongleurs an den Höfen sammelten, zu Grunde gehen konnte (s. S. 287).

Die Bestandtheile des eigentlichen Minnegesangs im engeren Sinn nennt Walther das Singen von den Vögelein, von der Heide, vom Sommer und Winter, von Rittern und Frauen, von Blumen, von Werben und Liebe. Reinmar der Ältere und Heinrich von Morungen sollen ideeller Dichtung übrigens näher kommen, als der ganz und durchaus praktische Walther. Dieser nähert sich nach Uhland auch in anderer Rücksicht den sogenannten Meister-

ſängern, beſonders aber durch die peinliche Künſtlichkeit der ausdrücklich ſchwierig gemachten Formen. Uhland ſchreibt ihm gegen achtzig Töne (ein Ausdruck für Künſtlichkeit, nicht aber für Kunſt im Versbau und Geſang oder Recitation) zu. Neben Walther werden Wolfram von Eſchenbach, Klinſor, Heinrich von Oſterdingen, Reinmar als Dichter genannt, die ſchon halb den Meiſterſängern angehören. Reinmar von Zweter beſonders ſoll (denn wir maßen uns kein Urtheil an) den Meiſterſängern ſchon viel näher ſtehen, als den Minneſängern. Er ſoll nicht allein pedantiſcher in der Form ſein, als ſeine Genoſſen, ſondern auch mehr lehrend und moraliſirend, alſo den ſpäteren zünftigen und handwerksmäßig dichtenden Bürgern ähnlicher, als den Anmuth und Farbenglanz ſuchenden Sängern der Ritterſchaft.

Walther von der Vogelweide und Bruder Werner, deſſen Gedicht man in der Maneſſe'ſchen Sammlung findet, haben Friedrich's II. Kampf mit dem Pabſte benutzt, um das Volk dahin zu bringen, ſich von der Geiſtlichkeit nicht irre machen zu laſſen, und die Religion, von welcher ſie mit großer Achtung reden, von den weltlichen Abſichten des Pabſtes zu unterſcheiden. Dieſen Ton ſtimmt nachher nebſt vielen Meiſterſängern auch im vierzehnten Jahrhundert Ottokar von Horneck an. Uhland hat den Beweis geführt, daß der genannte Verfaſſer der ſteieriſchen Reimchronik offenbar in Walther's Spuren getreten war, als er dem Volke durch ſeine Verſe über Misbräuche in der Kirche die Augen zu öffnen ſuchte.

VI. Das Abendland zur Zeit der letzten Kreuzzüge.

Zweite Abtheilung.

1. Italien im Allgemeinen und der Kirchenstaat, Rom, Florenz, Pisa und Mailand insbesondere.

Italien befand sich am Ende des dreizehnten Jahrhunderts in einem ganz eigenthümlichen Zustande. Im Süden war das Erbe der Hohenstaufen zwischen den Häusern Anjou und Aragonien getheilt worden, im Norden und in der Mitte der Halbinsel blühte eine Menge kleiner Staaten, von welchen Florenz, Mailand, Venedig, Genua und Pisa die bedeutendsten waren. Wirft man einen Blick auf den Zustand des Landes im Allgemeinen, so zeigen sich überall dieselben Erscheinungen: einerseits furchtbare Verwirrung, wilde Leidenschaft, Grausamkeit und rohe Lust, andererseits aber zugleich auch ein reges Leben, großer Reichthum, edle Pracht, Selbstständigkeit jedes einzelnen Fleckens, Verbreitung der Gewerbe und Künste und eine gartenmäßige Bebauung des Bodens. In allen Gegenden von Italien blühten Wissenschaft und Kunst. Der Letzteren verdanken wir viele noch gegenwärtig bewunderte oder sehenswürdige Denkmale. In Venedig ward zu Ende des elften Jahrhunderts die Markus-Kirche erbaut, in Pisa um dieselbe Zeit der Dom, ein Werk Buscheto's, sowie die prächtige Kirche Johannis des Täufers, ist Monte Cassino endlich unter dem Abte Desiderius, dem Nachfolger Gregor's VII., die von Amalfitanischen Arbeitern und Werkmeistern aufgeführte ungeheuere Kirche. Der nächsten Zeit gehört der noch jetzt bewunderte Dom zu

Modena, sowie der zu Ferrara an, und im Jahre 1184 bauten die Bolognesen ihre Kathedrale, welche 1142 abgebrannt war, wieder neu auf. Fast um dieselbe Zeit stellte Mailand seine von Friedrich Barbarossa zerstörten Mauern in größerem Umfang und mit marmornen Thoren wieder her; auch Cremona, Pisa und Ferrara bauten damals die ihrigen neu, und zwar die beiden ersteren Städte mit besonderer Pracht und Kunst. In diese Zeit fallen ferner die sechs berühmten Thürme von Italien: der Markus-Thurm zu Venedig, die Torre degli Asinelli zu Bologna, der mit zweihundert sieben Säulen geschmückte schiefe Thurm zu Pisa, dessen in jedem Lehrbuch der Physik gedacht wird, und die Thürme der Hauptkirche von Modena, Cremona und Florenz. Derselbe Baumeister, der den Bau des Markus-Thurmes in Venedig leitete, Buona, baute auch Thürme in Neapel, Pistoja, Florenz und Arezzo. Für die Wissenschaften und die Literatur begann wie später ausführlich gezeigt werden wird, mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Italien eine der blühendsten Zeiten, die in der ganzen Geschichte der Menschheit vorkommt. Zwar könnte auf den ersten Blick hin die Beschaffenheit des Unterrichts mangelhaft scheinen; wer aber tiefer in die Dinge einzudringen vermag, der wird erkennen, daß damals die Bildung für die Welt der Ideen und die Befähigung für die Verhältnisse des Lebens auf eine solche Weise mit einander verbunden wurden, daß alle Kunst der folgenden Zeiten bei Einzelnen kaum mehr geleistet hat. Schon lange vor Dante und Petrarca, in deren Zeit man gewöhnlich das Wiederaufleben des Studiums der Alten verlegt, hatten, wie bereits oben (S. 278) angegeben ist, Buoncompagno und Bonaccio dasselbe zu erwecken gesucht, und die antike Redekunst auf den Staat und das Leben angewandt. Beide Männer lehrten neben einander, der Eine in Bologna und Padua, der Andere in Bergamo. Als der Erstere gestorben war, folgte ihm auf seinem Lehrstuhl Bene nach, ein Freund des Kanzlers Peter a Vineis, der von ihm sagt, er habe vom frühen Morgen bis zum Abend für seine Schüler gearbeitet und ihnen wie ein zweiter Moses göttliche Vorträge gehalten. Auf ähnliche Weise wirkten in anderen Städten andere Männer, und man erkennt ebensowohl an dem Styl der Bücher, als an den Schriften des päbstlichen

Hofes und an den Actenstücken jener Zeit überhaupt die Schule, in welcher das Redenhalten, das Aufsätzemachen, das Vortragen nach den Mustern der Alten gelehrt ward. Selbst Geschäfte des bürgerlichen Lebens, wie der Ackerbau und die Bewässerung des Bodens, wurden in Büchern und Lehrvorträgen wissenschaftlich bearbeitet.

Was den Verkehr der einzelnen Staaten Italiens unter einander betrifft, so wird man bei dem bekannten Charakter jener Zeiten wohl von selbst kaum erwarten, daß die Beobachtung des Völkerrechts Statt gefunden hätte. Das Seerecht galt zwar, wurde aber ebenso häufig, als das Völkerrecht, verletzt. Übrigens ist, was gegenwärtig ausgemacht zu sein scheint, das Seerecht der neueren Zeiten nicht von Pisa herzuleiten, wo es nach der früheren Annahme 1081 aus den ungeformten Seegesetzen der Rhodier (s. Th. I. S. 229) hervorgegangen sein sollte; es entstand vielmehr aus dem catalonischen Seerecht, welches unter dem Namen Consolato del mare zuerst von den Italiänern und dann von den übrigen Seestaaten des mittelländischen Meeres angenommen ward (s. oben S. 171). Die dem Alterthume fremden Anstalten und Einrichtungen zum Austausche der Waaren gegen Zeichen des Geldwerthes oder das Wechsel und Bankwesen hatten ihren Ursprung in den italiänischen Städten jener Zeit. Sie mußten in diesem Lande schon darum zuerst entstehen, weil es Italiäner waren, welche die vielen Taxen und Abgaben, die der päbstliche Hof von der Christenheit in Anspruch nahm, überall erhoben und nach Rom übermachten, oder mit anderen Worten weil die Italiäner in allen Ländern wie Saugschwämme die besten Pfründen aussogen. Sie trieben dabei gelegentlich auch das Ausleihen gegen Zinsen, waren durch ihren Wucher oft eine drückende Plage für ein Volk, und wurden deshalb zuweilen aus einem ganzen Lande gesetzlich ausgetrieben. Für ihre Wechselgeschäfte hatten sie ganz eigene Einrichtungen, so daß z. B. die Städte, die sich mit dem Wechselwesen vorzugsweise abgaben, nämlich Rom, Genua, Venedig, Piacenza, Lucca, Bologna, Pistoja, Asti, Alba, Florenz, Siena und Mailand, in Montpellier eine gemeinschaftliche Hauptbank besaßen; als diese 1278 nach Nismes verlegt werden sollte, schlossen sie durch einen aus ihrer Mitte gewählten Vorsteher mit dem

französischen Könige einen Vertrag, der ihnen viele Privilegien verschaffte und ihre Bank völlig zu einem Staat im Staat machte.

Während die Geldgeschäfte, wie aus den angeführten Namen hervorgeht, vorzugsweise von den im Inneren des Landes gelegenen Städten getrieben wurden, war der eigentliche Welthandel jener Zeit in den Händen von Genua und Venedig. Beide Seestädte hatten nicht blos Factoreien in Egypten und Syrien, sondern ihnen gehörten auch ganze Inseln, Küstenstriche im griechischen Reiche, sowie rund um das schwarze Meer herum, besonders in der Krimm und an den benachbarten Busen des todten Meeres. Durch den Handel der Venetianer blühte Egypten, und die Genuesen hatten in der Krimm einen Stapelplatz, von welchem aus sie mit Peking und China einen fast noch lebhafteren Verkehr unterhielten, als in neuerer Zeit die Engländer und Holländer. Um das Jahr 1340 wußte man, wie versichert wird, in Italien genau alle Stationen des Wegs, der von Asow nach China führte, was uns nicht wundern kann, wenn wir bedenken, daß der Venetianer Marco Polo gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts durch das innere Asien nach Indien und China reiste, und in Genua, wo er nachher in Gefangenschaft war, unter großem Zulauf zum Erzählen und Niederschreiben seiner Reise genöthigt ward.

Auch Fabriken und Gewerbe blühten neben den edleren Künsten in den italiänischen Städten. Zugleich mit der Zucht der Seidenraupe verbreitete sich die Seidenweberei und die im Orient erlernte Kunst, Sammt-, Gold- und Silberstoffe zu wirken; doch ist es nicht entschieden, von welcher Seite her diese beiden Industrie-Zweige in Italien eingeführt wurden. Ein Theil der Gelehrten leitet die Einführung Beider von den Kriegszügen des normannisch-sicilianischen Königs Roger II. gegen Griechenland her; ein anderer dagegen führt sie auf die im Jahre 1147 Statt gefundene Einnahme von Lissabon (s. Th. VI. S. 432) zurück, bei welcher die Genuesen den Portugiesen Hülfe geleistet hatten. Die Wollen-Manufacturen waren eine Hauptquelle des Wohlstandes der Florentiner, obgleich diese auch mit flandrischen Tüchern einen sehr bedeutenden Handel trieben.

In Rom besaß der Senator oder Stadtschultheiß (s. oben S. 306) größere Macht und größeres Ansehen, als der Pabst;

er war jedoch sehr selten, was er eigentlich hätte sein sollen, eine Zuflucht des Volkes gegen den aristokratischen Druck. Die Päbste befanden sich in einer bedenklicheren Lage, als je zuvor, und dies ward in der nächstfolgenden Zeit sogar fast noch ärger. Die Art, wie sie ihre geistliche Macht gebrauchten, um ihrem weltlichen Einflusse aufzuhelfen, machte sie zum Abscheu aller Frommen, und nie ward der Misbrauch der päbstlichen Würde, nie wurden geistliche Erpressungen, Kreuzpredigten und Verschwendung der von der Christenheit erhobenen Steuern mit mehr Unverschämtheit getrieben, als unter Bonifacius VIII. und seinem zweiten Nachfolger, Clemens V. (1305—1314). Daher Dante's Unwille, der dem Pabste Clemens bei Simon Magus seinen Platz in der Hölle anweist, und Bonifacius in einen noch tieferen Abgrund verstößt. Übrigens waren in der nächsten Zeit nach Friedrich's II. Tode die Völker über diesen Misbrauch so erbittert, daß der römische Hof damals sogar den Beutel der Deutschen nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen wagte, obgleich im Reiche derselben die größte Verwirrung herrschte. Dies geht aus einem Schreiben von Clemens IV. (1265—1268) hervor, welches zugleich die angedeutete Lage des Pabstes recht ins Licht setzt. Clemens klagt nämlich in einem Briefe an Karl I. von Anjou über großen Geldmangel, und drückt die Ursache desselben mit folgenden Worten aus: „England will sich uns nicht mehr fügen, Deutschland gehorcht kaum, Frankreich seufzt und klagt, Spanien vermag sich selbst nicht zu befriedigen, Italien leistet uns nicht nur keine Hülfe, sondern es sucht uns sogar noch zu übervortheilen; woher sollte also der Pabst, wenn er Gott fürchtet und das Urtheil der Welt scheut, für sich und Andere Geld oder Truppen nehmen?“ Im folgenden Jahrhundert freilich, als das Andenken an die Energie der Hohenstaufen verschwunden war und die Hauptfürsten in Deutschland die kleineren Herren zu unterdrücken begannen, trat das Umgekehrte ein, denn Deutschland ward von dem römischen Hofe mishandelt, während Frankreich den Einfluß desselben zu seinem politischen Zwecke gebrauchte, und England der geistlichen Macht durch Parlamentsacten Schranken setzte.

Im *Kirchenstaat* ging während der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts das Ansehen des Pabstes ganz unter.

Es herrschte dort eine Anarchie und eine Übung des Faustrechts, welche kaum unter den Deutschen am Rhein, in Thüringen und in Schwaben ärger sein konnte. Die kleinsten Städte befehdeten einander, und spotteten des Pabstes und seiner oberherrschaftlichen Würde, sowie derer, durch welche er sich vertreten lassen wollte. Es ließen sich leicht sehr viele Beispiele dieser Verachtung des Pabstes aus jener Zeit anführen; ein einziges auffallendes mag hinreichen. Im Jahre 1282 befehdeten sich die Städte Perugia und Foligno. Der Pabst Martin IV. droht der ersteren Stadt mit dem Banne, wenn sie nicht vom Kriege ablasse, die Bürger aber, statt sich im geringsten um den Bann zu bekümmern, machen es jetzt erst recht arg, und verwüsten alles Land bis an die Thore der verhaßten Nachbarstadt. Als Martin darauf seinen Bann wirklich ausspricht, machen die Bürger von Perugia Strohmänner, geben ihnen die Namen des Pabstes und seiner Kardinäle, schleifen sie durch die Straßen, und verbrennen sie zuletzt jubelnd auf einem Scheiterhaufen. Während so das Ansehen des Pabstes im Kirchenstaat völlig verschwand, bemächtigten sich die Besitzer einzelner Burgen in den Städten durch Gewalt und Arglist der Herrschaft, und wurden wahre Tyrannen: in Ravenna z. B. warfen sich die Polenta, in Forli die Ordellaffi, in Rimini die Malatesta, zu Gebietern auf. Der größte Theil dieser neuen Herrscher behauptete sich nachher bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wo Pabst Alexander VI. und sein scheuslicher Sohn, Cäsar Borgia, die Nachkommen derselben ihres Lebens und ihrer Güter wo möglich auf eine noch grausamere Weise beraubten, als ihre Vorfahren ehemals die Herrschaft an sich gerissen hatten.

In Florenz entwickelte sich seit Friedrich's II. Zeit der blühendste Zustand. Diese Stadt wurde damals ihren Nachbarn furchtbar, und legte den ersten Grund der Herrschaft, die sie in den beiden folgenden Jahrhunderten erlangt und behauptet hat. Einfach bürgerliches Leben ohne Luxus und ohne übermäßigen Wohlstand Einzelner, sowie Vermehrung des Erworbenen durch Sparsamkeit zeichneten Florenz und alle demokratisch verwalteten Städte Italiens ebenso aus, wie Holland im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert. Mit der früheren Zeit dieses Landes hatte der damalige Zustand von Florenz überhaupt viele Ähnlichkeit,

nur daß hier das Klima, die nationale Sinnesart und die bald aufblühende Kunst und Wissenschaft schneller eine Veränderung herbeiführten. So schildern Dante und die Geschichtschreiber der nächsten Menschenalter den sittlichen und häuslichen Zustand von Florenz vor ihrer Zeit. In Florenz fast ganz allein wetteiferten ferner, des herrschenden demokratischen Princips und der blühenden Gewerbe wegen, Bürger und Adel um den Ruhm der Waffen; der Adel hatte aber auch hier, wie überall in Italien, trotzige Gebäude oder burgartige Paläste, welche die Zeitgenossen Thürme nennen. Dies Alles änderte sich, als die Schlauheit der Päbste zu ihrem eigenen Nachtheil die Provenzalen herbeirief, und mit ihnen die entarteten Sitten und die Eitelkeit von Marseille, Aix und anderen Städten des südlichen Frankreich nach Italien zog. Zugleich mit den Sitten ward auch die Politik in Italien geändert; denn in demselben Maße, in welchem die Päbste und die demokratischen Guelfen sich durch fremde Macht zu schützen suchten, strebten die aristokratisch-monarchischen Ghibellinen, von den Letzteren bedrängt, das deutsche Ansehen und den kaiserlichen Einfluß zu erhalten.

Die innere Geschichte von Florenz besteht aus einem häufigen und schnellen Wechsel der Verfassung und der Herrschaft, dessen Verlauf in seinem Zusammenhang mit dem Parteikampfe der Ghibellinen und Guelfen, mit dem Charakter des eigentlichen Volkes, mit der Gewaltthätigkeit des Adels und mit der Gewandtheit der Parteiführer zu schildern, eine ebenso schwierige, als mit dem Zwecke einer allgemeinen Geschichte unvereinbare Aufgabe wäre. Lange Zeit war der Krieg zwischen den Ghibellinen und Guelfen im Grunde nur ein Streit feindlicher Familien, nicht ein Kampf politischer Parteien; dies ward er erst, als die Guelfen an Karl I. von Anjou eine Stütze fanden. Damals erhielten die Guelfen, nach einem langen, mit abwechselndem Glücke geführten Kampfe, endlich das Übergewicht. Sie vertrieben die Ghibellinen aus Florenz, zogen ihre Güter ein, und verwendeten einen Theil derselben zur Bildung einer besonderen Kasse, aus welcher alle im Interesse der Guelfen-Partei nöthigen Ausgaben bestritten wurden. Sie misbrauchten indessen ihre Gewalt, übten gleich den Ghibellinen, bei denen dies doch wenigstens ihrem politischen Grundsatze nicht unangemessen war, gegen das Volk

ariſtokratiſchen Trotz, und geriethen durch frechen Stolz, durch grauſame Privatrache, durch Befreiung von den Urtheilsſprüchen der Tribunale mit dem demokratiſchen Geiſte der Verfaſſung und der Bürgerſchaft in Widerſpruch. Dies rief dann um 1282 eine gewaltſame Veränderung hervor, und verſchaffte die Regierung dem angeſeheneren Theile des Volkes oder den ſechs vornehmeren Zünften, welche mit ſechs anderen Zünften die ſogenannte höhere Bürgerſchaft und einen Gegenſatz gegen die zwölf niederen Zünfte bildeten. Sechs ſogenannte Prioren derſelben, die ſich bald den Namen der Herren Prioren oder der Signoria von Florenz anmaßten, wurden die Regenten der Stadt. Da ſich jedoch der Adel in die Zünfte einſchreiben laſſen konnte, ſo behielt er immer noch einen großen Einfluß. Dies hatte 1292 zwei neue Veränderungen und die völlige Verdrängung des Adels von der Herrſchaft zur Folge, weil man durch ſeinen Einfluß die Regierung und die Gerechtigkeitspflege gehemmt ſah. Die erſte jener beiden Veränderungen war gerecht und billig; denn ſie ſollte es dem Volke nur möglich machen, die Urtheile auszuführen, die von ſeinem Tribunale ausgeſprochen wurden. Man ſetzte nämlich einen Gonfaloniere di Giuſtizia oder Oberſtrichter ein, welcher eine Schaar von tauſend Bürgern zu ſeiner Verfügung erhielt, um gegen die Adeligen, die einem Urtheile mit den Waffen Trotz boten, den Ausſpruch der Gerichte vollziehen zu können. Die zweite Veränderung war ein neues conſtitutives Geſetz, vermöge deſſen der Adel von allen Ämtern und Würden des Staates ausgeſchloſſen ward. Man ging damals freilich ebenſo, wie um das Jahr 1789 in Frankreich, zu weit; aber in Florenz, wie in Frankreich, war der Adel ſelbſt ſchuld an ſeinem Sturze. Jedoch war dieſe Ungerechtigkeit der Florentiner gegen ihre Ritterſchaft weniger mit Mordthaten begleitet, als das ähnliche Verfahren der Mantuaner, welche um dieſelbe Zeit über fünfzig Familien ihres Adels geradezu vertilgten. Übrigens beſtand in Florenz ein eigentliches Syſtem der Gewalt, da man ſelbſt dann, wenn man blos verdächtig war oder auch nur im Rufe der Stärke ſtand, gerichtlich verurtheilt werden konnte, und da, um ſo unnatürliche Entſcheidungen geltend zu machen, eine Macht von vierzehntauſend Mann geſchaffen worden war, welche zu jeder Zeit dem Rechte durch das Schwert Nachdruck gab.

Die Volksherrschaft erregte in Florenz bald zwischen der höheren Bürgerschaft und dem Pöbel denselben Streit, welcher vorher zwischen Adel und Bürgerschaft gewesen war. Dagegen rief aber die Blüthe der Demokratie auch ein herrliches Aufblühen der Gewerbe und Künste hervor, und Florenz ward nicht nur eine der reichsten Städte Italiens, sondern es breitete auch seine Herrschaft und seinen Einfluß über ganz Toscana aus; denn durch den demokratischen Geist, der die Stadt und ihre Verbündeten beseelte, bildete sich auch ein militärischer, so daß Florenz eine Macht von hunderttausend Streitern aufstellen konnte, welche vortrefflich eingerichtet und zum Kriege gebildet waren. Freilich vermehrte sich mit dem Wohlstande auch der Übermuth des beweglichen Volkes, und der große Dichter, der die florentinische Demagogie aus der Nähe sah (Dante), urtheilt über ihre Wirkung auf die Moralität ebenso, wie Aristophanes über die Folgen der athenischen geurtheilt hat (vergl. Th. I. S. 411 f. u. Th. II. S. 197 f.). Auch fuhr der Adel fort, aus seinen Wohnungen Festungen zu machen und diese Burgen in der Stadt zu vermehren. Doch waren auch dieses verhältnißmäßig günstige Umstände, und das beste Zeugniß für das Glück jener Zeiten, in denen es nie an Gräueln und Ungerechtigkeiten fehlte, ist das Lob, welches der kalt besonnene Machiavelli, der der Demokratie gewiß nicht hold war, dem damaligen Zustand der Dinge ertheilt. „Niemals, sagt Machiavelli, war unsere Stadt in einem blühenderen und glücklicheren Zustande, als in jener Zeit; sie war reich an Bevölkerung, an Schätzen und an Ruhm; sie hatte dreißigtausend waffenfähige Bürger, zu denen noch siebenzigtausend aus dem Landgebiete kamen; die Bewohner von ganz Toscana gehorchten ihr theils als Unterthanen, theils als Verbündete; und obgleich zwischen Adel und Volk einiger Haß und Argwohn bestand, so hatte dies doch keine üblen Folgen, sondern Alle lebten einig und in Frieden."

Am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts ward Florenz durch eine neue Parteiung erschüttert, die sich von Pistoja aus dahin verbreitete. Die Bürger von Pistoja hatten sich in Folge eines zwischen den Gliedern der Familie Cancellieri ausgebrochenen Zwistes in zwei feindliche Parteien getheilt, welche die Namen der Schwarzen und der Weißen führten. Die Florentiner mischten sich in diesen Streit, und nahmen, nachdem sie eine Vermittelung zu Stande

gebracht hatten, die Häupter beider Parteien als Geißeln mit ſich in ihre Stadt, wo dieſe zu gaſtlicher Beherbergung in die angeſehenſten Häuſer vertheilt wurden. Bald ergriffen die Wirthe Partei für ihre Gäſte, und da zu jener Zeit zwei florentiniſche Familien, die Donati und die Cerchi, im heftigſten Streite mit einander lagen, ſo traten die Erſteren an die Spitze der Schwarzen, die Cerchi an die Spitze der Weißen. Der auf ſolche Weiſe nach Florenz verpflanzte Zwiſt der Piſtojer nahm hier einen unverſöhnlichen Charakter an. Der Pabſt Bonifacius VIII. aber benutzte dieſen Streit, um dem franzöſiſchen Prinzen Karl von Valois auf kurze Zeit zur Herrſchaft von Florenz zu verhelfen (ſ. S. 335 u. 339). Karl mußte zwar, nachdem er die Stadt durch Erpreſſungen mißhandelt hatte, wieder abziehen; er brachte aber vorher die ganze Regierung in die Hände der ſchwarzen Partei, und veranlaßte die Vertreibung aller Weißen (1302). Unter denen, welche damals verbannt wurden, befanden ſich auch die beiden kräftigſten und größten Schriftſteller des Mittelalters, die einzigen unter den Neueren, die ſowohl durch Charakter als durch Genie einen Platz neben den Größten unter den Griechen verdienen, der Geſchichtſchreiber Dino Compagni und der Dichter Dante. Sie ſahen ihre Vaterſtadt nicht wieder, ſondern ſtarben im Exil als das Opfer dieſer Revolution, welche Dino Compagni mit wunderbar kräftigen Zügen und mit furchtbaren Farben dargeſtellt hat.

Noch ehe dieſe inneren Kriege Florenz verwirrt hatten, war Piſa durch ein Seetreffen vom Gipfel ſeiner Macht herabgeſtürzt worden. Das ganze Jahrhundert hindurch waren die Piſaner mit den Genueſern in Krieg verwickelt geweſen; ſie hatten ſich überdies, da ſie ſtandhaft ghibelliniſch blieben, auch der Guelfen zu erwehren gehabt. So lange noch ein Reſt des hohenſtaufiſchen Hauſes übrig war, hoben ſich die Piſaner mit der kaiſerliſchen oder ghibelliniſchen Partei in Italien von Zeit zu Zeit wieder empor; als jedoch das alte Haus völlig in Trümmer gefallen war, behaupteten ſie ſich nur mit Mühe gegen Florenz, und geriethen zugleich aufs neue mit den Genueſen in Krieg. In dieſem Kriege kam es dann 1284 zu einer entſcheidenden Seeſchlacht, in welcher nicht blos die piſaniſche Flotte zu Grunde gerichtet wurde, ſondern

auch fast der sechste Theil der streitbaren Mannschaft des Landes in Gefangenschaft gerieth. Dadurch sank Pisa für immer von seiner Höhe herab; denn es konnte seit der Zeit den Rang, den es bisher unter den Staaten Italiens eingenommen hatte, nicht mehr behaupten. Nachdem die Macht von Pisa gebrochen war, konnten auch die toscanischen Städte Pistoja, Lucca, Siena und Arezzo sich nicht mehr mit Florenz messen, und die mächtige Demokratie dieses Staates ward die Hauptmacht des mittleren Italiens.—

Die Venetianer dachten im dreizehnten Jahrhundert noch nicht daran, Eroberungen auf dem festen Lande von Italien zu machen. Als sie es 1289 gegen die Stadt Triest versuchten, wurden sie in eine schmähliche Flucht getrieben, und zeigten sich sobald nicht wieder auf dem Festlande. — In Vicenza, Verona und Mantua war schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Familie della Scala sehr mächtig, welche im Anfange des folgenden Jahrhunderts durch Dante's Beschützer, Can Grande della Scala, an der Spitze der Ghibellinen herrschend ward. Sie soll ihren ersten Wohlstand dem Ölhandel verdankt haben; von Can Grande aber rühmt Dante, daß er nicht nach Land und Metall, sondern nach Weisheit, Liebe und Tugend gedürstet habe. Das ganze übrige Oberitalien folgte dem Schicksale Mailand's.

In Mailand herrschte um die Zeit von Friedrich's II. Tod dieselbe Verwirrung, wie in allen anderen Städten. Im Jahre 1256 schwang sich Martin della Torre an die Spitze der Regierung; der Adel ward aus der Stadt vertrieben, und die Herrschaft blieb einige Jahre hindurch in den Händen der Familie Martin's. Zu der gestürzten Partei gehörte auch Otto Visconti, welchen der Pabst Urban IV. 1263 zum Erzbischof von Mailand ernannte, und so groß war der Haß gegen den Adel, daß weder Otto selbst in die Stadt kommen durfte, noch auch der Pabst es wagte, ihm, seinem Verwandten, zum Besitze des bischöflichen Stuhles zu verhelfen. Otto stellte sich daher an die Spitze der Vertriebenen, und bekriegte, von einigen lombardischen Städten und vom castilianischen König Alphons X. unterstützt, das Haus della Torre und die Mailänder. Nach einem mehrjährigen Kampfe schlug er endlich 1277 seine Feinde in einem entscheidenden Treffen, und errang sich dadurch nicht nur den Besitz des Bischofsstuhles,

sondern auch die Herrschaft in Mailand. Die Torre waren zum Theil in der Schlacht gefallen, zum Theil wurden sie gefangen und grausam getödtet, der Rest aber aus der Stadt verbannt. Auf diese Weise kam die höchste Gewalt an das Haus Visconti. Unter der Herrschaft desselben erhielt Mailand wieder dieselbe übermächtige Stellung in der Lombardei, die es in früheren Jahrhunderten gehabt hatte. Am Anfange war jedoch die Herrschaft noch sehr schwankend, und die Visconti konnten sich gegen die Torre, welche in den Städten um Mailand großen Einfluß hatten, und von denen einer Erzbischof von Aquileja war, ohne fremde Hülfe nicht wohl behaupten. Sie suchten und fanden diese Hülfe bei dem Markgrafen Wilhelm von Montferrat, stürzten sich aber, ohne es zu ahnen, in eine große Gefahr, der sie nur durch Otto's Klugheit und Entschlossenheit glücklich entgingen. Wilhelm war von den Städten Pavia, Asti, Novara, Turin, Alba, Ivrea, Alessandria und Tortona zum Kriegsobersten ernannt worden, und hatte dann diese Städte oder doch die meisten derselben gezwungen, ihm die Signorie oder Herrschaft zu übertragen; 1278 verschaffte ihm Otto Visconti, um seine Hülfe zu erhalten, das Amt eines Kriegsobersten und Commandanten in Mailand, und nun suchte es Wilhelm hier ebenso zu machen, wie in jenen Städten. Er täuschte gleich anfangs die Torrianer durch einen Frieden, in welchem er das, was er wünschte, erlangte, seinerseits aber keine einzige von den eingegangenen Bedingungen erfüllte; dann verschaffte er sich von seinem Schwiegervater, dem König von Castilien, einige hundert Mann Hülfstruppen; nachher suchte er seinen Schlag gegen Mailand und die Visconti auszuführen. Schon stand er auf dem Punkt, die Signorie von Mailand zu erhalten, als Otto, welcher allen seinen Schritten gefolgt war, seinen herrschsüchtigen Plan vereitelte. Seine Vertreibung war die Sache eines Augenblicks; Otto wartete, bis Wilhelm eine kleine Reise nach Vercelli machte, verschloß dem Zurückkehrenden die Thore der Stadt, und ließ schnell einen anderen Kriegsobersten an seine Stelle wählen (1283). Der betrogene Markgraf verlor nachher auch die in anderen Städten mühsam errungene Macht, und ward ein merkwürdiges Beispiel von dem Wechsel menschlicher Schicksale, von der Bestrafung ruchloser Tyrannei und von der Vereitelung der Entwürfe einer kräft-

igen und consequenten Bösartigkeit. Eine Stadt nach der anderen erhob sich gegen ihn, und als er dem Ausbruch einer Empörung in Alessandria zuvorkommen wollte, ward er von den Bürgern ergriffen und in einen Käfigt gesperrt (1290). In diesem kläglichen Zustande ließ man ihn zwei Jahre lang schmachten, ohne auf die Anträge und Versprechungen, die er den Alessandriern machte, Rücksicht zu nehmen. Als er endlich starb, gossen seine Peiniger, weil sie Verstellung fürchteten, ihm vor der Bestattung glühendes Blei in den Mund.

Wie gegen Wilhelm von Montferrat, so zeigte sich Otto Visconti auch gegen seine Mitbürger sehr klug und besonnen. Um den Schein der Freiheit zu behalten, hatte er nach der Vertreibung der Torre die weltliche Gewalt zwei weltlichen Herren übertragen lassen, welche nicht zu seiner Familie gehörten, und erst als das Volk völlig eingeschläfert war, brachte er seinen nächsten Anverwandten, den Enkel seines Bruders, Matthäus Visconti, den man später den Großen genannt hat, an die Spitze der Verwaltung. Auch damals verfuhr Otto sehr bedächtig; er ließ Matthäus anfangs blos zum Statthalter bestellen (1284), und erst drei Jahre später bewog er das Volk, ihn unter dem bescheidenen Titel eines Anziano oder Ältesten förmlich zum Staatsoberhaupt zu ernennen. Nicht lange nachher kam auch der Rest der Besitzungen Wilhelm's von Montferrat in die Hände der Visconti. Wilhelm hatte einen fünfzehnjährigen Sohn hinterlassen, der sich am neapolitanischen Hofe aufhielt; ohne diesen ihren jungen Herren zu fragen, übertrugen die Stände von Montferrat die Verwaltung ihres Landes an Matthäus Visconti, und setzten ihm dafür ein Jahrgeld aus (1292).

Als Otto starb (1295), ging in Mailand nicht die geringste Veränderung vor: Matthäus blieb Beherrscher von Mailand. Er ward sogar von zwei deutschen Kaisern, von dem Einen aus Geldverlegenheit, von dem Anderen aus Habsucht, mit der fürstlichen Würde geschmückt; denn Adolf von Nassau und Albrecht I. von Östreich ernannten ihn hinter einander zum Reichsvicar oder kaiserlichen Statthalter in der Lombardei. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts schien den Visconti zur Erlangung der herzoglichen oder königlichen Würde in der ganzen Lombardei nichts

zu fehlen, als daß sie die Familien vertrieben, die in den anderen Staaten herrschten. Auch dazu ward bald nach Otto's Tode der Anfang gemacht. Matthäus schloß im Jahre 1300 durch die Vermählung seines Sohnes Galeazzo I. mit der Schwester des Markgrafen Azzo von Este eine enge Verbindung mit diesem Hause, ward 1301 Herr der Stadt Bergamo, und er ergriff damals alle Maßregeln, um sich auch die anderen Städte zu unterwerfen.

Mailand selbst blühte in der ersten Zeit der Visconti zu einem ungewöhnlichen Glanze auf. Die Stadt hatte, nach einer statistischen Angabe aus der letzten Zeit des dreizehnten Jahrhunderts, dreizehntausend Privathäuser, sechstausend Brunnen, dreitausend Mühlen, vierhundert Metzgerbuden, ebensoviele Backöfen, tausend Schenken und hundert fünfzig schöne Hospitäler. Die Zahl der Einwohner betrug zweimalhundert tausend; unter diesen waren vierzigtausend waffenfähige Männer, zweihundert gelehrte Richter, vierhundert Notare, zweihundert Ärzte, achtzig Schullehrer, fünfzig Unternehmer des Abschreibens von Büchern, (also Inhaber eines Geschäftes, welches jetzt durch unsere Buchdruckereien ersetzt ist), achtzig Hufschmiede, dreißig Glockengießer, hundert Harnischfabrikanten. Der tägliche Bedarf der Einwohner erforderte zwölfhundert Modius Getraide, siebenzig Ochsen u. s. w.; außerdem hatte man jährlich sechstausend Wagen Wein, zweimalhundert tausend Wagen Heu und fünfzigtausend Wagen Holz nöthig. Das Gebiet von Mailand enthielt außer sechzig Vorstädten hundert fünfzig Burgen mit den dazu gehörigen Dörfern und sechshundert selbstständige Dörfer, und konnte achttausend Ritter und zweimalhundertvierzig tausend Mann zu Fuß stellen. Die Zahl der Kirchen im Mailändischen betrug dreizehnhundert fünfundfünfzig, die der Altäre dreitausend, die Gesammtzahl aller geistlichen Personen zehntausend, sowie die der geistlichen Lehen mehr als achtzehntausend. Die Stadt hatte zwei Mauern, welche je fünfzehn hundert und elftausend Ellen lang waren, und sechs Hauptthore, zwölf Nebenthore und hundert Thürme hatten; der die Stadt umgebende Graben war dreißig Ellen breit. Wir würden den blühenden Zustand der Gewerbe in Mailand, der aus diesen Angaben hervorgeht, unglaublich finden, wenn uns nicht Ähnliches von Florenz gemeldet würde.

Dieſer Glanz von Mailand und der Glanz des Hauſes Visconti insbeſondere ward auf lange Zeit wieder verdunkelt, als Matthäus mit ſeines Vaters Bruder, Peter von Screpio, in Zwiſt gerieth, und dadurch den kleinen Herren rund um Mailand die längſt erſehnte Gelegenheit gab, die Macht der Visconti zu brechen. Dieſe Herren hatten mit den angeſehenſten Häuſern der verſchiedenen lombardiſchen Städte einen Bund gegen ihn geſchloſſen, und bewogen jetzt auch den über ſeinen Neffen erbitterten Peter von Screpio und einige andere Glieder ſeines Hauſes, ſich an ſie anzuſchließen. Matthäus hoffte durch die Verhaftung ſeines Oheims den Bund ſeiner Feinde zu ſprengen, veranlaßte aber gerade dadurch den Ausbruch der Verſchwörung. Im Juni 1302 rückte Alberto Scotto, der Beherrſcher von Piacenza, an der Spitze der Verbündeten gegen Matthäus zu Felde, ſchlug ihn in einem entſcheidenden Treffen, und zwang ihn ſogar ſich gefangen zu geben, verbürgte ihm aber dabei gegen die Verzichtleiſtung auf die Herrſchaft in Mailand den Beſitz ſeiner dortigen Familiengüter. In Folge dieſes Unglückes der Visconti kehrten die Torre nach Mailand zurück, die Visconti aber und unter ihnen ſelbſt diejenigen, welche mit den Gegnern ihres Hauptes verbunden geweſen waren, wurden vertrieben; ja, ſogar der größte Theil des Adels mußte, weil er es mit Matthäus gehalten hatte, die Stadt verlaſſen. Bald nachher verlor Matthäus auch die Herrſchaft von Bergamo und Tortona; denn Alberto Scotto, der aus der Gefangenſchaft desſelben den größtmöglichen Vortheil zu ziehen ſuchte, brach ohne Bedenken die gegen ihn eingegangenen Bedingungen, und nöthigte ihn jene Städte zu räumen

Mit dem Sturze der Visconti gerieth die Lombardei wieder in die größte Verwirrung. Dieſe nahm bald ſo ſehr zu, daß ſich Alles nach der Wiederherſtellung des kaiſerlichen Anſehens ſehnte. In dieſer nämlichen Zeit wilder Unruhe und regen Lebens aber erreichte Italien eine Höhe innerer Bildung, die in keiner folgenden Zeit je wieder erreicht worden iſt. Dies beweiſen, auch ohne andere Documente, Guido Cavalcanti's Philoſophie und Dante's unſterbliche Werke.

2. Deutschland im dreizehnten Jahrhundert.

1. Dänische Angelegenheiten während der Regierung der Hohenstaufen.

Außer den bereits erzählten deutschen Begebenheiten, welche mit der Geschichte Italiens und mit den persönlichen Angelegenheiten der Kaiser zusammenhängen, sind noch einige andere nachzuholen, die für das Schicksal und den Zustand der deutschen Nation wichtig sind. Von diesen muß zunächst der Untergang der von den Dänen auf deutschem Boden gegründeten Macht dargestellt werden, weil durch denselben Norddeutschland völlig umgestaltet wurde.

König Waldemar I. und sein Freund, der Bischof Axel oder Absalon, hatten, wie oben (S. 275) erwähnt ward, den kriegerischen Eifer der Skandinavier wieder erweckt, und die durch die Kreuzzüge unter diesen herrschend gewordene Idee, daß Heiden zu morden und zu unterjochen bei Gott und Menschen ein Verdienst sei, zur Eroberung der von heidnischen Wenden bewohnten deutschen Küsten der Ostsee benutzt. Die völlige Ausführung von Waldemar's Plan scheiterte an der Kraft Friedrich Barbarossa's und Heinrich's des Löwen; seine beiden Söhne, Kanut VI. und Waldemar II., aber waren glücklicher. Der Erstere (1182—1202) unterwarf einen großen Theil von Pommern und Mecklenburg, sowie das Land Holstein, nahm den Beherrscher des Letzteren, Adolf von Schauenburg, gefangen, eroberte Lübeck und Hamburg, und gab sich den Titel „König der Dänen und Wenden." Selbst über die Oder hinaus machte er Raubzüge in das Brandenburgische. Sein Bruder, Waldemar II. (1202—1241), ließ sich gleich nach seiner Erwählung in Lübeck unter großen Feierlichkeiten als König der Dänen und Wenden und als Beherrscher von Nordalbingien (Holstein) krönen. Dann benutzte er die Gefangenschaft des Grafen Adolf von Schauenburg, um die tapfere Besatzung von Lauenburg zur Übergabe zu nöthigen. Lauenburg ward den Dänen geräumt, und Adolf mußte, um die Freiheit zu erhalten, sein deutsches Reichslehen Holstein dem Könige Waldemar überlassen und sich in seine Stammgrafschaft Schauenburg an der Weser zurückziehen. Hierauf unternahm

Waldemar nicht nur Eroberungszüge nach Esthland und Liefland (s. S. 276), sondern er breitete auch durch neue Unternehmungen gegen die Pommern und Mecklenburger seine Besitzungen auf der deutschen Seite der Ostsee noch weiter aus, ließ eine Brücke über die Elbe bauen, legte auf der Westseite dieses Flusses ein Castell an, und suchte sich im Lande zwischen Weser und Elbe festzusetzen. In Esthland und Liefland erreichte er seine Absicht ohne große Mühe, da die dortigen deutschen Colonisten des Ordens der Schwertbrüder und die Geistlichkeit jener Gegenden vergebens die Hülfe des Kaisers und des deutschen Reiches gegen ihn anriefen. Auch kam ihm dabei, sowie bei anderen Unternehmungen, der Umstand zu Statten, daß das dänische Reich damals durch eigenthümliche Gesetze besser organisirt war, als irgend ein anderer europäischer Staat. Dies war ganz besonders in Betreff des Kriegswesens der Fall. Sobald ein Leding oder Kriegszug angekündigt war, mußte in Dänemark, wie überall, der Adel gerüstet erscheinen, wogegen er sonst ganz frei war. Die anderen Grundeigenthümer hatten, je nach dem Werthe ihrer Grundstücke, eine bestimmte Zahl Schiffe und Männer zu stellen. Daher konnte Waldemar mit vierzehnhundert Schiffen und einem verhältnißmäßigen Heere nach Liefland ziehen; in dieser Flotte befanden sich fünfhundert sogenannte lange Schiffe mit je hundertzwanzig Mann, welche besonders von den Städten gestellt worden waren.

Bald galt Waldemar's Wort vom finnischen Meerbusen an bis nach Stade, selbst das schwedische Reich nicht ausgenommen, und er sicherte durch Anstalten im Frieden, was er durch das Schwert erworben hatte. Er gründete Stralsund; er verlieh der neuen Stadt sehr bedeutende Rechte; er ließ die Gesetze bekannt machen, die unter seinem Namen noch jetzt vorhanden sind; er verschaffte sich endlich von Friedrich II. die kaiserliche Zusicherung alles dessen, was er vorher mit Gewalt an sich gerissen hatte. Friedrich stellte 1214 um seines persönlichen Vortheils willen (s. S. 276) eine von ihm und dreizehn deutschen Fürsten unterzeichnete Acte aus, in welcher er, obgleich er noch nicht im Besitze der deutschen Krone war, dem König Waldemar das jenseit der Elbe und Elde (nicht Eider) gelegene deutsche Gebiet und die im Lande der Wenden gemachten Eroberungen als dänisches Besitzthum abtrat.

Was auf diese Weise durch den Kaiser selbst dem Reiche entzogen worden war, das ward neun Jahre später der deutschen Nation durch einen unbedeutenden Grafen, Heinrich von Schwerin, wieder erworben, der den mächtigen Dänenkönig ganz unerwartet vom Gipfel seiner Macht herabstürzte. Heinrich herrschte mit seinem Bruder Gunzelin gemeinschaftlich über die Grafschaft Schwerin, und beide Brüder hatten schon 1214 den dänischen König als ihren Lehensherrn anerkennen müssen. Im Jahre 1217 nun brachte Waldemar eine Vermählung zwischen seinem natürlichen Sohne, dem Grafen Nikolaus von Holland, und der einzigen Tochter Gunzelin's zu Stande, und dieser wies seiner Tochter als Heirathsgut seinen Antheil an den Schwerinischen Gütern an, zu denen sogar die Hälfte des Stammschlosses Schwerin gehörte. Als nicht lange nachher Gunzelin starb, bestritt Heinrich das Recht seiner Nichte an das Schweriner Land, und widersetzte sich der Besitznahme desselben; dafür entriß ihm aber Albrecht von Orlamünde, der dänische Generalstatthalter aller Länder diesseit der Elder, nicht nur das Stammschloß ganz, sondern er beraubte ihn sogar auch der ihm gehörenden Hälfte der Grafschaft. Heinrich war zu schwach, um sein Land wieder zu erobern; er suchte daher durch List zu erreichen, was er durch Gewalt nicht erlangen konnte, und sein Unternehmen ward von seltenem Glücke begleitet. Er begab sich, nachdem er mit einigen kleinen Herren im Mecklenburgischen und Lüneburgischen Abrede genommen hatte, an den dänischen Hof, begleitet den König Waldemar auf seinen Jagden, und suchte eine Gelegenheit zur Gefangennehmung desselben zu erhalten. Diese fand sich bei einer Jagd auf einer kleinen Insel (Lyöe) bei Fünen. Heinrich überfiel den König und seinen Sohn Nachts in einem Zelte, und bemächtigte sich Beider, trotz des Widerstandes, welchen Waldemar leistete, und bei dem dieser verwundet wurde. Er schleppte die Gefangenen zu einem bereit liegenden Schiffe, fuhr mit ihnen nach Mecklenburg hinüber, brachte sie von da schnell in das Lüneburgische, und ließ sie hier in dem Schlosse Dannenberg verwahren, welches einem seiner Freunde und Verbündeten gehörte (1223). Vergebens verwendete sich sogleich der Pabst Honorius III., den die Dänen dazu aufforderten, für die Freilassung des Königs;

Heinrich von Schwerin kümmerte sich nicht im geringsten um ihn, und die päbstlichen Vorstellungen und Drohungen konnten um so weniger Erfolg haben, als man in Norddeutschland nie viel Rücksicht auf den römischen Stuhl genommen hatte, und als der Kaiser Friedrich II. selbst nicht nur den Bemühungen des Pabstes seine Unterstützung versagte, sondern sich sogar Mühe gab, den dänischen König in seine eigene Gewalt zu bekommen. Auf der einen Seite beauftragte Friedrich zwar seinen Reichsverweser in Deutschland, den Erzbischof Engelbrecht von Köln, seine Vermittelung anzubieten, auf der anderen ließ er aber durch die Bischöfe von Würzburg und Hildesheim dem Grafen von Schwerin alles Mögliche versprechen, wenn er Waldemar dem Kaiser überliefere. Der Pabst übertrug darauf die Betreibung der Sache demselben Hermann von Salza, welcher einige Jahre nachher auch zwischen Gregor IX. und Friedrich als Vermittler auftrat (s. S. 281), und nun wurden mehrere Conferenzen gehalten, auf welchen man die Bedingungen der Freilassung Waldemar's festsetzte. Der Letztere sollte nicht allein dem Grafen Heinrich eine Lösegeld von vierzigtausend Mark Silbers bezahlen, sondern auch die eroberten deutschen Länder dem Reiche zurückgeben, ja sogar sein eigenes dänisches Reich vom Kaiser zu Lehen nehmen. Die Bevollmächtigten der Dänen und König Waldemar gingen Alles ein, nur die Abhängigkeit ihrer Krone vom deutschen Kaiser gaben sie durchaus nicht zu. Darüber zerschlug sich die ganze Sache. Kaiser und Reich nahmen jetzt ihre Vermittelung zurück, und die Waffen mußten entscheiden.

Graf Heinrich hatte unterdessen mehrere mächtige Verbündete erhalten, und als Albrecht von Orlamünde, den die Dänen nach Waldemar's Gefangennehmung zu ihrem Reichsverweser ernannt hatten, mit einem Heere in Holstein erschien, zogen ihm außer Heinrich noch der Burggraf von Wettin, der Graf von Werle, ein Herr von Lüneburg und der Sohn des vertriebenen Grafen von Holstein, Adolf IV., entgegen. Bei Mölln kam es im Jahre 1225 zu einem hitzigen Treffen, welches ganz zum Verderben der Dänen ausfiel. Ihr Heer wurde vernichtet und Albrecht von Orlamünde gefangen genommen. Nun begannen die Unterhandlungen von neuem, und da Friedrich in Italien beschäftigt, sein Sohn Heinrich aber noch ein Kind und der Reichsverweser Engelbrecht

kurz vorher ermordet worden war, also im Grunde gar keine Verwaltung mehr in Deutschland bestand, so gelangte man bald zum Ziele. Graf Heinrich und seine Verbündeten gaben in Rücksicht des Reiches nach, und machten dagegen größere Forderungen für sich selbst. Die Dänen mußten sich zu einem Lösegeld von fünfundvierzigtausend Mark verstehen, den ganzen Strich zwischen Elbe und Eider, sowie das Land der Wenden mit Ausnahme der Insel Rügen an das Reich zurückgeben, dem Grafen Adolf als Herrn von Holstein die Festung Rendsburg abtreten, den Lübeckern, den Hamburgern und allen anderen mit Dänemark verkehrenden deutschen Handelsstädten die früheren Freiheiten und Gerechtsame wieder zuerkennen, und für alles dies Geißeln stellen. Nachdem dieser Vertrag angenommen und beschworen war, erhielt Waldemar am Ende des Jahres 1225 und sein Sohn im Frühling des folgenden Jahres seine Freiheit wieder. Waldemar war kaum nach Dänemark zurückgekehrt, als er das Drückende der eingegangenen Bedingungen empfand, und sich, wahrscheinlich durch dieses Gefühl getrieben, an den Pabst wandte. Honorius entband ihn von den beschworenen Verpflichtungen, hob den geschlossenen Vertrag auf, und ermahnte Heinrich von Schwerin mit drohenden Worten, von den auf demselben beruhenden Forderungen abzustehen. Der Graf bekümmerte sich jedoch um den Pabst wenig. Er hatte wahrscheinlich das Verfahren Waldemar's schon im Voraus erwartet, weil es das gewöhnliche Auskunftsmittel war, dessen sich die Mächtigen jener Zeit bedienten, wenn sie einen geleisteten Eid nicht halten wollten; denn wir finden ihn, als Waldemar sich von dem Vertrage lösen ließ, bereits im Bunde mit dem Herzog Albrecht von Sachsen, mit dem Erzbischof Gerhard von Bremen und mit mehreren anderen Fürsten, welche durchaus keinen Antheil an den Verhandlungen über die Freilassung des dänischen Königs gehabt hatten.

Der Bund des Grafen von Schwerin bestand aus denjenigen Ständen im Norden von Deutschland, die sich nach Heinrich's des Löwen Sturz mit dessen Beute bereichert hatten; dagegen schloß sich der Enkel Heinrich's des Löwen, Otto das Kind, welcher als Stifter der noch jetzt blühenden Zweige des welfischen oder guelfischen Hauses berühmt ist (s. S. 289), an Waldemar an. Otto besaß den

braunschweigisch-lüneburgischen Theil der großväterlichen Erbschaft, war schon 1224 enge mit den Dänen verbunden, und hoffte vielleicht mit Waldemar's Hülfe auch den Rest von Heinrich's des Löwen Reich wieder zu erlangen. Waldemar brach mit seinem Heere in Holstein ein, war aber damals zu seinem Unglück verblendet genug, die freien Dithmarschen zu zwingen, ihn, den Eroberer, mit ihrer demokratisch eingerichteten Volksmasse zu begleiten. Bei Bornhövde traf er im Juli 1227 mit dem Heere seiner Gegner zusammen, und erlitt noch einmal eine völlige Niederlage. Nach den dänischen Berichten waren es die Dithmarschen, welche den Verlust der Schlacht herbeiführten, und zwar dadurch, daß sie sich absichtlich zurückzogen oder gar ihre Waffen mit den feindlichen vereinigten. Waldemar selbst ward gefährlich verwundet und Otto das Kind gefangen. Der Letztere erhielt während seiner Haft den rührendsten Beweis der Treue seiner Braunschweiger, die sich damals durch Festigkeit und Muth ein unsterbliches Denkmal stifteten. Friedrich's II. Sohn, der römische König Heinrich, wollte nämlich Otto's Gefangenschaft benutzen, um sich der Stadt Braunschweig zu bemächtigen; die Bürger schlugen aber mit tapferer Ausdauer seinen Angriff zurück, und retteten sich und ihrem Fürsten die Stadt. Sie wurden dafür von Waldemar mit einem Privilegium beschenkt, durch welches ihr Handel im Norden, der schon früher bedeutend war, noch weit blühender ward; der Dänenkönig befreite sie in allen seinen Staaten nicht nur von der Entrichtung der Zölle, sondern auch von dem Strandrechte. Einige Jahre nachher löste sich Otto aus der Gefangenschaft. Auch Albrecht von Orlamünde mußte sich durch Abtretung von Burgen und Gütern freikaufen; er verlor namentlich Lauenburg, welches Albrecht von Sachsen erhielt, der dann dort das Herzogthum Sachsen-Lauenburg stiftete. Das Land Holstein blieb im Besitze des Grafen Adolf von Schauenburg. Die wichtigsten Folgen des Sieges bei Bornhövde aber waren: die Vernichtung der dänischen Herrschaft in Norddeutschland, die gänzliche Befreiung von Lübeck, die damals beginnende Freiheit der Stadtgemeinde von Hamburg, die feste Begründung des demokratischen Freistaats der Dithmarschen, sowie eine Belebung des Volkslebens und eine Regsamkeit und Mannichfaltigkeit des Wesens eigenthümlicher Verfassungen, die man in unseren Zeiten, wo der Mensch

sich nach der gemachten Form und nicht die Form nach dem Menschen richten soll, vergebens suchen würde.

Dies zeigt sich ganz besonders in den Stadtrechten Niedersachsens, welche fast alle in diesem Jahrhundert neu gegeben oder doch ganz umgeändert wurden, sowie in dem Einfluß der Studienanstalt des westphälischen Klosters Corvei. Ein neues oder reformirtes Stadtrecht erhielten: Stade um 1209, Rostock um 1218, Goslar um 1219, Braunschweig um 1232, Lübeck um 1235, Münden um 1246, Hildesheim um 1249 u. s. w. In diesen Privilegien kommen sehr merkwürdige Bestimmungen vor. In dem Goslarer Stadtrecht z. B. heißt es unter Andern: „Wer ein Jahr und einen Tag in der Stadt gewesen, ist frei; in seinem Hause ist jeder unverletzlich; selbst wenn ein Bürger einen Geächteten bei sich aufnimmt, darf man nicht in sein Haus eindringen, sondern man muß ihn vor Gericht rufen; die Gilden sind verboten; jeder Einwohner muß an den Abgaben Theil nehmen, ausgenommen sind nur die Geistlichen, diesen darf aber auch dafür kein Haus in der Stadt geschenkt werden, sondern nur das aus dem Verkauf eines Hauses erlöste Geld.“ Im Braunschweiger Stadtrecht ist die Confiscation aus dem vernünftigen Grunde verboten, weil ein Mann wohl seinen Hals, nicht aber das Recht seiner Leibeserben verwirken könne. In denselben Gesetzen ist dem Bürger das Recht gegeben, einem Adeligen, wenn er ihn vergebens bei dem Marschall verklagt hat, sein Gut anzuhalten, sobald er in die Stadt kommt; einen Pfaffen aber solle er sogleich bei seinem Leib oder Gut festnehmen, damit er nicht nöthig habe, dem geistlichen Gerichte nachzulaufen.

Der Einfluß der Studienanstalt zu Corvei (s. Th. VI. S. 148) läßt sich selbst durch die finstersten Zeiten hindurch verfolgen. Diese alte Anstalt hatte im vorhergehenden Jahrhundert unter der Leitung eines Mannes, wie Wibald von Corvei war (s. Th. VI. S. 345 f.), wieder ungemein gewonnen, und mehrere einsichtsvolle Äbte folgten ihm und seinen Bemühungen. Corvei gehörte zu den vorzüglichsten Anstalten außerhalb Italiens; es wurde als ein Mittelpunkt der Wissenschaft betrachtet; die dortige Büchersammlung war die bedeutendste in Deutschland, und man kann eine fortlaufende Reihe von Äbten und Mönchen dieses Klosters anführen, die sich mit den verschiedensten Wissenschaften beschäftigten. Auch

ward dort das Griechiſche fortdauernd betrieben, obgleich die Kenntniß desſelben ſonſt ſo ſelten war, daß man ſehr oft die Frage aufgeworfen hat, ob nicht der Leibnitz des dreizehnten Jahrhunderts, Albertus Magnus (ſ. S. 335), ſein Griechiſch und die Kenntniß des Ariſtoteles blos den Arabern verdanke. Übrigens war ungeachtet des großen Einfluſſes, welchen wiſſenſchaftliche Anſtalten wie die zu Corvei übten, der Aberglauben im Allgemeinen nicht weniger finſter, als vorher. Indeſſen beweiſen die Mönche, in deren Schriften wir die Beiſpiele davon finden, ihre eigene beſſere Einſicht. Auch muß ihre Kenntniß der Griechen und Römer hie und da auf die Köpfe der Nation gewirkt haben; denn wir finden, daß ſogar Bürger von Städten, wie die von Huy in Belgien, auf den Einfall kamen, antike Schauſpiele aufzuführen.

2. Die Stedinger und die Inquiſitions-Verſuche in Deutſchland

Unſerem Grundſatze gemäß, nie zu lange die Bewegung der Handlung durch ausführliche Erläuterung der ruhenden Form zu unterbrechen oder vom Aufzählen der Momente in das Ausmeſſen der Räume überzugehen, können wir nur Weniges über die Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten der Stedinger und der anderen frieſiſchen Völkerſchaften an der Nordſee bemerken, obgleich dieſe uns die beſten Beiſpiele und Belege zu dem geben könnten, was kurz vorher über die Lebendigkeit der Verfaſſungen jener Zeit angedeutet worden iſt. Die Frieſen ſind die einzige germaniſche Völkerſchaft, welche von jeher die demokratiſche Form der monarchiſchen vorzog (ſ. Th. IV. S. 184), und deren ganze Rechtseinrichtung ſelbſt noch in ſpäteren Zeiten mit dieſer Form zuſammenhing. Sie bewohnten meiſt mit einander verbunden die ganze Küſte der Nordſee von Antwerpen an bis nach Schleswig hin, wurden aber ſpäter durch mancherlei Umſtände getrennt, und waren im zwölften Jahrhundert nur noch in einzelnen Theilen übrig. Von dieſer altfrieſiſchen Verbindung waren die Weſtfrieſen, die Oſtfrieſen und die Rüſtringer größere Theile und ungemiſchten Stammes und Rechtes, die Stedinger aber, ſowie die Blutjadinger, Kuhdinger, Altländer, Hadeler, Wurſtländer und Dithmarſchen kleinere Vereinigungen und gemiſchten Stammes

und Rechtes. Die Nordfrieſen auf der Küſte von Jütland, auf den Inſeln Amrum, Sylt u. ſ. w. bilden einen beſonderen Zweig.

Die kleineren Völkerſchaften, welche zwiſchen der Hunte im Oldenburgiſchen und der Eider in Schleswig wohnten, hatten die demokratiſchen Formen behauptet, und der ritterliche Adel, der ſich auch hier eindrängte, fand großen Widerſtand. Dieſer Widerſtand der ſtreitbaren und ſtets freien Frieſen gegen Adels- und Fürſtengewalt würde noch kräftiger geweſen ſein, wenn unter den kleinen Land- und Dorf-Republiken ein Zuſammenhang Statt gefunden hätte, und die Stedinger ſchon damals mit ihren Brüdern und nächſten Nachbarn, den Rüſtringern, innig verbunden geweſen wären. Aber die verwandten Stämme waren vereinzelt, und erſt gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vereinigten ſich die Stedinger mit den Rüſtringern, wie auch die ebenfalls rein ländliche Republik der Blutjadinger dieſſeit des Meerbuſens der Jahde dem Druck der Biſchöfe von Bremen erſt viel ſpäter dadurch zu entgehen ſuchte, daß ſie ſich an die Oſtfrieſen anſchloß und in den Schutz ihrer Grafen begab. Die Stedinger mußten ſchon früh um ihre Freiheit kämpfen, weil nach der Entſtehung der Stadt und Grafſchaft Oldenburg eine Anzahl Junker auch in ihr Land hinabkam, welches damals ganz anders bewohnt war, als jetzt; denn während heut' zu Tage dort ebenſo, wie überall in der Marſch, die Häuſer über das Land hin zerſtreut ſind, und nur wenig bedeutende Dörfer ſich finden, lagen damals die Wohnungen der Stedinger insgeſammt an den Deichen oder Dämmen. Die Junker drängten ſich zwiſchen die Bauern hinein, und wollten auf den einzelnen Hügeln, die ſie zum Theil ſelbſt aufführen ließen, ihre Neſter bauen; ſie erlagen aber (im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts) in dem blutigen Streit, der ſich darüber erhob, und die Stedinger, die im Kampfe mit ihnen völlig kriegeriſch wurden, vertilgten die eingedrungenen Grafen und Herren ſammt ihren Burgen.

Kaum waren die Stedinger mit den Junkern fertig, ſo geriethen ſie mit den Pfaffen in Streit, weil ſie die adeligen Biſchöfe und Domkapitel mit ihrem geiſtlichen Gericht ebenſo wenig bei ſich dulden wollten, als die Anmaßungen der Ritter. Ganz beſonders erregten ſie den Zorn des Erzbiſchofs von Bremen, und dieſer belegte ſie, als ſie ſich ſeinem Willen nicht fügen wollten, mit dem

Banne. Die frommen, aber freisinnigen Landleute machten sich jedoch aus dem Fluche des Erzbischofs nichts, jagten die fremden Pfaffen fort, und richteten sich selbst ihren eigenen Gottesdienst ein. Nun wurden sie von dem Erzbischof und seinem adeligen Anhange dem Geiste der Zeit gemäß überall als Ertzketzer ausgeschrien. Man warf ihnen die lächerlichsten Dinge vor; die Hauptsache aber war, daß sie das Evangelium der Freiheit gegen die Lehre der Unterdrückung predigten, und dadurch auf die noch unbefangenen Gemüther jener Gegenden den größten Eindruck machten. Der Erzbischof unternahm in Verbindung mit seinem Bruder, dem Grafen von der Lippe, einen Kriegszug gegen sie. Er glaubte mit seiner Ritterschaft das Bauernvolk leicht niederwerfen zu können, erlitt aber eine schmähliche Niederlage, und sein Bruder büßte das Leben ein. Jetzt wandte er sich an den Pabst Gregor IX, der gerade damals überall eine Spürjagd gegen die Leute angeordnet hatte, welche ausgeartetes Pfaffenwesen nicht mehr als Christenthum anerkennen wollten (s. S. 268 f.). Noch rauchte das Land der ausgerotteten Albigenser, und die Trümmer der einst blühenden Städte desselben bezeugten die Grausamkeit der Pfaffen; in Spanien entstand die Inquisition; in Frankreich brannten Scheiterhaufen; in den Niederlanden und in dem mittleren Deutschland begann unter der Leitung des Dominikanermönches, Konrad von Marburg, eine schändliche Ketzerverfolgung; aller dieser Grausamkeiten ungeachtet war aber der Pabst selbst in seiner eigenen Residenz von Ketzern umgeben und seine Nachfolger mußten sich dort sogar zur Duldung derselben verstehen. Jetzt ward das päbstliche Spür- und Verfolgungssystem auch auf das Stedinger Land ausgedehnt, obgleich dort gar keine Ketzer waren. Gregor erließ 1232, auf Bitten des Erzbischofs von Bremen, Schreiben an die Bischöfe von Lübeck, Minden und Ratzeburg, in welchen er ihnen auftrug, das Kreuz gegen die freien Landleute predigen zu lassen, und Kaiser Friedrich II., der geschworene Feind jeder Art von freier Verfassung, sprach die Acht über sie aus.

Im ersten Jahre des Glaubenskrieges, der nun an der Nordsee begann (1233), erschlugen die Stedinger den gegen sie zu Felde ziehenden Grafen von Oldenburg nebst zweihundert Rittern, die von der Fremde her als Kreuzfahrer sich zu ihm gesellt hatten.

Nun begannen die erbitterten Mönche eine neue und heftigere Kreuzpredigt gegen sie, und im nächsten Jahre strömten über vierzigtausend Streiter unter dem Herzog von Brabant und unter den Grafen von Holland, von Cleve, von der Mark und von Oldenburg herbei. Gegen ihre Übermacht erhob sich im Stedinger Lande alles, was mannbar war, und elftausend Bauern zogen zur Vertheidigung ihrer Freiheit und ihres heimathlichen Bodens aus. An ihrer Spitze standen als Führer Boleke von Bardenfleet, Tammo von Hunthorpe und Detmar von Damme, drei Männer, die neben Arnold von Winkelried im Andenken der Nation unsterblich sein sollten. Mit einem Muthe, den die Gegner Wahnsinn genannt haben, boten diese elftausend Stedinger, welche mit einem kurzen Schwert und einem fünf Fuß langen, vorn zum Stoß, hinten zum Hieb eingerichteten Speer versehen waren und keine anderen Schutzwaffen hatten, als einen sehr leichten Panzerrock, einen kleinen Schild und eine unbedeutende Kopfbedeckung, bei Altenesch dem viermal so starken ritterlichen Heere ihrer Feinde ein Treffen an (1234). Sie fochten wie Helden, tödteten den Grafen von Oldenburg und mehrere andere Fürsten nebst viertausend Reisigen; aber das Schlachtfeld war der berittenen Ritterschaft günstiger, als den leicht bewaffneten Stedinger Bauern, welchen nicht, wie in den folgenden Zeiten bei ähnlichem Kampfe den Schweizern, das Gebirge ein Bollwerk und der enge Weg eine Festung war. Von allen Seiten her umritten, erlagen sie der Übermacht der feindlichen Waffen, und mehr als die Hälfte von ihnen fand den Tod in der Schlacht oder in der Weser. Die Übrigen flüchteten sich zu den Rüstringern, und einten sich völlig mit ihnen; ihr Land aber fiel in die Gewalt des Erzbischofs von Bremen.

Dies geschah um dieselbe Zeit, als im mittleren Deutschland der erste Versuch, die Inquisition im Reiche einzuführen, scheiterte. Hier war der von Gregor IX. mit der Verfolgung der Ketzer beauftragte und bevollmächtigte Mönch, Konrad von Marburg, in Thüringen, in Hessen und am Rhein umherzogen, und hatte auf eine wahrhaft unsinnige Weise seine geistliche Gewalt misbraucht. Ein sittenloses Weib und ein gemeiner Mensch dienten ihm, um die Ketzer aufzuspüren und anzuklagen, und jeder, der von ihm der Ketzerei beschuldigt ward, verlor entweder auf das bloße

Zeugniß solcher Leute hin das Leben, oder er wurde, wenn er sich schuldig bekannte, mit der schimpflichen Abscheerung des Kopfhaares und mit schwerer Buße bestraft, so das also bei Konrad nur Lügen und entehrende Strafen gegen den Tod auf dem Scheiterhaufen schützten. Der tolle Ketzerrichter beschränkte seine Verfolgungen bald nicht mehr auf Menschen von geringem Stande, sondern er lud auch Edelleute und Grafen vor sich, und verurtheilte sie ohne Recht und Gericht. Endlich wandte sich ein Graf von Sayn, welchem Konrad das Haar hatte scheeren lassen, klagend an Kaiser und Reich, und auf einer Reichsversammlung zu Frankfurt ward Konrad der Ungerechtigkeit und Grausamkeit schuldig befunden, die bestehende Form des Rechtes aber feierlich gewahrt und in Schutz genommen. Kaum war dies unter Mitwirkung der angesehensten Geistlichen des Reiches geschehen, als Konrad in der Nähe von Marburg durch einige Edelleute erschlagen wurde (1233). Mit dem Tode des wüthenden Pfaffen hörte das Unwesen der Inquisition in Deutschland für immer auf. Wäre Konrad etwas vorsichtiger gewesen, so hätte es nachher im deutschen Reiche der Justinianeischen Rechtslehrer nicht bedurft, um alle Freiheit zu ersticken; die Mönche würden dies schon allein zu Stande gebracht haben. Aber Konrad verdarb sich und seines Gleichen das Spiel. Sein tolles Treiben hatte sowohl den Klerus als die Laien gegen die Ketzermacherei erbittert, und nach seinem Tode wagte es Keiner mehr, das Amt eines Ketzerrichters in Deutschland zu übernehmen.

3. Deutsche Geschichte von der letzten Zeit Friedrich's II. an bis auf die Erwählung Rudolf's von Habsburg.

Es ist schon oben (S. 287 ff.) angegeben worden, wie kurz nach der Zeit, in welche die so eben erzählten Begebenheiten fallen, Kaiser Friedrich II. nach Deutschland zurückkehrte, und aller Bemühungen des Pabstes ungeachtet die Absetzung seines ältesten Sohnes Heinrich, sowie die Erwählung seines zweiten Sohnes, Konrad IV., zum deutschen König erlangte. Hier ist noch hinzuzufügen, daß des Kaisers häufige Abwesenheit und sein bekannter Grundsatz, Deutschland als Mittel für seine italiänischen Zwecke zu gebrauchen, die unseligsten Folgen für das Vaterland hatte. Nicht als hätte es an geschriebenem Rechte gefehlt; im

Gegentheil, dieser Feind des ewigen und ungeschriebenen Rechts, welcher die mit der Nation gleich alten und vom Vater auf den Sohn überlieferten Rechtsgewohnheiten vertilgte, drang vielmehr gerade damals unwiderstehlich ein. Ja, das Aufschreiben lag sogar im Geiste der Zeit; denn in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fallen unter Andern jene beiden Sammlungen deutscher Landrechte, welche unter den Namen Sachsenspiegel und Schwabenspiegel berühmt sind; ferner ließ Gregor IX. im Jahre 1234 eine Sammlung päbstlicher Verordnungen verfertigen und bekannt machen, durch die das neue Kirchenrecht ungefähr ebenso festgestellt ward, wie einst durch Justinian's Gesetzbuch das neue Fürstenrecht (s. Th. V. S. 11); im dreizehnten Jahrhundert endlich lebten und schrieben zu gleicher Zeit die Erfinder philosophischer Systeme und Lehrbücher und die Verfasser großer Encyklopädieen, ein Albertus Magnus, ein Thomas von Aquino, ein Bonaventura, ein Vincent von Beauvais und Andere (s. S. 355). Es fehlte also weder an geschriebenen Rechten, noch an wissenschaftlicher Behandlung derselben; was konnte dies aber helfen, da es an der Hauptsache, an der Ausübung des Rechtes, fehlte? Der Richter mochte immerhin entscheiden, kein Arm verschaffte seinem Spruche Ansehen und Gehorsam. Friedrich selbst, weil er die deutschen Herren zu seinen Zwecken in Italien brauchte, ertheilte bei seiner Anwesenheit in Deutschland eine Menge Privilegien, die den losen Reichsverband immer lockerer machen mußten. Als er hierauf nach Italien zurückkehrte, hinterließ er seinem Sohne zu geringe Streitkräfte, als daß dieser das kaiserliche Ansehen überall hätte aufrecht erhalten können. Vergebens flehten daher die Böhmen und Ungarn, als die Tataren in ihr Land einbrachen, inständig um die Hülfe des Reiches. Konrad nahm freilich das Kreuz gegen die Barbaren, und rief die deutschen Fürsten feierlich genug zusammen; von einer Ausführung war aber keine Spur zu sehen, und Friedrich verfolgte seine Plane in Italien, ohne sich um die Noth an der Ostgrenze des Reiches zu bekümmern (s. S. 236).

Weit ehrenvoller benahmen sich die deutschen Stände bei den wiederholten Aufforderungen des Pabstes, ihrem Kaiser untreu zu werden. Gregor IX. konnte, so lange er lebte, auf die Briefe,

in welchen er ihnen die Absetzung ihres Kaisers verkündigte, nie eine andere Antwort erhalten, als: der Pabst habe nicht das Recht, Kaiser zu machen, sondern nur den von den Fürsten erwählten Kaiser zu krönen. Auch Innocenz IV. fand anfangs wenig Gehör. Auf seinem Concil zu Lyon (s. S. 300) erschienen nur wenige deutsche Geistliche, und diese hörten mehr auf die Rechtfertigungsgründe des kaiserlichen Gesandten, Thaddäus von Suessa, als auf die allerdings nicht ungegründeten und unter vielen Thränen vorgebrachten Beschuldigungen des Pabstes. Im folgenden Jahre (1246) wurden jedoch viele der vornehmsten Geistlichen des Reiches vom Pabste umgestimmt oder durch Versprechungen und Geschenke gewonnen, und um das Volk auf eine neue Königswahl vorzubereiten, brachte man unter den Deutschen die gehässigsten Gerichte von Friedrich's Unglauben in Umlauf, besonders die bekannte Anekdote von seinen Ausspruche über Moses, Mohammed und Christus (s. S. 294). Der Kaiser wurde bald von vielen Deutschen als ein Frevler verspottet, der weder Eid noch Treue halte und mit den Ungläubigen eine gottlose Gemeinschaft habe. Doch widersetzten sich der Wahl eines Gegenkaisers die Markgrafen von Meißen und Brandenburg, die Herzöge von Baiern, Brabant, Braunschweig und Sachsen und der König von Böhmen, so sehr auch Innocenz diese Fürsten mit seinen Briefen bestürmte. Endlich wußten die deutschen Pfaffen zu helfen und trotz des Widerstrebens der weltlichen Großen eine neue Königswahl zu Stande zu bringen. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln nämlich, als die beiden Häupter der deutschen Geistlichkeit, schrieben eigenmächtig eine Versammlung nach Würzburg aus, wo sich dann nur geistliche Herren, ihre Creaturen und Vasallen, einfanden, und ein Dominikaner mußte ihnen behülflich sein, um einen der weltlichen Fürsten zur Annahme der gefährlichen Würde eines Gegenkönigs zu bewegen. Man hatte dazu den Landgrafen Heinrich von Thüringen und Hessen ausersehen, der von seinem seitherigen Wohnsitze, der Burg Raspenberg, den Beinamen Raspe führte; dieser hatte aber, obgleich er als Herr von zwei Ländern hinreichende Macht besaß, seither Bedenken getragen, sich zu den Zwecken des Pabstes gebrauchen zu lassen, weil er nicht reich genug war, um die Kosten eines

Krieges mit Friedrich bestreiten zu können, und weil er ein alter Mann war und nicht zu den vornehmsten Fürsten des Reiches gehörte. Das erstere Bedenken hob der Pabst durch Übersendung einer Summe von fünfundzwanzigtausend Mark Silbers, mit der man bei dem damaligen Zustande Deutschlands Truppen genug werben konnte; die beiden anderen Hindernisse aber und alle Gewissensbedenklichkeiten Heinrich's beseitigte sein Beichtvater, der Dominikaner Elger von Honstein, der den abergläubischen Grafen ganz beherrschte und in Friedrich den grausamen Verfolger seines Ordens haßte. So ward Heinrich Raspe, der Enkel des Landgrafen Hermann, dazu gebracht, wider denselben Mann als Gegenkönig aufzutreten, den einst sein eigener Großvater hatte erheben helfen (s. S. 272). Er ließ sich im Mai 1246 auf der Versammlung zu Würzburg zum deutschen König ausrufen, erhielt aber beim Volke sogleich den Spottnamen des Pfaffenkönigs, weil nur Geistliche ihn gewählt hatten. Er wurde anfangs vom Schicksal begünstigt; denn als Konrad einen von Heinrich nach Frankfurt ausgeschriebenen Reichstag zu hindern suchte, ward er in der Nähe dieser Stadt von seinem Gegenkaiser geschlagen, und da er sich gleich nachher auch von seinen Schwaben, denen er die erlittene Niederlage zuschrieb, verlassen sah, so konnte ihn Heinrich sogar in dem Stammlande der Hohenstaufen selbst angreifen. Hier wandte sich aber das Glück von dem neuen König: er mußte die begonnene Belagerung von Ulm wegen einfallender großer Kälte bald wieder aufheben, und war von dort kaum nach Thüringen zurückgekehrt, als er starb (Februar 1247).

Der Erzbischof von Mainz, Siegfried, war zwar schon vor Heinrich Raspe gestorben; es gab aber geistliche und weltliche Fürsten genug, die einen neuen Schattenkaiser zu ihrem und des Pabstes Werkzeug zu machen wünschten. Selbst der König von Böhmen, der Herzog von Brabant und andere Fürsten, die sich früher der Wahl Heinrich's widersetzt hatten, waren jetzt anderes Sinnes geworden. Doch waren die Päbstler in Verlegenheit, weil sich eine Zeitlang niemand fand, der die gefährliche und leere Würde von ihnen hätte annehmen wollen. Endlich empfahl ihnen der Herzog von Brabant, der sich selbst die bedenkliche Ehre verbat, seinen Schwestersohn, den Grafen Wilhelm von Holland, und dieser

wurde dann im Oktober 1247 unter Leitung eines päbstlichen Legaten zum König erwählt. Die Würde des Reiches, die Bedeutung der Zeit und die Ehre der Person wurde von den Päbstlern bei dieser Wahl wenig beachtet, da Wilhelm noch nicht einmal den Ritterschlag erhalten hatte, und das Volk so wenig von ihm wissen wollte, daß die Bürger von Aachen, wo er gekrönt werden sollte, ihm über ein Jahr lang die Thore ihrer Stadt verschlossen hielten. Auch in den übrigen Theilen des Reiches erlangte Wilhelm weder das Ansehen noch die Macht eines Königs. Nur in Schwaben hatte er einen Anhang, weil man sich dort freute, durch Konrad's Verdrängung der herzoglichen Gewalt entledigt zu sein, und außerdem verschaffte er sich durch seine Vermählung mit einer Tochter des Herzogs von Braunschweig, Otto's des Kindes, noch in Niedersachsen einigen Einfluß.

Mit dieser Theilung und Auflösung der kaiserlichen Gewalt beginnen die unglücklichen Zeiten Deutschlands, wo das Oberhaupt der Nation die Kaiserwürde als ein Mittel zu seinem Zwecke, die Fürsten und Ritter aber den Reichsverband als ein Sklavenjoch ansahen, wo jeder, der sich seiner Haut nicht wehren konnte, Pfaffen oder Raubrittern dienstbar ward, wo diese an Flüssen und Wegen Burgen bauten, um Zoll und Geleite zu erzwingen, und dagegen die Städte, durch ein gemeinsames Interesse verbunden, sich zu einer bis dahin nicht gekannten Freiheit erhoben. Am ärgsten war die Verwilderung und Unordnung in Schwaben, in den angrenzenden Strichen von Baiern, in Thüringen, im Hessischen, in der Pfalz und im ganzen nachherigen ober- und niederrheinischen Kreise. Da weder Wilhelm noch die größeren Landherren dieser Gegenden dem Unfuge der rohen Junker, die nur bei den Damen fein waren, zu steuern vermochten, so schloß ein großer Theil der dortigen Städte und Fürsten eine Verbindung, die man den rheinischen Bund nannte, und deren Zweck die Vernichtung der Raubschlösser und Zölle und die Beschützung des Handels gegen die Straßenräuberei der Junker war. Dieser Bund, dessen Gründung von den Mainzern ausging, ward 1255 durch den Kaiser Wilhelm bestätigt. Er umfaßte Basel, Freiburg, Kolmar, Speier, Worms, Oppenheim, Mainz, Boppard, Bonn, Köln, Trier, Metz, Fulda, Frankfurt, Gelnhausen, die Herzöge und

Grafen von Baiern, Würtemberg, der Pfalz und Thüringen, sowie viele andere Städte und Herren. Die Verbündeten stellten mit Wilhelms Erlaubniß eine gemeinschaftliche Bundesmiliz auf, ernannten Befehlshaber derselben, und ordneten Bundestage an, welche regelmäßig alle Monate gehalten werden sollten. Indessen bestand der Bund kaum neun Jahre lang in voller Kraft; denn die demselben beigetretenen Ritter und Fürsten konnten unmöglich mit den Städtern auf die Dauer verbunden bleiben, weil sie, wie ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sich ausdrückt, zu sehr zum Raube geneigt waren, und es ihren Standesbegriffen nach schimpflich fanden, daß Kaufleute über Männer von Ehre und Adel zu befehlen haben sollten. Ganz anders verhielt es sich mit einer anderen Städteverbindung, welche um dieselbe Zeit in Norddeutschland geschlossen wurde und Jahrhunderte lang fortbestand, weil sie nur aus gleichzeitigen Gliedern zusammengesetzt war. Dieser nachher unter dem Namen der Hanse gerühmt gewordene Bund wird von dem Vertrage hergeleitet, welchen Hamburg 1241 zur Sicherung des gegenseitigen Verkehrs mit Lübeck schloß, nachdem die nämliche Stadt schon zwei Jahre früher zur Beschützung ihrer Schifffahrt auf der Elbe ein Bündniß mit den Hadelern und Westfriesen errichtet hatte. Jener Verbindung trat zuerst 1247 die Stadt Braunschweig bei, die ihren welfischen Herzögen nur Ehrenrechte zuerkannte und zu denjenigen Handelsplätzen gehörte, welche die in Niedersachsen erzeugten Producte nach dem Norden ausführten, und nach und nach schlossen sich auch die anderen norddeutschen Städte an den Bund an. Die Bedeutung der Hanse begann jedoch erst im folgenden Jahrhundert. Wie nöthig übrigens Verbindungen, wie der rheinische und hanseatische Bund in jenen Zeiten waren, kann man aus einer unter Wilhelm's Regierung zwischen dem Herzog Albrecht von Braunschweig und dem Erzbischof Gerhard von Mainz, also zwischen zweien der ersten Stände des Reichs, ausgebrochenen Fehde erkennen. Albrecht war mit der Belagerung einer Burg beschäftigt, als ihm der Erzbischof Gerhard und der Graf von Eberstein ins Land fielen und, statt ihn selbst aufzusuchen, die Gegend von Göttingen wie rohe Barbaren verwüsteten. Nach diesen Heldenthaten zogen sie ins Gothaische, um sich im Kloster Volkenroda gütlich zu thun.

Hier überraschte sie Albrecht's Vogt im Göttingischen, und nahm sie gefangen. Albrecht war über die von ihnen in seinem Lande verübten Gräuel so erbittert, daß er den Eversteiner bei den Füßen aufhängen ließ, und den Erzbischof lange gefangen hielt.

Wilhelm von Holland war als Kaiser und als tapferer Ritter vorzugsweise am Niederrhein, in Westphalen und in den Niederlanden beschäftigt; er erfuhr aber am Niederrhein von den Bürgern der Städte und von seinen eigenen Freunden, den Erzbischöfen, beleidigenden Widerstand, sobald er ihnen nicht zu Gefallen handelte, hatte in seinem eigenen Gebiete seine Noth mit den Westfriesen und Flammländern, und war selten von zahlreicher Kriegsmacht begleitet. Nichts destoweniger würde er vielleicht, bei seinen unläugbaren Talenten, wenigstens in einem Theile des Reiches die Ordnung wieder hergestellt haben, wenn nicht die Streitigkeiten mit den Nachbarn seines Stammlandes ihn zu sehr in Anspruch genommen und seinen frühen Tod herbeigeführt hätten. Die wichtigste von diesen Streitigkeiten hängt ihrem Ursprunge nach mit der Entstehung des lateinischen Kaiserthums in Constantinopel zusammen. Balduin von Flandern, der erste Kaiser dieses Reiches, hatte bei seiner Erhebung auf den griechischen Thron (1204) Flandern und Hennegau seinen beiden Töchtern überlassen, von welchen die Eine, Johanna, 1244 kinderlos starb und die Andere, Margaretha, dann das Ganze erbte. Die Letztere hatte sich 1212 mit Bourchard von Avesnes vermählt, und demselben zwei Söhne, Johann und Balduin, geboren. Da Bourchard früher die niedere Priesterweihe erhalten hatte und nachher in den geistlichen Stand zurücktrat, so war diese Ehe von dem Pabste für ungültig und die in ihr geborenen Söhne für unehelich erklärt worden; dagegen hatte Margarethe diese Söhne vom Kaiser Friedrich II. als rechtmäßig und der Nachfolge fähig anerkennen lassen. Später lernte sie den Grafen Wilhelm von Dampierre kennen, vermählte sich mit ihm, und erklärte, als sie auch aus dieser zweiten Ehe Söhne erhalten hatte, ihre erste Ehe für ungesetzlich und die Kinder aus derselben für unfähig, das mütterliche Land zu ererben. Darüber entstand zwischen ihr und ihren Söhnen erster und zweiter Ehe ein langwieriger Streit, in welchen Wilhelm als Graf von Holland, als Schwager Johann's und nachher auch als

Kaiser verwickelt wurde. Noch vor Wilhelm's Erwählung vom deutschen Kaiser war eine Übereinkunft geschlossen worden, nach welcher die Söhne zweiter Ehe einst Flandern erben, Johann und Balduin aber mit Henegau abgefunden werden sollten. Dagegen erhob sich jedoch Wilhelm, welcher gerade damals seine Schwester mit Johann vermählte und diesem als seinem treuesten Kriegsgefährten Dank schuldig war. Er nahm von dem Umstande, daß Margarethe ihm als deutschem Könige die Huldigung verweigerte, Veranlassung, sie ihrer Reichslehen verlustig zu erklären und diese an Johann zu übertragen. Nun griff Margarethe den Kaiser in seinen eigenen Landen an, und rief gegen ihren Sohn die Franzosen ins Hennegau. Wilhelm dagegen hatte an den Westfriesen tüchtige Bundesgenossen, und schlug mit ihrer Hülfe die Flammländer, als sie 1253 in Seeland erschienen, so völlig, daß sie der Sage nach dreißigtausend Mann an Todten zurückließen und Wilhelm ihre Gefangenen zum Schimpf und Spott nackt nach Hause schickte. So wacker die Westfriesen damals gestritten hatten, so wenig glaubten sie sich verbunden, dem König Wilhelm nach Deutschland oder gar auf dem italiänischen Zuge, den er im Sinne hatte, zu folgen; er aber, rüstig, ritterlich und glücklich wie er war, hielt sich für mächtig genug, das Bauernvolk zur Heeresfolge zu zwingen. Die Westfriesen waren damals, wie ihre Brüder, die Ostfriesen und Rüstringer, in Gaue und Geschlechter getheilt, und standen theils unter eingeborenen Häuptlingen, theils hatten sie ihre republikanischen Obrigkeiten und Volksgerichte; doch galt auch bei den Letzteren oft eine derbe Faust und ein nerviger Arm mehr, als das beste Recht. Die Gaue und Geschlechter der Westfriesen waren unter einander in steter Fehde, und selbst in den einzelnen Gauen rief die Ausführung der Gerichtssprüche häufigen Streit hervor. Es war daher für eine Anzahl rüstiger Ritter nicht schwer, die Westfriesen im offenen Kampfe zu besiegen; allein sie dauernd und völlig zu unterwerfen, würde wegen der Beschaffenheit ihres Landes nicht einmal stehenden und besoldeten Heeren, geschweige denn ritterlichen Schaaren, möglich gewesen sein. Wilhelm bedachte dies nicht, und verlor darüber sein Leben. Er griff im Herbst 1255 die Westfriesen an, schlug sie, und durchzog einen bedeutenden Theil ihres Landes. Dann wollte er im Winter, als

die Moore und Sümpfe hart zugefroren waren, die Unterwerfung desselben vollenden. Der Anfang war glücklich; denn die Dregterländer wurden völlig besiegt. Als Wilhelm aber eines Tages selbst ausritt, um für sein Fußvolk einen Weg über die Eisdecke eines Morastes zu suchen, brach er mit seinem schwer gepanzerten Streitroß im Eise ein, und nun stürzten die Friesen, welche hinter hohem Schilf lauernd versteckt waren, schnell herbei, und erschlugen ihn, ehe die Seinigen zu Hülfe eilen konnten.

Ein charakteristischer Zug der Regierung dieses deutschen Königs war, daß er, nachdem Friedrich II. die Bürgerfreiheit überall verfolgt hatte, den entgegengesetzten Grundsatz annahm, und die Städte nicht nur in Hinsicht ihrer Freiheiten förderte, sondern sogar ihre Verbindungen mit einander duldete und unterstützte. Er bestätigte z. B. um dieselbe Zeit, als die Hanse entstand und ein Theil der niedersächsischen Städte ein freies Gemeinwesen erhielt, den rheinischen Bund und hob, besonders in seinem eigenen Lande die Städte durch Freibriefe.

Bei der Wiederbesetzung des durch Wilhelm's Tod erledigten deutschen Thrones sehen wir aufs neue eine Art Kurfürsten-Recht von den drei ersten Bischöfen des deutschen Reiches ausgeübt, und es wird zugleich ein sogenanntes Kur-Collegium sichtbar, da die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln und die Beherrscher von Sachsen, Brandenburg, Böhmen und Pfalz zum ersten Male als die alleinigen Wähler erscheinen. Von jenen Bischöfen saß der Eine, Gerhard von Mainz, noch im Braunschweigischen gefangen, und die Leitung des Wahlgeschäftes war also den beiden anderen Erzbischöfen, Konrad von Köln und Arnold von Trier, überlassen. Beide faßten einen Ausländer ins Auge: Konrad bestimmte, von den nächsten Freunden des verstorbenen Wilhelm, besonders von Johann von Avesnes geleitet, den reichsten Prinzen jener Zeit, den Grafen Richard von Cornwallis, einen Bruder des englischen Königs Heinrich III., zum künftigen Oberhaupte des Reiches; Arnold von Trier dagegen dachte an den König Alphons X. von Castilien, welchen, gleichviel mit welchem Rechte, für den mächtigsten und weisesten König seiner Zeit galt (s. Th. V. S. 209). Richard war jedoch mit Deutschland in leichter und ununterbrochener Berührung, Alphons nicht. Der Erzbischof von

Trier hatte sich freilich in dem herkömmlichen Wahlort Frankfurt festgesetzt, versprach den Wählern in Alphons Namen eine bedeutende Summe Geldes, und gab vor, auch von Sachsen, Brandenburg und Böhmen Vollmacht zu haben; allein Richard von Cornwallis kaufte den Erzbischof von Mainz los, und machte den Wählern entweder sogleich bedeutende Geschenke oder zeigte sie ihnen doch in naher Zukunft. Das war mehr als die kahlen Versprechungen des Castilianers; Richard wurde daher von dem Mainzer und Kölner Erzbischof und dem Pfalzgrafen am Rhein zum König ausgerufen (Januar 1257), und auch Ottokar II. von Böhmen erklärte sich gleich nachher für ihn. Arnold ließ sich freilich dadurch nicht irre machen, und erwählte (April 1257) in seinem Namen und im angeblichen Auftrag der Fürsten von Sachsen, Brandenburg und Böhmen seinen Kandidaten zum deutschen Könige; dieser hat aber nie den Boden von Deutschland betreten, während Richard nicht nur gleich nach seiner Erwählung, sondern auch nachher noch mehrere Male in Deutschland erschien, und dort beständig Regentenhandlungen ausübte. Bei Gelegenheit seiner ersten Reise nach Deutschland hat ein Zeitgenosse, der ein wahrer Freund seines Vaterlands gewesen zu sein scheint, bitteren Hohn über die Wähler und den Gewählten ausgegossen, indem er eine spöttische Anekdote erzählt, die man zwar nicht als Geschichte, wohl aber als das Urtheil eines Biedermannes über die Geschichte gelten lassen wird. Ein anonymer Chronikschreiber jener Zeit beschreibt nämlich Richard's erste Reise mit folgenden Worten: „Richard erschien nach seiner Erwählung in Deutschland, zahlte seinen Wählern und anderen deutschen Bischöfen und Fürsten viel Geld, und wurde, da er sehr reich war, durch die deutschen Fürsten in die einzelnen Städte und Länder am Rhein geleitet, wo man ihn aus Hochachtung gegen die begleitenden Fürsten ehrenvoll aufnahm. Als er aber bis nach Basel gekommen war, ging ihm das Geld aus, und nun verließen ihn die deutschen Fürsten, indem sie sagten, sie hätten ihn nicht wegen seiner Person, sondern nur wegen seiner Schätze gewählt; er selbst aber kehrte auf einem anderen Wege in seine Heimath zurück." Es ist schon nach dem, was vorher über Richard und Alphons gesagt wurde, kaum nöthig zu bemerken, daß diese Angaben nicht richtig sein können; überdies

kehrte Richard wieder aus England zurück, und er war in Deutschland weder das erste Mal, noch auch später verlassen. Dagegen zeigen aber die von ihm ausgestellten Diplome und die Berichte von seinen Reisen in Deutschland, wie wahr die Behauptung ist, daß er sich blos durch Geld und durch reichlich ausgetheilte Privilegien einen Anhang verschaffte. Den Wormsern bezahlte er auf seiner ersten Reise die Aufnahme in ihre Stadt mit baaren tausend Mark, und als er bei seiner zweiten Ankunft die Städte Worms und Oppenheim mit den Herren von Stein und von Guntheim in Fehde traf, fand er die Letzteren mit 200 Mark seines eigenen Geldes ab, damit er nur mit einigem Recht und Glück den Schiedsrichter machen könnte. Übrigens wurden von ihm besonders die wetterauischen Reichsstädte, d. i. Frankfurt, Friedberg, Gelnhausen und Wetzlar bedacht. Nach seiner Vermählung mit der schönen Beatrix von Falkenstein (1269) schuf er den Verwandten derselben zu Gefallen am Rhein und in der Wetterau Vogteien, die von den Städten und Herren der Umgegend sehr ungern gesehen wurden. Die Vermählung selbst feierte er in Friedrich Barbarossa's Palast zu Kaiserslautern, den er dazu wieder herstellen und ausschmücken ließ, und zwar unter Festlichkeiten welche jenes Kaisers Krontage ins Gedächtniß zurückriefen.

Der Pabst suchte die geschehene Doppelwahl zu benutzen, um seine Gewalt geltend zu machen, und lud die beiden Prätendenten der deutschen Krone, Alphons und Richard, vor sich; doch war dies vergeblich, und seine Geschäftigkeit hatte fast eine lächerliche Seite, da Richard im wirklichen Besitz der Krone war und blieb. Für Deutschland war die Regierung Richard's aus verschiedenen Gründen eine jammervolle Zeit. Das hohenstaufische Haus verlor durch nothgedrungene Verkäufe seiner Güter, sowie durch das Verfahren Richard's, welcher gleich seinem Vorgänger den letzten Sprößling desselben nicht einmal mehr als Herzog von Schwaben anerkannte, alles Ansehen, und ging schon vor Konradin's Zug nach Italien unter. Dagegen erhoben sich in Schwaben die Grafen von Würtemberg durch Gewalt und Raub. Von Recht und Gericht schrieb und sammelte man in Deutschland zwar fortwährend viel; aber Beides waren nur Wörter, welche der Starke misbrauchte, und die nur den Schwachen schreckten. Überall schalteten

und walteten die Ritter und Herren nach Willkür, besonders gegen die Städte, die zwar nicht eigentlich frei, aber doch größtentheils kaiserlich und also von den Reichsfürsten unabhängig waren; und in Thüringen, in der Wetterau, an der Lahn, am Rhein, in Schwaben und in den burgundischen Landen gab es eine ebenso große Menge von Burgen, als in Italien, wo z. B. in dem zwischen den Flüssen Dora Baltea und Po gelegenen Ländchen Canavese sich nicht weniger als zweitausend Burgen fanden. Was half es, daß nach der Auflösung des rheinischen Bundes, welcher so zu sagen schon in der Geburt erstickte, in Quedlinburg (1270) ein neuer Bund zur Aufrechthaltung des Landfriedens geschlossen ward? Das Reich schien in sich selbst zu zerfallen, und von Osten her drohte noch dazu Ottokar II. von Böhmen, slavische Herrschaft über einen Theil desselben zu bringen; denn er hatte nicht nur Mähren, Östreich und Steiermark mit seinem Erbreich verbunden, sondern auch sogar in Baiern schon festen Fuß gefaßt, und plünderte dieses Land in regelmäßig wiederholten Zügen systematisch aus.

Unter diesen traurigen Umständen war es ein Glück, daß die deutschen Wahlfürsten bei Richard's Tode (1272) einen Mann wie Rudolf von Habsburg wählten, der nicht blos Retter, sondern auch Wiederhersteller des Reiches ward. Bei der Wahl erscheinen die sieben größten deutschen Fürsten als eigentliche Kurfürsten oder als diejenigen Landherren, welche die ganze Nation repräsentiren. Einer von ihnen, der Erzbischof Werner von Mainz, glaubte ebenso, wie vorher der Erzbischof Konrad von Köln, das Recht zu haben, dem Reiche ein Oberhaupt zu geben, und er konnte dies um so mehr denken, als ihn dabei blos Dankbarkeit und Überzeugung leiteten, während sein Mitbruder von Köln bei Richard's Erwählung sich nur durch Geld hatte bestimmen lassen. Rudolf von Habsburg, ein in der nördlichen Schweiz begüterter Graf, hatte den Erzbischof Werner einst auf einer Reise nach Rom, sowie bei der Rückkehr von dort sicher über die Alpen geleitet, und dieser hielt sich dafür zu lebenslänglichem Danke verpflichtet. Als daher nach Richard's Tode die Wahlfürsten über die Ernennung eines neuen Königs berathschlagten, empfahl ihnen Werner den Grafen Rudolf aufs nachdrücklichste. Außer ihm war auch Rudolf's Vetter, der Burggraf zu Nürnberg, Friedrich

von Hohenzollern, sehr thätig für dessen Erwählung; er leitete besonders die Unterhandlungen, durch welche der Herzog Ludwig II. von Baiern gewonnen wurde, der eine Stütze gegen Ottokar von Böhmen und andere Feinde bedurfte. Den böhmischen König schloß man von der Theilnahme an der Wahl ganz aus. Auf die übrigen Wahlfürsten hatten hauptsächlich zwei Umstände Einfluß. Der vorgeschlagene Kaiser hatte sechs Töchter und gewährte dadurch den noch unvermählten Fürsten von Sachsen und Brandenburg, sowie dem verwittweten Herzog Ludwig von Baiern die Aussicht, mit dem vorgeschlagenen Kaiser in eine Heirathsverbindung zu treten und sich seiner zu ihren Zwecken zu bedienen. Rudolf hatte ferner, was bei der herrschenden Eifersucht auf die Städte nicht unwichtig war, seither in seinen heimathlichen Gegenden die Kriege der Ritterschaft gegen die Bürger der Städte geführt, wiewohl er mitunter auch einmal, nach der Weise der späteren italiänischen Condottieri oder Söldnerhäuptlinge, den Städten in ihren Fehden behülflich gewesen war. Man würde übrigens sehr irren, wenn man sich durch den bloßen Grafentitel und durch die aus der Einfalt jener Zeit zu erklärende Geldarmuth und Prachtlosigkeit Rudolf's auf den Gedanken leiten ließe, daß er einer der unbedeutenderen Herren des Reiches gewesen sei. Er hatte von seinem Vater und von seiner Mutter, einer Gräfin von Kyburg, nicht blos die Grafschaften Habsburg, Kyburg und Lenzburg geerbt, sondern er besaß auch viele andere Striche in der Schweiz, in Schwaben und im Elsaß. Außerdem hatten Uri, Schwyz und Unterwalden ihn, wie einst seinen Großvater, als ihren Schutzvogt angenommen, Zürich aber und Freiburg im Uechtlande dienten unter seiner Anführung. Endlich war er auch Schutzvogt vieler Klöster, Stifter und Bisthümer, und hatte sich als Unternehmer freiwilliger Kriegszüge an der Spitze einer bedeutenden, ihm ganz ergebenen abenteuernden Ritterschaft, die er nicht durch Raub und Gräuel an sich fesselte, sondern an strenge Disciplin und patriarchalische Enthaltsamkeit gewöhnte, großen Ruhm erworben. Er war gerade auf einem der Kriegszüge, die er oft in Anderer Sold unternahm, begriffen und mit der Belagerung von Basel beschäftigt, als er die Nachricht erhielt, daß er am 29. September 1273 in Frankfurt zum deutschen König

erwählt worden sei. Schon im Oktober ward er in Aachen feierlich gekrönt, und vermählte bei diesem Feste zwei seiner Töchter mit den Herzögen Ludwig von Baiern und Albrecht von Sachsen.

4. Baiern und Östreich in der letzten Zeit vor der Erwählung Rudolf's von Habsburg.

In die Zeit zwischen Friedrich's II. Tod und Rudolf's Regierungsantritt, die man gewöhnlich das Interregnum oder Zwischenreich nennt, und welche Rudolf selbst so sehr für eine Zeit der Gesetzlosigkeit und Verwirrung hielt, daß er alle in derselben erlassenen Verordnungen als null und nichtig ansah, fallen einige für die folgende Geschichte wichtige Veränderungen in den Herzogthümern Baiern und Östreich vor. Da diese auf Rudolf's Herrschaft schon vom ersten Anfang an einen großen Einfluß haben, so ist es nöthig, einen kurzen Bericht über sie vorauszuschicken.

Das Herzogthum Baiern war, als Friedrich Barbarossa die Macht Heinrich's des Löwen brach (s. Th. VI. S. 463), dem Grafen Otto von Wittelsbach oder von Scheyern gegeben worden, der sich um diesen Kaiser so große Verdienste erworben hatte. Der Sohn und Nachfolger Otto's, Ludwig I. (1183—1231), stiftete eine Heirath zwischen seinem Sohne, Otto dem Erlauchten, und einer Tochter von Heinrich's des Löwen ältestem Sohn, dem Pfalzgrafen Heinrich (s. S. 97), und brachte dadurch beim Tode des Letzteren, welcher keine Söhne hatte, auch die Pfalz an sein Haus. Otto der Erlauchte, (1231—1253), welcher auf diese Weise die zwei bedeutendsten Erbländer vereinigte, war beim Zwiste zwischen Friedrich II. und dessen ältestem Sohn Heinrich (s. S. 286 f.) gegen den Kaiser aufgetreten und dafür von diesem verfolgt worden; nachher söhnte er sich aber wieder mit ihm aus, und ward von ihm begünstigt. Er zerfiel jedoch nicht lange darauf noch einmal mit Friedrich, nahm die Legaten des Pabstes, welche gegen den Kaiser Mord und Brand predigten, in seinem Lande auf, und gerieth darüber mit seinem Nachbarn, dem Herzog von Meran, der es mit Friedrich hielt, in eine blutige Fehde. Später ward er wieder anderen Sinnes, widersetzte sich den Pfaffen, welche einen Gegenkönig aufstellen wollten, und trat für Friedrich II. und Konrad IV. auf. Diese Änderung ward besonders

durch die baierischen Bischöfe bewirkt, welche, im Gegensatz gegen ihre Amtsbrüder im übrigen Deutschland, ihren Herzog vom Pabste abzogen und ihn sogar bewogen, seine Tochter, die nachherige Mutter des unglücklichen Konradin, mit Konrad IV. zu vermählen (1246). Otto gewährte dem Letzteren, als er sich vor Wilhelm und seiner Partei aus Schwaben zu ihm flüchten mußte, Aufnahme und Schutz, und jagte dagegen die Legaten des Pabstes davon; oder ging, wenn sie sich nicht von freien Stücken fortmachten, sehr hart mit ihnen um. Dies erbitterte dann den päbstlichen Anhang aufs heftigste gegen Otto. Die Wuth der Feinde Konrad's gegen diesen ging übrigens damals so weit, daß man sogar kurz vor seinem Zuge nach Italien einen Mordanfall auf ihn machte, den der Bischof von Regensburg anstiftete. Einige Leute des Bischofs schlichen sich, unter der Führung Konrad's von Hohenfels, bei Nacht in das Schlafgemach des Königs, tödteten mehrere Diener desselben, und würden auch den König selbst ermordet haben, wenn dieser nicht wunderbarer Weise noch Zeit gefunden hätte, sich vor ihnen zu verstecken. Die Feindschaft Otto's und seiner hohenstaufisch gesinnten Geistlichen mit dem Pabste und seinen Anhängern ward von dem böhmischen König Wenzel oder Wenceslaus I. und seinem Sohne Ottokar II. benutzt, um ihre Habgier und Zerstörungslust auf Kosten der Baiern zu befriedigen. Wenzel und Ottokar hatten sich schon längst mit dem Pabste verbunden, sie fielen von jetzt an zu wiederholten Malen in Baiern ein, unterstützten die von Otto vertriebenen Bischöfe und verheerten das Land.

Als Otto 1253 starb, ward sein Land unter seine beiden Söhne, Ludwig II. und Heinrich, getheilt. Ludwig, der in der Geschichte den Beinamen des Strengen trägt, erhielt die Pfalz und ganz Oberbaiern mit den Hauptorten Amberg, Regensburg und München, Heinrich Niederbaiern mit den Hauptorten Straubing, Dingelfingen und Landshut. Beide führten die Wahlstimme bei der Besetzung des deutschen Königsthrones gemeinschaftlich. Sie bedurften des Schutzes gegen Ottokar, der sich kurz vorher ihres Nachbarlandes Östreich bemächtigt hatte, und ließen sich daher durch den Burggrafen von Nürnberg bewegen, für Rudolf von Habsburg zu stimmen. Ludwig soll dabei außerdem noch durch

einen besonderen persönlichen Grund geleitet worden sein. Er hatte nämlich auf einen bloßen Verdacht hin seine unschuldige Gemahlin und sogar die Freunde derselben tödten lassen, und hoffte, wie es heißt, durch die Heirath einer Tochter Rudolf's der Strafe zu entgehen. Mag dies nun wahr sein oder nicht, jedenfalls verstand sich Rudolf trotz aller seiner Biederkeit und Rechtlichkeit dazu, ganz im Geiste der neueren Zeit der Politik ein Opfer zu bringen und einem halben Barbaren, wie Ludwig war, eine seiner Töchter in die Arme zu geben.

In Östreich herrschte seit dem Jahre 1230 der uns schon aus der Geschichte der Tataren und des Kaisers Friedrich II. bekannte Friedrich der Streitbare, der letzte Herzog aus dem babenbergischen Stamme (s. S. 234 f. u. 291). Der so eben genannte Kaiser und sein Kanzler Peter a Vineis haben diesen Herzog in ihren Schriften mit solchen Vorwürfen überschüttet, daß er, wenn auch nur der kleinste Theil derselben wahr wäre, einen ganz anderen Beinamen, als den des Streitbaren, verdient hätte. Er befehdete das deutsche Reich und den Kaiser auf jede Weise; so lange sich aber der Letztere nicht durch seine italiänischen Plane in ein Labyrinth von unüberwindlichen Schwierigkeiten verwickelt hatte, war er für den Herzog ein furchtbarer Feind. Er ächtete ihn 1236, zog sein Land als ein verfallenes Reichslehen ein, und machte die Hauptstadt Wien zu einer freien Reichsstadt. Der vertriebene Herzog kehrte jedoch bald wieder erobernd in sein Land zurück, und die italiänischen Angelegenheiten nöthigten den Kaiser schon im Jahre 1239, ihm den Besitz desselben wieder zuzugestehen. Gleich nachher erwarb sich Friedrich der Streitbare durch seinen Kampf mit den Tataren ein wirkliches Verdienst um das deutsche Reich. Alle seine übrigen Kriege waren nur Raubzüge und sein ganzes Leben überhaupt eine fortwährende unruhige Bewegung; als aber die Mongolen an den Grenzen Östreichs erschienen, ward sein wilder Sinn und das Zutrauen seiner ebenso [illegible], als rohen Ritterschaaren ein Bollwerk für Deutschland. Durch den Schrecken deutscher Rüstungen und deutscher Ritterlichkeit wehrte Friedrich nicht nur den beabsichtigten Angriff der Tataren auf Wien und Neustadt ab, sondern er zog auch in Verbindung mit dem Könige von Böhmen, dem Patriarchen von Aquileja,

dem Herzog von Kärnthen und dem Markgrafen von Baden ſogar ungereizt gegen ſie zu Felde, richtete unter den fliehenden Schaaren eine große Niederlage an, und blieb noch das folgende Jahr hindurch mit ſeinen Schaaren an der Grenze liegen. Er verdiente dadurch unſtreitig die Auszeichnung, welche ihm Friedrich II. 1245 bei einer Zuſammenkunft in Verona aus ganz anderen Gründen widerfahren ließ. Der Kaiſer beſtätigte nämlich nicht nur das 1156 von Friedrich Barbaroſſa verliehene Privilegium, nach welchem unter Andern das Herzogthum Öſtreich beim Ausſterben des Mannsſtammes der Babenberger auf die Tochter des letzten Erblaſſers oder, wenn dieſer gar keine Kinder habe, auf den von ihm ernannten Erben übergehen ſollte, ſondern er gewährte ihm auch noch mehrere andere Vorrechte, und ging ſogar mit dem Gedanken um, Friedrich den Streitbaren dadurch, daß er ihm den Königstitel ertheilte, dem Herzoge von Böhmen gleich zu machen. Unmittelbar nachher begann der Herzog Friedrich ſein altes Handwerk wieder. Er griff die Salzburger, die Baiern und die Ungarn an, ward aber, als er dem König der Letzteren, Bela IV., an der Leitha ein entſcheidendes Treffen lieferte, im Gewühle des Kampfes von dem dalmatiſchen Anführer Frangipani erſchlagen (1246).

Da Friedrich der Streitbare weder Kinder hinterließ, noch auch einen Erben ernannt hatte, ſo zog der Kaiſer das Herzogthum Öſtreich als Reichslehen ein, und ſchickte den Grafen Otto von Eberſtein ab, um als kaiſerlicher Stellvertreter daſſelbe in Beſitz zu nehmen. Allein die öſterreichiſchen Stände wollten von einem Heimfall an das Reich nichts wiſſen; ſie beſchloſſen, einen Fürſten ihres alten Herrſcherhauſes als Herzog einzuſetzen, und erſahen ſich dazu einen der beiden Söhne von Friedrich's des Streitbaren Schweſter Conſtantia, welche mit Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meißen, vermählt geweſen und einige Jahre vorher geſtorben war. Ehe ſie jedoch noch eine Geſandtſchaft an ihn abgeordnet hatten, war der Markgraf Hermann von Baden in Öſtreich erſchienen, und hatte, um einen Anſpruch an das Land zu erhalten, Friedrich's des Streitbaren Bruderstochter, Gertraud, geheirathet, welche vorher mit Ottokar's II. Bruder, dem Markgrafen Wladislav von Mähren, vermählt geweſen und ſeit kurzem

verwittwet war. Hermann setzte sich sogleich in Besitz, und vertheidigte das Land sowohl gegen den kaiserlichen Statthalter, als auch gegen Bela IV. von Ungarn, der sich dasselbe dem sonderbaren Gebrauch jener Zeiten gemäß vom Pabste hatte schenken lassen. Auch Otto von Baiern nahm einen Theil des Herzogthums Östreich ein, weil dieses früher mit Baiern Ein Land gebildet habe (s. Th. VI. S. 116). Im Jahre 1250 starb Hermann von Baden mit Hinterlassung eines einzigen noch ganz jungen Sohnes, des später als Unglücksgefährten Konradin's berühmt gewordenen Friedrich von Baden. Vergebens suchte Gertraud diesem das Herzogthum zu verschaffen; sie mußte sogar für sich selbst bei dem rohen Ungarn-König, der die ärgsten Gräuel im Lande übte, Schutz suchen, und ließ sich von demselben bewegen, ihm ihre Rechte an Östreich abzutreten. Die östreichischen Stände dagegen wandten sich, nachdem die Verwirrung fünf Jahre gedauert hatte (1251), an Heinrich den Erlauchten von Meißen. Ihre Gesandtschaft ward aber unterwegs von dem böhmischen König Wenzel aufgehalten, und kehrte auf dessen Antrieb nach Hause zurück, um den Ständen seinen Sohn, Ottokar II., dem er nach langem Zwiste mit ihm die Markgrafschaft Mähren eingeräumt hatte, zu empfehlen. Die Östreicher entschlossen sich wirklich, den böhmischen Prinzen zu ihrem Herzog zu ernennen, und dieser heirathete, um sich einen scheinbaren Rechtsgrund zu verschaffen, die zweite Schwester Friedrich's des Streitbaren, Margaretha, welche früher mit des Kaisers Friedrich II. ältestem Sohne, dem unglücklichen König Heinrich, vermählt gewesen war und nachher als Wittwe in einem Kloster gelebt hatte. Diese Frau diente Ottokar nur als Mittel zu seinem Zwecke; er behielt sie so lange, als er im Besitz von Östreich noch nicht ganz sicher war, an seinem Hofe, verstieß sie aber, als er nach neun Jahren ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubte, und es heißt sogar, sie sei auf sein Geheiß vergiftet worden. Im Jahre 1253 folgte Ottokar seinem Vater auch in Böhmen. Er ließ sich durch Richard von Cornwallis förmlich mit Östreich und Steiermark belehnen, und machte dann [illegible] Raub- und Verwüstungszüge nach Baiern. Besonders war Heinrich von Niederbaiern seinen Angriffen ausgesetzt. Im Jahre 1267 söhnte er sich jedoch mit demselben aus, und als beim Tode

Richard's Ottokar wegen seiner undeutschen Abkunft von der Theilnahme an der Königswahl ausgeschlossen worden, bewog er Heinrich, der bereits für Rudolf gestimmt hatte, nicht nur zu einem gemeinschaftlichen Widerspruch gegen dessen Erwählung, sondern auch zur Theilnahme an seinen Raubzügen in den Ländern seines Bruders Ludwig von Pfalz-Baiern. Jener Widerspruch war von Heinrich's Seite ebenso unverständig, als ungegründet; Ottokar dagegen hatte nicht allein wegen seiner Ausschließung von der Wahl gerechte Ursache dazu, sondern er wußte auch, daß Rudolf den König Richard nie als rechtmäßigen Beherrscher von Deutschland anerkannt habe, und also auch dessen Vergabung von Östreich nicht anerkennen werde.

5. Die Regierung Rudolf's von Habsburg.

Rudolf zeigt uns vom ersten Augenblick seiner Thronbesteigung an in seiner Person, Geschichte, Familie und Haushaltung den schöneren und edleren Charakter einer wilden, rohen, oft sogar gottlosen und brutalen, aber nicht entnervten und verweichlichten Zeit. Die rein persönlichen Eigenschaften der Tapferkeit, Großmuth, Einfalt, Religiosität und einer mäßigen Klugheit machten den Stammvater der Habsburger größer, als alle Jesuiten, alle Tücken der Minister, ja, das Schicksal selbst, das sie im Trüben fischen ließ, je seine Nachkommen gemacht haben; seine Armuth und die Einfachheit seines Hauswesens aber führen uns auf eine rührende Weise in die Homerischen Zeiten oder zu Cincinnatus Pflug (s. Th. III. S. 208 f.) zurück. Er war und blieb einfach in seiner Lebensweise, bieder in seiner Gesinnung, wahr und freundlich im Benehmen, und seine Gemahlin, Gertrud von Hohenberg, war häuslicher, als heut' zu Tage deutsche Bürgersweiber zu sein pflegen.

Rudolf fand, als er kaum deutscher König geworden war, an Ottokar von Böhmen einen mächtigen Feind, dessen Besiegung durchaus nöthig war, wenn er sich in seiner neuen Würde behaupten wollte. Die Art, wie er dies erreichte, gibt uns den besten Beweis, daß in jener Zeit ein Mann ohne großen Landesbesitz durch Freunde und Anhang den mächtigsten Regenten gleich werden konnte, während Ludwig der Strenge von Pfalz-Baiern durch

sein Anschließen an ihn uns zeigt, daß jeder auch noch so mächtige Fürst damals wenig kriegerische Macht hatte, wenn ihm nicht die Ritterschaft seines Landes und die Bürger seiner Städte freiwillig folgten. Rudolf hatte außer seiner eigenen Sache noch einen besonderen Grund, die Reichsjustiz gegen Ottokar aufzubieten; denn Ottokar hatte 1270 in Folge eines erkauften Vermächtnisses auch die Länder des verstorbenen Herzogs Ulrich's von Kärnthen und Krain an sich gerissen, und Ulrich's Bruder Philipp rief gegen diesen Gewaltstreich die Hülfe des neuen Königs an. Nichtsdestoweniger war aber Rudolf zu klug, um den böhmischen König eher anzugreifen, als bis er sichernde Bündnisse geschlossen hatte. Er vermählte zu diesem Zweck gleich nach seiner Krönung eine seiner sechs Töchter mit Ludwig von Pfalz-Baiern und eine andere mit Albrecht von Sachsen; er belohnte zu gleicher Zeit seinen nahen Anverwandten, den Burggrafen Friedrich von Zollern oder Hohenzollern durch die Anerkennung der Erblichkeit des Burggrafthums Nürnberg und der Herrschaft über Ansbach und Baireuth in seiner Familie; und endlich suchte er sich auch mit dem Pabste so bald als möglich abzufinden. Gregor X., ein edler und frommer Mann, forderte von Rudolf nicht, wie später Nikolaus III., daß er wohl begründete kaiserliche Rechte in Italien aufopfere, und da er überdies damals einer Stütze gegen Karl I. von Anjou bedurfte (s. S. 328), so kam zwischen ihm und dem neuen deutschen König leicht ein Verständniß zu Stande. Auf der schon oben erwähnten Kirchenversammlung zu Lyon (1274) wurden die deutschen Angelegenheiten, soweit sie den Pabst berührten, ohne Schwierigkeiten geordnet. Dort erschienen alle deutschen Erzbischöfe außer dem von Salzburg, und Rudolf schickte seinen Kanzler, den Probst Otto von Speier, und zwei weltliche Bevollmächtige, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg und den Grafen Gottfried von Sayn, welche Letztere jedoch weder lesen noch schreiben konnten und auch die lateinische Sprache, in der Alles verhandelt wurde, nicht verstanden. Auch von Ottokar und dem Titularkaiser Alphons, der seine Ansprüche an die deutsche Krone geltend machen wollte, kamen Gesandte nach Lyon. Gregor gab indessen keinem von Beiden Gehör, sondern erkannte Rudolf feierlich an, und bewog nicht nur den König von Castilien zur Ablegung des deutschen

Kaisertitels, sondern er mahnte auch, was für Rudolf viel wesentlicher war, dem Böhmen mit eindringenden Worten von seiner Widersetzlichkeit gegen Rudolf ab, und erklärte ihm, daß er auf seine Unterstützung nicht rechnen dürfe. Dafür verpflichtete sich Rudolf gegen den römischen Stuhl zu allem dem, was einst Otto IV. und Friedrich II. dem herrschsüchtigen Innocenz III. versprochen hatten, der Eine, als er des Pabstes Unterstützung gegen Philipp von Schwaben suchte, der Andere, wie er als Knabe und ohne Heer einen furchtbaren Gegner vom Kaiserthrone stürzen wollte (s. S. 271 u. 273).

Der Kampf mit Ottokar, durch welchen der neue Kaiser zur Ehre der Nation und zu seinem eigenen Vortheil die bedeutendste Provinz im Osten des Reiches den Händen eines Barbaren entreißen wollte, konnte nur dann glücklich sein, wenn Rudolf die Zuneigung des Volkes besaß, und war je ein Regent von Deutschland ihrer würdig, so war er es gewiß. Religion ohne Aberglauben, große Achtung gegen würdige Diener derselben, Ernst und Eifer für die Wiederherstellung des alten Gebrauches, wie des alten Gesetzes und Rechtes zeichneten ihn unter seinen Zeitgenossen aus. Er zwang mit gewaffneter Faust die Landherren und Ritter, Anderer Freiheit zu achten, und deutete ebenso auch den Städten an, daß mit ihren Ansprüchen und ihrem Erwerbe auch ihre Bereitwilligkeit, für das allgemeine Beste Opfer zu bringen, zunehmen müsse, weil er sonst im Fall der Noth sein altes Kaiserrecht gebrauchen und sie verpfänden werde. Da Rudolf stets den böhmischen Krieg im Auge hatte, und das Raubvolk der Ritterschaft sich mit den Fürsten gegen ihn und gegen die Gerechtigkeit verbündete, so mußte er diesen freilich am Anfange nachsehen; die Reihe kam aber später doch auch an sie. Nach langer Zeit sah Deutschland endlich einmal wieder zahlreich besuchte, vom Kaiser selbst gehaltene Rechts-, Gerichts- und Reichstage, und in Aachen, Köln und Speier, wo Rudolf sie zuerst hielt, war weniger von Ottokar und seinem Genossen, dem Baiern-Fürsten Heinrich, als von durchaus nöthigen allgemeinen Dingen die Rede. Erst als man in Deutschland erfahren hatte, daß wieder ein wahrer Regent und kein Schattenkönig im Lande sei, ward Ottokar feierlich vor Kaiser und Reich beschieden. Rudolf entbot ihn auf einen glänzenden

Reichstag, der im November 1274 zu Nürnberg gehalten wurde, und als Ottokar sich hier nicht stellte, erkannten die versammelten Fürsten zu Recht, daß er zum zweiten Male unter Bedrohung vorgeladen werde. Ottokar erschien wieder nicht, und nun ward gegen ihn und Heinrich von Baiern ein harter Spruch gefällt; doch wurden sie dem Rechte nach noch einmal unbedingt und drohend nach Augsburg entboten. Hier erschienen endlich Bevollmächtigte von Beiden, allein nicht um über den Widerspruch gegen Rudolf's Wahl und über die Besetzung deutscher Lande Rechenschaft abzulegen, sondern nur um Öl ins Feuer zu gießen. Jetzt endlich (Juni 1275) ward mit Zustimmung der Fürsten gegen Ottokar die Acht ausgesprochen; denn den Herzog Heinrich von Baiern hoffte Rudolf noch von ihm abzuziehen und für sich zu gewinnen.

Ehe Rudolf an die Ausfürung des Urtheils dachte, suchte er zuerst Gregor X. ganz auf seine Seite zu ziehen, und veranstaltete zu diesem Zwecke eine persönliche Zusammenkunft mit ihm in Lausanne (Oktober 1275). Hier arbeitete Rudolf's Freund, der Franziskaner Heinrich von Isena, dem er dafür zum Bisthum Basel und später zum Erzbisthum Mainz verhalf, sehr geschickt für ihn. Dieser Unterhändler Rudolf's war mehr Weltmann und Diplomat, als Mönch und Geistlicher; er machte sich sogar, obgleich er als eines Zimmermanns Sohn von plebejischer Herkunft war, durch seine unverhohlene Zuneigung zu der Ritterschaft und durch seine mitunter sehr derb ausgedrückte Verachtung gegen die Geistlichen berühmt, und ward seines Aufzuges wegen gewöhnlich nur Heinrich Knoderer oder Gürtelknopf genannt. Gregor beauftragte ihn als päbstlichen Legaten mit dem Einsammeln des Zehntens der Geistlichkeit, und Heinrich wußte es dahin zu bringen, daß der Pabst aus diesen Geldern einen sehr bedeutenden Vorschuß zu Rudolf's Krieg gegen Ottokar gab, weil Rudolf einen Kreuzzug gelobt hatte, den er jedoch nachher nie unternehmen wollte. Freilich mußte der Letztere dafür dann seinerseits in den Streitigkeiten mit Frankreich und Savoien, sowie in allen italiänischen Angelegenheiten dem Pabste nachgeben. Gregor scheint damals eine aufrichtige Freundschaft für Rudolf und für dessen fromme und häusliche Gemahlin gefaßt zu haben; er schrieb ihm wenigstens bald darauf, als eine tödtliche Krankheit ihn an sein

Lager gefesselt hielt, einen sehr freundschaftlichen Brief. Übrigens starb Gregor schon im Januar des nächsten Jahres.

Nach der Zusammenkunft mit dem Pabste leitete Rudolf Alles zum Kriegszuge gegen Ottokar ein. Zuerst zog er den Bischof Bernhard von Seckau, welcher nicht nur auf dem Reichstage zu Augsburg als Ottokar's Bevollmächtigter dessen Sache geführt, sondern auch durch heftige Schmähschriften Rudolf und seine Freunde angegriffen hatte, von seinem bisherigen Schützer ab. Dann gewann er den Herzog Heinrich von Baiern für sich. Der Letztere benahm sich bei dieser Gelegenheit sehr zweideutig; denn obgleich er darauf einging, daß Rudolf seinem Sohne Otto die Hand seiner Tochter Katharina gewährte und ihm als Heirathsgut im Fall der Besiegung Ottokar's das Land ob der Enns versprach, so nahm er doch auch von Ottokar, der damals mehrere Fürsten durch Bestechung zur Neutralität zu bewegen suchte, böhmisches Geld an, und hielt bei Rudolf's Durchmarsch durch sein Herzogthum dessen Heer so viel er konnte auf. Die politischen Anstalten Rudolf's waren übrigens bedeutender, als die militärischen. Selbst die mailändische Familie della Torre (s. S. 387 ff.), besonders Raimund della Torre, Partriarch von Aquileja, nahm daran Antheil; auch der König Ladislaus IV. von Ungarn ward von Rudolf gewonnen; und der Graf Mainhard von Tyrol, dessen Tochter sich mit Rudolf's Sohn, Albrecht, vermählte, sollte in Kärnthen und Krain eindringen. An Macht war Ottokar seinem Gegner unstreitig überlegen; allein Rudolf gewann durch sein freundliches Wesen alle Herzen, und Ottokar reizte seine Vasallen in Östreich, Steiermark, Kärnthen und Krain durch seine Härte so sehr gegen sich, daß sie heimlich Abgeordnete an Rudolf sendeten, um seinen Beistand anzurufen. Ein undeutscher Mann war er von Geburt; seine erste Gemahlin, die Schwester Friedrich's des Streitbaren, hatte er schon 1261 verstoßen, und durch seine gleich nachher geschlossene Vermählung mit einer polnischen Prinzessin war er den Deutschen natürlich nicht näher gekommen. Ebenso wenig konnte er seine deutschen Vasallen dadurch, daß er sie Geißeln der Treue stellen ließ, an sich fesseln. Selbst die Böhmen waren ihm nicht gewogen; denn auch gegen sie hatte er Raub und Gewalt geübt. Endlich traf er nicht einmal eigentliche militärische Anstalten gegen den drohenden An-

griff. Rudolf hatte also im Kampfe mit Ottokar gar viele Vortheile für sich.

Im September 1276 zog Rudolf die Donau hinab nach Östreich, während zugleich Mainhard von Tyrol in Kärnthen, Krain und Steiermark einfiel. Beide wurden überall von den Vasallen Ottokar's, die sich durch Geistliche im Namen des Pabstes von ihrem Lehenseide entbinden ließen, als Freunde und Retter aufgenommen. Nur die Stadt Wien, deren Bürgermeister dem böhmischen König ergeben war, schien einen hartnäckigen Widerstand bieten zu wollen; aber die Wiener Bürger zwangen nach einer fünfwöchentlichen Belagerung ihren Bürgermeister, die Stadt an Rudolf zu übergeben. Hierauf schlug Rudolf zu Ottokar's Erstaunen schnell eine Brücke über die Donau, um Ottokar in seinem Stammlande Böhmen zu bedrohen. Dies setzte seinen Gegner so sehr in Schrecken, daß er um Frieden bat. Man kam überein, den Bischöfen von Würzburg und Olmütz, dem Markgrafen von Brandenburg und dem Burggrafen von Nürnberg als Schiedsrichtern die Aufstellung der Friedensbedingungen zu überlassen. Diese setzten folgende Punkte fest: Ottokar solle dem Könige Rudolf als Reichsvasall huldigen, auf Östreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und auf die von ihm ebenfalls besetzte Reichsstadt Eger Verzicht leisten, und dagegen von Rudolf mit Böhmen und Mähren belehnt werden; außerdem solle eine künftige Wechselheirath zwischen einem Sohne Rudolf's und einer Tochter Ottokar's und zwischen einer Tochter des Ersteren und dem minderjährigen Sohne des Letzteren, Wenzel II., beschlossen werden, Rudolf aber seinen Kindern von dem ihm abgetretenen Lande Östreich ein bestimmtes Heirathsgut mitgeben und als Unterpfand desselben den im Norden der Donau gelegenen Strich des Östreichischen in Ottokar's Händen lassen.

Ottokar betrachtete den geschlossenen Frieden nur als einen Waffenstillstand, und traf sogleich Anstalten zur Wiedereroberung des Verlorenen. Er sah mit Vergnügen, daß ein Theil der Reichsvasallen mit ihren Truppen sogleich nach Hause zurückkehrten, und daß Rudolf, um die bei ihm gebliebenen Fürsten befriedigen und ihre Leute ernähren zu können, in Östreich Steuern ausschreiben und sogar die Bischöfe des Landes um einen Beitrag angehen mußte. Er erkaufte in Meißen, Thüringen, Schlesien und Polen.

ja ſogar von den Tataren Hülfstruppen, und bald waren ſeine Anſtalten ſo furchtbar, daß Rudolf ſeine Eroberung in Gefahr ſah, und ſich deshalb zu einem neuen Kriege rüſtete. Er hatte früher ſeine Anhänger in Franken, in Schwaben und am Rhein reichlich begabt und nach ſeinem Grundſatz, alle Verfügungen während des Interregnums als nicht geſchehen zu betrachten, ihnen alles dasjenige, was ſie in dieſer Zeit ſchuldig geworden waren oder von den Reichsgütern an ſich geriſſen hatten, als Eigenthum zuerkannt. An dieſe reich belohnten Freunde wandte er ſich jetzt; allein ſie übereilten ſich durchaus nicht mit ihrem Beiſtande, und erſchienen auf ſeine Bitte in ſo geringer Zahl, daß z. B. aus Schwaben nur drei ſeiner Freunde ſich bei ihm einſtellten. Dagegen führte ihm Heinrich Knoderer, Biſchof von Baſel, allein hundert Ritter zu, und hätte gern perſönlich am Kampfe Antheil genommen, wenn Rudolf es zugeben hätte. Auch von den übrigen Fürſten des Reiches kamen blos einige wenige. Doch vertraute Rudolf nachher der kleinen Schaar ſeiner Freunde mehr, als ſeinem ganzen zahlreichen Heere. Auch der Ungarn-König, Ladislaus IV., ward zur Theilnahme am Kriege gewonnen, und ſchickte eine Schaar ſeiner Ungarn und Kumanen, von denen die Letzteren nie etwas vom Chriſtenthum gewußt, die Anderen es wieder vergeſſen hatten. Doch mußte Rudolf die Hülfe der rohen Barbaren ſehr theuer erkaufen; denn er nahm den König von Ungarn an Kindesſtatt an, und verlobte dem Bruder desſelben, dem Herzog Andreas von Slavonien, eine ſeiner Töchter. Dies war die fünfte Tochter Rudolf's, die als Stufe des Thrones hingelegt ward. Die eine war Ludwig dem Strengen von Pfalz-Baiern, eine andere dem Herzog Albrecht von Sachſen, eine dritte dem jungen Otto von Niederbaiern gegeben worden, die vierte hatte der Vater dem Sohne des barbariſchen Ottokar verſprochen, mit der fünften ward gewiſſermaßen Handel getrieben. Zuerſt hatte ſie Rudolf einem Sohne des neapolitaniſchen Königs Karl II. von Anjou verlobt; dann brach er dieſe Verbindung ab, um die arme deutſche Prinzeſſin dem Herzog von Slavonien zu verſprechen, und als dieſer zum Glück für ſie bald nachher ſtarb, ward aus Politik die Verbindung mit dem Neapolitaner wieder angeknüpft und endlich (1281) wirklich vollzogen.

Rudolf zog von Wien aus dem König Ottokar entgegen, und

traf einige Stunden von jener Stadt, auf dem sogenannten Marchfeld, mit dem feindlichen Heere zusammen. In der entscheidenden Schlacht, welche hier am 26. August 1278 geliefert wurde, bildeten Unchristen und Barbaren auf beiden Seiten den einen Flügel; Ottokar's Fußvolk bestand aus Stockböhmen und Polen, denen Rudolf die wilden Kumanen und Ungarn entgegenstellte. Der Sieg konnte nicht wohl zweifelhaft sein; denn auf der einen Seite war nichts als große Zahl und blinde Wuth, auf der anderen aber Ordnung, bewußte Kraft und ritterlicher Heldenmuth, der sich in Kampfspielen und unaufhörlichen Fehden geübt hatte. Außerdem hatte Rudolf seine Kriegsgenossen durch brüderliche, selbst auf Unkosten der Gerechtigkeit gepflegte Liebe an sich gefesselt; Ottokar dagegen ward von seinen Vasallen so sehr gehaßt, daß er sogar wahrscheinlich von einem derselben den Todesstreich erhielt. Die Deutschen erfochten nach einem hartnäckigen Kampfe einen vollständigen Sieg, das böhmische Heer wurde theils getödtet, theils in verwirrte Flucht getrieben, und Ottokar verlor entweder in der Schlacht selbst, oder nachdem er bereits gefangen genommen war, das Leben. Der Sieg der Deutschen und der Tod des Gegners schien auch Böhmen in die Hände Rudolf's zu liefern, welcher gleich nach der Schlacht über Mähren gegen dieses Land vordrang; allein ein Heer jener Zeiten konnte von seinem Feldherrn nicht auf die Art benutzt werden, wie die bezahlten und stehenden Truppen unserer Tage, und Ottokar's Schwestersohn, der Markgraf Otto von Brandenburg, nahm sogleich als Vormund seines jungen Vetters, Wenzel II., die Schätze und die Verwaltung Böhmens in Besitz, und erschien gegen Rudolf im Felde. Mit ihm knüpfte der Letztere, um neues Blutvergießen zu verhüten, alsbald Friedensunterhandlungen an. In Folge derselben wurde der alte Vertrag und die in demselben beschlossene Doppelheirath erneuet; doch erhielt Rudolf außerdem noch als Ersatz für die Kriegskosten die Markgrafschaft Mähren auf fünf Jahre. Die eroberten Länder Östreich und Steiermark verlieh Rudolf seinen beiden Söhnen Albrecht und Rudolf; Kärnthen aber gab er, wiewohl erst nach einigen Jahren, dem Grafen Mainhard von Tyrol, dem dasselbe früher versprochen worden war, und der ihm im Kriege mit Ottokar die kräftigste Hülfe geleistet hatte. Daß er übrigens

jene Länder nicht einem, sondern zweien seiner Söhne zusammen übertrug, geschah aus dem Grunde, weil er sie dadurch sicherer bei seinem Hause zu erhalten hoffte; die Einwilligung der Fürsten zu dieser Verleihung eines sehr bedeutenden Reichslehens erlangte er durch freundliche Unterhandlungen.

Seitdem Rudolf Östreich an sein Haus gebracht hatte, stand er zwar furchtbar da; es fehlte aber viel daran, daß er seine oberstrichterliche Gewalt auch nur im Süden von Deutschland hätte geltend machen können. Zwei Jahre lang konnte er seinem Schwiegersohn, Ludwig von Baiern, gegen dessen Bruder Heinrich, welcher wieder die alten Feindseligkeiten begann, nur mit tröstenden Worten, nicht aber mit der That helfen. Auch dem Bischof von Trient, der mit Mainhard von Tyrol in Fehde war, wußte er keinen anderen Trost zu gewähren, als daß er ihn aufforderte, sich in die Zeit zu schicken. Der Graf Eberhard II. von Würtemberg, einer der grausamsten und trotzigsten kleinen Raubtyrannen im Reiche, der sich selbst einen Freund Gottes und Feind aller Menschen nannte, fragte nach keinem Gesetz und keiner Ordnung, und weigerte sich sogar, Rudolf als König anzuerkennen; ihn konnte Rudolf erst acht Jahre nach Ottokar's Besiegung zur Unterwerfung und zur Ruhe zwingen. Der Graf von Savoien, der Graf von Pfirt und der Herzog von Burgund trotzten, im Vertrauen auf Frankreich, noch länger, bis sie sich endlich nach Rudolf's Willen bequemten. Der Erzbischof von Trier, der mit seiner ganzen Ritterschaft und mit der Stadt Koblenz in Fehde war, und diese Stadt zur Übergabe zwang, lachte des Kaisers, als derselbe ihn abmahnte, und Rudolf mußte sich zuletzt bei ihm bittweise für die armen Koblenzer verwenden. Im Mainzischen ging es ebenso, wie im Trierischen. Der Erzbischof von Mainz gerieth mit dem Grafen Johann von Sponheim über den Besitz der Burg Böckelheim in Streit, lieferte bei Sprendlingen unweit Kreuznach dem Grafen und der mit ihm verbundenen Ritterschaft ein blutiges Treffen, und schlug sie, ohne sie jedoch zu besiegen. Nun mischten sich auch die Mainzer Bürger in die Sache, und Rudolf hatte große Mühe, diesen blutigen Händeln zu steuern. Hätte er so verfahren dürfen, wie sein Schwiegersohn Wenzel, der in Böhmen die Ungehorsamen durch Hängen, Enthaupten und Rädern, sowie

durch die Zerstörung ihrer Burgen und durch die Einäscherung ganzer Städte unter seinen Willen zwang, dann wäre freilich wohl Ruhe in Deutschland geworden; aber sie wäre doch auf solche Weise zu theuer erkauft gewesen. Aus der Geschichte der Züge, welche Rudolf im Reiche machte, um Recht und Gerechtigkeit zu üben, geht indessen allerdings hervor, daß in denselben nur dann rechter Nachdruck offenbar ward, wenn er zugleich eine Privatsache dabei zu betreiben hatte. Dann halfen ihm gewöhnlich seine Schwaben und Schweizer, und zwar nicht etwa blos die Ritterschaft, sondern auch die Bauern und Hirten der kleinen Kantone, welche gern und zahlreich mit ihm zogen, sobald er es wünschte. So folgten ihm z. B. auf dem Zuge gegen den Herzog von Burgund und den Grafen von Pfirt allein zwölfhundert Hirten aus den Alpen. Keiner unter allen deutschen Kaisern verknüpfte freilich auch die Eigenschaften eines demokratischen Anführers mit dem Schimmer der Monarchie, je nach den verschiedenen Zeiten und Umständen, auf so verständige Weise, als Rudolf. Er flickte z. B. im Kriege mit eigener Hand seinen Wamms, setzte sich einst, als seine Truppen keine Lebensmittel hatten, auf einen Acker nieder, um mit ihnen Rüben zu essen, verkehrte aufs freundschaftlichste mit jedermann ohne Unterschied des Standes, und verwies es eines Tages seinen Rittern sehr hart, als sie einigen gemeinen Leuten den Zutritt zu ihm verwehren wollten; andererseits zeigte er aber auch wieder eine Art von Pomp, welche die kaiserliche Würde erhalten und stützen konnte, ohne irgend jemand zu beleidigen. So ließ er z. B. beim Tode seiner ersten Gemahlin die Gebeine derselben mit einem ansehnlichen Gefolge nach Basel bringen, und daselbst mit solchem Gepränge beisetzen, daß der Leichenzug aus nicht weniger als zwölfhundert Menschen bestand, welche Alle Kerzen trugen. Die größeren Herren suchte er zur Einsicht ihres wahren Nutzens zu bringen, und leider gestand er ihnen, um sie aus Rücksicht auf ihr eigenes Interesse an sich zu fesseln, eine Art kaiserlichen Rechtes in ihren Ländern zu; gegen die kleineren bediente er sich der Reichstage, auf denen er sie durch Eidschwüre zur Beobachtung des Landfrieden verpflichtete.

So wohlthätig Rudolf's Verwaltung auch war, so lebte dennoch das Andenken der Hohenstaufen im Volke fort; es ging sogar

die Sage, daß Friedrich II. wieder aus dem Grabe kommen und als Reformator der verdorbenen Religion auftreten werde. Viele Betrüger benutzten dies, um sich für den wieder auferstandenen Kaiser Friedrich auszugeben. Unter den zwanzig oder dreißig Leuten, welche auf diese Weise eine Rolle zu spielen versuchten, ward nur Einer so bedeutend, daß Rudolf selbst für nöthig fand, ihn zu bekämpfen. Auch bei dieser Gelegenheit benahm sich Rudolf mit seiner gewohnten Mäßigung, Ruhe und Weisheit. Tile Kolup oder Holzschuh — so hieß der Betrüger — war ein bloßer Bauer aus der Gegend von Köln, wußte aber einen solchen Eindruck zu machen, daß er bald bis nach Mainz herauf alle Bürger und Bauern und sogar Viele von der Ritterschaft für sich gewann. Die Leute ließen sich leicht täuschen, weil sie über das Treiben der Pfaffen aufgebracht waren, und weil noch gar Viele lebten, die sich als Soldaten Friedrich's II. in Italien bereichert hatten. Rudolf mußte selbst nach jenen Gegenden ziehen, um der Sache ein Ende zu machen. Er erschien plötzlich vor Mainz, wo Tile Kolup Aufnahme gefunden hatte. Als die Bürger seine Auslieferung verweigerten, entschloß sich Rudolf nur sehr ungern zu einer Belagerung der Stadt. Er ließ sich sogar zu einem väterlichen Versuche, die Bürger aus ihrem Irrthum zu reißen, herab. Der Burggraf von Nürnberg und der Graf von Katzenellenbogen wurden nämlich in die Stadt geschickt, und bewiesen aus dem Aussehen das Alter des Mannes und aus diesem die Unmöglichkeit, daß er Friedrich II. sei. Die Bürger wurden überzeugt, der Betrüger mußte fliehen, und rettete sich in die Wetterau. Hier gerieth er in Gefangenschaft, und ward, nachdem vorher der Reichsmarschall den Zauber von ihm gebannt hatte, als Zauberer gerichtet und verbrannt.

Zu derselben Zeit, als der König diese Unruhen dämpfte, war sein Sohn Albrecht mit den österreichischen Vasallen und ihren Helfershelfern, dem Erzbischof von Salzburg und dem Herzog von Baiern, im Krieg, und am ganzen Niederrhein walteten Raub, Verheerung und blutiger Kampf. Hier geriethen nämlich der Herzog von Brabant und der Graf von Geldern über den Besitz des Herzogthums Limburg in Streit, griffen, statt die Reichsjustiz anzurufen, zu den Waffen und bildeten Bündnisse. In einer Schlacht,

die sie einander 1288 bei Woringen lieferten, verloren über tausend Ritter das Leben, unter ihnen auch Graf Heinrich von Luxemburg, der Vater des nachherigen Kaisers Heinrich VII.; der Erzbischof von Köln, der auf Seiten des besiegten Grafen von Geldern gestanden hatte, wurde nebst mehr als tausend Rittern gefangen genommen, und da die Kölner Bürger für den Herzog von Brabant gekämpft hatten, belegte er sie nach seiner Freilassung mit dem Banne, und ließ bedeutende Festungswerke gegen ihre Stadt errichten. Diese Händel mußte Rudolf, wenn er sein Ansehen nicht scheitern sehen wollte, ganz ihrem eigenen Gange überlassen. Dagegen halfen ihm seine Freunde und ihre Schwerter in Thüringen und Meißen einen Landfrieden stiften.

Thüringen und Meißen oder der ganze südliche Theil des nachherigen obersächsischen Kreises waren schon in sehr frühen Zeiten mit Raubnestern angefüllt, und die Ordnung hatte dort nie erhalten werden können, weil die Landgrafen von Thüringen und die Markgrafen von Meißen nur eine sehr geringe eigene Macht besaßen. Nach dem Tode des deutschen Königs Heinrich Raspe, mit welchem das Haus der Ersteren männlicher Seits erlosch, ging vollends alle Ordnung unter. Der Markgraf von Meißen nämlich, Heinrich der Erlauchte, ein Schwestersohn Heinrich Raspe's, riß damals Thüringen an sich, während die Tochter einer anderen Schwester des Letzteren, welche mit dem Herzog von Brabant vermählt war, Sophia, für ihren Sohn, Heinrich das Kind, das Land Hessen besetzte. Da jedoch Sophia auch noch Thüringen ganz oder theilweise in Anspruch nahm, so hatten die Vasallen dieses Landes, wenn sie mit dem einen Herrn nicht zufrieden waren, stets einen Vorwand sich dem anderen zuzuwenden. Die Verwirrung nahm noch mehr zu, als Heinrich's des Erlauchten ältester Sohn, Albrecht der Unartige, dem der Vater Thüringen gegeben hatte, durch eine Liebesgeschichte einen blutigen Kampf in seinem Hause erregte. Albrecht war mit des Kaisers Friedrich II. Tochter, Margaretha, vermählt, und hatte mit ihr drei Söhne, Heinrich, Friedrich mit der gebissenen Wange und Dietzmann, erhalten. Später verliebte er sich in das Kammerfräulein seiner Gemahlin, verstieß diese, und mishandelte sie so schändlich, daß sie sogar, um einem gewalt-

samen Tode zu entgehen, insgeheim entfliehen mußte. Sie biß damals im krampfhaften Schmerze des Abschieds ihrem Sohn Friedrich, welcher davon seinen Beinamen erhielt, in die Wangen, und rettete sich nach Frankfurt, wo sie bald nachher vor Gram starb. Albrecht aber vermählte sich mit seiner Geliebten, und wollte jetzt auch seine Söhne erster Ehe verstoßen. Dadurch entstand ein unnatürlicher blutiger Krieg zwischen den Söhnen Margaretha's und dem Vater. Die Ritterschaft von Thüringen theilte sich bei diesem Kampfe ebenfalls, und nun waren Mord, Raub und Brand an der Tagesordnung, Bürger und Bauern schienen nur zu leben und zu arbeiten, um ausgeplündert zu werden, und Thüringen war zugleich als eine einzige Räuberhöhle und als ein großes Schlachtfeld anzusehen. Auf Bitten Heinrich Knoderer's, des Erzbischofs von Mainz, der die Besitzungen des Mainzer Sprengels in jenen Gegenden nicht zu schützen vermochte, begab sich Rudolf 1287 nach Erfurt, hielt sich ein ganzes Jahr dort auf, und stiftete Frieden. Es dauerte aber nicht lange, so brach der Krieg von neuem aus und das Übel wurde noch ärger als vorher. Heinrich Knoderer starb nämlich 1288, Albrecht der Unartige gerieth fast zu gleicher Zeit in die Gefangenschaft seines Sohnes Friedrich, der ihn erst nach einem Jahre wieder frei ließ, und seit der Zeit überstieg der Unfug alle Grenzen. Jetzt ging Rudolf noch einmal nach Thüringen, hielt in Erfurt einen Reichstag, und bestrafte die ritterlichen Frevler mit unerbittlicher Strenge. Während seine Reisigen im Land umherzogen und sechsundsechzig Raubschlösser zerstörten, saß er in Erfurt über die von ihnen eingefangenen adeligen Räuber zu Gericht. Er verfuhr mit ihnen ganz nach gemeinem Rechte, ließ sie enthaupten, und stellte so durch den Schrecken seines Schwertes Ruhe und Frieden wieder her. Auf die nämliche Weise verfuhr er in Schwaben und Franken, wo er 1290 über siebenzig Schlösser zerstörte, sowie am Rhein, wo er ebenfalls ohne Rücksicht auf Geburt und Stand räuberische Ritter gleich gemeinen Verbrecher hinrichten ließ.

In Hinsicht auf Italien befolgte Rudolf gerade das entgegengesetzte System, als die Hohenstaufen: er opferte dieses Land dem deutschen Interesse auf. Bei der Zusammenkunft mit Gregor X. in Lausanne räumte er nicht nur ein, daß Sicilien nie zum deut-

ſchen Reiche gehört habe, ſondern er geſtand auch dem Pabſte den unabhängigen Beſitz der Mathildiſchen Güter und der Romagna zu. Unter Nikolaus III., der ſich ſeiner bald gegen Karl I. von Anjou, bald gegen die Städte des oberen Italiens bediente, ging er, wie bereits erwähnt worden iſt (ſ. S. 329 f.), noch weiter. Nach einem gleichzeitigen päbſtlichen Schriftſteller verabredete er mit dieſem Pabſte ſogar einen Plan, das heilige römiſche Reich in vier Theile zu zerſtückeln, und aus dem deutſchen Stücke ein Erbreich ſeiner Familie zu machen; von den anderen drei Theilen ſollte der eine, Burgund, unter die Herrſchaft eines anderen Zweiges ſeiner Nachkommen kommen, der dritte und vierte aber oder die Lombardei und Toscana zwei neue Königreiche unter einer italiäniſchen Dynaſtie bilden. Dies ließe ſich allenfalls entſchuldigen; dagegen iſt aber die Nachgiebigkeit, welche Rudolf auf dem Würzburger Reichstag dem päbſtlichen Legaten zeigte, durchaus nicht zu rechtfertigen. Auf dieſem Reichstag, welcher zugleich Synode war, verlangte der Legat vom deutſchen Klerus einen ungeheueren jährlichen Tribut; Rudolf unterſtützte ihn, und niemand wagte zu widerſprechen, bis ſich endlich der Biſchof Probus von Toul, ein Schwabe aus Tübingen, gegen die päbſtliche Zumuthung erhob, und durch ihn ermuthigt, auch der übrige Klerus einſtimmig proteſtirte. Jetzt ward freilich aus der ganzen Sache nichts; der päbſtliche Hof verfolgte aber alle die Patrioten, welche gegen ſeine Anmaßung aufgetreten waren, und niemand nahm ſich ihrer an. Übrigens hütete ſich Rudolf wohl, nach Italien zu ziehen; er dachte in dieſer Hinſicht gerade ſo wie Konrad III. (ſ. Th. VI. S. 428), und ſoll einſt geäußert haben, Italien ſei der Löwenhöhle in der Fabel zu vergleichen, bei der man nur Fußtapfen von ſolchen ſehe, die hineingegangen, nicht aber von ſolchen, die wieder herausgekommen wären.

In ſeiner Familie war Rudolf, zum Theil durch ſeine eigene Schuld, ſehr unglücklich. Der zweite von ſeinen drei Söhnen, Hartmann, den er am meiſten liebte und zum König des Reiches Burgund auserſehen hatte, ward ihm durch einen gewaltſamen Tod entriſſen; der junge Mann ertrank mit elf Gefährten bei einer Luſtfahrt, die er auf dem Rhein machte. Sein älteſter Sohn, Albrecht, war dem Vater in jeder Hinſicht unähnlich, und Rudolf

erlitt den Schmerz, daß sein Wunsch, ihn noch bei seinen Lebzeiten zum Nachfolger im Reiche ernannt zu sehen, 1291 von den in Frankfurt zusammengekommenen Kurfürsten zurückgewiesen ward. Den Vorwand zur Verweigerung nahmen die geistlichen Kurfürsten von dem Mangel der eigentlichen Kaiserkrönung, die dem König Rudolf sonst nie nachtheilig gewesen war; der wirkliche Grund lag aber darin, daß Albrecht wegen mancher Dinge, unter Andern auch wegen seines durch den Mangel eines Auges finsteren, seinem Charakter entsprechenden Gesichtes, den Freunden von Rudolf's Offenheit zuwider war, und sich durch seine Tyrannei in Östreich viel zu sehr berüchtigt gemacht hatte, als daß man nicht hätte Bedenken tragen sollen, ihm Deutschland zu übergeben.

Nach diesem gescheiterten Versuche reiste Rudolf, bereits ein Greis und sich krank fühlend, von Frankfurt in den Elsaß, und vereinigte hier noch einmal seine Familie um sich. Dann fuhr er, obgleich er kränker geworden war, wieder den Rhein herunter nach Speier, und ward bei Germersheim auf dem Flusse selbst vom Tode überrascht (15. Juli 1291).

6. Adolf von Nassau und Albrecht I. von Östreich.

Rudolf's Sohn, Albrecht, dessen Bruder und Mitherzog in Östreich, Rudolf, schon 1290 gestorben war, hatte sich bisher nur durch Habgier und Härte ausgezeichnet, und seine Vasallen auf so tyrannische Weise mishandelt, daß sie laut über die Beeinträchtigung ihrer Rechte und Freiheiten, über die Bevorzugung der Schwaben in ihrem Lande und über den Steuerdruck ihres Herzogs klagten. Alles dies konnte ihn den deutschen Wahlfürsten um so weniger empfehlen, da er überdies wegen seines despotischen Sinnes, seines kräftigen Wesens und seiner rastlosen Thätigkeit ihre Furcht erweckte. Er selbst glaubte jedoch der Nachfolge im Reich gewiß zu sein, und verließ sich darauf, daß keiner der mächtigeren Fürsten die deutsche Krone annehmen werde. Er bemächtigte sich daher zwar eines Theiles der Reichskleinodien mit Gewalt, that aber keinen Schritt zur Bewerbung um die Krone, und fuhr fort, seine Vasallen in Östreich zu bedrücken. Dies benutzte der schlaue Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein, um die Königswahl nach seinem Sinne zu lenken. Er bearbeitete die Kurfürsten

welche in Frankfurt zusammenkommen waren und nicht einig werden konnten, bewirkte auf kluge Weise, daß sie ihm ihre Stimmen überließen, und ernannte dann zu Aller Erstaunen seinen Vetter, den Grafen Adolf von Nassau, zum König (Mai 1292). Albrecht von Östreich, obgleich getäuscht, fügte sich nach der Wahl in das Geschehene, und erkannte, wiewohl nicht ohne Zögern, den Gewählten als König an.

Adolf war der Sohn Walram's II., welcher mit seinem Bruder Otto 1255 die Grafschaft Nassau getheilt hatte, und so der Stifter der älteren oder Walramischen Linie von Nassau geworden war, die das Land auf der linken Seite der Lahn (Wiesbaden, Weilburg und Idstein) besaß, während die jüngere oder Ottonische Linie auf der rechten Seite (in Dillenburg, Beilstein und Siegen) herrschte. Der neue König hatte also nur die Hälfte einer an sich schon kleinen Grafschaft, und war weder, wie Rudolf von Habsburg, Anführer der Ritterschaft eines ganzen ausgedehnten Landstriches, noch besaß er dessen Sparsamkeit und häusliche Ordnung, und ebenso wenig bot ihm der Zustand des Reiches eine leichte Gelegenheit dar, sich im Nothfall Unterstützung und Geld zu verschaffen, obgleich sonst nicht zu läugnen ist, daß er sich gleich seinem Vorgänger durch ritterlichen Sinn, durch persönliche Tapferkeit und durch große Körperstärke auszeichnete. Er konnte nicht einmal den Frankfurter Bürgern die Summe bezahlen, die sie ihm zur Bestreitung der bei seiner Erwählung gemachten Kosten vorgestreckt hatten, und mußte sich dazu erst von dem Mainzer Erzbischof Geld verschaffen. Unter diesen Umständen beschloß er das Nämliche zu versuchen, was seinem Vorgänger gelungen war, er scheiterte aber an demselben Strande, an welchem dieser sein Schiff sicher vor Anker gelegt hatte. Zuerst erhob er den neuen Herrn von Hessen, Heinrich das Kind, zur Würde eines Reichsfürsten. Hierauf verband er sich mit dem Hause Baiern, indem er seine Tochter mit dem Sohne des Pfalzgrafen Ludwig verlobte. Dann zog er, um seine kaiserlichen Rechte mit gewaffneter Hand geltend zu machen, in den Elsaß, und züchtigte den tyrannischen Stadtschultheißen von Kolmar und einige Städte an der Westgrenze des Reiches. Zuletzt wollte er sich wie Rudolf ein Erbland erwerben, grub sich aber dadurch selbst sein Grab; denn die deutschen Stände, welche nicht erwartet

hatten, daß ein so kleiner, armer Fürst mit solcher Kraft auftreten würde, ergriffen diese Gelegenheit, um das Reich zur Empörung gegen ihn aufzureizen. Es waren dieselben eigennützigen Fürsten, welche, mit dem jüdischen Gerhard von Mainz an ihrer Spitze, ihn als ihre Creatur erwählt hatten, und der Grund der von ihnen zuletzt ausgesprochenen Absetzung Adolf's würde uns kaum begreiflich scheinen, wenn ihn nicht alle Chroniken einstimmig angäben: Adolf nahm von einem fremden Könige Hülfsgelder, eine Sache, die für einen abenteuernden Grafen passend, für einen römischen König aber entehrend schien. Der Zusammenhang dieser Begebenheit verdient eine nähere Erläuterung.

Die Könige von Frankreich und England standen in so verwickelten Verhältnissen zu einander, daß alle ihre Friedensschlüsse nichts als bloße Waffenstillstände waren, und daß die Feindseligkeiten immer wieder mit verdoppelter Wuth ausbrachen. So war auch bald nach Adolf's Erwählung ein heftiger Krieg zwischen Eduard I. von England und Philipp IV. von Frankreich entstanden. In diesem Kriege suchte der Erstere überall Verbündete, um das französische Reich nicht nur im Westen von Guyenne aus, sondern auch im Norden und Osten von Flandern und Deutschland her anzugreifen. Der Graf von Flandern war schon seit längerer Zeit an das englische Interesse geknüpft, in Deutschland aber gewann Eduard den König Adolf dadurch, daß er ihm hunderttausend Mark versprach, von welchen dreißigtausend auch wirklich ausgezahlt wurden. Adolf leistete schmählicher Weise die zugesagte Hülfe nicht, sondern verwandte die Subsidien für seinen Privatnutzen. Er ließ nur eine Kriegserklärung oder eine kurze Herausforderung an Philipp ergehen, welche dieser jedoch blos mit der Erwiderung beantwortete, daß er seine Herausforderung, deren Ächtheit er fast bezweifeln möchte, richtig empfangen habe. Mit dem englischen Gelde warb Adolf ein Heer, um die Länder Thüringen und Meißen ihren rechtmäßigen Besitzern zu entreißen.

Der Streit Albrecht's des Unartigen mit seinen Söhnen, von welchen damals nur noch zwei, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann, am Leben waren, hatte zuletzt einen solchen Grad von Heftigkeit und Bitterkeit angenommen, daß Albrecht sein Land auf jede Weise an seinen Sohn zweiter Ehe zu bringen suchte.

Als dies theils an der Macht seiner beiden anderen Söhne, welche unterdessen von ihrem Vetter Meißen geerbt hatten, theils an der Widersetzlichkeit der Landstände scheiterte, bot er Thüringen und seine Ansprüche an die meißnische Erbschaft zum Kauf aus. Adolf kaufte für zwölftausend Mark, was Albrecht zu veräußern kein Recht hatte, und da sowohl die thüringischen Stände, als die beiden Söhne Albrecht's diesen Handel nicht anerkennen wollten, so warb er in den an Räubern, die sich Adelige nannten, so reichen Gegenden des Rheins und der Wetterau ein starkes Miethheer, um sich gewaltsam in Besitz zu setzen. Diese Schaaren bestanden aus dem verruchtesten Gesindel jener Zeit, und verübten die schändlichsten Unthaten gegen Männer und Weiber, gegen Klöster und Kirchen, gegen Städte und Dörfer, gegen Saaten und Herden. Friedrich und Diezmann mußten der Übermacht weichen; sie warteten daher, bis sich Adolf's Raubhorden verlaufen hatten und der Grimm der gepeinigten Thüringer aufs höchste gestiegen war, dann überfielen sie ihn in Mühlhausen, wo Adolf kaum ihren Händen und dem Tode entrann. Im nächsten Jahre kam er mit neuen Schaaren zurück, drang nun auch in Meißen ein, und hauste dort nicht besser, als vorher in Thüringen. Kaum war er wieder abgezogen, als Friedrich und sein Bruder, welche eines und desselben Schlages mit Adolf waren, aufs neue erschienen. Dies wiederholte sich jedes Mal, und der blutige Kampf ward fünf Jahre hindurch jedes Jahr wieder erneuert.

Diese Kriege gaben dem Erzbischof von Mainz, dem Herzog von Sachsen, dem Markgrafen von Brandenburg, dem König Wenzel II. von Böhmen und Anderen, die sich in ihrer Erwartung von Adolf getäuscht sahen, Gelegenheit und Vorwand, seine Absetzung zu betreiben. Sie wandten sich an Albrecht von Östreich, schlossen 1297 bei Gelegenheit von Wenzel's II. Krönung in Prag einen Bund gegen Adolf, und entwarfen den Plan, diesen abzusetzen und Albrecht an seine Stelle zu erheben. So ward damals zum ersten Male der seit Karl's des Dicken Zeit (s. Th. VI. S. 26) herrschend gewordene Grundsatz verletzt, nach welchem ein deutscher König in göttlichen Rechten regierte, und nur dann, wenn er sich gegen die Religion und ihre Diener vergangen hatte, und zwar auf Veranlassung des Statthalters Christi, abgesetzt werden konnte.

Daß dabei jene Fürsten dem ritterlichen Adolf einen Tyrannen, wie Albrecht war, entgegensetzen konnten, läßt sich nur aus ihren Privat-Absichten erklären; denn für das Reich war aus Albrecht's Benehmen in Östreich nur Unheil zu weissagen. Albrecht hatte dort beständig Streit mit seinen Nachbarn gehabt, die Steiermärker in ihren Privilegien gekränkt, den Wienern, nachdem er sie Monate lang belagert hatte, ihren Freiheitsbrief vernichtet, der Ritterschaft von Östreich alle die Vorrechte geraubt, die seinem Interesse nicht angemessen schienen, und große Summen, die er in Östreich erpreßte, außer Landes geschickt, um mit ihnen in Schwaben und in der Schweiz Schlösser und Güter zu erkaufen. Dies Alles war ihm durch die vielen Schwaben und Schweizer möglich geworden, die er für Geld in seinen Diensten zurückhielt, denen er die besten Stellen des Landes zutheilte, und die sich um die Rechte der Östreicher nicht im geringsten bekümmerten. Nach solchen Tyranneien gegen seine Unterthanen machte er in Verbindung mit den genannten Fürsten eine Verschwörung gegen seinen König. Was in Prag angefangen worden war, ward 1298 zu Wien bei der Verlobung des böhmischen Prinzen mit einer ungarischen Prinzessin weiter gesponnen. Drei Wahlfürsten des Reiches, Böhmen, Sachsen und Brandenburg, außerordentlich viele Bischöfe, geistliche und weltliche Ritter, Grafen und Herzöge nebst Schaaren von Ungarn und Orangutang-ähnlichen Kumanen fanden sich zu diesem Feste ein, und Albrecht bewog, nachdem eine förmliche Empörung gegen Adolf verabredet worden, eine große Zahl der anwesenden Herren und Ritter, mit ihm an den Rhein zu ziehen. Auch schickte er einen Gesandten mit Geld nach Rom, um in seinem und der mitverbündeten Kurfürsten Namen vom päbstlichen Stuhle eine Vollmacht für das hochverrätherische Beginnen zu erwirken. Pabst war damals der herrschsüchtige, habgierige und jähzornige Bonifacius VIII. (s. S. 337). Dieser nahm das Geld und gewährte, was man wünschte, hatte aber nachher, als auch von Adolf Boten in Rom erschienen und ihm Geld gaben, die Unverschämtheit, geradezu abzuläugnen, daß die von ihm an dessen Gegner ausgestellten, mit seinem Siegel und seiner Unterschrift versehenen Schreiben von ihm herrührten.

Im März 1298 brach Albrecht mit seinen Truppen gegen

Adolf auf. Ehe er noch den Rhein erreichte, hatte Adolf, unterstützt von den baierischen Herzögen, ein mächtiges Heer gerüstet, und Albrecht konnte anfangs ebensowenig mit seinen Waffen, als der Erzbischof Gerhard von Mainz im Rathe seine Absicht erreichen. Dreimal nach einander mußte der Letztere die Wahlherren einladen, ehe er eine Versammlung halten konnte, Albrecht mußte sogar vor Adolf's Heer zurückweichen, und als endlich jene Versammlung zu Stande kam, konnte er ihr nicht beiwohnen. Die Kurfürsten von Mainz, Brandenburg und Sachsen waren es, welche um Johanni 1298 diese hochverrätherische Zusammenkunft in Mainz hielten; um aber nicht von den Bürgern aus der Stadt verjagt zu werden, beriefen sie diese in den Dom, und trugen ihnen eine ganze Reihe von Beschwerden gegen Adolf vor. Sie erklärten: er sei dem Reiche nicht nur unnütz, sondern auch ungetreu, weil er sich um die Kaiserkrone und um Italien nicht bekümmere; er störe den Reichsfrieden, statt ihn zu schützen; er erschöpfte das Reich durch Reichsversammlungen und durch den Rechtsgang, den er streng einhalten lasse, sowie dadurch, daß er Kraft und Nerv zeige, d. h. daß er die Ritterschaft nicht in bereichernde Kriege führe, sondern zu Recht und Gerechtigkeit zwinge; er bedrücke aus Habsucht das Volk mit ungewohnten und unerträglichen Erpressungen; er verachte die Reichsfürsten, halte den Adel nicht in Ehren, verwalte die Reichsangelegenheiten nicht nach dem Rathe der Fürsten, sondern nach seinem eigenen Kopfe, und folge mit Übergehung der Fürsten den Rathschlägen unadeliger Leute; er habe große Summen Geldes vom englischen Könige genommen, und dabei sein Wort gebrochen; er erfülle endlich das Reich mit Räubern, und dulde, daß die vom König Rudolf zerstörten Burgen und Schlupfwinkel zum Verderben des Staates wieder aufgebaut würden. Nachdem diese Art von Gericht über Adolf gehalten worden war, erklärten die Verschworenen Adolf der königlichen Würde verlustig, und wählten der Abrede gemäß auf dem freien Felde vor Mainz den Herzog Albrecht von Östreich an seine Stelle.

In dem Kriege, der jetzt zwischen Adolf und Albrecht geführt wurde, zeigten sich die Bürger der rheinischen Städte, wie immer wenn Adel und Fürsten abfielen, ihrem Könige treu; denn Albrecht

suchte vergebens in Freiburg um Aufnahme nach, und als er seinem Feinde in Elsaß gegenüber lag, konnte er für Geld nirgends Lebensmittel erhalten, während die Städte sie an Adolf umsonst lieferten. Der Letztere hatte überdies ein zahlreiches Heer, da der Pfalzgraf Rudolf, der Herzog Ludwig von Baiern, der Graf von Hessen, die Städte Worms, Speier, Frankfurt, Gelnhausen und Oppenheim, sowie mehrere andere Städte und Herren ihm ihre Truppen geschickt hatten. Dagegen war Adolf sowohl in Bezug auf die Ausrüstung seiner Streiter, als auch in der Kriegskunst seinem Gegner und dessen Leuten nicht gewachsen. Die Östreicher waren mit vollständiger italiänischer Rüstung versehen und ihrer Pferde Meister, und Tausende von Ungarn und Kumanen bildeten als treffliche Bogenschützen eine Art leichter Truppen, denen Adolf nichts entgegenzusetzten hatte, weil seine Reisige auf schwer geharnischten und deshalb unbeholfenen Streitrossen saßen und ungemein schlecht gerüstet waren. Im Elsaß bedrängt, machte Albrecht eine geschickte Bewegung, um in die Gegenden von Mainz und Zweibrücken zu kommen, wo er die Hülfstruppen seiner Mitverschworenen, der Bischöfe von Mainz, Köln, Straßburg und Constanz, der Grafen von Lichtenberg, Ochsenstein, Freibach, Zweibrücken und Leiningen und mehrerer anderer Fürsten, fand. Adolf folgte ihm, zog in der Pfalz seinem Feinde entgegen, und würde ihn gewiß besiegt haben, wenn er bis zur Ankunft seiner übrigen Freunde gewartet hätte. Aber voll Ungeduld, die Sache zur Entscheidung zu bringen, wartete er nur zehn Tage, und lieferte dann in der Ebene, die sich von Worms aus bei dem Dorfe Gellheim ins Gebirge zieht, zwischen diesem Dorfe und dem Kloster Rosenthal ein Treffen (2. Juli 1298). Drei unglückliche Zufälle raubten ihm in diesem Kampfe den Sieg. Die unbehülflichen Rosse der Baiern und Pfälzer wurden von den Östreichern, deren Degen ausdrücklich, gegen die Sitte, zum Stechen eingerichtet waren, niedergestoßen, und bildeten bald mit ihren Leibern einen Wall auf dem Schlachtfelde, wodurch Albrecht's leichte Reiter den Vortheil über ihre schwerfälligen Gegner erhielten. Um in diesem Theile seines Heeres die Ordnung wieder herzustellen, eilte Adolf herbei und ward dadurch vom eigentlichen Schlachtfelde hinweggezogen. Durch einen dritten Unglücksfall

beraubte ihn gleich darauf ein gefährlicher Sturz vom Pferde, gerade als es galt, seiner gewohnten Stärke und Besonnenheit. Fast ohne Besinnung, vereinzelt und nicht im Stande, den Helm zu tragen, kämpfte Adolf gleichwohl tapfer gegen eine Menge von Feinden, unter welchen Albrecht selbst war, erlag der Übermacht, und fiel durch eine unbekannte Hand. Eine unverbürgte Nachricht sagt, daß Albrecht seinem Gegner den Todesstoß gegeben habe; er selbst läugnete es stets. Auch die baierischen Herzöge waren verwundet worden, und zogen sich aus der Schlacht nach Heidelberg zurück; Albrecht konnte aber ungeachtet seines Sieges nicht einmal Oppenheim einnehmen. Er mußte sich sogar die Demüthigung gefallen lassen, daß er, um nach einstimmiger Wahl König von Deutschland zu sein, die Königswürde der Form nach niederlegte und also sich gewissermaßen selbst anklagte.

Albrecht wurde am 27. Juli auf einem Wahltag in Frankfurt neu gewählt und darauf in Aachen gekrönt, so allgemein auch in Deutschland der Unwille gegen den schielenden Tyrannen war. Selbst der Pfalzgraf gab ihm seine Stimme, nachdem Albrecht zu ihm gereist war und sich wegen des Geschehenen entschuldigt hatte. Nur der Pabst Bonifacius VIII., der aus dem Streite der beiden Gegenkönige einen langen Proceß vor seinem Richterstuhl und manchen Geldvortheil gehofft hatte, versagte ihm seine Anerkennung, und suchte den Zwist zu erhalten und Adolfs Familie gegen Albrecht zu gebrauchen. Gleich im folgenden Jahre, und zwar absichtlich zum Verdruß Albrecht's, ernannte er Adolf's Bruder, Diether, welcher weder gewählt noch postulirt war, zum Erzbischof von Trier. Er hatte es aber diesmal mit einem Manne zu thun, der ihm an Bösartigkeit des Sinnes gleich war und seiner Arglist die derbe Faust entgegensetzte. Bonifacius erklärte dem König Albrecht, als dieser eine Gesandtschaft an ihn schickte, in seinem Antwortschreiben geradezu, daß, wer seinen Herrn erschlagen habe, des Reiches nicht werth sei; Albrecht dagegen mit der Krone auf dem Haupt und dem Schwert in der Hand sprach laut zu den Fürsten des Reiches: „Was schadet es, daß der Pabst mir seine Krone versagt? Durch die Wahl der Fürsten bin ich König, also auch Kaiser." Als Bonifacius sah, daß Albrecht sich nicht um ihn bekümmere, wurde er heftiger, sprach sich öffentlich gegen ihn

aus, und lud ihn später sogar zur Verantwortung vor sich; Albrecht aber suchte sich gegen ihn durch ein Bündniß mit dem König Philipp IV. von Frankreich zu schützen, mit welchem der Pabst ebenfalls in Feindschaft stand.

Wenn man nach bloßen Gesetzen, Verordnungen und schriftlichen Einrichtungen über den Zustand einer Zeit und über den Charakter der Herrscher urtheilen dürfte, so wäre niemand vortrefflicher gewesen, als Albrecht; denn er begann seine Regierung mit einem der glänzendsten Reichstage, welche seit langer Zeit in Deutschland gehalten worden waren und ließ dort (zu Nürnberg) die alten Verordnungen wegen des Reichsfriedens erneuen. Die Ausführung derselben fand aber große Hindernisse. Die Sitten waren zu jener Zeit in eben dem Grade gesunken, als sich die städtischen Gewerbe gehoben hatten und die Handelsleute in den Städten zu großem Wohlstande und bedeutender Macht gekommen waren. Die Quelle dieses Wohlstandes und der überhand nehmenden Laster war damals ebenso Italien, wie gegenwärtig London und Paris; die Verbindung Italiens mit Deutschland aber wurde in dieser Zeit höchstwahrscheinlich besonders durch die schwäbischen und elsaßischen Städte erhalten, während sie in Baiern und über Nürnberg hin abgebrochen war. Die Ritterschaft konnte dem Glanze der Bürger kaum gleich kommen, und suchte sich durch Beraubung der Handelsleute und durch Bedrückung der Bauern zu helfen. Albrecht machte z. B. einmal, was sonst nur sehr selten der Fall war, den Rheinstrom von allen Abgaben frei; kaum war er aber nach Hause zurückgekehrt, als die Ritter denselben wieder überall sperrten, und kein Kaufmann mehr ihn zu befahren wagte. Wenn Albrecht auf diese Weise sein kaiserliches Ansehen zu Gunsten der Bürger anwandte, so that er dagegen nichts gegen die Mishandlung der Bauern, sondern er verband sich vielmehr sogar mit ihren Blutsaugern. Einer seiner nächsten Verwandten, der als Landvogt des Elsasses eine ganz übertriebene Pracht zeigte, plackte Bürger und Bauern, und durchzog das Land mit einem Hut und mit einem Gürtel, welche beide mit Gold, Silber und Edelsteinen überdeckt waren, und deren Werth man auf eine sehr hohe Summe schätzte; der Aufzug seiner Gemahlin war wahrhaft königlich. Damit solcher Aufwand der Herren be-

stritten werden könnte, ließ sich Albrecht zur Erlassung von Verordnungen bewegen, durch welche nicht blos die Bauern, sondern auch die außerhalb der Städte wohnenden Bürger dem Drucke der Gutsherren unterworfen, und sogar solche Abgaben gebilligt wurden, die nicht viel besser waren, als eine förmliche Beraubung.

Auch der durch Adolf's Mord erkaufte Friede im Reich war nicht von langer Dauer; denn unter den Schlechten ist nie Friede. Einige Zeit waren Albrecht und Gerhard von Mainz die besten Freunde; sobald sich aber der König auf dem Thron sicher glaubte, bezahlte er ihm und den anderen Verräthern ihre eigennützige Freundschaft mit gleicher Münze. Ein Theil der Fürsten, besonders Gerhard, hatte sich von Adolf mit Reichsgütern beschenken lassen; schon im Jahre 1300 verlangte Albrecht diese zurück. Das war besonders für die rheinischen Kurfürsten und für den Pfalzgrafen, Adolf's Schwiegersohn, ein harter Schlag. Dazu kam noch, daß Albrecht den Erzbischof Gerhard schon vorher bei Gelegenheit der Abschließung des französischen Bündnisses bitter gekränkt hatte. Als nämlich 1299 zwischen Albrecht und Philipp von Frankreich ein, wie es hieß, zur Vertheidigung der Ehre ihrer Kronen geschlossener Vertrag, sowie die Verlobung von Philipp's Schwester mit Albrecht's ältestem Sohne, Rudolf, zu Stande gebracht worden war, hielten beide Könige zu Quatrevaux eine Zusammenkunft, bei welcher Albrecht von Gerhard und vielen anderen deutschen Fürsten begleitet war. Gerhard machte dort, damit sein König recht glänzend erscheine, einen großen Aufwand, der ihn in bedeutende Schulden stürzte; er rechnete aber darauf, daß Albrecht am Ende Alles bezahlen werde. Als dieser jedoch auf Philipp's Rath die ihn begleitenden Fürsten zu bewegen suchte, seinen Sohn noch während seines Lebens zum Nachfolger im Reiche zu erwählen, widersprach Gerhard nicht nur für sich selbst, sondern hielt auch die Anderen ab, auf den Antrag einzugehen, und nun löste Albrecht die Geißeln, welche Gerhard der herrschenden Sitte gemäß zur Sicherheit seiner Wirthe gestellt hatte, nicht aus, während er allen anderen Fürsten ihre Schulden tilgte. Gerhard mußte daher die Zeche selbst zahlen. Er war darüber so sehr ergrimmt, daß er schon damals laut äußerte, er habe in seiner Jagdtasche so viele Könige, als er nur wolle. Als nun

Albrecht im nächsten Jahre, ihn und andere rheinische Fürsten gar mit dem Verluste des von Adolf erschlichenen Gemeinguts bedrohte, zettelte Gehrhard eine förmliche Verschwörung an. Er gewann die beiden anderen geistlichen Kurfürsten nebst dem Pfalzgrafen; der Letztere ward aufgefordert, er solle, so widersinnig dies auch war, sein Reichsrichteramt gegen den König selbst gebrauchen, und auch der Pabst Bonifacius trat mit den Verschworenen in Verbindung, und beschied damals Albrecht zur Verantwortung wegen der Ermordung Adolf's und wegen der Übernahme der deutschen Krone vor seinen Richterstuhl. Albrecht ließ jedoch seinen Feinden nicht Zeit, ihren Plan auszuführen. Er sammelte (1301) schnell in Schwaben und Elsaß ein starkes Heer von raublustigen Soldaten, fiel zuerst in die Pfalz ein, zog, nachdem er diese schrecklich verwüstet hatte, rheinabwärts gegen Gerhard von Mainz, und verfuhr in dessen Bisthum auf die nämliche Weise. Hier zeigt sich uns indessen recht deutlich, wie nützlich die Mauern, mit welchen selbst kleine Städte, ja sogar Dörfer sich umgeben hatten, in jenen Zeiten waren, wo Fehden und Kriege wie Gewitterschauer plötzlich heranzogen. Von Weißenburg an bis nach Alzei zogen Albrecht und seine Schaaren ohne Hinderniß zerstörend und verwüstend herab; von dem kleinen Adolfsheim aber mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen, weil es befestigt war, und Bingen, damals nächst Köln der festeste Ort am Rhein, fiel erst nach einer langen Belagerung in seine Gewalt. Gerhard sah sich bald genöthigt, den König um Frieden zu bitten. Er erhielt ihn nur unter sehr harten Bedingungen; denn er mußte nicht allein Bingen und einige andere Städte dem Könige überlassen, sondern auch alles Reichsgut herausgeben, alle angemaßten Reichszölle wieder der kaiserlichen Kammer überlassen und folglich, was dem Habgierigen immer am schmerzlichsten ist, alles Gewonnene zerrinnen sehen. Auch seine Verbündeten wurden auf gleiche Weise gezüchtigt. Gegen die Bischöfe von Köln und Trier gebrauchte Albrecht ein ganz eigenes Mittel, um sie zu einem schnellen Frieden zu zwingen; er erklärte alle ihre Besitzungen und Lehen außer dem Schutze des Reiches, oder mit anderen Worten, er ertheilte der Ritterschaft Kaperbriefe gegen ihre Güter, worauf dann jeder besetzte, was ihm gelegen war, und eine schreckliche Verwirrung

entstand. Albrecht erreichte dadurch seinen Zweck: nicht blos die beiden Bischöfe, sowie der Pfalzgraf, den er durch die Schwaben bekriegen ließ, unterwarfen sich schnell, sondern auch ihr Schützer und Anstifter, Pabst Bonifacius, sah sich genöthigt, seinen Zwist mit dem deutschen Könige beizulegen. Bonifacius trat mit diesem in Unterhandlung, und erklärte endlich denselben Mann, den er vorher so heftig verworfen hatte, für einen nach Gebühr gewählten römischen König. Wer übrigens staunt, daß Albrecht auf einmal so mächtig auftrat, der möge bedenken, daß er von jeher nur an Krieg und Gewalt Gefallen hatte, daß er dies in Worten und Benehmen zeigte und selbst beim Spazierenreiten mehrentheils durch die Saaten ritt, und daß Ritter und Söldlinge, deren Abgott er war, allein von allen Menschen, selbst seine nächsten Verwandten nicht ausgenommen, ihn liebten.

Ganz anders, als der Krieg mit den rheinischen Kurfürsten, endete ein Unternehmen, welches Albrecht unmittelbar vorher gegen den Grafen von Hennegau, Johann von Avesnes, gemacht hatte. Johann von Avesnes, der Sohn des oben (S. 409 f.) erwähnten Schwagers und Waffengefährten des Königs Wilhelm von Holland, hatte die Grafschaft Holland, deren Fürstenhaus 1299 mit Wilhelm's Enkel ausgestorben war, als nächster Anverwandter von weiblicher Seite in Besitz genommen, ohne das Reich zu fragen. Albrecht zog 1300 an der Spitze eines Heeres gegen ihn, um die Rechte des Reiches geltend zu machen, und stand bereits bei Nymwegen dem feindlichen Heere gegenüber, als er sich durch eine von Johann angezettelte Verschwörung kleinerer Fürsten genöthigt sah, seine Absicht wieder aufzugeben. Er zog nach Hause zurück, nachdem er durch Vermittelung des Erzbischofs von Köln sich mit Johann verständigt und demselben Holland als Reichslehen übertragen hatte.

Sobald Albrecht am Rhein fertig war und sich mit dem Pabste ausgesöhnt hatte, ergriff er begierig die von diesem ihm dargebotene Gelegenheit, seine Miethlinge in Ungarn und Böhmen zu beschäftigen. Böhmen war nach Ottokar's II. Tod anfangs ganz heruntergesunken; denn es litt damals zugleich durch ansteckende Krankheiten, durch Hungersnoth, durch grausame innere Fehden und durch die drückende Verwaltung des eigennützigen Markgrafen

von Brandenburg. Unter Albrecht's Schwager, Wenzel II., hob es sich wieder, und man entdeckt in jener Zeit sogar hier und da Spuren des Verkehrs mit Italien und des Einflusses der italiänischen Künste. Ungarn war in einer ähnlichen Lage, und beide Länder kamen überdies damals mit dem halbwilden Polen in eine Verbindung, welche Beiden nur zu großem Nachtheile gereichen konnte. Bela IV. hatte sich nach den mongolischen Verheerungen (s. S. 233 ff.) bald wieder erholt, und konnte es sogar mit Friedrich dem Streitbaren aufnehmen, der in einem Treffen gegen ihn blieb. Nach dessen Tode besetzte er Steiermark, ward aber schon nach sechs Jahren von Ottokar II. wieder aus diesem Lande vertrieben. Hierauf gerieth Bela mit seinem eigenen Sohne, Stephan IV., in einen langwierigen blutigen Streit, weil er denselben, nachdem er ihn schon als seinen künftigen Nachfolger hatte krönen lassen, mit Siebenbürgen und dem Kumanen-Lande abfinden und die Krone von Ungarn seinem zweiten Sohne geben wollte. Ein päbstlicher Legat vermittelte endlich einen Frieden, der jüngere Sohn starb, und Stephan folgte 1270 seinem Vater in der Herrschaft nach. Bezeichnend ist es für den Zustand des Landes, daß Bela IV. ebenso im Tode, wie im Leben blutige Scenen erregte; bei seiner Beerdigung entstand nämlich ein so heftiger Streit zwischen den Franziskanern und dem ersten Bischof des Reiches, daß das Leichenbegängniß sich in eine Schlacht verwandelte, in der Kirche selbst ein förmliches Blutbad entstand und sehr viele Menschen das Leben verloren. Stephan's kurze Regierung (bis 1272) ward hauptsächlich durch einen Krieg mit Ottokar ausgefüllt, in welchem Ungarn und Böhmen auf eine scheußliche Weise verwüstet wurden. Obgleich zuletzt Frieden geschlossen wurde, so mischte sich doch Ottokar nach Stephan's Tode wieder in die ungarischen Reichsangelegenheiten. Er suchte Stephan's zehnjährigen Sohn, Ladislaus IV., vom Throne zu verdrängen und dagegen den jüngeren Bruder desselben, Andreas, an seine Stelle zu erheben; doch gelang ihm dies nicht. Dagegen benutzte Rudolf von Habsburg Ottokar's Feindschaft mit Ladislaus, um sich des Letzteren, dessen Bruder damals mit einer Tochter Rudolf's verlobt ward, gegen Ottokar zu bedienen. Ladislaus selbst, der sich in allen Dingen vorzugsweise auf die Kumanen stützte, trieb mit diesen eine so

üble Wirthschaft in Ungarn, daß die Großen, an deren Spitze Iwan oder Johann von Güssingen stand, sich gegen ihn erhoben und ihn sogar zweimal gefangen nahmen. Der Pabst, der sich in die Sache mischte, verschaffte ihm zwar die Freiheit wieder, die Großen blieben ihm aber überlegen, und Ladislaus wandte sich deshalb an Albrecht, welcher damals nur noch Herzog von Östreich war, um Hülfe. Albrecht erschien mit seinen Truppen, schlug Iwan, und richtete entsetzliche Verheerungen im Lande an. Gleich nachher starb Ladislaus. Er hatte sein Unwesen so weit getrieben, daß er sogar seine Helfershelfer, die Kumanen, gegen sich erbitterte, und von ihnen erschlagen ward (1290).

Da Ladislaus weder Brüder noch Kinder hinterließ, so erklärte Rudolf das Land Ungarn für ein erledigtes Reichslehen, und gab es seinem Sohne Albrecht. Doch lebte noch ein männlicher Sprößling des Arpadischen Königsstammes, Andreas der Venetianer oder Andreas von Este, und diesen wählten die Ungarn achtzehn Tage nach Ladislaus Beerdigung zu ihrem König. Andreas war der Enkel von Bela's IV. Stiefbruder, Stephan, dessen Mutter aus dem Hause Este gewesen war, und der in Venedig, wohin er sich während der bürgerlichen Unruhen in Ungarn geflüchtet, eine Tochter des venetianischen Nobile Morosini geheirathet hatte. Andreas hatte schon unter Ladislaus seine Rechte geltend zu machen gesucht und dämals bei Albrecht Schutz gefunden, war aber nachher in Vergessenheit gerathen und in die äußerste Armuth gesunken. Verkleidet führten ihn die Ungarn gleich nach Ladislaus Tode aus Wien nach Ofen, und riefen ihn zu ihrem König aus. Er heirathete eine polnische Prinzessin, und hatte nicht nur mit Albrecht von Östreich, sondern auch mit seinen eigenen Unterthanen unaufhörlich Krieg zu führen, bis er sich endlich mit jenem verständigte, und nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Albrecht's Tochter, die fromme Agnes, heirathete. Agnes brachte Frieden und Frömmigkeit ins Land, und Ungarn würde jetzt wieder eine Zeitlang Ruhe gehabt haben, wenn nicht der Pabst Bonifacius VIII. es in seinem Interesse gefunden hätte, neuen Hader zu stiften. Bonifacius war nicht gewohnt, der Ausbreitung religiöser Gesinnung einen politischen Vortheil oder den Gewinn von baarem Gelde hintanzusetzen; er verschonte daher auch den fromm gewordenen König Andreas

und seine frömmere Gemahlin nicht, sondern unterstützte gegen sie einen Prätendenten der ungarischen Krone. Dieser Prätendent war Karl Robert, ein Enkel Karl's II. von Neapel und der Schwester Ladislaus IV., der nach Ungarn gekommen war und dort in Verbindung mit Iwan von Güssingen einen großen Anhang gefunden hatte. Der Pabst that alles Mögliche, um ihm zur Vertreibung des Königs Andreas und seiner frommen Gemahlin behülflich zu sein. Es gelang ihm jedoch nicht; Andreas behauptete sich, und als er 1301 starb, verschmähten die Ungarn den päbstlichen Schützling. Der Legat des Pabstes hatte zwar die Dreistigkeit, Karl Robert in Gran krönen zu lassen, ohne die Nation zu fragen; er vermehrte aber dadurch nur die Abneigung gegen diesen, und die ungarischen Großen boten, so heftig auch Bonifacius gegen sie eiferte, ihre Krone dem böhmischen König Wenzel II. an. Dieser nahm das Anerbieten für seinen Sohn, Wenzel III., an, der mit einer Tochter des Königs Andreas verlobt war. Da der König Wenzel II. mit seiner zweiten Gemahlin, einer polnischen Prinzessin, die er nach dem Tode seiner deutschen Gemahlin genommen, auch die Krone von Großpolen erheirathet hatte, so konnte Albrecht von Östreich, der sich nicht lange vorher mit dem Pabste ausgesöhnt hatte, es unmöglich ruhig mit ansehen, daß jetzt noch dazu Ungarn mit Böhmen vereinigt werde. Albrecht ward bei seinem Streben, dies zu verhindern, noch durch einen besonderen Umstand begünstigt. Wenzel II. ließ sich nämlich dadurch, daß er den Pabst als Schiedsrichter in der ungarischen Sache anerkannte, in eine Falle locken, da Bonifacius, wie vorauszusehen war, seinen Spruch zu Gunsten Karl Robert's that. Albrecht nahm sich des Letzteren an, der junge Wenzel ward aus Ungarn gejagt, und der deutsche König drang, durch ein Heer der rohen Kumanen verstärkt, über Regensburg in Böhmen ein, während sein Sohn Rudolf durch Mähren zog. Die beiden östreichischen Heere brachten ihre Vereinigung glücklich zu Stande, und lagerten sich bei Kuttenberg dem böhmischen Könige gegenüber, der für Geld aus Sachsen, Brandenburg und anderen Gegenden Deutschlands eine bedeutende Truppenmasse herbeigezogen hatte. Nach sechs Wochen ging indessen dem deutschen Könige das Geld aus, seine nur um Lohn dienenden Ritter zogen heim, und die

Bergleute um Kuttenberg vergifteten den durch ſein Lager fließenden Bach; Albrecht mußte daher unverrichteter Sache nach Öſtreich zurückkehren.

Im folgenden Jahre (1305) ſtarb Wenzel II., und ſein junger Sohn ſah ſich außer Stande, die drei ererbten Kronen zu gleicher Zeit zu vertheidigen. Er ſchloß alſo ſchon wenige Monate nach ſeines Vaters Tode einen Frieden, in welchem er dem deutſchen Könige die Stadt Eger und ſeine Anſprüche an Meißen überließ, Polen und Böhmen von ihm zu Lehen nahm, und Ungarn ganz aufgab. Jetzt trat der Herzog Otto von Niederbaiern, deſſen Mutter eine Tochter Bela's IV. geweſen war, als Prätendent von Ungarn auf, ohne zu bedenken, daß ſich nicht einmal Wenzel mit der ganzen böhmiſchen und polniſchen Macht hatte behaupten können, und daß bis dahin ſehr wenige ungariſche Könige auf dem Throne ruhige Tage gehabt hatten. Er zog im Vertrauen auf einige wenige zuverläſſige Freunde nach Ungarn, trieb ſich dort lange umher, und mußte nach mancherlei Abenteuern zuletzt unverrichteter Sache nach Hauſe zurückkehren. Hier war unterdeſſen die größte Verwirrung entſtanden, und die Herren und Städte des Landes benutzten die Geldverlegenheit, in welche ſein ungariſches Unternehmen ihn ſtürzte, um von ihm die berühmte Handveſte über eine Veränderung der inneren Verfaſſung oder jenen erſten baieriſchen Freiheitsbrief zu erlangen, der je nach der verſchiedenen Grundanſicht eine ganz verſchiedene Beurtheilung zuläßt. Siebenzig reiche Adelsfamilien und neunzehn Städte des Landes erkauften nämlich von ihrem tief verſchuldeten Herzog das Recht der niederen Gerichtsbarkeit, die Städte mit ihrem eigenen Gelde, die ſiebenzig Geſchlechter aber mit dem Schweiße ihrer armen Bauern und Hörige, welche, wie ein wackerer deutſcher Geſchichtſchreiber des ſechszehnten Jahrhunderts ſagt, nicht den mindeſten Vortheil davon hatten, und doch durch Abgaben, die von jedem Stücke ihres Hausrathes und ihres Viehſtandes dreimal hinter einander erhoben wurden, die ganze Summe aufbringen mußten. Da auch Albrecht viel zu ſehr mit anderen Angelegenheiten beſchäftigt war, um gegen Ungarn etwas unternehmen zu können, ſo gewann Karl Robert feſten Fuß im Lande. Er ward 1309 als König anerkannt, und mit ihm ſtieg das Haus Anjou als ein Nebenſproß

des ausgestorbenen Arpadischen Königsstammes auf den ungarischen Thron.

In Böhmen war unterdessen eine Umwälzung auf die andere gefolgt. Wenzel II. hatte bis zu seinem Tode den polnischen Thron gegen seinen Nebenbuhler Ladislav Loktiek (d. i. den Ellenlangen) behauptet; kaum war er aber gestorben, als dieser sich in den Besitz des Landes setzte. Wenzel III. behielt fast nichts als Krakau. Er war durch Trunk und Ausschweifung tief gesunken, und hatte sich einer so thörichten Verschwendungssucht ergeben, daß er z. B. zu seiner Krönung achtunddreißig Fürsten und mehr als sechszehntausend Fremde mit hundertvierzigtausend Pferden herbeizog. Nichts desto weniger dachte er an einen Eroberungszug nach Polen. Er hatte schon ein Heer zu demselben gerüstet, als er durch den thüringischen Ritter Konrad von Pottenstein ermordet ward (1306). Da er bei seinen Unterthanen sehr verhaßt war, so hat man nicht ohne Grund die böhmischen Großen angeklagt, daß sie jenen Ritter zu Wenzel's Ermordung bewogen und, damit die Sache verborgen bliebe, unmittelbar nach der That niedergehauen hätten; König Albrecht aber, dem man alles Schlimme seiner Zeit zuschrieb, wird gewiß mit Unrecht der Anstiftung dieses Mordes beschuldigt. Mit Wenzel III. starb der Mannsstamm der böhmischen Dynastie aus. Ein Theil der Großen des Landes erhob den Herzog Heinrich von Kärnthen, den Gemahl der Schwester Wenzel's III., auf den Thron; Albrecht aber, obgleich er den Mord des Königs nicht veranlaßt hatte, suchte doch so viel Vortheil als möglich daraus zu ziehen, und wandte sich daher mit dem ansehnlichen Heere, welches er damals gerade gegen Thüringen führte, nach Böhmen, um Heinrich zu verdrängen. Er erreichte seine Absicht. Die Böhmen, um einem langen Kriege zu entgehen, vermählten Wenzel's II. Wittwe, die polnische Prinzessin Elisabeth, mit Albrecht's Sohn Rudolf, und erkannten diesen als ihren König an.

In Thüringen, wohin Albrecht von Böhmen aus zog, um auch dieses Land an sich zu reißen, hatte sich ein Theil der in Adolf's Namen herrschenden Landvögte gegen Albrecht den Unartigen und seine Söhne behauptet, und nach dem Tode ihres Herrn unmittelbar an das Reich angeschlossen; auch Eisenach und

einige andere Städte, welche von dem alten Landgrafen ihre Freiheit theuer erkauft hatten und jetzt von ihm und seinem Sohne Friedrich mit der gebissenen Wange hart bedrängt wurden, wollten kaiserliche freie Städte werden. Die Landvögte und Städte riefen daher gegen den Landgrafen und seinen Sohn die Hülfe des Königs Albrecht an. Dieser erklärte den von Adolf's Landvögten besetzten Theil des Landes für ein Reichsgut, und verhandelte mit dem Landgrafen, den er nach Fulda vor sich beschieden hatte, über die thüringischen Angelegenheiten, ward aber gleich darauf durch Wenzel's Tod veranlaßt, nach Böhmen zu gehen, und richtete auch nach seiner Rückkehr von dort nichts aus. Jetzt suchten sich die Bürger von Eisenach selbst zu helfen. Sie schlossen den Landgrafen in der Wartburg ein, und erbauten auf dem Eisenach-Berge eine neue Burg. Nun aber, wo es die Unterdrückung der Bürger galt, halfen dieselben Söhne, die den Vater ihr ganzes Leben hindurch bekriegt hatten, ihm aus der Noth. Sie entsetzten die Wartburg, und hetzten ihre theueren Brüder, die zahlreichen Raubritter Thüringens, die sich vom Gute der Städter auf den Landstraßen nährten, gegen die Habe aller der Bürgerschaften auf, welche ihre erkauften Freiheiten behaupten wollten. Die Städte wandten sich daher aufs neue an den deutschen König; zu ihrem Unglücke fiel aber ihr Hülfegesuch gerade in die Zeit, wo das Maß dieses Tyrannen voll war, und die Gottheit ihn mit einem Schlage nach dem anderen traf, ehe sie ihn völlig stürzte. Albrecht schickte ihnen zuerst einen Herrn von Wildenau mit Truppen zu Hülfe, dieser verlor eine Schlacht und ward gefangen; dann sandte er gegen die thüringischen Raubritter seine schwäbischen Räuber, und diese erlitten bei Lucka eine solche Niederlage, daß ihr Schicksal unter den Thüringern zum Sprichworte geworden ist (1307). Die Städte mußten sich darauf dem Landgrafen Friedrich unterwerfen, und König Albrecht konnte an kein neues Unternehmen in Thüringen denken.

Zu derselben Zeit, als Albrecht seine Macht in Thüringen vernichtet sah, starb sein Sohn Rudolf, und an seiner Stelle setzten die Böhmen den Herzog von Kärnthen als König ein. Albrecht brach zwar sogleich in Böhmen ein, mußte aber bald wieder umkehren, und hatte nur den einen Vortheil von seinem Zuge, daß

mittlerer Weile einer seiner steierischen Grafen das Herzogthum Kärnthen ihm eroberte. Um die nämliche Zeit vertrieben die gedrückten Einwohner der Schweizer Berge und Thäler die in Albrecht's Namen über sie waltenden Habsburgischen Ritter, die aus Schützern Peiniger geworden waren, und als Albrecht zur Beschützung derselben herbeieilte, stieß ihm sein eigener Neffe, Johann, den Dolch ins Herz. Dieser Aufstand der Schweizer ist für die allgemeine Geschichte von Europa besonders wegen des einen Umstandes wichtig, daß sich damals in der Schweiz ein treffliches Fußvolk zu bilden begann, welches nachher im Solde anderer Länder großen Einfluß auf das Schicksal derselben erhielt. Der Bericht über das Unternehmen der Schweizer gehört daher nebst der Erzählung von Albrecht's Ende an die Spitze der deutschen Begebenheiten der folgenden Periode.

3. Geschichte der Reiche England und Schottland bis auf den schottischen König Johann Balliol.

Der englische König Heinrich III., dessen Geschichte oben (S. 128) bis auf das Jahr 1219 geführt worden ist, hatte bei dem Tode seines wackeren Vormundes, Wilhelm von Pembroke, noch nicht das zur Führung der Regierung erforderliche Alter von einundzwanzig Jahren erreicht, und unglücklicher Weise fand sich kein Mann, der die Reichsangelegenheiten oder auch nur den damals erst zwölf Jahre alten König verständig hätte leiten können. Beides fiel an zwei Leute, welche zu den Helfershelfern Johann's ohne Land gehört hatten. Diese Männer waren: Hubert von Burgh, Oberrichter von England und zu Johann's Zeit Anführer der zu dessen Schutz gegen die Barone ausgerüsteten Seemacht, und der Bischof von Winchester, Peter des Roches, der in Poitou gebürtig und folglich ein Ausländer war. Die Großen waren damals noch immer im Besitz der königlichen Burgen, und standen also des Friedens ungeachtet ihrem Könige als Macht gegenüber, statt daß sie sich als Vasallen unter ihn hätten fügen sollen. Sie hatten versprochen, die Burgen dem Könige bei seiner Volljährigkeit zurückzugeben; Hubert ließ deshalb seinen Mündel schon 1224 durch den Pabst für volljährig erklären, allein die Barone behaupteten, der Pabst habe sich in ihre Reichssachen nicht

zu mischen, und selbst als sie zwei Jahre später die Volljährigkeit des Königs anerkannten, mußten sie mit Waffengewalt zur Herausgabe der Burgen gezwungen werden.

Eine Regierung, welche auf diese Weise angefangen worden war, hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; denn Mistrauen und Zwietracht waren die natürliche Folge jenes Schrittes. Hubert, der zur Gewalt gerathen und die Sache durchgesetzt hatte, war seit der Zeit verhaßt; der junge König aber ward durch den guten Anfang gereizt, Gewalt und Druck auch ferner anzuwenden, und hütete sich bei seinem Regierungsantritt, dem Gesetze gemäß den großen Freiheitsbrief zu bestätigen. Da er jedoch wegen eines Krieges mit Frankreich, der ihn mit dem Verluste seiner Länder Guyenne und Poitou bedrohte, der Beisteuer des englischen Volkes bedurfte, so sah er sich bald genöthigt, diese Bestätigung von freien Stücken zu gewähren. Bei dieser Gelegenheit ward er von den jagdliebenden Baronen gezwungen, auch die Jagd- und Forstrechte, welche sich die Krone seit Heinrich II. angemaßt hatte, wieder aufzugeben und hierüber einen besonderen Freiheitsbrief (charta forestarum) auszustellen. Auf solche Weise war freilich die Bestätigung der Freiheiten ohne bürgerlichen Krieg erfolgt, und Alles schien auf den constitutionellen Weg geleitet zu sein; allein die durch die Verfassungsveränderung unter Johann herbeigeführte Ordnung war noch so neu, daß man sowohl von Seiten der königlichen Minister, als von Seiten der Unterthanen es für eine rühmliche und ehrliche Sache hielt, sich so viel als möglich einander zu entreißen und an sich zu ziehen. Nach diesen Grundsätzen verfuhr besonders Hubert von Burgh, ein Mann, welcher Gewaltthätigkeit mit Consequenz und Festigkeit mit Klugheit verband. Er erlaubte sich jedes Mittel, um die königlichen Kassen zu füllen, und reizte dadurch namentlich die Bürgerschaft von London auf, die bei allen inneren Streitigkeiten ein Hauptgewicht in die Schaale des Kampfes warf; er bewog den König, sich von den durch die Bestätigung der beiden großen Freiheitsbriefe eingegangenen Verpflichtungen dadurch zu lösen, daß er sie wegen seiner damaligen Minderjährigkeit für eine dem Rechte nach ungültige Sache erklärte, und wer besondere Freibriefe hatte, mußte sie mit schwerem Gelde neu bestätigen lassen; sich selbst aber ließ Hubert

Privilegien ertheilen, die mit den Rechten Anderer unverträglich waren. Er entzweite ferner den König sogar mit seinem eigenen Bruder, dem nachherigen deutschen Kaiser Richard von Cornwallis dem er ein zu seiner Grafschaft gehörendes Stück Land entriß. Er trieb endlich den Druck der schon von den Großen und Geistlichen mishandelten Unterthanen so weit, daß er zuerst den fünfzehnten und dann noch den vierzigsten Theil ihrer fahrenden Habe erheben ließ. Auch den Bischof von Wincheſter und seinen Anhang verdrängte Hubert vom Hofe. Wäre Heinrich mit großen Anlagen geboren gewesen, oder hätte er kriegerische Talente besessen, so würde ihm in einer Zeit, wo die Faust das Recht gab, ein solcher Minister vielleicht zur Wiedererlangung der eigenmächtigen Gewalt verholfen haben; er zeigte aber schon bei dem Zwist mit seinem Bruder den schwachen und weichen und daher eigensinnigen Charakter, der seine Regierungszeit zu einer der unglücklichsten in der englischen Geschichte gemacht hat. Er gewährte nämlich die gerichtliche Entscheidung, welche Richard wegen des ihm geraubten Grundstückes verlangte, durchaus nicht, gestand aber nachher, als sein Bruder die Waffen ergriff, der unrechtmäßigen Gewalt zu, was er der rechtmäßigen Forderung verweigert hatte, und behielt nichts desto weniger seinen Oberrichter Hubert bei, der an der ganzen Sache schuld war. Auch Hubert gab manche Blößen, und zeigte namentlich einen Mangel an militärischen Eigenschaften, die doch einem Minister jener Zeiten durchaus unentbehrlich waren. Dagegen bewies er eine verständige Politik, als er den jungen König abhielt, sich durch die Lockungen der Normannen zu einem Kriege mit Frankreich hinreißen zu lassen, obgleich die Umstände im höchsten Grade günstig schienen. Ludwig der Heilige war als elfjähriger Knabe König von Frankreich geworden, viele französische Großen suchten diese Gelegenheit zu benutzen, um sich auf Unkosten des Reiches und ihrer Nebenvasallen zu bereichern, und die Normannen, welche der französischen Herrschaft überdrüßig waren, riefen den englischen König herbei; Heinrich folgte aber dem verständigen Rathe seines Oberrichters. Dagegen wollte er nachher, als die günstige Gelegenheit vorüber war, durchaus einen Krieg mit Frankreich unternehmen, und war nicht wenig aufgebracht, als

Hubert durch die unterlassene Ausrüstung von Transportschiffen die Ausführung seines Vorhabens unmöglich machte.

Mit dem Pabste standen sich der König und sein Minister ganz vortrefflich; es ward sogar eine enge Verbindung mit ihm geschlossen, und der Pabst that das Seinige, um durch Erlasse an die englischen Bischöfe die Großen des Reiches in Gehorsam gegen ihren König zu erhalten. Dafür wurde England von der römischen Habsucht noch weit härter gedrückt, als selbst die zum Theil von geistlichen Fürsten beherrschte deutsche Nation. Gregor IX. und Innocenz IV. erpreßten in England den größten Theil der Summen, die sie zum Kampfe mit den Hohenstaufen nöthig hatten (s. S. 302 f.), und die Schamlosigkeit der päbstlichen Legaten ging so weit, daß sie sogar einmal verlangten, man solle in jedem Kloster und Stifte einige der einträglicheren Stellen dem Pabste vorbehalten, und daß sie manchmal, wenn sie den Steuerdruck zu weit getrieben hatten, überfallen und des zusammengebrachten Geldes beraubt wurden. Sie fanden aber ein Mittel, der Ausplünderung künftig zu entgehen. Sie zogen nämlich ihre erfinderischen Landsleute, die sich bereits im übrigen Europa als Wechseler und Wucherer furchtbar gemacht hatten (s. S. 379), nach England, und ließen ihr Geld, statt es mit sich umherzuschleppen, durch dieselben nach Rom übermachen. Diese italiänischen Geldhändler, welche die seither in England angesiedelten flandrischen verdrängten, zogen dann durch ihren Wucher den Engländern auch noch das aus der Tasche, was die offene Habsucht ihnen gelassen hatte; zugleich brachten sie aber auch Wechselwesen und Wechselrecht nach England.

Im Jahre 1232 kehrte Hubert's Feind, der Bischof Peter von Winchester, der nach seinem Sturze eine Pilgerfahrt ins gelobte Land gemacht hatte, nach England zurück, und bereitete seinem Gegner dasselbe Schicksal, das dieser einst ihm selbst bereitet hatte. Er bearbeitete in Verbindung mit seinen anderen Landsleuten, die am englischen Hofe lebten, den jungen König, und bewog ihn, Hubert plötzlich abzusetzen. Dieser flüchtete sich, um der Verfolgung seiner Feinde zu entgehen, in eine Kirche. Hier ließ ihn der König ohne Rücksicht auf das Asyl-Recht und auf die Magna Charta gewaltsam festnehmen; er scheute sich bei der Gelegenheit sogar

nicht, die schon längst gegen Hubert erbitterten Bürger von London dem Verfolgten auf den Leib zu hetzen, obgleich man ihn vor den Folgen eines solchen revolutionären Schrittes warnte. Die Bürger ergriffen und mishandelten den Flüchtling. Zwar ertrotzten ihn die Geistlichen, die ihr Asyl nicht verletzt haben wollten, wieder zurück; aber der König ließ ihn noch einmal greifen und auf ein festes Schloß bringen. Hier befreiten ihn seine Freunde gewaltsam, und ein halbes Jahr später begnadigte ihn der launenhafte König ebenso willkürlich, als er ihn vorher mit Härte verfolgt hatte; doch hütete sich Hubert an den Hof zurückzukehren. Das ganze Verfahren gegen Hubert zeigt uns einen Zustand des Reiches, welcher unmöglich lange fortdauern konnte, da die Gewalt, nicht Recht und Gerechtigkeit das Scepter führte. Auch die Herrschaft Peter's von Winchester hatte diesen Charakter; ja, die Regierung wurde unter ihm sogar noch tyrannischer. Er brachte seine Creaturen in alle Ämter, und wählte zu Creaturen nur seine Landsleute; bald waren selbst die höchsten Beamten Ausländer, und es wurden noch dazu zweitausend Ritter aus der Bretagne und aus Poitou herbeigezogen, um aus ihnen die Besatzungen der königlichen Burgen zu bilden. Diesen fremden Streitern gab man dann englische Grafschaften und Baronieen, ihre Töchter wurden den reichen Engländern, die es nicht mit dem Hofe verderben wollten, als Gemahlinnen aufgedrungen, sie selbst aber erhielten Wittwen und Erbtöchter des Landes, welche zur Heirath gezwungen wurden. Auf solche Weise bildete man eine geschlossene Macht oder eine Art stehenden Heeres, mit dem alle Widerspenstigen zu Boden geschlagen werden konnten. Vergebens machte der Reichsmarschall dem Könige Vorstellungen, vergebens verschwendete der Albertus Magnus von England, Roger Baco, der beredteste und witzigste Mann seiner Zeit (s. S. 355 ff.), seine Redekunst und seinen Witz an Heinrich; dieser hielt fest an seinen neuen Lieblingen und wollte durchaus ohne die Nation über die Nation herrschen. Alle Engländer von einiger Bedeutung verließen den Hof, und es schien zugleich ein System des ärgsten Druckes und völlige Anarchie herrschend zu werden. Das Reich zerfiel förmlich in zwei Theile; auf der einen Seite standen der König und seine Leute, und unterdrückten ohne Rücksicht auf Recht jeden, den sie über-

wältigen konnten, auf der anderen wurden die Regierenden und ihre Freunde von dem Adel und den Bürgerschaften beraubt. Dieser Zustand konnte indessen nicht lange bestehen bleiben. Heinrich mußte zuletzt der Stimme seines Volkes nachgeben und die Fremden dem Nationalunwillen opfern: Peter von Wincheſter wurde in sein Bisthum verwiesen, die Ämter den Fremden entrissen und diese nach Frankreich zurückgeschickt (1234). Es ward jedoch dadurch nicht besser; denn der König, auf dessen Persönlichkeit Alles ankam, war zu jedem ernsten Geschäfte untauglich, und machte sich verächtlich. Er schloß schimpfliche Verträge; er gab den Verwandten seiner Gemahlin, Eleonore von Provence (s. S. 312), die wichtigsten Stellen des Landes; er vermählte 1235 seine Schwester Isabella mit dem Kaiser Friedrich II., und schien in dessen System gegen den römischen Stuhl einzugehen, gestattete dann aber nichts desto weniger dem Pabste die Plünderung der englischen Kirche, und gab zu, daß die italiänischen Wucherer sein Reich aussogen; er erbettelte so oft er in Geldnoth war, von den versammelten Reichsständen neue Steuern, indem er sich dabei öffentlich der Pflichtvergessenheit beschuldigte und die härtesten Vorwürfe entgegennahm; er gab endlich der Geistlichkeit, in deren Gewalt er war, unerhörte, mit der ganzen sächsisch-normanischen Verfassung unverträgliche Vorrechte.

Um das Unglück voll zu machen, fehlte nur noch ein Zwiespalt in der königlichen Familie selbst. Auch dieser brach bald nachher aus. Die Veranlassung dazu gab wieder ein aus Frankreich gekommener Liebling Heinrich's. Dieser Liebling war der jüngere Simon von Montfort, ein Sohn des Helden der Albigenser-Kriege (s. S. 259 ff.), welcher die Grafschaft Leiceſter und die anderen englischen Besitzungen seines Vaters, sowie einen Theil der kriegerischen Eigenschaften desselben, die seinem Bruder Amalakich ganz fehlten, geerbt hatte. Simon war kaum nach England gekommen, als er, wie früher Hubert von Burgh und Peter von Wincheſter, die wandelbare und übertriebene Gunst des Königs erlangte. Dieser gab ihm sogar seine Schwester Eleonore zur Gemahlin, und war dabei unvorsichtig genug, ihn ohne die gewöhnlichen kirchlichen Formen in der Kapelle seines Palastes trauen zu lassen (1238). Simon's großer Einfluß machte bald des Kö-

nigs Bruder, Richard von Cornwallis, eifersüchtig; dieser trat an die Spitze der Misvergnügten, und der schwache König ließ seinen neuen Günstling ebenso fallen, wie Hubert und Peter. Simon reiste nach Rom und verschaffte sich hier durch Geldversprechungen eine Bekräftigung seiner Ehe; welche man zwar nicht von kirchlicher, wohl aber von politischer Seite her mit Recht angegriffen hatte. Als er nach England zurückkam, war er dem König wieder neu und ward von ihm mit vollem Jubel empfangen. Schon im folgenden Jahre zerfielen Beide wieder, weil Simon dem Pabste das versprochene Geld nicht bezahlt hatte und dafür in den Bann gethan worden war. Er mußte mit Schimpf und Schande den Hof verlassen, erklärte darauf einen Kreuzzug unternehmen zu wollen, und gebrauchte dies als einen Vorwand, um von seinen englischen Vasallen Beisteuern erheben zu dürfen und ohne Aufsehen Güter und Wälder veräußern zu können.

Da in dieser Zeit keine äußeren Kriege das Volk beschäftigten und der König das, was er erpreßte, sogleich wieder verschwendete, so stieg der Luxus in England ungeheuer hoch; fremde Waaren wurden tägliches Bedürfniß und wir finden ebensowohl bei Geistlichen, als bei der Bürgerschaft eine auffallende Menge von goldenen und silbernen Gefäßen, von dem Adel aber wird uns nicht nur berichtet, daß Einzelne ihre Streitroße von Italien her kommen ließen, sondern einmal erschienen sogar bei einem Hoffeste tausend Ritter an dem einen Tage in seidenen Gewändern und am folgenden in anderen Prunkkleidern. Um so fühlbarer und verwirrender waren unter diesen Umständen die Erpressungen des Pabstes. Die Italiäner sogen das Land aus, und da es an einem die Metalle ersetzenden Mittel des Tauschwerthes fehlte, so störte der Abfluß des Geldes nach Rom den ganzen Verkehr, und brachte auch die Maschine der Staatsverwaltung in Verwirrung. Man würde indessen ungerecht sein, wenn man nicht hinzufügte, daß dieselben Verhältnisse, welche die Verwaltung schwierig machten und die Betriebsamkeit in vielen Stücken hemmten, den Künsten und noch mehr den Wissenschaften in hohem Grade förderlich waren; denn für diese begann damals, wie durch Albertus Magnus in Deutschland und durch die Pariser Universität in Frankreich, in England eine ganz neue und bedeutende Periode, und Männer

wie Roger Baco gaben, bei dem Mangel an Büchern und bei der darauf beruhenden Wichtigkeit der Univerſitäten, dem Geiſte der Nation eine neue Richtung.

Die Erpreſſungen des Pabſtes verſetzten endlich ſogar den König in Unwillen und Zorn, er benahm ſich aber auch in dieſer Sache ebenſo übereilt, heftig, inconſequent und ſchwach, als in allen anderen Dingen. Er berief 1246 die Reichsſtände zu einer glänzenden Verſammlung, ließ, auf ihren Ausſpruch geſtützt, den Befehl ausgehen, daß niemand ſich ferner unterſtehen ſolle, zu einer päbſtlichen Steuer beizutragen oder nur das geringſte Geld nach Rom zu ſenden; der Pabſt gewann aber den Bruder des Königs und einige Biſchöfe für ſich, und nun wich der ſchwache König ebenſo ſchnell und feige zurück, als er die Sache hitzig und trotzig angefangen hatte. Die Nation ward durch dieſe Aufopferung ihres Vortheiles in ihrem Widerwillen gegen die Regierung Heinrich's beſtärkt und zugleich durch die von ihm gezeigte Schwäche zu nachdrücklicherem Widerſtreben ermuthigt. Als daher Heinrich 1248 bei einer großen Geldverlegenheit die geiſtlichen und weltlichen Stände wieder zuſammenrief, um von ihnen eine Beiſteuer zu erbitten, brach der Sturm los, und er mußte ſich alle Fehler ſeiner Regierung auf einmal vorwerfen laſſen. Man ſtellte ihn mit harten Worten darüber zur Rede, daß er die erledigten Bisthümer und Abteien unbeſetzt laſſe, um ſie ausplündern zu können, daß er jeden Tag die Rechte der Nation verletze, daß er keinen verantwortlichen Oberrichter, Schatzmeiſter und Kanzler habe, und alſo ſeine Miniſter nicht als Beamte der Nation, ſondern als Diener ſeiner eigenen Perſon betrachte, daß er alle Polizei im Reiche habe untergehen laſſen und ſein Richter- und Strafamt als eine Quelle des Einkommens benutze. Das Letztere war wirklich in unerhörtem Grade der Fall; denn die Unſicherheit der Straßen war damals in England faſt noch größer, als in Deutſchland, und der König befand ſich ſeiner ſteten Geldverlegenheiten wegen ſo ſehr in der Gewalt der Wucherer, daß er z. B. einmal einen reichen Juden, der der Falſchmünzerei und der Schriftverfälſchung überführt war, zuerſt gegen eine ungeheuere Summe von der Haft entließ und nachher für eine noch größere Summe ganz freiſprach. Die Reichsſtände ſchlugen dem König dießmal jede neue Beiſteuer

ab. Er sah sich daher genöthigt, sein ganzes Silbergeräthe zu verkaufen, erbettelte unter dem Vorwand, einen Kreuzzug machen zu wollen, von den Bürgern von London weinend und mit dem Versprechen der Besserung eine Summe Geldes, und ließ sich alles, was von der Regierung abhing, abkaufen. Seine Umgebung, welche größtentheils aus einer stets zunehmenden Menge von französischen Rittern bestand, lebte sogar förmlich vom Raube. Unter diesen Fremden waren seine vier Halbbrüder, die Söhne des Grafen von la Marche, mit dem sich seine Mutter in zweiter Ehe vermählt hatte, die habgierigsten und wildesten. Sie verfuhren ohne die mindeste Rücksicht, jagten in den Wäldern der Großen und Bischöfe, und nahmen in London Waaren und Lebensmittel ohne weiteres weg. Nichts beweist jedoch den unbegreiflichen Unverstand des Königs mehr, als daß er unter solchen Umständen sich durch den Pabst bewegen ließ, das Königreich Sicilien, welches der hohenstaufischen Familie entrissen werden sollte, für seinen Sohn Edmund zu kaufen(s. S. 308), oder vielmehr daß er sich durch die Aussicht auf den Besitz desselben verlocken ließ, in die Falle zu gehen, die ihm der Betrug des Pabstes stellte; denn offenbar wollte man in Rom ihn und sein Land nur ausbeuten. Von den päbstlichen Legaten getäuscht, leerte er seine ganze Kasse aus, borgte und raubte eine Summe nach der anderen, und häufte zuletzt eine Schuldenlast von dreimalhundertfünfzigtausend Mark auf. Endlich schuf sich Heinrich auch noch einen furchtbaren Feind an seinem Schwager, Simon von Leicester und Montfort, und gab zugleich durch sein Verhalten gegen ihn aller Welt seine Schwäche recht deutlich zu erkennen. Simon hatte sich nach seinem Sturze auf seine französischen Güter begeben, einige Jahre nachher wieder Gnade vor des Königs Auge gefunden, und dann als Statthalter in Guyenne solche Bedrückungen geübt, daß die Bewohner dieses Landes sogar eine drohende Deputation an den König sandten. Jetzt wollte dieser ihn aufopfern; allein Simon lachte seines Zornes, er schalt ihn vor Richard und anderen englischen Großen ins Gesicht einen Lügner und Unchrist, und der König fand keinen Menschen, der die zur Wahrung seiner Ehre erlassenen Befehle gegen Simon hätte ausführen wollen. Dieser behielt sogar noch eine Zeitlang seine Statthalterschaft. Als er später nach England

zurückkehrte, gerieth er mit dem schwachen König aufs neue in einen heftigen Streit.

Diese neue Feindschaft zwischen Simon und dem König ward dem Letzteren verderblich, als endlich das Übermaß der römischen Erpressungen und die zunehmenden Frevelthaten von Heinrich's Halbbrüdern den Ausbruch einer Revolution herbeiführten. Eine neue Geldverlegenheit nöthigte den König, im Jahre 1258 die Großen zu einem Parlament zu berufen; diese erschienen bewaffnet, und führten eine so heftige Sprache, daß Heinrich sie gleich anfangs wieder entließ und zu einer neuen Versammlung in Oxford beschied. Die Barone, an deren Spitze Simon trat, nahmen in der Zwischenzeit ihre Maßregeln; sie hielten die Lage der Dinge für eine gute Gelegenheit, das Mark des Landes, welches die Fremden und der Pabst aussogen, selbst zu verzehren, und faßten den Beschluß, eine oligarchische Regierung einzurichten und den König nöthigenfalls sogar mit Waffengewalt unter ihren Willen zu beugen. Am 11. Juni 1258 erschienen sie mit Roß und Mann zu der Oxforder Versammlung, welche nachher von der königlichen Partei den Namen des tollen Parlaments erhalten hat, und zwangen den König nicht nur zur Entlassung der Fremden seiner Umgebung, sondern auch zur Anerkennung einer ganz neuen Regierungsform. Vier und zwanzig Große des Reiches wurden zur einen Hälfte vom König, zur Anderen vom Adel ernannt, um die nöthigen Reformen im Reiche vorzunehmen, und bis zur Beendigung ihres Geschäftes mit königlicher Gewalt bekleidet. Diese faßten dann die sogenannten Oxforder Constitutionen ab, durch welche die Monarchie in eine förmliche Oligarchie umgewandelt ward. Die Magna Charta wurde wieder in Kraft gesetzt, die Reichsbeamten nicht mehr vom König, sondern von den Vierundzwanzig ernannt, das Gerichtswesen und die ganze Verwaltung neu geordnet, durch einen Ausschuß der Vierundzwanzig ein Staatsrath von fünfzehn Personen erwählt, damit jeder Schritt des Königs von den Oligarchen bewacht werden könne, ferner in jeder Grafschaft eine Commission von vier Rittern zur Untersuchung aller Beschwerden bestellt, und endlich in Betreff der Parlamente beschlossen, daß dieselben nicht mehr nach dem Belieben des Königs, sondern regelmäßig jedes Jahr dreimal gehalten werden sollten.

Der König mußte mit seiner ganzen Familie die neue Verfassung unterschreiben, und sogar in den drei am Hofe, bei Gericht und im gemeinen Leben gebräuchlichen Sprachen (Französisch, Lateinisch und Englisch) als aus seinem eigenen Willen hervorgegangen bekannt machen.

Daß bei dem Übergewicht, den im Mittelalter der Ritterstand über das Volk hatte, diese oligarchische Regierungsveränderung im Allgemeinen und auf die Dauer heilsam für das Land gewesen wäre, wird niemand zu behaupten wagen; daß sie aber das einzige Mittel zur Wiederherstellung der mit Füßen getretenen Verfassung war, wird ein Blick auf das, was durch sie geschah, zeigen. Alle alten Beschwerden wurden gehört und abgestellt, das alte Gesetz- und Gerichtswesen nach langer Störung erneut, die Beamten wieder unter die Aufsicht der Nation gebracht und verantwortlich gemacht, und endlich die alte Ordnung des Staates überhaupt wiederhergestellt. Halten konnte sich übrigens diese Reform aus dem doppelten Grunde nicht, weil sie die königliche Familie fast von allem Einflusse ausschloß und dem hohen Adel eine überwiegende Gewalt gab. Aus beiden Quellen entstanden bald neue Bewegungen und Unruhen. Einerseits erhoben sich die Halbbrüder des Königs und Richard von Cornwallis, der im vorhergehenden Jahre zum deutschen Kaiser gewählt worden war, schon nach kurzer Zeit dagegen, und der König selbst ließ sich 1261 durch den Pabst von dem seinen Unterthanen geleisteten Eid entbinden. Andererseits trat eine Spaltung zwischen dem hohen und niederen Adel ein, weil der Letztere lieber Einen König, als vierundzwanzig haben wollte. Endlich arbeitete auch Simon von Leicester, welcher offenbar durch eine Revolution seinen Kindern den Thron zu verschaffen suchte, der Herstellung des Friedens entgegen, und der Umstand, daß Richard von Cornwallis als deutscher Kaiser sich öfters aus England entfernte, erleichterte ihm sein Spiel. Es brachen zu wiederholten Malen Empörungen und offene Bürgerkriege aus, und zweimal ließ sich der König von neuem zur Beschwörung der Oxforder Artikel zwingen. Endlich verständigte er sich mit den Großen dahin, daß Ludwig der Heilige als Schiedsrichter entscheiden solle. Ludwig that im Januar 1264 einen unparteiischen, beiden Theilen günstigen Spruch; allein dies führte zu nichts,

weil auch damals, wie in allen bedeutenden bürgerlichen Streitigkeiten, keine andere Entscheidung, als durch die Besiegung und Vertilgung der einen Partei möglich war. Die Engländer verwarfen den Spruch Ludwig's als das Urtheil eines Königs für einen König; der Krieg brach von neuem aus, und es wurden von beiden Seiten die größten Gewaltthätigkeiten und Verwüstungen geübt. Endlich kam es im Mai 1264 bei Lewes zu einer entscheidenden Schlacht. In dieser hatte der König zwar den Vortheil, daß die Zahl der Ritter in seinem Heere größer war, als auf Simon's Seite; allein Simon war ein Feldherr, und der Einzige von des Königs Anhängern, der eine Schlacht zu leiten verstand, sein Sohn und Thronerbe, Eduard I., ließ sich aus Haß gegen die Londoner Bürger, die den einen Flügel von Simon's Heer bildeten und bald die Flucht ergriffen, zu einer unbedachtsamen Verfolgung derselben verleiten. Nach seiner Entfernung gewann Simon nicht allein die Schlacht, sondern er nahm auch den König und seinen Bruder, Richard von Cornwallis gefangen. Ja, selbst Eduard mußte sich, als er zu spät zurückgekehrt war, dem Sieger ergeben. Dagegen retteten sich die Königin und ihr zweiter Sohn, Edmund, nach Guyenne und Poitou, wo sie sogleich Soldtruppen und Schiffe zu einer Landung in England sammelten.

Jetzt war Simon der eigentliche Regent von England; er zwang den gefangenen König alles zu unterzeichnen, was er ihm vorlegte, und erließ auf diese Weise eine ganze Reihe von Verordnungen über die Übergabe der königlichen Burgen und der sogenannten fünf Häfen (cinque ports) oder der fünf Haupt-Seeplätze der Insel an die Verbündeten, über Veränderungen in der Verfassung und ganz besonders über Vorrechte und Begünstigungen für Simon selbst. Der Pabst schleuderte freilich seinen Bannfluch gegen diesen; darum kümmerte sich aber Simon nicht, sondern er ließ die päbstliche Bulle ins Meer werfen, und nöthigte die Geistlichkeit, den Kirchenzehnten an ihn zu entrichten. Die Unternehmung der Königin vereitelte er mit leichter Mühe, da die Truppen derselben schlecht bezahlt wurden, und um künftige Landungen zu verhindern, erlaubte er den Bürgern der fünf Häfen das Kapern aller Schiffe der Provinzen Guyenne und Poitou, von denen aus ein starker Handel nach England getrieben ward. Dadurch er-

itterte er freilich das Volk, das die Folgen des gestörten Handels bald empfindlich genug fühlte; auch die Großen brachte er durch seine Tyrannei, seinen Stolz und seine Anmaßung gegen sich auf, und selbst der wichtigste Mann seiner Partei, Gilbert von Glocester, zerfiel mit ihm, während zugleich die Anhänger des königlichen Hauses sich an den Grenzen von Wales sammelten, und in dem tapferen Roger Mortimer einen entschlossenen Führer erhielten. Nichts desto weniger behauptete sich Simon über ein Jahr lang im Besitze der Gewalt. Seine Hauptstütze war das Volk, welches er durch eine für die Entwickelung der englischen Verfassung höchst wichtige Maßregel in sein Interesse zog. Er berief nämlich in das Parlament nicht blos die geistlichen und weltlichen Großen, sondern auch zwei Deputirte des niederen Adels aus jeder Grafschaft und eine Anzahl Abgeordnete aus den Städten, so daß damals die ganze Form der späteren Parlamente zum ersten Male sichtbar wurde; denn bis zu dieser Zeit war in dem englischen Parlament nur der Klerus und der höhere Theil des Adels vertreten gewesen. Endlich machte das rohe und übermüthige Verfahren von Simon's Söhnen ihn selbst ebenso verhaßt, wie früher das wilde Treiben der Halbbrüder Heinrich's diesen verhaßt gemacht hatte. Außerdem entkam der Prinz Eduard, welcher Alles durch seine Leutseligkeit gewann, aus der Gefangenschaft, und die englische Nation, welche stets König und Volk für unzertrennlich gehalten hat und an einen sicheren und bestimmten Gang der öffentlichen Geschäfte gewöhnt war, fühlte das Bedürfniß des königlichen Ansehens noch weit lebhafter, als zu derselben Zeit die deutsche Nation. Eduard rief das Volk zu den Waffen, um seinen König zu befreien, und dieses folgte in großer Zahl seiner Aufforderung, obgleich Simon den gefangenen Heinrich zur Unterschreibung von Manifesten gegen seinen eigenen Sohn zwang. In dem Kriege, welcher jetzt entstand, suchte Simon es sobald als möglich zu einem entscheidenden Treffen zu bringen, weil er Mortimer, Gilbert und Eduard als junge hitzige Ritter kannte, und sich ihnen im Kampf auf offenem Felde durch Talent und Erfahrung überlegen fühlte; allein Eduard war durch das bei Lewes erlittene Unglück behutsamer geworden, und ließ sich, selbst als Simon ihn durch einen Rückzug sicher zu machen suchte, nicht

zu einer Schlacht verlocken. Er eilte vielmehr einem Sohne Simon's entgegen, den der Vater herbeigerufen hatte, um ſich mit ihm zu vereinigen, brachte den unvorſichtigen und verwegenen jungen Mann zu einer Schlacht, und ſchloß, nachdem er das Heer desſelben vernichtet hatte, den alten Simon rundum ein. Dieſer wußte nichts von dem Unglücke ſeines Sohnes, er erkannte aber aus der Erſcheinung der ganzen Macht Eduard's das, was geſchehen war, und ahnte ebenſo, wie einſt Hannibal aus dem Haupte Hasdrubal's das Schickſal Karthago's geahnt hatte (ſ. Th. III. S. 394), aus der Niederlage ſeines Sohnes ſeine eigene. Er entſchloß ſich zu einer Schlacht, nicht ſowohl weil er den Sieg hoffte, als weil er mit Ehren untergehen wollte (Auguſt 1265). Er zeigte ſich an dieſem letzten ſeiner Tage als Feldherr und als Ritter ſeines Vaters würdig, ſtritt wie ein Held und fand den Tod, den er geſucht hatte. Der König Heinrich dagegen, den er mit in den Kampf genommen hatte, bewies ſich bei dieſer Gelegenheit ſehr feige.

Mit dieſer Schlacht, welche bei Eveshам geliefert wurde, nahm auch die von Simon eingeführte neue Verfaſſung ein Ende. Eduard und Gilbert von Gloceſter waren ſchon früher übereingekommen, daß man nur die alte Conſtitution und das alte Recht wiederherſtellen wolle, und daß deshalb, ſowie der König ſeine und ſeiner Vorfahren bekannte, in den Freibriefen bezeichnete Uſurpation aufgeben müſſe, ebenſo auch die neuen Beſchränkungen des königlichen Anſehens aufgehoben werden ſollten. In der That ſorgte Eduard dafür, daß ſein Vater Wort hielt, und daß die Fremden ſich nicht ſogleich wieder herbeidrängten. Auch die Gegenwirkung, die bei keinem Bürgerkrieg auszubleiben pflegt, ward in mäßigen Schranken gehalten; nur Simon's Familie, ſowie der Fürſt von Wales und die Bürger von London mußten ihre Verbindung mit Simon ſchwer büßen. Die Erſtere ward vertrieben, der Fürſt von Wales aber mußte zweiunddreißigtauſend und die Stadt London zwanzigtauſend Mark Strafe zahlen.

Kaum war die Ruhe in England wiederhergeſtellt, als Eduard's Theilnahme an dem zweiten Kreuzzuge Ludwig's des Heiligen (ſ. S. 247 f.) die alten finanziellen Verlegenheiten und Bedrückungen aufs neue hervorrief. Man ſchrieb, um dem Prinzen

die nöthige Summe zu verschaffen, einen Zwanzigsten aller fahrenden Habe aus, und diese an sich schon drückende Steuer ward es noch mehr durch die Art, wie sie erhoben wurde. Man hatte von einem Abgabensystem und von einer geordneten Erhebung der Steuern keinen Begriff, und obgleich es in England auch damals an politischer und staatsrechtlicher Weisheit nicht ganz fehlte, so zeigt sich doch bei der Gelegenheit ein auffallender Mangel aller Einsicht in die Staatshaushaltung. Man brauchte z. B. ein ganzes Jahr, um die fahrende Habe der Unterthanen zu schätzen, und erhob also die Abgabe erst dann, als sich die ihr zu Grunde liegende Schätzung wieder ganz geändert hatte; außerdem war die Erhebung mit solchen Schwierigkeiten und Unkosten verbunden, daß nur ein geringer Theil der den Unterthanen abgenommenen Summe übrig blieb. Ebenso zeigte sich in dem, was Heinrich über den Verkehr mit den Hauptorten des rheinischen und hanseatischen Städtebundes verordnete, die mangelnde Erkenntniß des Unterschiedes zwischen einer Verwaltung nach Grundsätzen und nach Launen oder Privat-Rücksichten. Heinrich gewährte nämlich ohne irgend einen anderen Grund, als weil sein Bruder, der deutsche König Richard, sich dafür verwendete, den Kölnern und Lübeckern eine sogenannte Hansa oder Guild d. i. eine Zunft und ein Zunfthaus in London, und da in Folge davon niemand in das, was jene Fremden im Lande trieben, eingreifen durfte, so stiftete er durch diese Vergünstigung einen Staat im Staate.

Heinrich starb 1272 nach einer sechsundfünfzigjährigen Regierung, während sein Sohn und Nachfolger, Eduard I., noch auf der Rückreise von Palästina begriffen war, wo er das Andenken an Richard Löwenherz erneuert hatte. Eduard beeilte sich nicht nach England zurückzukommen; er verweilte eine Zeitlang in Paris, blieb dann ein ganzes Jahr in Gascogne, wo er eine Fehde mit Gaston von Bearn beendigte, wohnte hierauf einem Turnier in Chalons bei, blos um seiner Lust an ritterlichen Kämpfen zu fröhnen, und kam erst im Sommer des Jahres 1274 nach England. Hier fand er die königlichen Finanzen etwas besser, als sie vorher gewesen waren, und hielt es daher nicht für nöthig, die Freiheitsbriefe der Nation gleich bei seiner Thronbesteigung zu bestätigen. Er that dies erst fünfundzwanzig Jahre später, und

würde es vielleicht niemals gethan haben, wenn er nicht zu seinen kriegerischen Planen der herzlichen Mitwirkung aller Stände bedürft hätte.

Eduard fand für seinen ritterlichen und streitlustigen Sinn hinreichende Beschäftigung, als der unvorsichtige Fürst von Wales, Llewellyn, ihm einen gerecht scheinenden Vorwand gab, dieses der englischen Krone schon längst als Lehen unterworfene Bergland und seine alt-brittische Bevölkerung völlig zu bezwingen. Llewellyn war ein treuer Anhänger Simon's von Montfort gewesen, hatte mit seinen rohen und räuberischen Wallisern, welche damals noch nicht einmal das Brod kannten, die Unruhen zu Heinrich's III. Zeit benutzt, um die englischen Grenzstriche auszuplündern, und war dafür nach Simon's Untergang mit einer Geldbuße bestraft worden. Gleich nach Heinrich's Tode begann er seine Raubzüge wieder, und machte Schwierigkeiten wegen der Huldigung. Eduard zog daher 1277 mit einem Heere, bei dem sich auch der vertriebene Bruder Llewellyn's, David, befand, gegen ihn zu Felde, schloß sein Land, welches durchaus keinen Getreidebau hatte, von allen Seiten ein, und nöthigte ihn durch Hunger und Mangel bald, alle Bedingungen einzugehen, die er vorzuschreiben für gut fand. Einige Jahre nachher (1282) erhoben sich jedoch die Walliser gegen die harte englische Oberherrschaft aufs neue, und auch David, welcher Eduard's Absichten ahnte, stand diesmal seinem Bruder treulich bei. Eduard zog gegen die Empörten, und zwar mit dem festen Vorsatz, die herrschende Familie in Wales völlig auszurotten und das Land in eine englische Provinz zu verwandeln. Er selbst war in diesem zweiten Kriege nicht sehr glücklich. Allein sein alter Freund, Roger Mortimer, stieß an einem für den Kampf roher Gebirgsbewohner sehr ungünstigen Orte auf die Hauptmacht der Walliser, schlug sie völlig und tödtete den König Llewellyn, dessen Haupt dann in London öffentlich aufgesteckt ward. Jetzt stand das Land den Engländern offen, und in kurzer Zeit ward es völlig unterworfen. Den Bruder des letzten Fürsten verfolgte Eduard wie ein wildes Thier. Überall aufgesucht, rettete sich David in eine morastige Gegend, ward dort nebst seiner Familie von einem bestochenen Landsmann verrathen, in England vor das Gericht der Pairs gestellt, und nach ihrem Ausspruche als

Räuber, Rebell und Hochverräther geviertheilt (1283). Eduard gab vielen Engländern Lehen im Walliser-Lande, stellte dasselbe unter die Herrschaft englischer Gesetze und Beamten, und ließ von den einheimischen Sitten und Rechten nur so viel übrig, als sich mit der englischen Verwaltung vertrug. Natürlich rief diese Behandlung der Walliser noch oft Bewegungen hervor; diese wurden aber leicht wieder unterdrückt. Einige Jahre nach der Unterwerfung der Walliser ertheilte Eduard seinem ältesten Sohne den Titel eines Prinzen von Wales, welcher seitdem für den jedesmaligen englischen Thronerben gebräuchlich geblieben ist.

Neben dem offenen Kriege mit den Wallisern führte Eduard einen unrühmlichen inneren Krieg mit den Juden seines Reiches, welche schon sein Vater und sein Großvater wie Säugschwämme, die man nach Gefallen ausdrückt, behandelt hatten. Er verfolgte sie mit barbarischer Härte, um sich an den von ihnen angehäuften Reichthümern zu erholen; doch ist es ausgemacht, daß sie damals auch das Kippen und Wippen des Geldes und sogar die Falschmünzerei als Gewerbe trieben. Sie wurden von Eduard zuerst gebrandschatzt und dann (1290) insgesammt aus England gejagt, nachdem er sich vorher ihrer Habe bemächtigt hatte. Er gewann durch diese Maßregel eine viel größere Summe baaren Geldes, als durch die zahlreichen Processe, die er mit weltlichen und geistlichen Großen begann, um ihnen die königlichen Güter und Rechte, die sie in den unruhigen Zeiten an sich gerissen hatten, wieder zu entziehen; denn es kam bei den hierüber angestellten gerichtlichen Untersuchungen wenig heraus.

In Betreff der inneren Geschichte von England ist Eduard's Regierung besonders durch den Umstand wichtig, daß er als König die von Simon eingerichtete Form der Parlamente annahm, und also dem Volke einen Antheil an der Verwaltung gab, der demselben nachher geblieben ist. Er berief nämlich 1283 zu dem in Shrewsbury versammelten Parlament nicht blos die geistlichen und weltlichen Großen, sondern auch gewählte Deputirte der Städte und Grafschaften, weil eine solche Versammlung wegen des Gegengewichts, das die Letzteren gegen den hohen Adel bildeten, viel leichter zu leiten war, als ein blos aus Großen zusammengesetztes Parlament. Es entstand auf diese Weise zu Eduard's

Zeit ein Haus der Gemeinen neben dem der Lords. Doch dauerte es noch Jahrhunderte, bis jenes Haus der Gemeinen als der eigentliche Repräsentant der Nation angesehen wurde. Eduard selbst ertheilte den Gemeinen zwar zum Ersatz für das viele Geld, das er von ihnen forderte, auch das Recht, Beschwerden ihrer Mitbürger anzunehmen und darauf bezügliche Vorstellungen an den König zu richten; allein sie erlangten damit nur dann etwas, wenn zugleich die Barone sich regten. Auch hielt Eduard seine Berathung ganz allein mit den Letzteren, und versammelte die Deputirten des Volkes nur, um Steuern von ihnen zu fordern. Außerdem ließ er sie oft zehn Jahre hindurch nicht zusammenkommen, und berief bald mehr, bald weniger Deputirte. Ja, er schrieb sogar ohne Vorberathung und Zustimmung des Parlaments Steuern aus, und erhob von Bürgern und Freibauern ganz willkürlich die Summen, welche die Barone ihm nicht gewähren wollten. Überhaupt erschöpfte er, wie Philipp IV. von Frankreich, alle bei dem Feudalsystem möglichen Mittel der Erpressung, um die Gelder zu erhalten, welche die glänzende und kostspielige Regierung eines despotischen, energischen und stets auf Krieg und Turniere bedachten Ritters bedurfte. Er erhöhte unter Andern die Abgabe von der Wolle, dem damaligen Haupt-Handelsproduct der Engländer, bis auf das Zehnfache ihres früheren Betrags, und ließ einst bei einem Kriegszuge alles nöthige Korn und Vieh in den Grafschaften geradezu wegnehmen. Auch in anderen Dingen bewies er sich als einen energischen und rücksichtslosen Despoten; er bestrafte Vergehungen mit großer Härte und auf ungesetzliche Weise, erhielt durch bloße Polizeigewalt, welche Schuldige und Unschuldige ins Gefängniß stürzte oder dem Tode opferte, Ruhe und Sicherheit im Lande, und that überhaupt Dinge, welche damals ein Regent in Deutschland schwerlich hätte wagen dürfen. Es würde ihm übrigens höchstwahrscheinlich gelungen sein, jede Fessel der Freiheitsbriefe abzuwerfen und die monarchische Gewalt in ihrer ganzen Ausdehnung wieder herzustellen, wenn er nicht zuletzt auch die großen Gutsbesitzer zur Verzweiflung gebracht, und dadurch eine Verbindung derselben mit dem Volke gegen sich hervorgerufen hätte. Er ward, wie wir weiter unten zeigen werden, gezwungen, nicht nur die Freiheitsbriefe der Nation feierlich und förmlich zu

bestätigen, sondern auch in einer besonderen neuen Urkunde allen Bedrückungen zu entsagen und das Versprechen zu geben, daß er in Zukunft nur solche Abgaben erheben wolle, die ihm das Parlament bewilligt habe.

Im Jahr 1290 ward Eduard durch das Aussterben des schottischen Königshauses in weit aussehende Händel mit Schottland verwickelt. Dieses Land, dessen Geschichte sogar noch bis gegen das zwölfte Jahrhundert hin in den Nebel der Sage eingehüllt ist, ward schon früh in die englischen Angelegenheiten verwickelt, weil seine Könige als Besitzer von Cumberland und Northumberland Lehensträger der englischen Krone waren. Im Jahre 1175 mußte der König Wilhelm von Schottland dem englischen König sogar für Schottland selbst den Vasallen-Eid leisten (s. S. 50 f.); doch höb Richard Löwenherz 1189 dieses Lehensverhältniß wieder auf, und die schottischen Könige blieben nur wegen ihrer Besitzungen in England Vasallen ihres Nachbarstaates. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts geriethen die Schotten auch mit den Königen von Norwegen in Streit, weil sie die um Schottland herumliegenden Inselgruppen, deren Häuptlinge den Norwegern unterworfen waren, wieder an sich bringen wollten. Dieser Streit ward 1266 durch einen Frieden beigelegt, in welchem der König von Norwegen, Magnus VII., dem schottischen König, Alexander III., gegen einen jährlichen Zins von hundert Mark einen Theil jener Inseln abtrat. Magnus und Alexander, welche beide als Gesetzgeber in ihren Landen berühmt geworden sind, blieben nachher in einer innigen Verbindung mit einander, und knüpften diese durch eine schon früh verabredete Heirath zwischen Erich II., dem Sohn und Nachfolger des norwegischen, und Margaretha, der Tochter des schottischen Königs, noch enger. Im Jahre 1286 erlosch mit Alexander III. der Mannsstamm des schottischen Herrscherhauses, und da schon zwei Jahre vorher auch Margaretha gestorben war, so ward ihre erst drei Jahre alte gleichnamige Tochter, welche gewöhnlich das Mädchen von Norwegen heißt, von den schottischen Ständen als Königin ausgerufen und eine vormundschaftliche Regierung eingerichtet. Diese jüngere Margaretha verlobte Eduard I. von England, der sich schon längst um Erich's Gunst beworben hatte, mit

seinem Sohne und Erben, Eduard II.; sie starb aber, als sie ihres zarten Alters ungeachtet von Norwegen nach England gebracht wurde, auf der Überfahrt (1290), und nun meldete sich eine Menge Prätendenten zu der schottischen Krone. Von diesen wurden nur zwei als diejenigen angesehen, welche allein berücksichtigt werden könnten, Johann Balliol und Robert Bruce. Beide stammten von einem Bruder des oben erwähnten Königs Wilhelm ab; Johann Balliol war der Enkel einer älteren, Robert Bruce der Sohn einer jüngeren Nichte Wilhelm's, der Erstere hatte aber nicht blos den Vortheil, daß er von der älteren Schwester abstammte, sondern seine Mutter lebte auch bei Margaretha's Tode noch und war dem königlichen Hause ebenso nahe verwandt, als Bruce. Das schottische Parlament übertrug die schiedsrichterliche Entscheidung über die Ansprüche Beider dem englischen König Eduard, ohne das Bedenkliche eines Schrittes zu ahnen, den man in einer gebildeten Zeit, wo man die Folgen beachtet, gewiß nicht wagen würde. Der schlaue Eduard benutzte die Sache, um die Schotten in seine Falle zu locken und das alte Oberlehensrecht wiederherzustellen. Er ließ die Versammlung, auf welcher die Ansprüche der beiden Prätendenten geprüft und entschieden werden sollten, nicht auf schottischem Grund und Boden, sondern auf englischem Gebiete halten, und die Schotten gaben dies zu, weil noch mehrere Prätendenten erschienen waren und die Sache sich in die Länge zu ziehen schien. Er nahm ferner zu Beisitzern seines Gerichts zwölf Schotten und ebenso viele Engländer, verzögerte die Entscheidung bis in den Frühling des folgenden Jahres, und ließ nicht nur durch rabulistische englische Juristen die Sache noch verwickelter machen, als sie an sich war, sondern einer dieser Leute, den er zum Präsidenten des Schiedsgerichts ernannt hatte, mußte auch in seiner Rede auf eine recht verschmitzte Weise hervorheben, daß der englische König seit undenklichen Zeiten Oberherr von Schottland gewesen sei. Endlich sorgte Eduard noch dafür, daß eine von seinen Creaturen das Protokoll der gerichtlichen Verhandlung führte, und durch Verdrehung einen offenbar falschen Bericht hineinschob. Die schottischen Großen, unter sich entzweit und durch wechselseitige Eifersucht gegen einander erbittert, ließen sich dies Alles gefallen; ja, sie gaben sogar die Festungen ihres Landes in

die Hände des englischen Königs, damit er im Stande sei, seinem Spruche Nachdruck zu verleihen und demjenigen, dem er das Reich zuerkenne, dasselbe auch zu übergeben. Eduard entschied zu Gunsten Balliol's (1292). Er übergab diesem mit anscheinender Großmuth sogleich die ihm anvertrauten Festungen und Güter, ließ sich aber von ihm schriftlich und mündlich huldigen, veranlaßte dann, daß man klagend gegen ihn auftrat, und lud ihn unter den sonderbarsten Anschuldigungen nach London vor, damit er dort gerichtet werde. Balliol war nicht im Stande, den Unzufriedenen im Inneren und dem englischen Könige zu gleicher Zeit zu begegnen; er wollte sich daher durch seinen Staatsanwalt vertheidigen lassen, ward aber gezwungen, persönlich zu erscheinen, und erlitt eine so kränkende Demüthigung, daß er den kurz vorher zwischen Frankreich und England ausgebrochenen Krieg als eine willkommene Gelegenheit zur Rache benutzte, und ein Bündniß mit dem französischen König, Philipp IV. schloß (1295). Diese Verbindung zwischen Frankreich und Schottland, welche dem letzteren Reiche großes Unglück brachte, macht es nöthig, vorerst den Verlauf der französischen Geschichte von Philipp August's Tode an bis auf jenen Krieg darzustellen.

4. Frankreich von Ludwig VIII. an bis auf Philipp's IV. Regierungsantritt.

Philipp August, bis zu dessen Ende oben (S. 130) die Geschichte von Frankreich geführt worden ist, hatte 1223 seinen ihm ziemlich ähnlichen ältesten Sohn, Ludwig VIII., zum Nachfolger. Ludwig VIII. regierte zwar nur drei Jahre, seine Regierung ist aber nichts desto weniger durch drei Umstände für die Entwickelung der Macht des französischen Reiches sehr wichtig geworden. Diese Umstände sind: Ludwig's Verhältniß zu England, seine Erwerbungen aus Anlaß des Albigenser-Krieges und sein Verfahren in Bezug auf Flandern. Ludwig hatte in dem 1217 mit Heinrich's III. Vormund abgeschlossenen Vertrag außer dem bereits oben (S. 127) Angegebenen noch die Verpflichtung übernommen, alle englischen Provinzen in Frankreich, welche sein Vater eingezogen hatte, wieder herauszugeben; er weigerte sich aber nachher nicht nur, dies zu thun, sondern er suchte auch noch das, was den Engländern übrig geblieben war, an sich zu reißen. Vergebens schickte Heinrich Heer

und Flotte nach Frankreich; ein großer Theil der Ritter in den englisch-französischen Provinzen war insgeheim mit Ludwig einverstanden, und unterwarf sich, sobald derselbe erschien, Andere wurden von ihm gewaltsam dazu gezwungen. Der französische König würde seine Eroberungen sogar noch weiter ausgedehnt haben, wenn er nicht gerade damals das den Albigensern entrissene Land an sich gekauft hätte, und dadurch genöthigt worden wäre, seine Unternehmungen im Westen einzustellen, um sich des im Süden gemachten Raubes zu versichern. Die Art, wie er dies ausführte, ist bereits früher (S. 265—267) dargestellt worden. Was sein Verhältniß zu Flandern betrifft, so befolgte er hierbei ebenso, wie in allen anderen Dingen, die Politik seines Vaters. Dieser hatte nach der Schlacht bei Bovines die Gefangennehmung vieler Herren und Ritter des feindlichen Heeres blos als eine Erwerbsquelle betrachtet und sich ungeheuere Lösegelder zahlen lassen (s. S. 123); bei seinem Tode befand sich der mächtigste von diesen Gefangenen, der Graf von Flandern, noch in französischer Haft, und Ludwig gab ihn nicht eher frei, als bis seine Gemahlin Johanna ihn mit ganz außerordentlichen Opfern losgekauft hatte. Der Graf von Flandern mußte nach einem 1225 zu Melün geschlossenen Vertrage ein ungeheueres Lösegeld bezahlen, zum Unterpfand desselben drei seiner besten Städte hergeben, sich förmlich als Vasallen der französischen Krone bekennen, und für den Fall, daß er den Vertrag nicht halte, alle seine Vasallen und Stadtgemeinden im Voraus verpflichten, dem Könige von Frankreich gegen ihn selbst beizustehen.

Im Jahre 1226 folgte dem König Ludwig VIII. sein Sohn, Ludwig IX. oder der Heilige, dessen Charakter uns bereits aus der Darstellung seiner beiden Kreuzzüge (S. 205—212, 247 f. und 326), sowie aus der Geschichte des Kampfes der letzten Hohenstaufen mit den Päbsten (S. 298, 299, 302 u. 314) bekannt ist. Er war bei seinem Regierungsantritt noch minderjährig, und dies gab sogleich Anlaß zu bedenklichen Bewegungen. Die Großen wollten gern das alte Recht, nach welchem Frankreich eigentlich ein Wahlreich war (s. Th. VI. S. 55 und 59 f.) und wenigstens die Einsetzung einer Regentschaft in Gemeinschaft mit den Ständen hätte vorgenommen werden sollen, geltend machen, und hofften dabei zugleich der Fortdauer der von den beiden letzten Königen ein-

geführten neuen Regierungsweise zu steuern. Die Mutter des jungen Königs aber, die fromme Blanca von Castilien, und der eifrige Kardinal Romanus von St. Angelus, von dem sie sich ganz und gar leiten ließ, ordneten schnell eine vormundschaftliche Regentschaft an, ohne vorher die Stände zu berufen. Die Bischöfe von Sens, Chartres und Beauvais gaben sich dazu her, einen Eid zu schwören, daß der verstorbene König auf dem Todbette seine Gemahlin zur Vormünderin und Regentin bestellt habe, und Blanca, der es bei aller ihrer Frömmigkeit keineswegs an Festigkeit fehlte, ließ ihren Sohn sogleich zum Ritter schlagen und unmittelbar darauf zum König salben. Die Großen verharrten jedoch auf ihrem Sinne, und beschlossen um so mehr Gewalt zu gebrauchen, als Blanca's Verhältniß zu dem Kardinal Romanus ihnen zu große Bedenklichkeiten erweckte; denn Romanus gab der Königin lauter solche Maßregeln an, welche die königliche Allgewalt und den päbstlichen Einfluß vermehren mußten. Einige der mächtigsten Fürsten des Reiches verbanden sich gegen Blanca und ihren Freund, sie scheiterten aber an der Verschlagenheit des Kardinals, an der Gewandtheit der Königin und an ihrer eigenen Unsicherheit im Berathen und Handeln; selbst eine Verbindung mit dem englischen Könige half ihnen nichts. Doch dauerte der Kampf mit ihnen nicht nur während der ganzen Zeit der Regentschaft, sondern sogar in der ersten Zeit der Regierung Ludwig's fort.

Der junge König, welcher 1236 volljährig ward, blieb auch nachher noch in den Händen seiner Mutter. Diese war aus übertriebener Frömmigkeit so einseitig und schwach, daß sie z. B. einst beim Verluste eines Nagels vom heiligen Kreuze Maßregeln ergriff, als wenn es das Palladium des Reiches gelte. Sie erfüllte daher auch ihren Sohn mit einer ängstlichen Sorge für mechanischen Gottesdienst; da sie selbst aber gewohnt war, über der Frömmigkeit den weltlichen Vortheil nicht zu übersehen, und Ludwig von Geburt aus einen recht gesunden Verstand besaß, so wurde der junge König seiner eigentlichen Lebensaufgabe nicht entfremdet. Überdies heilte damals der praktische Sinn, der gerade in Zeiten der Einfachheit sich am meisten erhält, die theoretischen Irrthümer des Verstandes stets ebenso, wie die christliche Demuth den herrschenden Stolz der Gewaltigen linderte. Ludwig war zugleich ein wahr-

haft frommer und praktisch verständiger Fürst, und zeichnete sich durch ächten Seelenadel, durch wahre Tugend und durch ein Rechtlichkeitsgefühl aus, das ihn zu dem gerechtesten unter den Königen machte.

Mit dem englischen König Heinrich III. gerieth Ludwig 1242 in einen Krieg, welcher überraschend schnell und glücklich endete. Heinrich hatte früher bei der Empörung der Großen gegen Blanca den günstigsten Augenblick zum Kriege auf Anrathen seines Leiters Hubert von Burgh unbenutzt gelassen; auch 1241, als ihn der rebellische Graf von Marche um seinen Beistand bat, zauderte er, bis dieser fast völlig unterdrückt war. Dann erschien er mit einem nicht unbedeutenden Heere an der Charente, und ward von Ludwig in einem blutigen Treffen geschlagen. Ein fünfjähriger Waffenstillstand war die Folge dieses Sieges, welchen Ludwig um so weniger zum Nachtheil seines Gegners benutzte, als er sogar über den Besitz der von seinem Großvater eingenommenen englisch-französischen Provinzen heftige Gewissenspein fühlte. Einige Jahre nachher unternahm Ludwig aus übel verstandener Frömmigkeit den Kreuzzug nach Egypten und Syrien, dessen Geschichte oben erzählt worden ist. Wenn er dadurch seinem Lande Wunden schlug, so heilte diese nach seiner Zurückkunft sein heiliges Leben und seine unwandelbare Gerechtigkeit. Sein einfaches Haus- und Hofwesen erforderte so wenig Aufwand, daß er leicht die Summen wieder ersparte, die er auf seinem Kreuzzuge gebraucht hatte. Doch war die Einrichtung seines Hofes keineswegs auf Kargheit gegründet, sondern das Nöthige geschah stets, und nur das Übermaß ward vermißt. Auch seine Staatshaushaltung war so verständig geordnet, daß unter ihm die Einkünfte von den Domänen auf das Doppelte stiegen, und daß er nicht, wie Heinrich III. von England, ewig der Stände bedurfte, um neue Steuern zu erheben. Ganz besonders machte sich Ludwig durch das, was er für die Rechtspflege that, um sein Volk verdient. Er begann zuerst in Frankreich dem grausamen Faustrechte, welches damals ganz Europa gewissermaßen zu einem Schlachtfelde machte, eine Schranke zu setzen, und Frankreich lernte unter ihm, was Deutschland zu der nämlichen Zeit ganz vergaß, daß der König der gerechteste Richter, sowie der beste und mächtigste Schützer des Volkes gegen den

Übermuth und Frevel der Reichen und Stolzen sei. Da Ludwig als gewissenhafter und kluger Mann nur solche Leute in seine Gerichte aufnahm, die das Vertrauen ihrer Mitbürger und die nöthige Geschicklichkeit besaßen, so waren seine Gerichte die gerechtesten, verständigsten und kräftigsten, und seine unbestechliche bürgerliche Rechtlichkeit, welche nie durch Staatsklugheit bestimmt wurde, war so allgemein anerkannt, daß selbst die größeren Vasallen in ihren blutigen Fehden sich an ihn als Schiedsrichter wandten, und daß sein gerechter Ausspruch, dem die königliche Macht Nachdruck gab, sehr oft dem Blutvergießen steuerte. Auf diese Weise erhielt er immer mehr Gelegenheit, die Territorialgerichtsbarkeit zu beschränken und dagegen den Wirkungskreis des königlichen Gerichtshofes auszudehnen. Auch wußte er, des Widerspruchs der Bischöfe ungeachtet, die Gerichte der geistlichen Obergewalt zu entziehen In seinen Kronlanden verbot er, obgleich er sonst ängstlich auf Sitte und Gebrauch hielt, den gerichtlichen Zweikampf. Berühmt endlich sind seine sogenannten Plaids de la porte oder Billigkeitsgerichte, zu deren Beisitzern er nicht eigentliche Richter, sondern nur rechtliche Leute wählte. Er hielt sie im Sommer unter einer lange Zeit hindurch verehrten Eiche zu Vincennes und in seinem Garten zu Paris, wo Alle ohne Unterschied Zutritt zu ihm hatten. Für die Wissenschaften that er ungemein viel. Seine Frömmigkeit hinderte ihn nicht, auch das Studium und den Einfluß des Aristoteles zu dulden, während der Pabst und die Kirche nachdrücklich dagegen arbeiteten; er nahm sogar an den mohammedanischen Fürsten, deren Bücherſammlungen er auf seinem ersten Kreuzzuge kennen gelernt hatte, ein Beispiel, um den Grund zu einer Bibliothek zu legen, welche nicht blos, wie die meisten anderen des Mittelalters, geistliche Bücher enthalten sollte.

Frei von Schwächen war freilich Ludwig nicht; er war vielmehr, da er eine tiefe Seele und viel Gefühl mit großem Ernste verband, ein recht schwacher Mensch. Das zeigte sich in der heftigen Strenge, mit welcher er sogar bloße Worte bestrafte; denn er ließ manchmal Leute wegen einer Blasphemie verstümmeln oder tödten, und selbst der Pabst glaubte ihn bitten zu müssen, in solchen Fällen nicht zu strenge zu sein. Es zeigte sich ferner in seiner Zuneigung zu den Dominikanern und Franziskanern, die sich

damals, wie die Jesuiten im siebenzehnten Jahrhundert, in alle weltlichen und geistlichen, gelehrten und politischen, diplomatischen und Familien-Angelegenheiten eindrängten, und sich überall der Wissenschaften und Lehrstühle bemächtigten. Er begünstigte diese Geistlichen, weil er zu viel aufs Äußere sah und die Bettelmönche, welche den Wolf unter dem Schafpelze vortrefflich zu verbergen verstanden, allein unter allen Geistlichen jener Zeit den ersten Predigern des Evangeliums äußerlich glichen. Auch beschuldigte man ihn, daß er zu viele Zeit mit Beten und mit dem Besuchen der Messe verliere; er selbst hat sich aber gegen diesen Vorwurf am besten gerechtfertiget, indem er seinen Tadlern einst eine Antwort gab, die zugleich seine Menschenkenntniß und seinen klaren Begriff von den Pflichten des Regenten beweist. Er sagte nämlich: „Wenn ich doppelt so viel Zeit auf das Würfelspiel, auf die Jagd und auf den Vogelfang verwendete, so würde mich niemand darüber tadeln.“ Die beste Antwort wäre eigentlich eine Hinweisung auf den Charakter und das Leben seines Bruders Karl von Anjou gewesen, dem man das viele Beten nie vorwerfen konnte. Daß Ludwig die Grenze zwischen dem, wozu ihn sein Gefühl hinriß, und dem, was sein Verstand ihn lehrte, genau kannte und da, wo es nöthig war, einzuhalten wußte, bewies er durch zwei höchstwichtige allgemeine Verordnungen, die er gerade in der Zeit erließ, wo er seinen allerdings unnützen zweiten Kreuzzug gegen die Ungläubigen rüstete. Zuerst gab er 1269 die berühmte pragmatische Sanction, durch welche er den Mißbräuchen in der Besetzung geistlicher Stellen und den Anmaßungen des römischen Stuhles steuerte, alle Gelderhebungen des Pabstes, zu denen nicht der König seine besondere Einwilligung ertheilte, strenge verbot, und die Privilegien der französischen Kirche aufs neue bekräftigte, ohne daß der Pabst es wagen konnte oder durfte, sich dagegen zu erheben. Ein Jahr später ließ er die unter dem Namen Etablissements de St. Louis bekannte Gesetzsammlung machen, oder vielmehr er gründete auf das Herkommen und das alte Recht eine neue Rechtsverfassung Frankreichs, welche das Unklare bestimmte und das Harte milderte.

Dies sind die wichtigsten Anordnungen, welche Ludwig der Heilige für die inneren Angelegenheiten und Verhältnisse seines

Reiches traf. Wären seine Nachfolger hierin nur einigermaßen in seine Spuren getreten, so würde in Frankreich die eigentliche Monarchie viel früher und auf eine weit edlere Weise gegründet und eingerichtet worden sein, als nachher unter Ludwig XI. geschah. Auch in den Verhältnissen zu anderen Staaten blieb der fromme, edle und rechtliche König stets seinem Charakter getreu. Er ward ein Wohlthäter des unglücklichen Landes, das in Folge des Albigenser-Krieges noch während seiner Minderjährigkeit an Frankreich kam (s. S. 267 und 270). Er bewährte seine wahrhaft fromme und rechtliche Gesinnung und zugleich seinen verständigen Sinn in dem Streite zwischen dem weltlichen und geistlichen Oberhaupte der abendländischen Christenheit (s. S. 302), sowie bei dem Raube, der von Seiten des Letzteren an dem Erbe der Hohenstaufen begangen ward (s. S. 314). Er schloß mit seinen Nachbarn im Westen und Norden Frieden auf billige Bedingungen, um gemeinschaftlich mit ihnen die Feinde aller Christen bekämpfen zu können, 1258 mit dem Könige von Aragonien, der seit langer Zeit gewisser Ansprüche wegen Frankreich bekriegte, und im folgenden Jahre mit Heinrich III. von England. In Betreff des Letzteren besonders war er weit entfernt, aus den damaligen Unruhen in England Vortheil ziehen zu wollen; er schloß vielmehr gegen den ausdrücklichen Willen der französischen Großen einen Frieden, welcher beiden Theilen vortheilhaft war. England behielt damals von seinen früheren Besitzungen in Frankreich Limousin, Perigord, Agenois, Quercy und einen Theil des Landes Saintonge als französisches Kronlehen. Endlich zwang der gerechte Ludwig seinen habsüchtigen Bruder Karl, der beim Streite Johann's von Avesnes mit den Brüdern Dampierre (s. S. 409 f.) das ganze Hennegau an sich gerissen hatte, seinen Raub wieder herauszugeben.

Als Ludwig aus Frömmigkeit einen zweiten Kreuzzug beschloß, zeigten die französischen Großen und Ritter durchaus keine Lust, ihn zu begleiten; er gewann aber die meisten seiner Freunde durch Freundlichkeit und Liebe, sowie viele Andere durch die Erinnerung an die Schmach, in einer Sache, wo es Glauben und Ehre galt, ihren ritterlichen König im Stich gelassen zu haben. Ehe übrigens Ludwig abreiste, beschäftigte er sich zwei Jahre lang mit den Anordnungen für sein Reich, damit dasselbe auch während seiner

Abwesenheit in seinem Sinne regiert werde. Seiner Gemahlin Margaretha, einer Tochter Raimund Berengar's von Provence (s. S. 312), gab er keinen Antheil an der Regentschaft, obgleich ihr derselbe dem Herkommen nach gebührt hätte, sowie er sie denn überhaupt während seines ganzen Lebens stets mit Mistrauen und Strenge behandelte. Der Grund, warum Ludwig seinen Zug gegen Tunis richtete, und der unglückliche Ausgang dieses Zuges ist bereits früher (S. 247 f. und 326) berichtet worden. Zu den Tausenden, welche dabei den pestartigen Wirkungen des Klima's, des Wassermangels und der Entbehrung erlagen, gehörte der fromme König selbst: er starb am 25. August 1270.

Sein Sohn und Nachfolger, Philipp III. der Kühne, welcher mit dem Vater nach Tunis gezogen war, setzte den eigentlich zur Wiedereroberung des heiligen Grabes unternommenen Kreuzzug nicht fort, sondern kehrte, nachdem er mit dem Beherrscher von Tunis Frieden geschlossen hatte, nach Frankreich zurück. Er war hier kaum angelangt, als er durch den Tod seines Oheims Alphons (s. S. 267 und 270) Erbe aller der Güter ward, welche dieser theils als eigene Besitzung, theils als Eigenthum seiner Gemahlin vereinigt hatte. Philipp erhielt damals die Länder Toulouse, Rouergue, Agenois, Quercy, Venaissin, Aunis, sowie Theile von Albigeois, Poitou, Auvergne und Saintonge. Von diesen Erwerbungen trat er nachher (1279), in Gemäßheit des zwischen seinem Vater und Heinrich III. geschlossenen Vertrags, Agenois an den englischen König Eduard I. ab, sowie 1274 das im Norden der Dürance und im Osten der Rhone gelegene Ländchen Venaissin an den päbstlichen Stuhl, welcher Ansprüche an dasselbe hatte, und in dessen Besitz es bis zum Jahre 1791 geblieben ist. Obgleich die von Alphons ererbten Länder, welche einen großen Theil von Südfrankreich umfaßten, anfangs unter eine besondere Verwaltung gestellt und erst 1361 dem Reiche ganz einverleibt wurden, so erlitten sie doch durch die Vereinigung mit dem übrigen Frankreich wesentliche Veränderungen. Ihre Bewohner hatten bisher bedeutende Freiheiten und Rechte besessen, und durch Alphons und seine Gemahlin war zuletzt noch sehr viel zur Vermehrung des Wohlstandes und zur Hebung des Verkehrs geschehen; das änderte sich, sobald das Land unter die Verwaltung

und Justiz des französischen Königs kam, obgleich Philipp die Privilegien und Gewohnheitsrechte seiner neuen Unterthanen anerkannte. Auch der benachbarte Graf von Foix empfand bald, daß ein anderer Herr in seiner Nähe gebiete. Er hatte eine Fehde mit dem Herrn von Casaubon, ward, als dieser französische Hülfe anrief, von Philipp besiegt, und mußte seine Streitsucht im Kerker büßen.

Nicht lange nachher bot sich dem Könige Philipp eine Gelegenheit zur Erweiterung seiner Macht im Westen dar. Das spanische Königreich Navarra war 1234 dadurch, daß der Graf Thibaut III. von Champagne, ein französischer Vasall, die Erbin desselben geheirathet hatte, in eine innige Beziehung zu Frankreich gekommen. Der Enkel Thibaut's, Heinrich I., hinterließ bei seinem Tode (1274) nur eine Tochter, Johanna, und hatte ausdrücklich verfügt, daß dieselbe unter französischer Vormundschaft erzogen und mit einem französischen Prinzen vermählt werden sollte. Dies misfiel den Ständen von Navarra; sie empörten sich, die Könige von Aragonien und Castilien suchten die Gelegenheit zur Vergrößerung ihres Reiches zu benutzen, und Philipp, welcher Johanna mit seinem Sohn und Nachfolger, Philipp IV., verlobte, schritt mit bewaffneter Hand ein. Es gelang dem von ihm zum Statthalter von Navarra ernannten Eustache von Beaumarchais, das Land unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Dieser erlaubte sich aber sogleich Eingriffe in die Rechte des Landes, was in jenen Zeiten, wo man an dem Hergebrachten festhielt, eine doppelt große Unvorsichtigkeit war, und mußte deshalb das Land bald wieder räumen. Darauf erschien ein neues französisches Heer in Navarra, nahm die Hauptstadt Pampeluna mit Sturm, und schreckte durch arge Gräuel die anderen Städte und die Vasallen des Landes zum Gehorsam. Als auf diese Weise Navarra unter die französische Vormundschaft gebeugt worden war, wandte sich Philipp gegen Castilien, um dessen Thron die beiden Söhne seiner mit einem castilianischen Prinzen vermählten Schwester und der Großvater und Oheim derselben stritten. Der Pabst that jedoch Einsprache, und Philipp mußte sich zu Unterhandlungen bequemen. Diese führten zwar zu keiner Entscheidung, hatten aber den Erfolg, daß Philipp die castilianische Sache ruhen ließ, um sich anderen

Dingen zuzuwenden. Gleich darauf ließ er sich vom Pabste, welcher Aragonien seinem Sohne, Karl von Valois, schenkte, in einen Krieg mit diesem Staate verwickeln, dessen bereits oben (s. S. 335 f.) gedacht worden ist. Die Eroberung von Girona war Philipp's einzige Waffenthat in diesem Kriege. Wenige Wochen nachher starb er (1285), und sein ältester Sohn, Philipp IV. mit dem Beinamen des Schönen, folgte ihm in der Regierung.

5. Philipp IV. von Frankreich und Eduard I. von England bis zum Anfang des Streites zwischen Philipp und dem Pabst Bonifacius VIII.

Philipp IV. mußte zugleich mit der Krone den von seinem Vater begonnenen Krieg mit Aragonien übernehmen, war aber darin nicht glücklicher als dieser, und verstand sich daher bald zu den bereits früher (S. 335 f.) erwähnten Friedensunterhandlungen. In diesen Unterhandlungen spielte Eduard I. von England, welcher kurz vorher (1286) dem Könige von Frankreich ohne Weigerung den Vasallen-Eid geleistet und sogar einen Vertrag mit ihm unterzeichnet hatte, als Vermittler eine sehr verdächtige Rolle. Man warf ihm in Frankreich allgemein vor, daß er nicht aufrichtig sei und unter dem Schein der Vermittelung ein geheimes Einverständniß mit den Feinden des Königs verberge, und in der That unterhielt Eduard viele und zweideutige Verbindungen mit Aragonien und Castilien. Den Unwillen seiner Landsleute gegen Eduard und die Engländer suchte Philipp zu benutzen, um das, was er jenseit der Pyrenäen nicht hatte erwerben können, diesseits zu erlangen und die Engländer ganz aus Frankreich zu verdrängen. Ein Vorwand zum Kriege war leicht gefunden. Im Jahre 1293 begannen die Franzosen ihren Angriff auf die englischen Besitzungen in Frankreich. Die Umstände waren für Philipp sehr günstig; denn Eduard hatte sich so tief in die schottischen Angelegenheiten verwickelt, daß er nicht mehr zurückgehen konnte, die Bewohner von Wales empörten sich aufs neue gegen ihn, und die Schotten traten mit den Franzosen in Verbindung. Eduard sah sich daher genöthigt, gleich anfangs Unterhandlungen anzubieten. Er schickte seinen Bruder Edmund nach Frankreich, und es ward 1294 eine Übereinkunft abgeschlossen, vermöge deren Philipp auf

friedlichem Wege zum Besitze dessen kam, was er mit den Waffen in der Hand schwerlich erlangt haben würde, weil Eduard's Statthalter in den englisch-französischen Landen die tapferste Gegenwehr gerüstet hatte. Der englische König, der sich vielleicht seinen unruhigen Unterthanen in Frankreich gegenüber auf diese Weise besser setzen zu können glaubte, ging die sonderbare Bedingung ein, daß er als eine Art von Genugthuung für Philipp viele feste Städte von Guyenne zum Schein in dessen Hände übergeben wolle, welche dann von Philipp wieder geräumt werden sollten. Eduard erfüllte getreulich die übernommene Verpflichtung; Philipp dagegen, der herrschsüchtigste und habgierigste aller Könige, brach sein Wort und gab das besetzte Land nicht wieder heraus. Natürlich hatte dies einen neuen Krieg mit England zur Folge. Eduard ließ dem treulosen Philipp sogleich die Freundschaft und die Lehenspflicht aufkündigen, wozu er sich zweier Doctoren der Theologie vom Dominikaner- und Franziskaner-Orden bediente, ein neuer Beweis, daß damals die Bettelorden ebenso dem Kabinet der Könige, wie dem Bauernhause die Rathgeber und Aushelfer lieferten.

Beide Theile suchten sich durch Bundesgenossen zu verstärken, und Eduard erwarb sich dieselben ganz nach neuerer Weise durch Subsidien. Er gewann den deutschen König Adolf von Nassau, der nachher die empfangenen Gelder für seine eigenen Bedürfnisse verwendete, und sich dadurch den Tadel der Deutschen, wie den Spott der Franzosen zuzog (s. S. 437). Außerdem schloß er mit den Holländern und Seeländern, mit den Grafen von Bar, von Brabant und von Geldern Bündnisse; auch die Grafen von Savoien und Burgund nahmen Geld von ihm, leisteten jedoch nichts dafür. Selbst der Graf von Flandern, Veit oder Guido von Dampierre, ließ sich mit Eduard in eine geheime Verbindung ein, und ward deshalb nebst seiner Tochter, die er dem englischen Könige zu verloben gedachte, von Philipp festgenommen. Auf Seiten Frankreichs erscheinen als Verbündete der schottische König Balliol, Albrecht von Östreich, Graf Humbert von Vienne oder Dauphiné, die Herren von Longwy und Chatillon, ja sogar einige Städte Castiliens und die Communen von St. Sebastian und Fontarabia. Das für den Krieg nöthige Geld ließ Philipp ohne Rücksicht auf Murren und Unzufriedenheit vom Volke beitreiben.

Ebenſo machte es Eduard, der übrigens den Vortheil hatte, daß die Engländer ſeine Sache als Nationalſache anſahen. Doch begnügte ſich der Letztere nicht mit den Anſtrengungen des Patriotismus, ſondern er requirirte ohne Rückſicht auf Privilegien das Fehlende militäriſch und plünderte unter Andern ſogar alle Klöſter ſeines Landes aus. Sein entſchiedenſter Bundesgenoſſe im Kriege war der Graf von Flandern. Philipp hatte dieſen bald nach ſeiner Verhaftung wieder freigelaſſen, ſeine Tochter aber, damit der Vater ſie nicht ohne Einwilligung ſeines Lehensherrn verheirathe, in Paris zurückgehalten. Veit ſah dies als eine freventliche Vernichtung des Lehensbandes an, kündigte dem Könige ſeine Vaſallenſchaft auf, ſchloß einen förmlichen Allianz-Vertrag mit Eduard, und erließ eine Kriegserklärung gegen Frankreich. Dies mußte ohne Eduard's kräftige Unterſtützung die gefährlichſten Folgen für Flandern haben; Eduard ſchloß aber, um ſich gegen die Schotten wenden zu können, ſowohl damals (1296), als auch im folgenden Jahre einen Waffenſtillſtand mit Frankreich, und verwandelte ihn 1299 in einen einſtweiligen und 1303 in einen ewigen Frieden, in welchem er Guyenne zurückerhielt, eine Vermählung mit Philipp's Schweſter einging, und den Grafen von Flandern aufopferte. Auf dieſe Weiſe ward dann zu derſelben Zeit, als Eduard einen Vernichtungskrieg gegen die Schotten führte, der Graf Veit von Philipp mit ſeiner ganzen Macht bekriegt.

Beide Könige trachteten die von ihnen angegriffenen Länder ihrem Reiche einzuverleiben; Philipp fand aber in Flandern eine franzöſiſche Partei, die man die Partei der Lilie nannte, und hatte an ihr eine beſſere Stütze, als Eduard an den wenigen Schotten, die ſich ihm verkauft hatten. Philipp rüſtete 1297 ſeine ganze Volks- und Lehensmacht, und dieſe brach unter ſeiner eigenen und des Grafen Robert von Artois Führung von zwei Seiten her in Flandern ein. Bei Fürnes traf der Graf von Artois mit dem flandriſchen Heere zuſammen, brachte ihm eine Niederlage bei, und nöthigte die dadurch von Philipp belagerte Stadt Lille, ſich zu ergeben. Gerade damals kam Eduard nach Flandern. Er hatte den deutſchen König Adolf, den Grafen Heinrich von Bar und andere Verbündete anzutreffen gehofft, ſah ſich aber getäuſcht. Auch erfuhr er, daß die flandriſchen Städte Damme, Brügge und

Gent, die bedeutendsten Fabrik- und Handelsorte der damaligen Welt mit Ausnahme der italiänischen, sich mit den Franzosen eingelassen hätten. Außerdem erhoben sich auch, als er kaum in Flandern angekommen war, die so eben erst unterworfenen Schotten aufs neue. Er fand daher die Lage seines Bundesgenossen so bedenklich und seine eigene Anwesenheit in England so nöthig, daß er damals den zuvor erwähnten Waffenstillstand schloß (1297). Dieser zweijährige Waffenstillstand, in welchen auch der Graf von Flandern mit aufgenommen wurde, ließ die bedeutendsten Städte des Landes, wie Lille, Brügge und Douai, in den Händen der Franzosen. Nach Ablauf desselben (Ende 1299) rückte Philipp's Bruder, der unter dem Namen des Königs ohne Land bekannte Karl von Valois, in Flandern ein, eroberte mehrere Städte, und erfocht bei Damme einen entscheidenden Sieg über Veit's ältesten Sohn, Robert. Eduard konnte damals nicht nach Flandern kommen, weil er selbst mit den schottischen Angelegenheiten beschäftigt, seine Leute aber ihm theils über seine ewigen Kreuzzüge und die dadurch herbeigeführten Willkürlichkeiten zürnten, theils zu wenig geneigt waren, ihr von schottischen Verheerungen bedrohtes Land zu verlassen und über das Meer zu ziehen. Er schloß daher nach jenem Siege Karl's von Valois Frieden mit Frankreich, und überließ den Grafen von Flandern seinem Schicksal. Dieser verzagte jetzt, und erbot sich gegen Karl, sich unter bestimmten Bedingungen zu unterwerfen, seine festen Plätze den Franzosen zu öffnen und sich seinem Lehensherrn in Paris zu stellen. Karl ging diese Bedingungen ein, und im Vertrauen auf sein Wort begab sich Veit mit seinen Söhnen nach Paris. Hier ward er von Philipp aufs rauheste behandelt, von seinen Söhnen getrennt und ebenso, wie diese, gefangen gesetzt. Außerdem entriß ihm Philipp sein Land, zog es als ein der Krone anheim gefallenes Lehen ein, und ließ es durch seine Beamten verwalten. Das Schicksal des Grafen Veit, der schon gleich nach seiner Freilassung aus der ersten Haft sich seiner Tochter wegen an den Pabst Bonifacius VIII. gewendet hatte, trug nicht wenig zur Entwickelung des Zwistes bei, der zwischen Bonifacius und Philipp entstand. Dieser Zwist eines tyrannischen, habgierigen und ungerechten Königs mit einem ihm völlig gleichen Pabste gab nachher den Anlaß zur festeren Begründung der fran-

zösischen Kirchenfreiheiten, und alle europäischen Regenten hätten daraus lernen können, wie sie es anfangen müßten, um Religion und Kirche aus den Klauen der ungläubigen Italiäner, die sich Kardinäle und Päbste nannten, zu erretten. Er steht aber in engem Zusammenhange mit den Begebenheiten des folgenden Jahrhunderts, und kann daher erst später dargestellt werden.

Was Eduard und die schottischen Angelegenheiten betrifft, so hatte Johann Balliol, um der völligen Unterdrückung durch Eduard zu entgehen, 1295 einen geheimen Vertrag mit dem französischen König geschlossen. Das konnte dem König Eduard nicht unbekannt bleiben, er nahm deshalb seine Maßregeln. Um gewiß zu sein, wie er mit Schottland eigentlich daran sei, forderte Eduard Johann Balliol zuerst auf, allen Verkehr mit Frankreich einzustellen, und verlangte dann die Herausgabe der drei bedeutendsten schottischen Festungen als Unterpfänder seiner Treue. Diese konnte Johann Balliol unmöglich in die Hände eines Nachbarn geben, dessen eigentliche Absichten ihm längst kein Geheimniß mehr waren. Eduard zog darauf ein Heer zusammen, und setzte sich gegen Schottland in Bewegung, war aber in nicht geringer Verlegenheit, weil er der Sitte und dem Rechte jener Zeit gemäß einen Vasallen nicht bekriegen durfte, ohne ihn vorher in den gehörigen Terminen vorgeladen und vor ein Gericht der Pairs gestellt zu haben; die Schotten und Johann selbst halfen ihm jedoch aus der Verlegenheit. Die Ersteren begannen durch Überrumpelung und Tödtung einer englischen Schaar die Feindseligkeiten zuerst, und der Letztere entband dadurch, daß er seine Lehensverbindlichkeit dem englischen Könige schriftlich aufkündigte, die Engländer von jeder Scheu vor der Verletzung heiliger Rechte. Nach dem Einfall der Engländer in Schottland ward der Krieg schnellen entschieden, als Eduard selbst hatte erwarten können, da die Feigheit und Ungeschicklichkeit des Königs, sowie die Uneinigkeit und die schlechten Maßregeln der Nation sich gewissermaßen vereinigten, um den Untergang des Landes herbeizuführen. Der ehemalige Mitbewerber Johann Balliol's, Robert Bruce, schloß sich mit einigen Anderen an die Engländer an, während die ganze übrige Nation die Sache als eine gemeinschaftliche Sache ansah, und ihrem Könige in der Person von zwanzig weltlichen Großen und vier Bischöfen

eine Art von Vormundschaft bestellte; dann lieferten die Schotten den Engländern bei Dunbar eine Schlacht, sie machten aber ihre Anordnungen für dieselbe sehr schlecht, und wurden mit großem Verluste geschlagen; endlich zeigte sich der König feige, weil er nach dieser einzigen Schlacht an seiner und seines Landes Rettung verzweifelte, von allen seinen Großen begleitet freiwillig in das englische Lager ging, sich gefangen gab, und seinem Reiche entsagte (1296). Selbst die Hochländer unterwarfen sich, und Eduard ward innerhalb sechs Monaten Herr vom ganzen Lande. Er hielt einen Mann, der eine Rolle gespielt hatte, wie sie Johann vom ersten Anfange an spielte, höchstwahrscheinlich für sehr unbedeutend; er entließ ihn daher auch wieder aus der Haft, und Johann, welcher in der That alle Lust König zu sein verloren hatte, trat für immer in den Privatstand zurück. Er begab sich in die Normandie, woher seine Familie stammte, wo sie bedeutende Güter besaß, und wo sie sich bis in die neueren Zeiten erhalten hat. Eduard vernichtete vor seiner Rückkehr nach England alle Zeichen der Unabhängigkeit Schottlands, und nahm selbst den alten Königsstein zu Scone mit sich, auf welchem die schottischen Könige gekrönt wurden.

Nachdem Eduard den schottischen Krieg unerwartet schnell und glücklich beendet hatte, richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Wiedereroberung der französisch-englischen Lande. Ein Krieg jenseit des Meeres konnte jedoch ohne Geld nicht geführt werden, Geld war aber ohne Umgehung der Verfassung nicht zu erlangen, und die Engländer hatten unter der Regierung Heinrich's III. zu gut auf die Umstände merken gelernt, als daß sie sich in der damaligen Lage der Dinge eine willkürliche Besteuerung ungestraft hätten gefallen lassen. Eduard versuchte sich zuerst an der Geistlichkeit; als diese nichts zahlen wollte, entzog er ihr seinen richterlichen Schutz, wodurch sie der raubgierigen Ritterschaft preisgegeben wurde. Dies beugte den Stolz der Geistlichen, sie zahlten den fünften Theil ihrer Güter, und von allen verharrte nur der Erzbischof von Canterbury bei seiner Weigerung; Eduard ließ dafür seine Güter einziehen, der Erzbischof aber war von der Zeit an der Mittelpunkt aller Verbindungen gegen den König. Nachdem auf diese Weise der Klerus besteuert worden war, faßte Eduard auch den Bürgerstand an; er erhob von ihm eine sehr beträcht-

liche Abgabe, die auf das Hauptproduct Englands, die Wolle, gelegt ward. Endlich suchte er seine größeren Vasallen zum Kriegsdienste zu zwingen. Dies mislang gänzlich, und als er hierauf die kleinen Lehensleute nöthigen wollte, den Zug über das Meer in seinem Solde mit zu machen, brach ein Sturm los, den er nur durch große Aufopferungen beschwichtigen konnte (1297). Die größeren Vasallen überreichten ihm, als er nach Flandern übersetzen wollte, eine schriftliche Vorstellung, in welcher sie sich nicht nur über die bisherigen Eingriffe in die Verfassung beschwerten, und drohend die Bestätigung der unter Heinrich III. ertrotzten Privilegien forderten, sondern auch ihren ernsten Tadel aussprachen, daß er in einer Zeit, wo England von den Raubanfällen der Schotten bedroht sei, einen Zug über das Meer unternehmen wolle. Eduard wich einer bestimmten Erklärung aus, und antwortete: da seine Staatsräthe bereits nach Flandern abgegangen seien, so könne er in dieser Sache noch keinen Beschluß fassen. Doch versprach er die Privilegien bestätigen und die Beschwerden abstellen zu wollen. Kaum war er aber nach Flandern abgesegelt, als die Großen sich mit den unzufriedenen Bürgern von London verbanden, und aufs nachdrücklichste ihre Forderungen wiederholten. Dies erpreßte dann endlich (September 1297) von Eduard die Urkunde, in welcher er förmlich und feierlich die Magna Charta und die von Heinrich III. gewährte Forsten-Charta bestätigte, und die Verpflichtung einging, künftighin ohne Zustimmung des Parlaments keine Abgaben mehr zu erheben.

In Flandern sah sich Eduard von den Verbündeten, auf deren Beistand er gehofft hatte, getäuscht, und erfuhr zugleich, daß in Schottland eine allgemeine Empörung ausgebrochen sei. Er gab daher den Grafen Veit auf, schloß einen Waffenstillstand mit Philipp IV. und eilte nach England zurück. Unter den Schotten war ein junger Mann von geringer Herkunft, Wilhelm Wallace, den man schon oft mit dem Lusitanier Viriathus (s. Th. III. S. 447 f.) verglichen hat, aufgetreten, und hatte eine immer größer werdende Anzahl seiner Landsleute um sich vereinigt, mit der er dann nicht nur die englischen Truppen aus seinem Vaterland vertrieb, sondern auch bis tief in England hinein grausame Verwüstungen ausübte. Da er jedoch als bloßer Privatmann keine Familienverbindungen hatte, und keine Clienten durch die Bande des

Lehens an ihn gefesselt waren, so folgten ihm die Leute von Familie nur ungern, und es war also an Einheit der Maßregeln nicht zu denken. Eduard bot gleich nach seiner Rückkehr die ganze Kriegsmacht von England auf, drängte Wallace und seine Schotten zurück, und brachte ihnen in der Schlacht bei Falkirk eine völlige Niederlage bei (Juli 1298). Die Zahl der dabei gebliebenen Schotten wird auf nicht weniger als zwanzigtausend angegeben, und wenn man bedenkt, daß Eduard den rohen Haufen Wallace's eine zahlreiche und vorzügliche Reiterei entgegen führte, und daß dieser gegen dieselbe keine besseren Anstalten zu treffen wußte, als die Errichtung eines aus Pfählen und Seilen bestehenden Zaunwerkes zwischen beiden Heeren, so wird man sich weder über diese Zahl, noch über den unglücklichen Ausgang des Treffens überhaupt verwundern. Doch konnte Eduard seinen Sieg nicht zu einer vollständigen Unterwerfung benutzen, weil sich damals der Erzbischof von Canterbury, der Pabst und die englischen Großen gegen ihn erhoben. Während er nämlich unter barbarischen Verwüstungen und Grausamkeiten den Schotten bis in die unzugänglichen Gegenden ihres Landes nachsetzte, und diese ihn von der Verbindung mit England fast ganz abschnitten, versammelten sich (1299) in London die noch immer unzufriedenen Großen, und der rachgierige Erzbischof von Canterbury eilte, obgleich die Schotten jeden Engländer, der nicht unter starker Bedeckung reiste, niederhieben, nach Schottland, um als Legat des Pabstes dem König ein Schreiben desselben zu überbringen, in welchem sich Bonifacius VIII. zum Richter in den Angelegenheiten Englands und Schottlands aufwarf. Dieser Schritt des Pabstes war um so überraschender, als Bonifacius früher ebenso, wie Philipp IV., den König Johann Balliol seinem Schicksal überlassen hatte, ungeachtet der päbstliche Stuhl schon bei der ersten Mishandlung Balliol's durch Eduard um Hülfe angerufen worden war. Eduard suchte vor allen Dingen seine Barone zu beschwichtigen; er bequemte sich nicht allein ihre Privilegien nochmals, selbst ohne die anfangs von ihm eingeschobene Clausel „unbeschadet der Rechte der Krone" zu bestätigen, sondern er willigte auch ein, daß ganz besondere Maßregeln zur Aufrechthaltung derselben und als Gegenmittel gegen die möglichen Eingriffe der Regierung getroffen würden. Gegen den

Pabſt half er ſich, von den Schotten überall bedrängt, dadurch, daß er ihn zuerſt eine Zeitlang hinhielt, dann in ſeiner Antwort die ſchottiſche Sache für eine von dem Parlament zu verhandelnde Reichsangelegenheit der Engländer erklärte, hierauf den ſchottiſchen Krieg für einige Zeit aufgab, ſein ganzes Heer entließ, und die engliſchen Großen, denen er durch neue Willkürlichkeiten ſchon wieder Anlaß zu Beſchwerden gegeben hatte, nicht nur beruhigte, ſondern auch zu gemeinſchaftlichen Schritten gegen den Pabſt bewog. Die engliſchen Stände ſchickten 1301 von Lincoln aus, wo Eduard ſie verſammelt hatte, an Bonifacius ein Schreiben, in welchem ſie jede Einmiſchung desſelben in die Angelegenheiten Englands und Schottlands mit recht derben Worten zurückwieſen.

Nachdem ſich Eduard auf dieſe Weiſe mit ſeinen Unterthanen und mit dem Pabſte geſetzt und die Schweſter des franzöſiſchen Königs geheirathet, ſeinen Sohn Eduard II. aber mit deſſen Tochter verlobt hatte, zog er aufs neue gegen die Schotten zu Felde (1303). Von dieſen hatte unterdeſſen ein Theil die Partei des engliſchen Königs genommen, Wallace aber an der Spitze der Übrigen die im Lande zurückgebliebenen Engländer mit Glück bekämpft. Als endlich Eduard aufs neue in Schottland erſchien, erbot ſich auch die letztere Partei zur Unterwerfung, wenn nur wieder ein eigener König im Lande eingeſetzt würde. Eduard ging aber nicht hierauf ein, und der Zerſtörungskrieg dauerte fort. Wallace traf jetzt ganz andere Maßregeln, als früher. Er richtete den Krieg auf die Art ein, wie er der Eigenthümlichkeit des Landes und den leichten ſchottiſchen Waffen angemeſſen war, mied jede offene Feldſchlacht, und ſuchte dagegen durch Hin- und Herzüge, durch Überfälle, Hinterhalte und kleine Gefechte den Engländern zu ſchaden. Auch tödtete er ihnen ſo viele Leute, daß ſie noch einmal das Land räumen mußten. Er bewährte damals ſein Feldherrn-Talent aufs glänzendſte; denn er wußte den geſchwächten Muth ſeiner Landsleute ſtets neu zu beleben, mit unermüdetem Eifer das Verlorene jedes Mal dem Feinde wieder zu entreißen, immer neue Heere zu ſchaffen und ſtets den letzten entſcheidenden Vortheil zu behaupten. Eduard zeigte daher auch jetzt größeren Ernſt, als jemals zuvor; doch hatte er ſchon vorher die Gerichte des Kingsbench und des Exchequer, welche von der Perſon des

Königs unzertrennlich waren, von London nach York verlegt, weil er entschlossen war, eher seine gewöhnliche Residenz, als seinen Eroberungsplatz gegen Schottland aufzugeben. Endlich unterwarf sich ihm ein großer Theil der aristokratischen Familien mit dem Lord Comyn, den diese früher zum Regenten ernannt hatten, weil sie sich unter die Leitung eines Mannes von geringer Herkunft nicht hatten stellen wollen. Nicht lange nachher wurde auch die ganze übrige Nation bis auf einen geringen Überrest unter die englische Herrschaft gebeugt (1304). Auch Wallace fiel in die Gewalt Eduard's, jedoch nicht durch seine eigene Schuld, sondern, wie einst Viriathus, durch den Verrath seiner Landsleute. Treulose Freunde verkauften den flüchtigen Helden an die Engländer. Eduard befleckte seinen Sieg nicht nur, wie bei jedem früheren Einfall, durch schändliche Grausamkeiten und Verheerungen, sondern auch durch empörende Ungerechtigkeit gegen den schottischen Helden. Er ließ ihn in Ketten nach London bringen, dort von einem englischen Gerichte, das selbst nach englischem Rechte für Verbrechen, die von Schotten in Schottland begangen wurden, nicht competent war, zum Tode verurtheilen und auf eine empörend grausame Weise hinrichten. Sein in vier Stücke zertheilter Körper ward in den vier größten Städten des Reichs zur Schau aufgehängt. Eine solche unvernünftige Grausamkeit hatte in Schottland dieselben Folgen, die sie überall zu haben pflegt, wo aus innerer Bewegung gegen äußere Gewalt gestritten wird: sie erbitterte die Gegner der neuen Herrschaft, sie machte dieselben zu unversöhnlichen Feinden derselben, und bald trat an die Spitze der Schotten ein Mann, der das, was Wallace gesäet hatte, zu pflegen und zur gedeihlichen Ernte zu bringen verstand.

Dieser neue Anführer der Schotten war der jüngere Robert Bruce, der Sohn des gleichnamigen Nebenbuhlers von Johann Balliol. Schon sein Vater war, nachdem er lange im englischen Heer gegen Wallace gefochten hatte, bei einer zufälligen Zusammenkunft mit diesem für die schottische Sache gewonnen worden und insgeheim mit seinen Landsleuten in Unterhandlung getreten, bald nachher aber gestorben. Er selbst ward, als er diese Unterhandlungen fortsetzte, durch Comyn verrathen, und entging nur mit genauer Noth der Verhaftung. Er floh 1306 von Eduard's Hofe unmittelbar nach Schottland, durchbohrte hier den Verräther Comyn

mit eigener Hand, und ließ sich dann zu Scone an der Stelle, wo früher der alte Königsstein gestanden hatte, auf die alte Weise zum König krönen. Auch er war jedoch dem englischen Könige im Kampf nicht gewachsen, und würde ebenfalls unterlegen sein, wenn dieser nicht durch die Grausamkeit, mit der er seine Siege befleckte, das schottische Volk aufs heftigste gegen sich erbittert hätte. Eduard wüthete auf seine gewöhnliche Weise im Lande, und ließ nicht nur alle Großen, die in seine Hände fielen, einkerkern und tödten, sondern mishandelte selbst die patriotischen Frauen. So ließ er z. B. die Gräfin von Buchan, die bei Robert Bruce's Krönung das Erbamt ihres abwesenden Bruders geübt und dem neuen Könige die Krone aufgesetzt hatte, in einen Käfig einsperren und auf der Mauer von Berwick dem Anblick des Volkes preisgeben. Bei Gelegenheit dieser Bestrafung gibt uns übrigens der Berichterstatter eine deutliche Beschreibung von dem, was man im Mittelalter unter der Strafe des Käfigs verstand; diese Art von Gefängniß war, wie derselbe sagt, eine kleine hölzerne Hütte, welche auf der Mauer errichtet wurde. Robert Bruce gewann sich durch mehrere Vortheile, die er erfocht, das Zutrauen seiner Landsleute, zog sich stets in sumpfige Gegenden zurück und unternahm von da aus unaufhörlich Züge. So oft er auch von Eduard geschlagen ward, so sammelte sich doch immer wieder das Volk um ihn; auf diesem beruhte aber damals das ganze Schicksal des Kampfes, weil die Großen und der wohlhabende Theil des niederen Adels durch die englischen Verheerungen einen großen Theil ihrer Bedeutung verloren hatten. Eduard war jedoch ebenso unermüdet im Zerstören der schottischen Macht, als Robert im Aufbauen derselben. Er ließ, als es diesem endlich gelang, die Engländer noch einmal zu verdrängen, ein allgemeines Aufgebot ergehen, und faßte ungeachtet seines Alters und seiner geschwächten Gesundheit den Entschluß, in eigener Person einen neuen und furchtbaren Zug gegen Schottland zu unternehmen. Auch hatte er bereits den größten Theil seines Heeres an der schottischen Grenze gesammelt, als er die Annäherung des Todes fühlte. Doch wollte er die Freude haben, auf schottischer Erde zu sterben, und ließ sich daher über die Grenze tragen. Sein Tod (1307) bahnte dem König Robert Bruce den Weg zum ruhigen Besitz des schottischen Thrones.

00099702

Digitized with financial assistance from

HT Parekh FOUNDATION

An Initiative by HDFC

WITH YOU, RIGHT THROUGH

on 27 November, 2018